Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Monatsblatt der Gesellschaft für Heimatkunde und Heimatschutz in der Mark Brandenburg, Berlin

1908

17 (1.1.2019)

Visual Library

5. 64 f., ~~104 f.~~ (2 mal!), 141 f. 144. 228 ff.! 406

Bln. 220. 435 ff.

a - 222

Rög. (Index 268)

Aas-

Tabakbau 419 ff.

Adel - 504

„Brandenburgia".

MONATSBLATT

DER

GESELLSCHAFT FÜR HEIMATKUNDE

DER

PROVINZ BRANDENBURG

ZU

BERLIN.

Unter Mitwirkung des Märkischen Provinzial-Museums

herausgegeben

vom

Gesellschafts-Vorstande.

DEUTSCHE AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN ZU BERLIN
Brandenburg-Berlinisches Wörterbuch
1
394

Landesgeschichtliche Vereinigung für die Mark Brandenburg

XVII. Jahrgang 1908/1909.

Berlin 1909.
Druck und Verlag von P. Stankiewicz' Buchdruckerei
Bernburgerstrasse 14.

Touristenklub für die Mark Brandenburg • Berlin

2512

Universität Potsdam
Universitäts-
bibliothek
Inventarnr.
16003299

Das alte und neue Potsdam.

Ein Vor- und Rückblick.

Von **Robert Mielke.**

Potsdam ist, künstlerisch betrachtet, eine der einheitlichsten Stadtschöpfungen in Preußen. Ja, ich möchte behaupten, daß es in dieser Beziehung, von den neuzeitlichen Gartenstädten abgesehen, einzigartig dasteht. Kunstgeschichtlich erhält die Stadt dadurch noch eine erhöhte Bedeutung, daß man die ältere Architektur Berlins erst richtig würdigen kann, wenn man sie über Potsdam betrachtet. Hier haben viele der bedeutenden Baukünstler, die Memhard, Schmids, Nering, Grünberg, de Bodt, von Knobelsdorf, Gontard u. a., die der preußischen Hauptstadt den architektonischen Charakter gaben, im 18. Jahrhundert mehr oder minder stark gewirkt; hier ist eine der Werkstätten, in denen die fließende Spätrenaissance-Bewegung für lange Zeit Halt machte, um jene Kunstwelt zu schaffen, die wir mit großem Recht als ein deutsches Rokoko bezeichnen. Kaum ein halbes Jahrhundert hatte die Zeit dieser Kunst gedauert; was aber als Ergebnis weit über Deutschlands Grenzen die Augen der Zeitgenossen auf sich zog, war eine fast gänzlich neu geschaffene Stadt, war das königliche Potsdam. Wer heute durch einzelne Straßen geht, kann sich noch zurückversetzen in die Zeit friderizianischer Baufreudigkeit, da die sichere Grundlage des Handwerks die widerstrebendsten Einflüsse zu einer starken künstlerischen Stimmung vereinte.

Die königlichen Schlösser fügen sich dieser Stimmung ebenso ein wie die städtischen und bürgerlichen Bauten, die spärlichen Reste einer älteren Bauperiode sind ihr nicht nur zwangslos unterworfen, sondern sie lassen die Rokokobauten Friedrichs des Großen gewissermaßen aus ihrer architektonischen Gebundenheit wie Blüten dem Gezweig entkeimen. Wir bewundern die unverkennbare Freude an äußerem Schmuck und den gesunden Blick unserer Vorfahren, die jedes Bauwerk dem Straßenbilde harmonisch einzufügen verstanden. Wie lange wir uns dieser behaglichen Kunstfreude indessen noch hingeben dürfen, erscheint mir zweifelhaft. Schon ist leider mancher alte Bau aus den Straßen verschwunden; schon reckt sich in der maßvollen Ruhe einzelner Häuserreihen ein hohes Mietshaus oder das häßliche Gesicht eines Warenhauses auf. Von

den neuen Vorstädten dringen jene verzerrten Baufassaden immer näher an das alte Potsdam heran, die wir als traurige Erzeugnisse unserer Zeit der Bauindustrie genügend kennen. Wenn nicht bald Wege gefunden werden, die Wirkungen des neuen Städteverunstaltungsgesetzes auf Potsdam auszudehnen, dann läßt sich mit Sicherheit voraussagen, daß das königliche Potsdam eines Tages völlig verschwunden und daß sich zwischen den Schlössern eine neue Stadt breit machen wird, in deren Bild Unruhe und Unkunst die wesentlichen Züge bilden. Dem Andrängen des modernen Lebens können und wollen wir kein Halt gebieten; aber wir vermögen es in Bahnen zu leiten, die die Achtung vor dem Überlieferten, die Dankbarkeit gegen die königlichen und künstlerischen Wohltäter der Stadt vorgezeichnet haben.

Die Entwicklungsgeschichte der Stadt, die durch fürstliche Kunstliebe aus einem einfachen wendischen Fischerdorfe zu einer vielbewunderten königlichen Residenz emporgehoben worden ist, stellt sich in ihrem Gesamtbilde wie ein großes künstlerisches Vermächtnis dar, das zu hüten eine der ersten Aufgaben ihrer Bewohner sein sollte. Was allerdings die jüngste Bauentwicklung ankündigt, ist keineswegs angetan, uns mit Sicherheit für die Zukunft zu erfüllen. Der enge Zirkel persönlicher Interessen, die an und für sich menschlich begreiflich, hier aber dem großen Kunstinteresse entgegengestellt sind, hat es offenbar verhindert, die Bauentwicklung in überlieferter Weise weiter zu pflegen. Ja, er war, wenn man die Erscheinungen der letzten Jahre im Auge behält, geradezu vernichtend gegen den künstlerischen Allgemeinbesitz vorgegangen. Entlastend kommt allerdings in Betracht, daß man für diese Entwicklung weniger einzelne Personen als eine Zeit zur Rechenschaft ziehen muß, die nicht imstande war, einer plötzlich hereingebrochenen Bauflut gegenüber die Ruhe und Einsicht einer in Kunst und Handwerk traditionsfesten Generation zu bewahren. Überall, besonders in den großen und industriellen Städten, sind ähnliche Bausünden gemacht worden; nirgends aber treten sie so verletzend auf wie in Potsdam, dessen künstlerischer Charakter sich über ein Jahrhundert lang hatte bilden können. —

Im Jahre 1789 erschien bei Friedrich Nikolai in Berlin ein dreibändiges Werk, das der königliche Oberhofbaurat Heinrich Ludwig Manger über die Baugeschichte von Potsdam verfaßt hatte.*) Dieser Architekt — keiner von den Großen im Reiche der Berlin-Potsdamer Kunst — hatte von 1753 an bei der baukünstlerischen Entwicklung Potsdams mitgewirkt und war daher wohl in der Lage, einen erschöpfenden Bericht über das friderizianische Potsdam zu geben. Bei aller persönlichen Kritik spricht doch im ganzen eine unverhüllte Freude über die einzigartige Schöpfung seines Königs aus dem Werke. Auch sein Ver-

*) H. L. Manger, Baugeschichte von Potsdam. Berlin und Stettin 1789.

leger Friedrich Nikolai hatte in seinen Schriten über Berlin und Potsdam aus gleichen Empfindungen heraus geschrieben. Und wenn auch die komische Überhebung dieses kleinen Geistes im allgemeimen die Kunst mit gar zu nüchternem Blicke zu verstehen suchte, so kann auch er nur stolze Genugtuung über das Wirken seines Herrschers für Potsdam ausdrücken. Dieser Ton der Bewunderung ist allen Schilderungen der Stadt eigen — über ein Jahrhundert hinaus. Die Freude über die einzigartige künstlerische Gestaltung der hohenzollernschen Sommerresidenz hat weit über Deutschland hinaus gewirkt und begeisterte Schilderungen der königlichen Anlage hervorgerufen. Ja, die englischen und französischen Reisehandbücher haben bei den Hinweisen auf Potsdam reichere Farben als bei anderen Stadtbildern aufgetragen, die ersteren freilich oft vom Standpunkte des reichen Kaufmanns, der für die Kunst der Straße nicht viel übrig hat, die Franzosen aber mit einem gewissen Bedauern darüber, daß solche Kunst auch außerhalb Frankreichs möglich sei; sie trösten sich indessen schnell mit dem begründeten Hinweis auf die Mitarbeit französischer Künstler. Auch heute noch ist Potsdam das Ziel vieler Reisenden; man kann aber in Übereinstimmung mit der Wandlung der Reiseliteratur feststellen, daß mehr und mehr die Schlösser allein die Augen auf sich ziehen. Wie wir die künstlerische Herrschaft über die Straße verloren haben, so hat auch der Reisende nicht mehr den ästhetischen Maßstab, um die stimmungsvolle Kunst zu schätzen, die in dem Stadtbilde von Potsdam charakteristisch hervortritt.

Das Potsdam, das wir zum größten Teile noch besitzen, muß von zwei Standpunkten aus beurteilt werden: von dem künstlerischen und dem geschichtlichen. Haben doch etwa zehn Hohenzollernfürsten persönlichen Anteil an der Bauentwicklung! Was die Stadt ist, verdankt sie allein ihren Fürsten, die in steigendem Maße ihre Entwicklung bestimmten. So ist ein künstlerischer Stadtorganismus geschaffen worden, der von den Schlössern und Parks äußere Richtungslinien erhalten hat, dessen innere Einheit aber von der bürgerlichen Architektur getragen wird. Man kann mit einem gewissen Recht behaupten, daß nirgends auf der Welt eine Stadt so stark die Züge eines geschlechterlang gepflegten fürstlichen Mäcenatentums trägt wie Potsdam. Weder Versailles noch Fontainebleau, die beide nur Schlösser geblieben sind, weder Florenz und andere oberitalische Fürstensitze, denen neben den Fürsten auch trotzige Stadtfeudale baulichen Ausdruck gaben, noch auch die in der Entwicklung stehen gebliebenen Residenzen kleiner Dynastien in Süddeutschland haben diese Einheitlichkeit, diese persönliche fürstliche Note in gleichem Maße wie Potsdam, an dem seit Joachims I. Tagen kein Hohenzoller ohne persönliche Kunstbetätigung vorübergegangen ist. —

Das wendische Potsdam, von dem der Kietz noch eine letzte sichtbare Erinnerung ist, ist bereits unter den anhaltischen Markgrafen von

einer deutschen Siedelung ersetzt worden, denn die Anlage des Kietzes deutet ja ohne weiteres auf die Verdrängung der slavischen Bevölkerung durch deutsche Ansiedler. Um den Alten Markt, der noch in den Tagen Friedrichs des Großen etwa 1 1/2 m höher lag als heute, dehnten sich weitlagig die Höfe an der Stelle des heutigen Schlosses und der benachbarten Brauer-Straße. Im äußersten östlichen Winkel, da, wo heute die Hl. Geistkirche steht, war die alte Burg, während sich die erste Kirche an Stelle der Nikolaikirche erhob. Im Alten Markt, in der Burg, der Brauer- und Burg-Straße haben wir also die älteste deutsche Dorfanlage vor uns, die in den gekrümmten Straßenzügen noch erkennbar ist und bereits in der Mitte des 13. Jahrhunderts Stadtrechte erhalten hat. Ein neues Schloß erstand 1374, und mit ihm erfolgte eine Erweiterung nach Westen, die — im Jahre 1550 durch einen verheerenden Brand in der Entwicklung gestört — erst unter dem Großen Kurfürsten wieder Ansätze zu einer örtlichen Ausdehnung nahm. Mit Joachim I., der das gegenwärtige Schloß zu bauen begann, setzen dann die persönlichen Beziehungen der Hohenzollern zu Potsdam ein. Sein Sohn Joachim II. und Johann Georg führten den Schloßbau fort; auch begannen sie dem Stadtbilde durch Erbauung von Häusern eine ansehnlichere Gestaltung zu geben. Immerhin bestand Potsdam 1640, beim Tode Georg Wilhelms, im wesentlichen aus nur vier Straßen: der Brauer- und Burgstraße, der Kriewitzgasse und dem Hohenweg.

Der eigentliche Schöpfer des neuen Potsdam ist der Große Kurfürst. Der dreißigjährige Krieg hatte viel Verwüstung in der Stadt angerichtet. Viele Bewohner waren von ihren Höfen verschwunden, diese zum Teil vernichtet. Aber des Fürsten Sorge ließ allein in der inneren Stadt 69 neue Häuser erstehen, welche, nach dem Namen der Besitzer zu urteilen, schon recht ansehnliche Gebäude gewesen sein müssen. In dem Neuen Markt war ein neuer Stadtteil entstanden, der bereits bis in die Gegend der Linden-Straße vorgriff. Ferner wurde das Schloß neu aufgeführt und der Lustgarten durch Abdämmen der Havel angelegt und mit Wasserkünsten, Gartenhäusern und Statuen geschmückt. Durch massive, von Memhard ausgeführte Bauten und durch die Freilegung des Alten Marktes, durch Bepflanzen einzelner Straßen mit Linden und durch die Planung einer großen, nach Westen führenden Prachtstraße, die allerdings später nicht mehr zur Durchführung kam, hatte der Große Kurfürst den persönlichen Anteil bekundet, den er an der Entwicklung der Stadt nahm. Nach einer Karte von 1683 zählte Potsdam damals neben dem Schloß noch eine Kirche, 187 Bürger- und 7 amtliche Häuser.

Durch die Zuschüttung des alten Grabens, der den Lustgarten vom Norden her durchquerte, war die Entwicklung der Stadt nach Westen hin freigegeben, die die spätere großzügige Planung der königlichen

Residenz erst ermöglichte. Des Großen Kurfürsten Nachfolger, Friedrich I., ließ die Stadt und das Schloß weiter ausbauen; doch nahm erst Friedrich Wilhelm I. die auf Bildung einer Residenzstadt gerichtete Überlieferung des Großen Kurfürsten wieder im ganzen Umfange auf. Bei seinem Regierungsantritte zählte Potsdam 220 Häuser, als er die Augen schloß, hatte sich die Anzahl verfünffacht. In wiederholten Erweiterungen dehnte er die Straßenanlagen nach Westen, Norden und Nordosten aus, so daß die Stadt sich vom Kietz über den Luisen-Platz, das Jäger-, Nauener- und Berliner Tor bis an die Havel ausbreitete. Weite Flächen innerhalb dieser Stadt bedeckten freilich noch Sumpf und Wasser: neben dem alten Graben wurde der Wilhelms-Platz von dem Faulen See, der Bassin-Platz von einem Sumpf eingenommen, der später Friedrich dem Großen viel Sorge machen sollte. Um die Zufuhr von Baumaterialien zu erleichtern, ließ der König den alten Graben zuschütten und an seiner Stelle den „Kanal" graben, der die Altstadt in geraden Linien umgab und westlich vom Lustgarten wieder zur Havel führte. Der erwähnte Sumpf wurde zu einem See ausgetorft, in dessen Mitte eine Insel stehen blieb, und in seiner Nachbarschaft das sogenannte „Holländische Viertel" begonnen. Zugeschüttet wurde auch der Faule See. Von den Kirchen ist damals die Nikolaikirche an der Stelle der älteren Katharinenkirche errichtet und die Garnisonkirche begonnen worden. Ein großes Militärwaisenhaus, das Rathaus und eine Anzahl von Kasernen bildeten architektonische Stützpunkte, an die sich die Fachwerkhäuser der Bürger lehnten. Viele von ihnen hatte der König auf eigene Kosten erbauen lassen; bei anderen gab er Baumaterialien oder streckte die Bausummen vor. Alles in allem hatte Friedrich Wilhelm I. riesige Summen in Potsdam verbaut; leider kann man sie nur notdürftig abschätzen, weil er die Rechnungen vor seinem Tode vernichten ließ.

Wenn wir jetzt einen Blick auf den Straßenplan von Potsdam werfen, dann zeigt sich ohne weiteres, daß in der Schöpfung des Soldatenkönigs ein anderes Straßensystem auftritt als in dem, geschichtlich und in Anlehnung an die natürliche Beschaffenheit des Geländes entstandenen der Altstadt. Hier geben die wenigen Hauptgebäude und die alten Hofstellen die Richtung der kurzen und zum Teil gekrümmten Straßen an, während bei der Stadterweiterung Friedrich Wilhelms diese planmäßig in annähernd gleichen Abständen und geraden Linien verlaufen. Man ist heute drauf und dran, dieses Straßensystem, das wir allerdings bei unseren Stadterweiterungen bis zum Überdruß kennen und verurteilen gelernt haben, als unkünstlerisch vollständig abzulehnen. Daß wir damit zu weit gehen, läßt sich ohne weiteres aus den Straßenbildern Potsdams beweisen, das ergibt sich aber auch aus der Tendenz einer Stadterweiterung des 18. Jahrhunderts. Eine solche schließt, soweit nicht Berg und Wasser dies verhindern, immer eine gewisse Willkür ein, die eine ebene Fläche

nach rein geometrischen Grundsätzen aufteilt. Wenn wir das ältere Mannheim oder Karlsruhe betrachten, oder wenn wir uns der Straßenprospekte von der Friedrichstadt in Berlin erinnern, die uns aus den

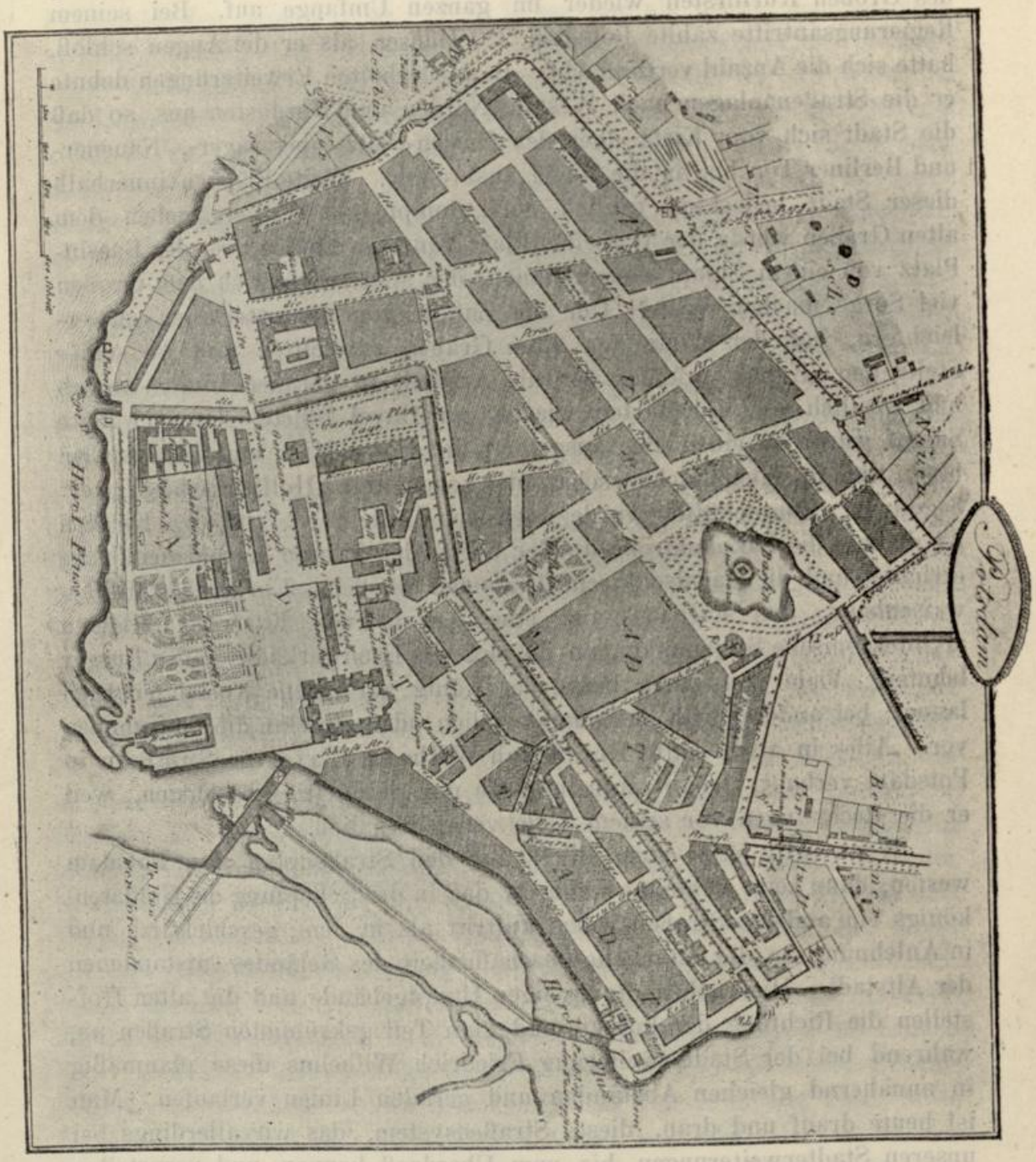


Abb. 1. Straßenplan von Potsdam um 1800.
(Mit freundlicher Erlaubnis des Herrn Dr. Netto seinem Buche „Ost-Asiatische Kunst in Potsdam" entnommen.)

Bröbes'schen oder Rosenberg'schen Stichen bekannt sind, dann ist dieses Prinzip keineswegs unkünstlerisch. Aber es setzt eine wesentliche Ergänzung voraus, die unsere städtischen Geometer fast immer übersehen

haben: die einheitliche Gestaltung der Fassaden. In Potsdam lag diese in der Hand der königlichen Architekten Gayette, Berger und Boumann, die vermutlich auch die Grundrißanlage der Stadtviertel machten. Die neuen Fachwerkhäuser wurden von ihnen fast durchgehends nach demselben Muster mit zwei Stockwerken und möglichst gleicher Fassade erbaut. So mußte eine ruhige, schlichte Einheitlichkeit gewahrt werden, die in den architektonischen Steigerungen des Rathauses, des Schlosses und der Stadttore um so kräftiger zum Ausdruck kam. Das klingt nun so, als ob ein solcher Straßenprospekt von beherrschender Monotonie oder Langweiligkeit gewesen sein müsse; wenn wir aber daran denken, daß in dem durchgehends breiten und mit Bäumen bepflanzten Straßenbild ein anderes Kunstprinzip nach Anerkennung strebt, als es in den engen, von hohen Giebelhäusern umsäumten, krummen Gassen mittelalterlicher Städte sich herausgebildet hatte, dann wird man eine starke künstlerische Wirkung um so mehr voraussetzen können, als wir an anderen Orten, wie Mannheim, Bayreuth, Ansbach usw. noch Denkmäler jener Geschmacksrichtung tatsächlich vor Augen haben. Bei Potsdam sind uns allerdings nur Rückschlüsse auf die Stadt Friedrich Wilhelms I. erlaubt, weil seine Fachwerkfassaden fast alle durch Massivbauten ersetzt worden sind; nur das Holländische Viertel, von dem ein Teil allerdings auch erst von Friedrich dem Großen fertig gestellt wurde, gibt eine, durch die Eigenart des Baustoffes und der Bauformen freilich etwas vereinseitigte Vorstellung von dem Potsdam seines Vaters. Bei diesen Häusern kommt ein gesundes architektonisches Gefühl zum Durchbruch, das die Wand als Fläche, das Dach als obere Schutzdecke unverhüllt wirken läßt. Nur andeutungsweise macht sich ein Streben nach Abwechslung in einem flachen Mittelrisalit bemerkbar. Fenster und Türen sind fast immer ungeschmückt; sie wirken trotzdem künstlerisch durch die schönen Verhältnisse und durch den gleichen Maßstab, der sie aneinanderreiht oder der Fassade einordnet. Wo aber bei diesen friderizianischen Häusern die Tür architektonisch betont ist, geschieht es in einer einfachen, maßvollen und feinlinigen Umrahmung, die selbst bei erhöhten Ansprüchen diesen Charakter beibehält. Das klare Gesetz der architektonischen Zügelung bedingt aber auch ein weises Maßhalten



Abb. 2. Haustür in der Kreuzstraße.

im einzelnen, ein Maßhalten, das der Maurermeister der Gegenwart leider nicht immer anerkennt und darum bei Ladenausbrüchen und anderen Veränderungen zum Schaden der Gesamtwirkung oft genug preisgegeben hat. Schon leichte Aufbauten können diese Schlichtheit in der Erscheinung stören, was schon bei einem Umblick im Holländischen Viertel bisweilen zu Tage tritt.

Friedrich Wilhelm I. ist der Gründer des modernen Potsdam, sein großer Sohn Friedrich der Schöpfer der künstlerischen Stadt. Von welch einer gewaltigen Einwirkung seine Regierung auf Potsdam war, erkennt man aus der ziffernmäßigen Angabe, daß er auf seine Kosten allein 616 meist massive Bürgerhäuser hat aufführen lassen, und daß von den 10073950 Talern, die er nach Mangers Berechnung für die Bauten aufgewandt hatte, 5322912 Taler für seine Schlösser und 4751038 Taler für städtische und bürgerliche Häuser ausgegeben hat, d. h. nach heutiger Rechnung etwa 75000000 Mark. In mehr als vier Jahrzehnten seiner Regierung — teilweise durch den Siebenjährigen Krieg unterbrochen — ließ er das Holländische Viertel vollenden, die älteren Fachwerkhäuser durch massive ersetzen oder die Lücken in der Bebauung schließen. Eine kleine Stadterweiterung östlich vom Bassin kommt dagegen im Verhältnis zu der seines Vaters räumlich kaum in betracht.

Seinen guten künstlerischen Blick zeigte der König bei der Anlage seiner Schlösser; hier war er auch dem Landschaftsbilde gegenüber unabhängig und konnte er seine künstlerischen Ideale ohne irgend eine Rücksicht zur Ausführung bringen, während er sich bei dem Stadtbilde von Potsdam pietätvoll und streng an die Grundlage hielt, die ihm durch den Straßenplan seines Vaters vorgezeichnet war. Darin zeigt sich aber sein künstlerisch klares Wollen, daß er auch hier stets die richtigen Mittel für eine gute architektonische Wirkung zu finden wusste. Mit der künstlerischen Gestaltung der Stadt ist er daher so eng verknüpft wie keiner seiner Vorgänger, ja, wenn man alle die kleinen Züge übersieht, die uns von seiner Sorge für die Stadt urkundlich überliefert sind, dann muss man zu dem Schlusse kommen, dass kaum jemals ein Stadtorganismus soviel persönliche Einwirkungen seitens seines Schöpfers zeigte, wie die Residenzstadt Potsdam. Friedrich hat nicht allein selbst Entwürfe für einzelne Bauten gezeichnet, sondern er hat auch alle anderen Pläne bis ins einzelnste durchgesehen, begutachtet und vielfach mit Änderungen versehen, die seinen Anschauungen entsprachen. Man wird es vielleicht kaum jemals in voller Klarheit verfolgen können, wie der Mann, dessen Blick in alle Maschen seines grossen Regierungsmechanismus drang, die Zeit finden konnte, sich um Treppen, Balustraden, Vasen und andere Kleinigkeiten zu kümmern. Und mehr als seinen Architekten lieb war, denn Friedrichs Stellung zu diesen war selten eine

freundliche; meist war sie von Mißtrauen und eigenem künstlerischen Selbstbewußtsein getrübt. Ja, der große König hat durch seine persönlichen künstlerischen Gedanken, denen die technische Grundlage fehlte, oft schweres Ungemach über seine Baumeister gebracht und sich daher auch häufig in die Lage versetzt, ein fertiges oder halbfertiges Bauwerk wieder abbrechen lassen zu müssen, weil er die Ratschläge seiner Techniker mißachtet hatte. Darüber ist von diesen bitter geklagt worden; für uns liegt aber in dieser Tatsache ein Zeugnis für die intensive Mitarbeit Friedrichs an der äußeren Erscheinung der Stadt, ein Zeugnis von so überzeugender Kraft, daß man es vor der Kunstgeschichte nicht wird verantworten können, wollte man diese einzigartige Schöpfung des Königs leichtherzig verunstalten lassen. —



Abb. 3. Häuser am Kanal.

Die Straßenzüge erhielten durch die Bauten Friedrichs etwas Monumentaleres, als sie vorher besessen hatten. Überhaupt ist offenbar mit dem Verschwinden der Fachwerke ein strafferer, ein städtischerer Zug in das Bauwesen gekommen, der zum Teil von den öffentlichen Gebäuden, zum Teil aber auch von den architektonischen Abstufungen zwischen den einzelnen Straßen und Plätzen herzuleiten ist. Zudem lag in dem, von Friedrich Wilhelm I. begonnenen Kanalbau, der von Friedrich II. bis 1768 mit steinernen Brüstungen versehen und vollendet wurde, ein bedeutungsvolles Moment, das architektonisch in künstlerisch vollendeter Weise ausgenutzt worden ist. Das ganze Stadtbild hat dadurch gewissermassen eine ästhetische Achse gewonnen, von dem aus die leisen Schwingungen der friderizianischen Städtekunst in Abhängigkeit erhalten werden. Schon die wechselvolle Spiegelung der von hohen Laubbäumen

begleiteten Straße ist von so selten schönem malerischen Reiz, daß diese doppelseitige Kanalstraße zu den wertvollsten Denkmälern der Kunst des 18. Jahrhunderts gehört. Gewiß findet man dieses Motiv auch in Holland, wo es aber — baumlos — mitten in das Getriebe des Verkehrs gerückt oder, wie in Leyden, ein erstarrtes Denkmal ehemaligen Handelslebens ist; in Potsdam aber hat es in den zum grossen Teil noch erhaltenen Wohnhäusern einen entsprechenden architektonischen Ausklang gefunden, der in seiner heiteren Ruhe, belebt von den kleinen Brücken, eine andere residenzliche Note des alten Motivs bekundet. Man kann daher in dem Kanal eine holländische Nachbildung um so weniger erkennen, als die holländische Kultur sowohl durch die Beziehungen unseres Fürstenhauses zu den Oraniern, als auch durch die Einwanderung hervorragender Volkselemente längst in eine holländisch-märkische Verschmelzung eingetreten war. Selbst das Holländische Viertel ist dadurch bodenständig geworden. Der Kanal aber, der ursprünglich als Schiffahrtsweg — keineswegs als bewußte Übertragung — angelegt wurde, hat holländische Eigenart eigentlich nur in einzelnen Straßennamen gehabt. Vollends aber ist sie durch die Bauart der den Kanal begleitenden Wohnhäuser unterdrückt worden. Die einfachen und schlichten Gebäude, meistens zwei- bis dreistöckig und oft, wenigstens bei späteren Ergänzungen, mit einem wirkungsvollen Mansardendach erhalten durch den Kanal eine solche künstlerische Stimmung, daß dieser allein Potsdam zu einem hervorragenden Denkmal moderner Städtebaukunst machen würde. Ihn zu vernichten und an seine Stelle eine breite Avenue schaffen, welche mit unerbittlicher Logik auch das Ende der schlichtschönen Gebäude sein würde, hieße den schönsten Zug im Gesichte der königlichen Stadt löschen und nüchterne Plattheit, wenn nicht gar aufdringliche Scheinkunst, an seinen Platz setzen.

Leider ist die Befürchtung nicht ganz grundlos, daß man sich zu diesem Opfer verstehen könnte. Durch die Senkung des Wasserspiegels der Spree und Havel ist bei dem Kanal nicht nur ein tieferer Wasserstand eingetreten, sondern auch das hölzerne Pfahlwerk der Böschung mit der Luft in Berührung gekommen, wodurch es in Fäulnis gerät und die Böschung selbst gefährdet. Man führt auch andere Unzuträglichkeiten an, um den Kanal zu vernichten, ja, es wird selbst geltend gemacht, daß hin und wieder ein Kind in den Kanal gefallen und bisweilen ertrunken sei. Das ist gewiß zu bedauern, aber darum ein so prächtiges Denkmal friderizianischer Städtekunst zu vernichten, geht denn doch zu weit. Glaubt man etwa die Kinder weniger gefährdet, wenn sich der gesteigerte und schrankenlose Wagen- und Automobilverkehr durch den breiten Boulevard wälzt? Oder soll man keine Bäume mehr an den Wegen pflanzen, weil der rücksichtslose Sturm bisweilen einen Stamm entwurzelt oder die Äste zur Erde fegt? Dann dürfen wir auch keine

Fenster mehr an der Straßenseite der Häuser anbringen; denn es kommt vor, daß ein zerbrochenes Fenster einzelne Passanten verletzt. Ja, wir dürfen kein Gas im Hause, keinen Ofen im Zimmer dulden, weil beide unter Umständen gefährlich werden können. Solche Einwendungen sind zwar nicht ernst zu nehmen; sie stärken aber die dem Kanal feindselige Richtung in der Bürgerschaft, die noch von einer anderen Seite Nahrung erhält. Die Herstellung neuer Brüstungsmauern und eines flutenden Kanalgerinnes verursacht nämlich erhebliche Kosten, die einzustellen man offenbar zunächst Bedenken trägt. So weit die Grundsätze fiskalischer Ökonomie die Kanalfrage allein zu entscheiden haben, könnte man sich mit dem Opfer zufrieden geben; in diesem Falle, in dem Kunst und Pietät vereint mitzusprechen wagen, kann die Kostenfrage unmöglich Veranlassung geben, eines der schönsten Städtebilder Europas — vielleicht der Welt! —, das zudem noch ein Denkmal unseres Herrscherhauses ist, leichten Herzens zu zerstören. Hat man bei vielen fragwürdigen Verschönerungen fast immer Geld zur Hand, dann darf man hoffen, daß auch in diesem Falle die Mittel nicht versagt werden. Da die Erhaltung zunächst der Regierung obliegt, so dürfte das Abgeordnetenhaus in erster Reihe ersucht werden, ausreichende Mittel zu bewilligen. Und stellt man den auf etwa 300000 M. berechneten Kosten die Millionen entgegen, die Friedrich der Große und sein Vater für Potsdam bereit gestellt haben, dann wird unsere Landesvertretung kaum versagen, um ein so hervorragendes Werk der Städtebaukunst zu erhalten. Den Bewohnern der Stadt aber darf man die Mahnung zurufen, den Kanal nicht nur von der Warte enger örtlicher Interessen, sondern auch von dem Standpunkte allgemeiner Kunstkultur zu betrachten, nicht nur stets die Nachteile des gegenwärtigen Zustandes, sondern auch die Vorteile für ihr städtisches Gemeinwesen im Auge zu behalten. Sie werden sich dann um so weniger der Pflicht, auch ihrerseits zu der Erhaltung beizutragen, entziehen, als die Gunst des Fürstenhauses ihnen heute noch unvermindert erhalten ist.

Doch kehren wir zu den Bauwerken zurück. Auch Friedrich war in seinen städtischen Bauwerken abhängig von dem rechteckigen Grundplan der Stadt; was er aber dort in souveräner Kunstfreude erstehen ließ, war nicht Anklammerung an dieses System, sondern seine folgerichtige Entwicklung in eine ergänzende Straßenarchitektur. Bei dem Marktplatz mit dem Rathaus, dem leider durch Riesen-Geschäftsanzeigen stark entstellten Barberinischen Palast und anderen auf dieselbe Kunst gestimmten Privathäusern kann man unmittelbar von einem Forum friderizianischer Kunst sprechen. So machtvoll und folgerichtig klingen hier die Rhythmen der Straßenarchitektur aus, daß sich selbst Schinkel mit seiner auf ganz anderen Voraussetzungen stehenden Kunst ihr unterwarf, als er die prächtige Nikolaikirche schuf. Es kommt in dieser friderizianischen



Abb. 4. Marktplatz (am Alten Markt).

Kunst mehr noch als in den Schlössern jenes der Zeit eigentümliche Pathos zum Ausdruck, das am reinsten und kühnsten vielleicht in dem Waisenhaus mit seiner Säulenkuppel vorherrscht und dem ganzen Straßenbilde eine weihevolle, monumentale Ruhe verleiht, das in gedämpfter, fast einschmeichelnder Tonweise aber auch bei den größeren Wohnhäusern zu finden ist. So u. a. in dem von Unger erbauten Hause Breite-



Abb. 5. Waisenhaus.



Abb. 6. Haus (von Unger erbaut). Breite Straße.

straße 36/37, das nach einem englischen Vorbilde geschaffen wurde. Hier erkennt man auch leicht den Zusammenhang zwischen Architektur und Straßenplan. Die ganze reiche Fassade würde ihre örtliche barocke Wirkung in dem Augenblick verlieren, in dem der Kanal und die schöne, mit Statuen geschmückte Brücke verschwänden; sie würde als ein selbständiges Werk aus dem Zusammenhange gerissen und mit einer jetzt nicht zu spürenden Wucht die Nachbarhäuser erdrücken. Man muß sich immer vergegenwärtigen, daß alle friderizianischen Bauten im Zusammenhange wirken, daß sie immer nur als Teile großer und weiter Straßenprospekte gedacht sind und ihre künstlerische Wirkung verlieren, sowie das architektonische Gleichgewicht gestört wird. Zu diesem gehören die Breite und Geradheit der Straßen ebensogut wie die fein abgewogenen Höhenverhältnisse einzelner Häuser. Das heißt nun keineswegs, diese Verhältnisse überall in gleichem Rhythmus zu suchen; es können wie in der Linden- u. a. Straßen durch ganz andere Proportionen auch ganz andere Stimmungen erzielt werden. Auch ohne geschichtliche Ortskenntnis wird man herausfühlen, daß diese Straßen auf einen anderen Ton gestimmt sind, daß sie bereits der Außenseite der alten Stadt angehören, und daß ein einziges unverhältnismäßig hohes Gebäude hier wie ein Fremdling stehen müßte. Daß übrigens die alten Häuser auch

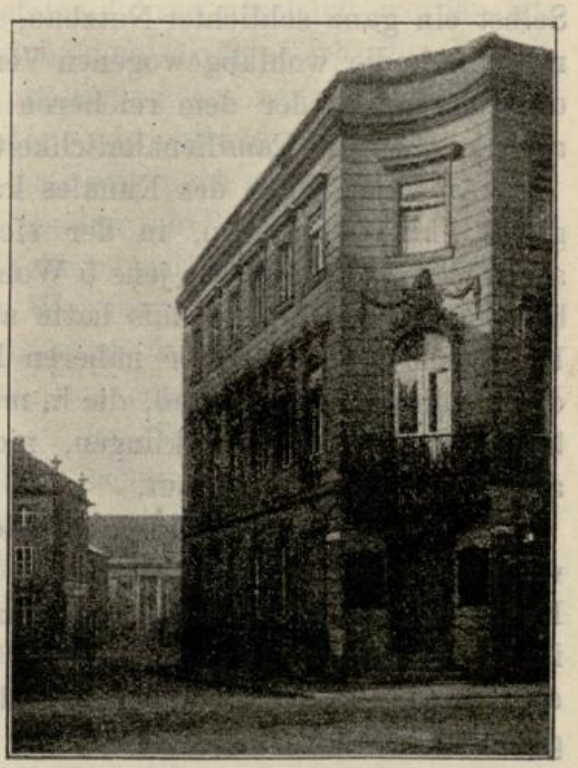


Abb. 7. Ecke Schwertfeger Straße und Hoherweg (sogen. Acht-Ecke).

unseren Raumbedürfnissen als Mietshäuser durchaus nicht widerstreben und einer maßvollen Ausnutzung leicht anzupassen sind, beweisen die dreistöckigen Gebäude, die man in der inneren Stadt leider nicht zum Vorbild genommen hat.

Uber die Entstehung der friderizianischen Städtekunst sind wir einigermaßen unterrichtet. Wir wissen, daß irgend ein Stich bei dem Könige den Wunsch hervorrief, ein gleiches Bauwerk in seiner Residenz zu haben. Oder er wählte, wenn er nicht selbst einen augenblicklichen Einfall zu Papier brachte, aus den Skizzen seiner Baumeister, die er teilweis auf weite Studienreisen sandte, Geeignetes aus, oder er ließ sich von ihnen Entwürfe für bestimmte Aufgaben machen. So sind die verschiedensten Einflüsse in Potsdam zusammengekommen, ohne daß dabei etwas Unzusammenhängendes oder Unkünstlerisches hervorging. Das Geheimnis dieser Kunstwirkung liegt in dem feinen Taktgefühl der Baumeister, und in der ausgezeichneten Handwerksüberlieferung, die für alle einzelnen Bedürfnisse ihre Formen hatte, die sie oft stereotyp, oft mit sicherem Gefühl für die Wirkung, nie aber unsinnig anwenden ließ. Für einen oberflächlichen Beobachter, der mit stilistischen Voraussetzungen oder mit einer durch großstädtische Mietshaustypen stumpf gewordenen Empfindung an die Potsdamer Bauweise herantritt, äußert sie sich vielleicht nur als starre Einförmigkeit, für feiner Empfindende jedoch in den leisen Variationen derselben Melodie, die jedes Haus zu einem Sonderwesen machte, ohne sie in ihrer Gesamtheit zu stören. Selbst ein ganz schlichter Nutzbau, der auf jeden Zierrat verzichtet und nur durch die wohlabgewogenen Verhältnisse wirkt, fügt sich dabei wie ein ärmerer Bruder dem reicheren Nachbarhause an. Die Kleidung ist anders, aber die Familienähnlichkeit mildert die Unterschiede.

An einer Stelle des Kanales kann man wie auf einem Auszuge die ganze Skala übersehen, in der sich die Kunstanschauung des Königs ausdrückte. Es sind das jene 5 Wohnhäuser, die der König als Versuchsbauten für das Neue Palais hatte aufführen lassen (Am Kanal 40—45). Unterzieht man sie einer näheren Betrachtung, dann findet man bald, daß es dieselben Töne sind, die in mancherlei Variationen in den Straßenbildern Potsdams weiterklingen, nicht immer in gleicher Stärke, wohl aber in gleichem Wohllaut.

An dem Potsdam Friedrichs des Großen ist seit seinem Dahingang verhältnismäßig wenig verändert worden; nur ein größerer Brand hat Ende des 18. Jahrhunderts eine Anzahl der Häuser vernichtet, die aber im Geiste ihrer Zeit schlicht und mit merklicher Beeinflussung durch das Empire aufgebaut worden sind. Erst die allerjüngste Zeit hat in größerem Maße neue Gebäude in die Reihen der alten Bürgerhäuser gestellt. Noch unter Friedrich Wilhelm II. und seinem Nachfolger sind bürgerliche Wohnhäuser entstanden, die aber noch ganz unter dem

Einflusse der guten alten Überlieferung stehen. Besonders hat Friedrich Wilhelm III. die Stadt geschmückt und durch die machtvolle Kuppel der Nikolaikirche dem Stadtbilde eine harmonische Ergänzung hinzugefügt, die sehr wirkungsvoll ist, wenn sie aus der Tiefe irgend einer Straße unvermittelt über den Dächern auftaucht, die aber auch, wenn man vom Osten her das Stadtbild betrachtet, das prachtvolle Architekturpanorama zu einer grandiosen Steigerung bringt. Überhaupt das Stadtbild! Ich kenne nur zwei Stadtbilder in Deutschland, die sich an klangvoller Harmonie der Linien mit Potsdam vergleichen lassen: Das ist Dresden, etwa gesehen von der Elbeisenbahnbrücke, und Würzburg, wenn man von dem nordwestlichen Mainufer die Architektur-Symphonie betrachtet. Beide gehören in ihren charakteristischen Bauten derselben Zeit wie Potsdam an; beide sind in ähnlicher Weise durch die offene Hand fürstlicher Mäcene gefördert worden.

Bis zu einem gewissen Grade widerstreben sich die aristokratischen, auf fürstliche Anregung hervorgegagenen Stadtbildungen und die mit anderen Mitteln arbeitende Verwaltung eines modernen Städtewesens. Das zu leugnen, hieße Vergangenheit und Gegenwart verkennen; aber dieser innere Gegensatz findet ebenso wenig einen äußeren Ausgleich der Kunstformen, wie er aus einem kaiserlichen Rom ein päbstliches Kunstzentrum verhüten konnte.

Fragen wir nun, wie das Hohenzollernerbe in Potsdam gehütet worden ist, so fällt die Antwort nicht ganz zufriedenstellend aus. Zugegeben sei ohne weiteres, daß unser Auge für den drohenden Verlust der altpotsdamer Kunst erst in den letzten Jahren geschärft worden ist, und daß für manche der von Friedrich dem Großen erbauten Wohnhäuser die Notwendigkeit für eine Annäherung an neuzeitliche Wohnbedürfnisse anerkannt werden muß. Indessen entbindet das alles nicht die Gegenwart von der Verpflichtung, das, was noch vorhanden ist, nach Möglichkeit zu erhalten, sowohl aus Gründen der Pietät wie aus solchen der Kunst. Es sind viele Gefahren, die die bürgerlichen Bauten Potsdams bedrohen; namentlich sind die kleinen Wohnhäuser in den wenigen Verkehrsstraßen gefährdet. Ein solches Gebäude ist in erster Linie Wohnhaus; wird es aber zu einem Mietshaus, aus dem der Besitzer möglichst viel herausschlagen will, so wird er der Versuchung, eine nackte Mietskaserne an seinen Platz zu stellen, schwer wiederstehen können. Auf diese Weise entstehen dann jene Zerrbilder von Straßenfronten, welche die Brandenburger-, Kaiser Wilhelm-, Charlotten- u. a. Straßen bös verunstaltet haben. Die großen würfelförmigen Steinklötze mit ihren verkümmerten Wand- und Dachkonstruktionen sind nicht nur ohne jeden Kunstwert, sondern sie beeinträchtigen auch die benachbarten friderizianischen Häuser in ihrer künstlerischen Wirkung. Auf der anderen Seite sind es die Geschäftsläden, welche ohne Rücksicht auf feine Linien und Maßverhältnisse angelegt werden. Daß sie vermieden werden, ist nicht

zu verlangen; wohl aber sollten sie sich dem Organismus des Hauses einfügen, was kein unbilliges Begehren an den Eigentümer ist, wenn es auch ein künstlerisches Empfinden bei dem Architekten voraussetzt, das leider in vielen Fällen vermißt wird. In der Hilflosigkeit solchen Aufgaben gegenüber hat man bald ein ungeheures Loch in die Wand gerissen, bald mit einer plumpen Renaissanceumrahmung verkleidet, in einem Falle sogar mit einer theaterhaften Ritterburg- oder Klosterarchitektur (man ist dabei meistens im Zweifel, was eigentlich gemeint sei) verklebt. Man kann ohne weiteres zugeben,



Abb. 8. Charlottenstraße.

daß viele der alten Häuser, die für Geschäftsläden nicht berechnet waren, sich nur widerstrebend modernen wirtschaftlichen Verhältnissen anpassen lassen; aber darin zeigt sich eben der Meister auch im Handwerk, daß er diese Schwierigkeit künstlerisch überwindet. Und sollte ein Haus nur durch einen Neubau erträgliche Verhältnisse ermöglichen, so wird kein vernünftiger Mensch dies aus sentimentalen Rücksichten verhindern wollen. Das aber muß man unbedingt verlangen, daß sich der Neubau der Nachbarschaft anpasse und nicht jede architektonische Wirkung einer ganzen Straße vernichte. Ein Haus, das an öffentlicher Straße steht, hat eben dadurch soviel Vorteile für den Besitzer, daß er sich nicht rücksichtslos den Wünschen der Gesamtheit entgegenstellen kann. Der Einwand, daß dadurch das Privatinteresse geschädigt werde, ist ebenso wenig stichhaltig wie bei den Forderungen für gesundheitliche oder feuerwehrende Vorkehrungen. An der Ästhetik einer Straße hat, wie wir es mehr und mehr anerkannt haben, nicht nur der einzelne Besitzer, sondern auch eine Stadtgemeinde Forderungen zu stellen, welche den Privatbesitz



Abb. 9. Junker- und Nauener Straße.

ebenso einschränken wie bei der Gas- und Wasserleitung, wie bei der Verteilung von Luft- und Verkehrsräumen innerhalb eines Gebäudes.

Im allgemeinen sind die gekennzeichneten Fälle zum Teil recht gewaltsame Veränderungen am Stadtbilde; sie sind unschwer herauszufinden, in der Regel auch unschwer zu beseitigen. Gefährlicher aber ist es, wenn sie in wohlmeinender Absicht ausgeführt werden. Auch dafür gibt es Beispiele. Da ist in einer Straße, inmitten alter Gebäude, ein Haus errichtet worden, dessen Erbauer zweifellos den Anspruch erhebt, im Geiste friderizianischer Kunst gebaut zu haben. Man kann dies in Anbetracht der Rücksichtnahme auf den Maßstab und der Einzelheiten

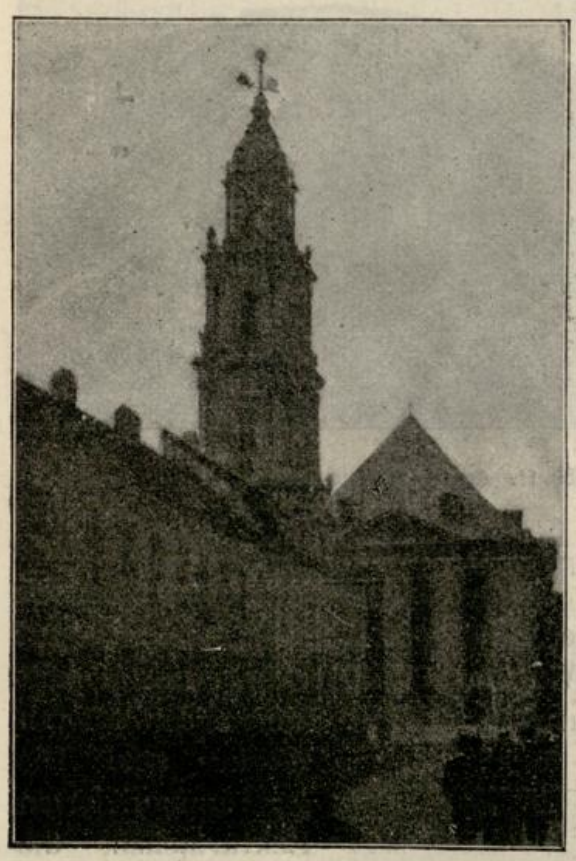


Abb. 10. Turm der Garnisonkirche.



Abb. 10a. Turm der neuen Kriegsschule.

ohne weiteres anerkennen. Sowie man aber näher prüft — und bei wiederholtem Betrachten stellt sich dies von selbst ein — wird man in den aufgeklebten Stuckornamenten, in den blechernen Dachluken und Giebeln und in der ganzen bauindustriellen Aufmachung bald den Pferdefuß bemerken, der dem Belzebub-Stilfex unter dem dünnen Mantel seines Kunstaufgusses herausschaut. Gerade, weil sich in den Potsdamer Fassaden Reichtum und Einfachheit, Poesie und Nüchternheit neben einander stellen, erfordert jeder Neubau weniger Studium der Formen als feinen künstlerischen Takt, der nicht aus Büchern, nur durch liebevolles Versenken in den Kunstcharakter zu erwerben ist. Das ist eben das

Gefährliche für den modernen Architekten, daß die Baumeister Friedrichs nicht aus ganz klaren Kunstquellen geschöpft haben, sondern aus abgeleiteten, die schon an sich den Geist ihrer Zeit auch in der Wiedergabe zeigten. Sie taten dabei das Natürlichste, indem sie sich entweder eng an ihre handwerkliche Überlieferung hielten oder, wie die Knobelsdorf, Gontard, Unger u. a. soviel Persönliches hineinflochten, daß ihre Fassaden stets einen Persönlichkeitswert haben, der nicht mit ästhetischen Ellen gemessen, sondern nur empfunden werden kann. Wie groß der Gegensatz zwischen echter und nachgemachter Kunst ist, belegt recht eindrucksvoll eine Gegenüberstellung der Türme der Garnisonkirche und der neuen Kriegsschule. Dort der 1735 vollendete Turm, der in vollendeter Harmonie aus der Baumasse aufsteigt — ohne Härte, ohne Gewalt und doch reich gegliedert. Daneben der Turm der neuen Kriegsschule in akademisch konventionellen Formen, mit all der frostigen Eleganz, die nur auf dem Reißbrett entstehen kann. Wie hart und eckig, wie gequält nimmt er sich neben den lebenatmenden weichen Linien des älteren Werkes aus! Die ganz unmotivierten Ecktürmchen, die unruhigen Öffnungen, die dünnen Fäden des Fachwerks, das hier keine konstruktive Aufgabe zu erfüllen hat, sondern nur Ornament ist: sie künden mehr rechnerisches Wollen als künstlerisches Können. Bei der Gar-

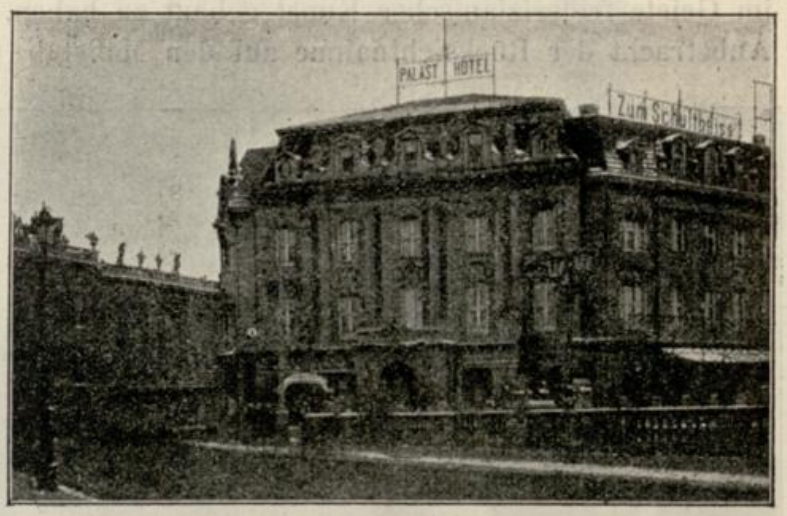


Abb. 11. An der Langen Brücke.

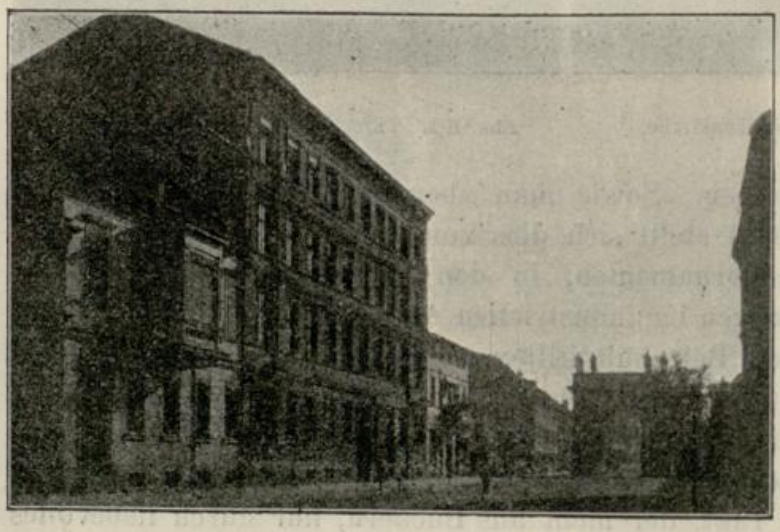


Abb. 12. Königs-Allee am Berliner Tor.

nisonkirche ist die Wand bewußt aufgelöst, um mit fein gestimmten Rhythmen in die Spitze überzuleiten; bei dem anderen Werk ist sie in starrer Leblosigkeit erhalten, ohne daß sie dadurch dem Turm Ruhe und Harmonie geben kann.

An anderen neuen Werken kann man es fast ablesen, wie die Architektur zustande gekommen ist. Da werden so und so viele architektonische Einzelheiten skizziert und einem neuen Werke aufgeleimt, ohne Sinn für die Wirkung, ohne Verständnis für den Zweck. Gerade das Haus, das jedem Besucher beim Überschreiten der Langen Brücke zuerst ins Auge fällt, ist ein treffliches Beispiel für die Architektur, wie sie nicht sein soll. Hier ist die Absicht, in friderizianischem Geiste zu bauen, zum Verhängnis geworden. Alles, was an Feinheiten in der Stadt zu finden ist, ist vergröbert; wo der Maßstab allein hätte wirken können, ist die Maßstablosigkeit im kleinen, wo eine ruhige Schlichtheit sich dem benachbarten Schlosse ausgezeichnet eingefügt hätte, eine unruhige Häufung von guten und schlechten Motiven. Und oben wird das gänzlich verfehlte Dach noch von einem unleidlichen Gitterwerk gekrönt, das, vom Süden gesehen, die schöne Linie der Nikolaikuppel brutal durchschneidet.

Diesem Werke gegenüber möchte man die großen philisterhaft trivialen Mietshäuser, die vor der Renaissance-Seuche in den sechsziger Jahren des vorigen Jahrhunderts entstanden sind, noch als einen Gewinn betrachten. Vor dem Berliner Tor steht eines, dessen Baumeister von vornherein jeden künstlerischen Ehrgeiz aufgegeben hat. Die in jener Zeit üblichen Formen sind ohne besondere Ansprüche rein mechanisch, aber auch ohne Verschwendung in knappster Dürftigkeit verwertet; nur der Maßstab des viergeschossigen Gebäudes fällt unangenehm auf und dürfte bei weiteren ähnlichen Bauten das hübsche Berliner Tor bald vollends erdrücken.

Wir dürfen übrigens die Gegenwart nicht einseitig belasten. Schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts macht sich, wie überall in Deutschland, auch in Potsdam das Vorkommen der künstlerischen Grundlagen im Stadtbilde bemerkbar. Man glaubte durch Ritterburgen und andere romantische Erinnerungen das zu ersetzen, was die innere Blutleere in der Kunst nicht geben konnte. Das Gymnasium in der Kurfürstenstraße und andere benachbarte Gebäude sind Denkmäler dieser verkehrten Entwicklung. Freilich befand man sich dabei in dem verzeihlichen Irrtum, die Baugedanken Friedrich Wilhelms IV. und seiner Architekten auch in der Stadt weiterspinnen zu können. Soweit diese, die sich hauptsächlich als Ausklang der großartigen gartenkünstlerischen Auffassung des Königs dem Landschaftsbilde einfügen, in Schlössern und Kirchen zum Ausdruck kamen, sind sie zu einer architektonischen Bereicherung der Stadt geworden. Das feine künstlerische Gefühl dieses Fürsten —

namentlich für die landschaftliche Stimmung — verhütete eine theatralische Schaustellung der intimen Reize dieser Kunst. In die Stadt gebracht — zum Glück ist das nur vereinzelt der Fall — ist sie aber zur Kulisse veräußerlicht. Man muß diese Unterschiede betonen, weil in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts und darüber hinaus sich diese romantische Strömung, namentlich in der Berliner Vorstadt, von neuem zur Geltung bachte, ohne die landschaftliche Großzügigkeit jener älteren Periode, ohne die feinsinnige Architektur und ohne die Mittel einer damit vorauszusetzenden Landschaftskunst auch nur im geringsten zu besitzen. So ist es gekommen, daß sich in der Häufung theatralischer Motive ein gänzliches Verkennen selbst der einfachsten ästhetischen Gesetze über Zweck, Ort und Stoff bemerkbar macht, das nicht mehr sachliche, sondern rein äußerliche Dekorationsabsichten zur Schau trug. Damit war die Losung ausgegeben, nicht mehr, wie früher, ein Haus als Teil eines Straßenganzen, sondern als ein Werk für sich zu bauen, das keine Rücksicht auf seine Umgebung nehmen brauchte. Selbst bei ganz jungen Straßen, wie u. a. bei der Kaiser Wilhelmstraße, die an die Stelle der „Alten Linie“ getreten ist, macht sich dies in dem Bestreben, hohe Mietshäuser zu erbauen, rücksichtslos geltend.



Abb. 13. Am Alten Markt.

Darin liegt die eine Seite dieser Entwicklung, daß man glaubte, durch souveräne Willkür in der Anwendung gespreizter Stilformen eine Stadt wie Potsdam „verschönern“ zu können. Ein großer Irrtum, aber in seinem Ursprunge doch entschuldbar! Die gefährlichere andere liegt in der zunehmenderen Rücksichtslosigkeit privater Interessen gegen die künstlerischen Werte der Stadt. So manche schöne Architektur, z. B. der Barberinische Palast, ist bereits durch Reklamen verunstaltet worden. Wer vom Bahnhof kommend, das Schloß hinter sich lassend, über den Alten Markt schreitet, findet eine ganze Straßenfront, darin ein recht repräsentables Haus von 1796, von Riesenanzeigen bedeckt. Was in einer Industriestadt zur Not erträglich, wird in einer Kunststadt wie

Potsdam zu einer Anklage gegen die rücksichtslose Vernachlässigung des Straßenbildes. Daß eine Stadt auch in alle Zeiten hinein ihre vornehme Ruhe und Zurückhaltung bewahre, ist nicht zu verlangen; aber sie muß sich immer auf ihre Vergangenheit berufen, um die Wellen des modernen Verkehrs in ihrer heftigsten Brandung brechen zu können. Auch unser Potsdam ist von dem altväterischen Pferdebahnbetrieb zu einer zeitgemäßen elektrischen Leitung fortgeschritten. Das ist sowohl vom ästhetischen wie vom verkehrstechnischen Standpunkte aus zu begrüßen. Ob die Stadt indessen auch in dieser Sache richtig beraten war, ist eine andere Frage. An die Stelle der alten Langen Brücke ist ein Monumentalbauwerk getreten, das besonders schön und scharf in seinen charakteristischen Linien hervortritt, wenn man es von der Seite betrachtet. Von vorn gesehen, vermißt man allerdings eine größere und wuchtigere Linienführung an den beiderseitigen Brüstungen, die das Bauwerk als solches aus der Straße hervorhebt. Doch darüber mögen

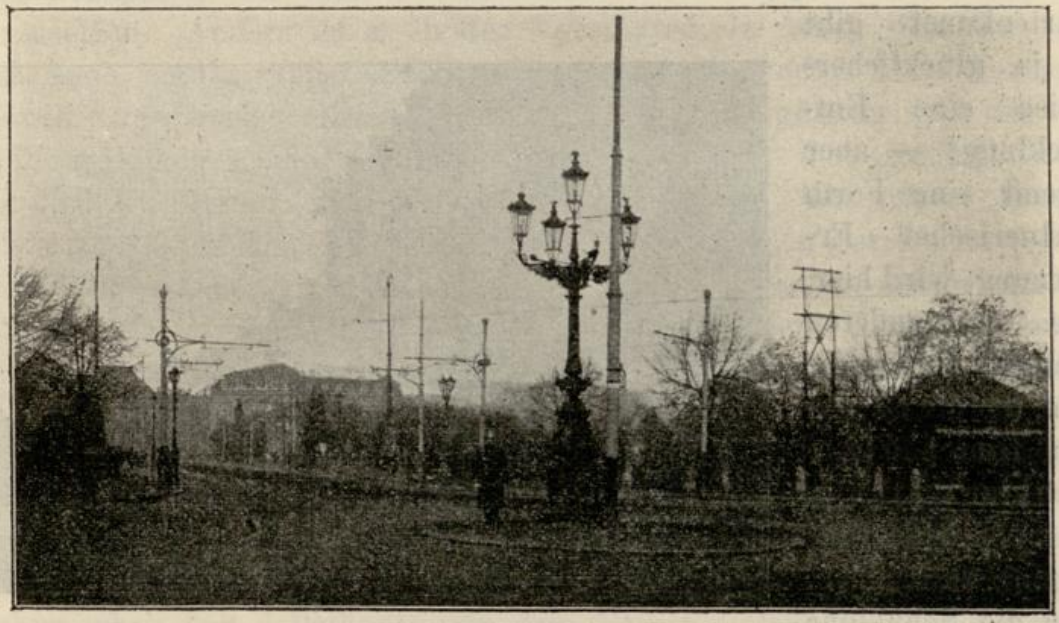


Abb. 14. Lange Brücke.

die Ansichten verschieden, einig aber dürfte man über die völlig verunglückte Einrichtung der elektrischen Bahnleitung sein. Unsere Technik, welche groß im Besiegen aller Schwierigkeiten ist, hat hier völlig versagt. Die vielen dürren Eisenständer, welche vielleicht durch einen geschlosseneren Baumhintergrund wenigstens in ihrer mastbaumartigen Unbehülflichkeit gemildert werden könnten, haben den ehemals reizvollen Blick auf das Schloß vollständig vernichtet. Überall in den Straßen trifft man auf diese Ständer, die durch Hervorkehren historischer Sinnbilder zwar eine bewußte Anlehnung an den Ortscharakter bekunden,

aber dadurch nur noch aufdringlicher wirken. Für sie gibt es eben keine friderizianischen Vorbilder; darum wäre man glücklicher gefahren, wenn man für eine neue Aufgabe auch keck neue Formen gesucht hätte, die sich aus der Bestimmung unschwer ableiten lassen.

Noblesse oblige! Eine Stadt wie Potsdam stellt an die Einwohner bestimmte Anforderungen inbezug auf künstlerische Kultur, der sich der einzelne im Interesse der Gesamtheit unterwerfen muß. Umgekehrt aber darf man auch erwarten, daß für Straßen und Plätze Bebauungsgrundsätze aufgestellt werden, die den Friedrichs'schen Straßenbildern gerecht werden. Wie schon oben erwähnt, gehört zu den alten Fassaden eine Bepflanzung der Straßen, welche sich nach den örtlichen Umständen richtet. So war die Charlottenstraße bis vor kurzem noch mit Rotdornbäumen bepflanzt, die jetzt entfernt worden sind. Vielleicht war das nötig; jedenfalls aber sollte man wieder an eine neue Bepflanzung denken. Die kahle Öde, welche die Straße jetzt bietet, raubt den alten Bauten eine ihrer wesentlichsten Wirkungen. Es mag ja dahingestellt sein, ob man sich dabei eng an das Gewesene anschließen soll — auch in der Gartenkunst gibt es ja glücklicherweise eine Entwicklung! — aber irgend eine Form gärtnerischer Ergänzung, wird hier, wie an anderen Stellen, notwendig sein, um die gleichsam frierende Architektur wieder in eine passende Umgebung zu bringen. Nur die Schablone bleibe fern, die Schablone, welche Ecken, Straßen und Plätze in der Art irgend einer Großstadtvorlage gärtnerisch zu schmücken sucht. Die Nähe von Sanssouci mit seinem Stab von Gartenkünstlern legt Verpflichtungen auf, welche jede städtische Gartenanlage sowohl mit den friderizianischen Bauten wie mit dem architektonisch wirkungsvollen Komplex des königlichen Parkes in Beziehung zu setzen heißt.



Abb. 15. Warenhaus.

Man kann nicht den einzelnen für die Entstellungen im Stadtbilde von Potsdam verantwortlich machen. Die tieferen Ursachen liegen in einer Zeit begründet, die für die Städtebaukunst lange von ganz falschen

Voraussetzungen ausgegangen war. Der Übel schlimmstes ist es mindestens, daß nirgends Handhaben vorhanden waren, die Bauausschreitungen einzelner zu verhüten. Hätte man sie zur Seite gehabt, dann wäre wohl die Stadt von solchen architektonischen Ungeheuerlichkeiten, wie sie in einzelnen Warenhäusern das Bild beeinträchtigen, verschont geblieben. Einzelne Straßen, die Junker-, Brandenburger- u. a. Straßen, sind durch solche Baukolosse, denen man nicht einmal einen Überschuß von künstlerischer Kraft nachrühmen kann, geradezu vernichtet worden in ihrer architektonischer Entwicklung. Nur schwer kann man den Wunsch unterdrücken, daß die wenigen dem Abbruch noch entgangenen alten Gebäude nun auch recht bald verschwinden mögen, um nicht durch ihre Anwesenheit die einst bessere künstlerische Vergangenheit zu verraten.

Je näher wir unserer Zeit kommen, um so unerfreulicher wird das Bild, um so kläglicher das, was man in den Wohnhäusern darzubieten wagt. Bisher hat uns nur die innere Stadt, das geschichtliche Potsdam, beschäftigt. Hier sind gewisse ästhetische Maßstäbe vorhanden, um eine neue Schöpfung von vorn herein einem nicht ungefährlichen Vergleich auszusetzen. Anders ist es in den Vorstädten, in denen sich eine neue Zeit nach eignen künstlerischen Gesetzen selbständig hätte bezeugen können. Die landschaftlichen Bedingungen waren günstig und die vorbildlichen Bauten Friedrich Wilhelms IV. geeignet, dem geschichtlichen Potsdam ein neues eigenartiges zu umgliedern. Was dabei herausgekommen ist, zeigt sich in schönster Reinkultur in der Berliner Vorstadt, die, von der alten Berliner Heerstraße abgesehen, die Gelegenheit zu einer modernen Stadtanlage hätte geben können. Das rechteckige Straßennetz der inneren Stadt ist, wie wir gesehen haben, aus dem Geiste einer anderen Zeit heraus zu verstehen, die ihre architektonischen Voraussetzungen auch an den Boden zu stellen wußte. Bei der Berliner Vorstadt ist eine Stadterweiterung großen Stiles vorgenommen, bei der jede Rücksicht auf die Vorzüge des Geländes vermieden worden ist. Daß das halbinselförmige Gebiet an seiner schmalsten Stelle durch einen Kasernenbau fast vollständig von dem älteren Potsdam abgeschnürt ist, läßt sich allenfalls rechtfertigen, da die geschichtliche große Straße südöstlich an diesem Baublock vorüberstreicht. Was aber ein moderner Städtekünstler hier hätte für prachtvolle Städtebilder entwerfen können, lehrt uns ein Umblick in der Fachliteratur, in der von Männern wie Camillo Sitte, Henrici und Stübben eine neue Ära in der Städtebaukunst geschaffen wurde. Hier in der Berliner Vorstadt ist das Schema der Gradlinigkeit ohne zwingenden Grund auf Verhältnisse übertragen, die ihrer ganzen Natur nach auf eine wohnliche Anlage drängten. Die breiten geraden, meistens rechteckig geschnittenen Straßen haben zwar das Schema des alten Potsdam äußerlich bewahrt; da aber keine Ergänzung auch für die Bauweise selbst veranlaßt wurde, so zeigt sich

hier die Folge rein mechanischer Bodenaufteilung in seiner nacktesten Dürftigkeit. Wie die Umstände nun einmal liegen — der Erweiterungsplan stammt aus der Zeit unserer ödesten Unkunst — läßt sich daran wenig ändern; indessen könnten seine üblen Nachwirkungen doch durch geeignete Bauvorschriften bis zu einem gewissen Grade gemildert werden. Die Grundsätze selbst sind schon in der Entwicklung vorgezeichnet, die die Königstraße als eine Hauptverkehrsader mit Mietshaustypen, die Nebenstraßen mit Villen besetzt hat. Freilich nicht durchgehends; auch hier ist diese klare und für die künstlerische Wirkung vorteilhafte Scheidung oft genug durchbrochen worden. Es dürfte aber noch möglich sein, mit dieser Entwicklung für die Zukunft Ersprießliches zu schaffen.

Bisher freilich haben die langweiligen Straßen eine Architektur hervorgerufen, die dem Aufteilungsplan würdig ist. Ehemals säumten kleine anspruchslose Landhäuser den Hauptweg, von denen noch manche geblieben sind, um einen Rückschluß auf eine baukünstlerisch glücklichere Zeit zu erlauben. Leider verschwinden sie mehr und mehr, um einem großstädtisch sein sollenden Mietshause Platz zu machen, das alle Mängel des modernen Bauunternehmertums verstärkt zur Geltung kommen läßt. Was die Berliner Vorstadt an unverstandenem Architekturwerk hervorgebracht hat, genügt um ganze Reihen von Gegenbeispielen zu einer guten und wohnlicheren Bauweise zusammenzustellen. Alle Schwächen, welche aus Hilflosigkeit, Unverstand und theatralischer Effekthascherei hervorgegangen sind, findet man hier auf engem Raum bei einander, um auch dem Laien die Verkehrtheit dieser „Kunst“ begriffsklar zu machen. Man braucht nur einmal die nebenstehende Fensterumrahmung mit den schönen Umrahmungen friderizianischer Häuser zu vergleichen, um die unangenehmen Verhältnisse und den architektonischen Widersinn zu verstehen, der sich häufig an den Häusern breit macht, der bereits am unteren Geschoß mit mächtigen Konsolen einsetzt, um die völlig unsinnige Paradearchitektur zu tragen. Es ist immer derselbe Typus bei diesen Neubauten, ob es sich nun um eine

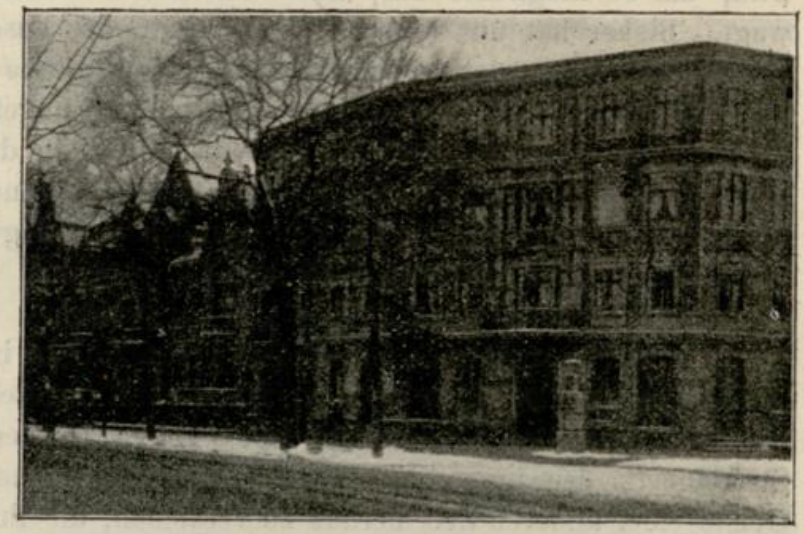


Abb. 16. Berliner Vorstadt.

sogenannte Renaissance oder um eine Gotik handelt, d. h. um eine solche, wie sie der Architekt verstanden hat, immer dasselbe Aufgebot von Scheinarchitektur, Maßstablosigkeit und Surrogatflitter, immer dasselbe Bild von künstlerischem Unvermögen und Baugewerksschulendrill, das uns verfolgt. Selbst bei ganz modernen Häusern, bei denen zweifellos begabte Architekten mitgewirkt haben, drängt sich dieser Zug nach Unwahrhaftigkeit und dekorativer äußerlicher Fülle vor, der seine Natur um so weniger verbergen kann, je unmittelbarer er räumlich zu dem schlichten Vorbilde friderizianischer Wohnarchitektur steht. Selbst der mit einem großen Aufgebot der allermodernsten Formen und mit zweifellosem Geschick für Wirkung errichtete Bau, erweist sich oft als Phrase, sowie er in die gefährliche Nachbarschaft echter Kunst gerät; auch er kommt nicht über die Schwächen des Aufteilungsplanes hinweg.



Abb. 17. Berliner Vorstadt.

Ich will diesen kurzen Überblick über die Tendenzen der jüngsten Potsdamer Baubewegung nicht beenden, ohne nicht noch einiger Bauwerke zu gedenken, die beweisen, daß unsere Zeit auch Künstler hervorbringen kann, nicht nur Bauunternehmer, welche die Er-

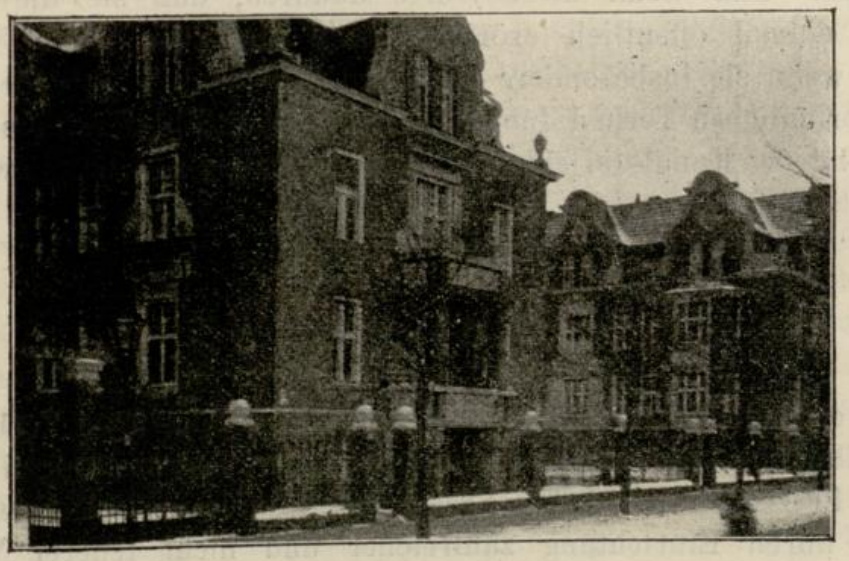


Abb. 18. Burggrafenstraße.

stellung eines Hauses in der Regel garnicht mehr als eine künstlerische Aufgabe erfassen. Der Architekt, welcher den nötigen künstlerischen Takt besitzt, braucht sein Können nicht in stilgeschichtliche Fesseln zu schlagen, wenn er das nötige Verständnis bei seinem Bauherrn findet. Daß auch diese

noch in Potsdam vorhanden sind und sich damit zu der Kunstanschauung des großen Königs bekennen, beweisen mehrere Häuser in dem Holländischen Viertel, die als Anzeichen einer besseren Bauzukunft der Stadt gewertet werden dürfen. Was sie besonders wertvoll macht, ist der gelungene Versuch, die durch den Bauplatz nahegelegte geschichtliche Formenwelt in einem modernen Geiste selbständig zu verarbeiten. Wird dieser Weg, der übrigens — wenn auch spärlich — bei neueren fiskalischen Bauten mit Erfolg beschritten ist, weiter verfolgt, dann erblüht dem königlichen Potsdam vielleicht noch einmal eine schönere Zukunft, als sie die übrigen Anzeichen aus den letzten beiden Jahrzehnten deuten wollen.

Freilich wird man dann auch den bisher fast schrankenlosen Zerstörungen in der inneren Stadt etwas Einhalt gebieten müssen. Ob dies durch ein besonderes Ortsstatut, das durch das neue Verunstaltungsgesetz vom 15. Juli 1907 nahegelegt, aber durch das schon vorhandene königliche Fassadenrecht in seiner Wirkung beeinträchtigt wird, dürften erst eingehende Verhandlungen ergeben. Jedenfalls aber werden die königlichen und städtischen Behörden vereint leicht einen Weg finden, um die ärgsten Bauausschreitungen, sowie die entstellende Reklame hintenanzuhalten. Das sind indessen nur äußere Mittel gewissermaßen Grenzmarken, bis zu der sich die Verwüstung eines der schönsten Städte Deutschlands wagen darf; die wirkungsvollste Grundlage werden sie erst gewinnen, wenn die Bewohner der Stadt Potsdam von sich aus bereit sein werden, das Erbe Friedrichs des Großen und anderer Hohenzollernfürsten zu behüten. Und wenn diese Worte dadurch, daß sie die gröbsten Gefahren einmal öffentlich erörtern, dazu ein klein wenig beitragen könnten, wenn sie insbesondere zu einem Nachdenken über den großen unwiederbringlichen Verlust führen, den das Stadtbild durch eine etwaige Zuschüttung des Kanals erleiden muß, dann haben sie ihren Zweck vollauf erfüllt.

Aufruf.

Die erfreulicherweise im steten Fortschritt begriffene Verbesserung der Schulbildung, die starke Vermehrung der Tageszeitungen und ihr niedriger Preis, das Recht der Freizügigkeit und die Erleichterung des Verkehrs durch Einrichtung zahlreicher und nicht teuerer Verkehrsgelegenheiten leisten der Ausbreitung der hochdeutschen Schriftsprache wesentliche Dienste, verdrängen aber naturgemäß die Dialektsprache unserer Landbewohner oder versetzen sie wenigstens stark mit hochdeutschen Bestandteilen. Nirgends tritt diese Erscheinung deutlicher hervor, als in der Umgebung Berlins, ja in der ganzen Provinz Brandenburg. Wenn diese Entwicklung auch ebenso natürlich wie

erfreulich ist, so mahnt sie doch alle die, welchen Sprachforschung und Volkskunde am Herzen liegen, der Verdrängung der Dialektsprache nicht abwartend zuzusehen, sondern für die Aufzeichnung der verschwindenden Dialekte Sorge zu tragen. Nur vereinzelt sind bisher Dialekte unserer Provinz schriftlich festgelegt, sei es, daß sich Dichter ihrer heimischen Mundart bedienten, wie Hermann Gräbke in seinen „Prignitzer Kamellen un Hunnenblömer", sei es, daß Sammler von Sagen und volkstümlichen Gebräuchen diese in der Sprache ihres Entstehungsortes veröffentlichen, wie A. Kuhn und W. Schwartz in ihren „Märkischen Sagen" und A. Engelien und W. Lahn in ihrer Sammlung: „Der Volksmund in der Mark Brandenburg".

Wir halten es deshalb für eine nicht abzuweisende Aufgabe, ja für eine Ehrenpflicht unserer Gesellschaft, eine möglichst vollständige Sammlung von Proben der in unserer Provinz gebräuchlichen Dialekte zu erstreben und in unserem Archiv oder in sonst geeigneter Weise zu veröffentlichen, zunächst als Material für eine später vielleicht in Angriff zu nehmende, zusammenfassende Arbeit über die Dialekte der Provinz Brandenburg. Diese Aufgabe aber können wir nur lösen unter dem tatkräftigen Beistand unserer auswärtigen, auf dem Lande lebenden Mitglieder und aller der Persönlichkeiten, die für die Bedeutung der Erkenntnis unserer Volkssprache Verständnis und Interesse sowie Gelegenheit haben, den gesprochenen Dialekt zu hören. Daß der, welcher den Dialekt einer Gegend in möglichster Reinheit und Ursprünglichkeit hören will, sich nicht an die jungen, sondern an die alten Leute wenden muß, ist nach den obigen Ausführungen selbstverständlich. Jede Aufzeichnung, die den Dialekt einer Gegend wiedergibt, wird uns lieb sein, gleichviel, welches ihr Inhalt ist. Immerhin möchten wir darauf hinweisen, daß volkstümliche Stoffe, besonders Sagen, Märchen, Sprüche, Kinder- und Spielreime, Rätsel und Scherzfragen, ganz besonders aber anekdotenartige kleine Geschichtchen, die am Orte geschehen sein sollen oder erzählt werden, sich zur Wiedergabe in der Mundart des Ortes eignen. Dieselben Wörter und Wendungen gehen hier meist von Geschlecht zu Geschlecht, und man hält mit einer Treue daran fest, daß das Eindringen hochdeutscher Elemente hier fast ausgeschlossen ist. Aber auch bereits gedruckte Aufzeichnungen in märkischem Dialekt, poetische und prosaische, sind für uns wertvoll, und die Nachweisung derselben wird mit Dank angenommen. Wenn die Aufzeichnungen in wenig verbreiteten Tageszeitungen veröffentlicht sind, ist die Zusendung der einzelnen Nummern sehr erwünscht. Da die schriftliche Fixierung des Dialektes nicht geringe Schwierigkeiten bietet und andererseits eine möglichst genaue Wiedergabe der Laute für unsere Zwecke unumgänglich nötig ist, geben wir eine kurze Anleitung zur mundartlichen Schreibung der Wörter am Schlusse dieses Aufrufs.

Und so wenden wir uns denn an alle unsere Mitglieder, an alle die, welche Interesse und Verständnis für unsere märkische Volkssprache haben, insonderheit an die Herren Geistlichen und Lehrer der Provinz Brandenburg mit der herzlichen Bitte, unser Unternehmen tatkräftig zu unterstützen. Sendungen und Anfragen bitten wir an unser Ehrenmitglied, Herrn Stadtschulrat Dr. L. H. Fischer, Berlin NW, Brückenallee 22, zu richten, der in dankenswerter Weise die Sammlung und event. Herausgabe des eingehenden Materials übernommen hat.

Der Vorstand der Brandenburgia.

Anleitung zur Schreibung der Dialekt-Beiträge.

Entworfen vom Oberbibliothekar Professor Dr. W. Seelmann.

Es wird gebeten, die Sprachproben in lateinischer Schrift aufzuzeichnen, auch die Rückseiten freizulassen und auf dem ersten Blatte über dem Texte den Namen des Ortes, dessen Mundart aufgezeichnet ist, erstens in hochdeutscher Form, zweitens, in Klammer gesetzt, in ortsüblicher mundartlicher Aussprache, drittens den Kreis anzugeben, welchem der Ort angehört. Beispiel: Prenden (Prengen), Niederbarnim.

Für die Schreibung der Sprachproben kann bei gleicher Aussprache die hochdeutsche Rechtschreibung in Anwendung gebracht werden, doch ist es erforderlich, daß in allen Fällen, wo die Schreibung die Länge eines Vokals zweifelhaft läßt, diese durch einen übergesetzten Strich kenntlich gemacht wird. Es ist z. B. ēn (ein), hār oder hahr (hatte) zu schreiben, wo in diesen Worten langer Vokal gesprochen wird, en oder enn und harr, wo man kurzen Vokal spricht.

In den märkischen Mundarten gibt es, besonders nach langen Vokalen, nachklingende, sehr kurze Vokale, welche in manchen Orten nur bei deutlicher Aussprache klar gehört werden. Diese überkurzen Vokale kennzeichne man mit dem Zeichen der Vokalkürze, man schreibe also, wo diese Aussprache sich findet, kŭŏke, bezw. kŭĕke (Kuchen), knŏăke (Knochen), bāĕden (beten), fĭĕl (fiel). Die Schreibung fiel würde nur dort anwendbar sein, wo dieses Wort ebenso wie im Hochdeutschen klingt.

Wo ein ä gesprochen wird, schreibe man dieses oder ein ę, z. B. dät oder dęt (daß), dān oder dęn (den).

Die harten S-Laute gebe man durch s oder sz, die weichen durch f wieder, z. B. tŭĕ Hŭs (zuhause), in'n Hŭf (im Hause); Asse (Axe), druffeln (schlummern).

Wo innerhalb eines Wortes nicht nach hochdeutscher Weise st, sp, sw, sondern scht, schp, schw gesprochen wird, schreibe man demgemäß, oder št, šp, šw, z. B. Förschta oder Föršta (Förster).

Für Laute, welche dem Hochdeutschen fehlen, wende man besondere Lautzeichen an, z. B. å für den Zwischenlaut zwischen a und o, ä mit einem darüber gesetzten Kreise für den Zwischenlaut zwischen ä und ö, a mit einem übergesetzten Punkt für den Zwischenlaut zwischen ä und a, ou für den dem au ähnlichen, aber dumpfer klingenden Diphthong.

Für hier nicht berücksichtigte Laute wende man besondere Zeichen an und gebe eine Erklärung derselben in einer Bemerkung hinter dem Texte.

Worterklärungen sind nur sparsam und nur bei selteneren Wörtern oder Wortbedeutungen beizufügen.

Kleine Mitteilungen.

Die Uhrglocken von St. Nicolai in Spandau örtlich untersucht von M. Kühnlein. A. Die größere der beiden Glocken hat am Schlagring einen D (Durchmesser) von 720 Millimetern und eine an der Außenfläche der Glocke schräg gemessene vom Schlagring bis zur Platte (Haube) reichende Höhe von 520 Millimetern. Ihr Material ist Bronze. Die allgemein übliche Formel (Zolle des D kubiziert und multipliziert mit 0,0183, Resultat Pfunde) kann hier zur Bestimmung des Gewichts nicht eingeführt werden, denn die Glocke hat eine ungewöhnlich starke Wandung. Auch andere, von demselben Gießer (Johannis Jacobi) hergestellten Glocken in Nauen, deren Gewicht aktenmäßig festgestellt ist, sind nicht nach den gewöhnlichen Verhältnissen gegossen worden. Mir sind die Durchmesser und Gewichte der Nauener Glocken bekannt. Nauen hat ein Viergeläut, zwei Glocken davon hat Jacobi gegossen. Ihr D ist 850 Millimeter bezw. 680 Millimeter; ihre bezüglichen Gewichte sind 450 bezw. 300 Kilogramm (ohne Klöppel). Die Spandauer Uhrglocken entbehren des Klöppels, sie ertönen durch das Gegenschlagen federnder, vom Uhrgetriebe in Gang gesetzter Hämmer. Analog obiger bekannter D. D und Gewichte ist die Spandauer große Uhrglocke auf das Gewicht von etwa 270 Kilogramm anzusprechen. Die Glocke ertönt in c bis cis der kleinen Oktave, ein ungewöhnlich tiefer Ton für Glocken von nur 720 Millimetern D. Die unten mitgeteilte Inschrift scheint auf diesen Umstand besonders hinzuweisen. Die Form der Glocke ist in gefälligen Linien gehalten. Zwei Lisenen des Obersatzes, 30 Millimeter von einander, begleiten die zwischen sie gestellte erhabene Inschrift. Oberhalb und unterhalb der Lisenen befindet sich ein Friesornament griechischer Stilisierung, das oben palmettenartig, unten in steifen Blattformen gehalten ist. Die ganze Höhe des oberen Bandes mit den Ornamenten ist 110 Millimeter. Der Untersatz hat eine feine, leise hervortretende Plattenlinie, welche ebenfalls von einem Blattornament begleitet ist. An die Platte schließt sich ziemlich senkrecht der in bekannter Wulstform gehaltene Schlagring. Die Glockenkrone hat eine für die Zeit des Gusses ganz ungewöhnliche, nämlich vierkantige Form, d. h. die Henkel sind in ihrem Bogen rechtwinklig gestaltet, ihr Querschnitt ist sechskantig mit leisen Abrundungen. Die Inschriften treten in erhabenen großen lateinischen Buchstaben und schöner präziser Ausführung aus der Glocke

hervor. Jeder Buchstabe ist 15 Millimeter hoch und steht 22 Millimeter von dem nächsten entfernt. Die Trennung der Wörter geschieht durch 30 Millimeter weite Abstände, in jedem Mittel der Abstände befindet sich ein vierkantiger Punkt. Die obige Inschrift, 1194 Millimeter lang, lautet:

ALLES · WAS · ODEM · HATT · LOBE · DEN · HERRN · HALLELVIA · 1704.

Darunter befindet sich (nach dem Heinrichsplatz zu) die zunächst in ihrem Sinne etwas dunkel gehaltene lateinische Inschrift:

ET PROFUNDISSIMA QUÆQUE

darunter der nach rechts fliegende gekrönte Adler des ersten preußischen Königs in erhabener Arbeit inmitten von Wolken umgeben, dessen Flügelspannung 270 und dessen Höhe von der Krone bis zu den Greifen 220 Millimeter ist. Auf der Brust die Initiale FR. Unter dem Adler setzt sich die Inschrift wie folgt fort:

PRIMA MEÆ GENTIS

Genau übersetzt: Und zwar die allertiefste erste meines Geschlechts.

Ganz unten über dem Schlagring nennt sich der Gießer mit folgenden Worten:

JOHANNES JACOBI GOSS MICH

Auf der Rückseite der Glocke, also nach dem Langschiff der Kirche hin gerichtet, befindet sich die preußische Königskrone in erhabener Arbeit. Die Krone ist ohne Kreuz 150, mit Kreuz 170 Millimeter hoch und 200 Millimeter breit.

B. Die kleinere der beiden Glocken. Ihr Schlagring hat 580 Millimeter D. Ihre Höhe vom Schlagring bis zur Platte 320 Millimeter. Das Glockengut ist Bronze. Ihr Gewicht spreche ich nach dem Vorgang der größeren Schwester auf rund 150 Kilogramm an. Die Glocke ertönt in g. Die Linienführung des Profils ist gefällig und entsprechend der großen Glocke. Die Krone hat die übereinstimmende Form der Nachbarin, nur sind die Henkel vierkantig mit leise verbrochenen Ecken. Lisenen- und Ornamentschmuck sind wie bei der großen Glocke. Die einzige Inschrift unterscheidet sich in Schriftweise und Ausführung in nichts von der großen Glocke, nur sind die Buchstaben 22 Millimeter hoch. Die Inschrift ist 980 Millimeter lang, sie lautet:

ALLES · WAS · ODEM · HAT · LOBE · DEN · HERREN · HALLELVIA · 1705.

Hierunter befindet sich (nach dem Heinrichsplatz zu) die preußische Königskrone in gleicher Größe und Ausführung wie zuvor beschrieben. Die Rückseite ist geschmückt mit dem Wappen des ersten Königs. Es hat 200 Millimeter Breite und 140 Millimeter Höhe.

So weit die tatsächlichen Feststellungen.

Und nun zu der scheinbar so rätselhaften, überaus interessanten Inschrift der großen Uhrglocke: „Et profundissima quaeque — prima meae gentis. Johannes Jacobi goß mich 1704." Wir wissen: der Berliner Stückgießer Johannes Jacobi (1702–1746) goß im Jahre 1703 bis 1705, also unter der Regierung Friedrichs I., des ersten Königs von Preußen, die Glocken für die Berliner Parochial-Kirche, darunter die Singspielglocken für das erste Glockenspiel dieser Kirche. Laut Protokoll vom 16. Februar 1716 mußte Jacobi die Singspielglocken, weil sie in iher Stimmung unharmonisch klangen, mit 30 Talern für den Zentner zurücknehmen, während der Niederländer Jan Albert de Grave mit der Anfertigung eines neuen Singspiels von

37 Glocken betraut wurde. Als demnächst Spandau in jenem gewaltigen Brande von 1740 seine sämtlichen Turmglocken (3 Läuteglocken, 2 Uhrglocken und 1 Chorglocke) einbüßte, wandte man sich zur Beschaffung von zunächst zwei neuen Uhrglocken an den bekannten Gießer Johann Jacobi in Berlin; er lieferte sie, indem er sie aus jenen ihm zurückgegebenen und von ihm zurückgestellten „Singspielglocken" entnahm. Mit anderen Worten: die beiden Uhrglocken von St. Nikolai, „die noch heute, nach 160 Jahren, über Stadt und Gemeinde hin mit treu bewährter Stimme die verrinnende Zeit verkünden", sind Glocken aus dem **ersten** Glockenspiel der Parochial-Kirche zu Berlin. Diese Ausführungen erhalten ihre wesentliche Unterstützung durch die in der Sitzung des Vereins für die Geschichte Berlins vom 25. 11. 1905 (Vortragender Herr Eugen Thiele) angeführte Feststellung: Jacobi habe durch Zurückstellung jener Singspielglocken keinen pekuniären Nachteil gehabt, da er die Glocken anderweitig sogar mit Vorteil verwenden konnte; ihr entspricht ferner die Ähnlichkeit der figürlichen Ausschmückungen der Uhrglocken mit den zu derselben Zeit von demselben Jacobi gegossenen, noch heute vorhandenen, Turmglocken der Parochial-Kirche; ihr entspricht endlich vor allem die lateinische Inschrift der großen Uhrglocke (die Glockensprache): „Und zwar bin ich (campana, die Glocke) allemal die tiefste, die erste meines Geschlechts, meiner Art, meiner Klasse". Es gibt kaum eine zweite Glocke, die mit nur 720 Millimetern Durchmesser den verhältnismäßig tiefen Ton des kleinen c hervorzubringen imstande wäre. Jene Uhrglocke war die tiefste im Glockenspiel der Parochial-Kirche (mit dem c der kleinen Oktave beginnt übrigens auch das heutige Glockenspiel dieser Kirche) und darum die erste, schwerste, am tiefsten hängende, die führende in ihrer Art, im Kreise, im Spiel der übrigen Glocken, zugleich der Nachwelt verkündend: „Ich bin die tiefste und die erste, die der Meister in derartigen Abmessungen und in solcher Tontiefe für ein Glockenspiel goß."

Diese Ausführungen über die Glocken von St. Nikolai erfahren durch vorstehende Darlegungen eine ebenso überraschende als bedeutsame Erklärung und Ergänzung. Wenn die Kirchenchronik erzählt: „Aus dem nach dem großen Brande von 1740 geretteten und gesammelten Glockenmaterial wurden bald darauf zwei neue Uhrglocken im Gewicht von 27 Zentnern 1 Pfund, bezw. 10 Zentnern 37 1/2 Pfund für 349 Thlr. 16 Gr. 11 Pf. gegossen," so kennen wir jetzt den Gießer, Johann Jacobi, der unter Übernahme des geretteten Glockenmaterials aus der Zahl der ihm seinerzeit zurückgegebenen und von ihm zurückgestellten Singspielglocken die beiden Uhrglocken für St. Nikolai zu dem angegebenen Preise lieferte. Über die anderweitige Verwendung der „übrigen Singspielglocken" (die eine und die andere mag umgegossen sein) wissen wir nichts: Die beiden Spandauer Uhrglocken, die 1740 dorthin übergeführt, nach 1744 in dauerndem Gebrauch als „Schlagglocken" genommen, haben ihre ursprüngliche Gestalt, wie sie aus dem Guß von 1704/1705 hervorgingen, unversehrt bewahrt; sie verkünden noch heute mit singenden Tönen, und zwar hier in schöner Abstimmung (g, tief c) die Zeiten. — Was schließlich die in der Chronik notierten Gewichts- und Preisbemessungen anbetrifft, so ist auch hier die mit einem Fragezeichen gekennzeichnete Differenz aufs beste gelöst. Die angegebenen Zentner sind

der derzeitigen Gewichtsberechnung für klingende Glocken entsprechend als Steinzentner anzusprechen. Ein solcher hatte das Gewicht von 22 Pfund, das ist der fünfte Teil des alten 110 Pfund-Zentners. Die große Uhrglocke wog danach 27 Zentner 1 Pfund = 595 Pfund = 297 1/2 Kilogramm, was gegenüber der obigen Feststellung (270 Kilogramm) die verhältnismäßig nur geringe Differenz von 27 1/2 Kilogramm ergiebt. Die kleine Uhrglocke wiegt nach der Chronik 10 Zentner 37 1/2 Pfund = 257 1/2 Pfund = 128 3/4 Kilogramm. Der tatsächlichen Untersuchung gegenüber (150 Kilogramm) liegt hier ein Mehrgewicht von nur 21 1/4 Kilogramm vor. Die Schätzung blieb somit der Angabe des Chronisten gegenüber für das Gesamtgewicht beider Glocken lediglich um 12 Pfund zurück, das sind 1 3/4 Prozent Gewichtsdifferenz, die das ganze Bild schwerlich irgendwie verschieben kann. Dasselbe gilt von der Preisangabe, die der Chronist mit rund 350 Talern notiert. Jacobi erhielt, wie wir wissen, für den Zentner à 100 Pfund der zurückgegebenen Singspielglocken (Metallgewicht, Metallwert) 30 Taler. Das Gewicht der beiden Spandauer Uhrglocken beträgt etwa 8 1/2 Zentner à 100 Pfund = 255 Taler. Rechnet man die Kosten für Transport, Montage, Zollabgaben mit etwa 33 1/3 Prozent = 85 Talern hinzu, im ganzen also 340 Taler, so ist die Preisangabe der Chronik (350 Taler) bis auf die geringe Differenz von 10 Talern als völlig gesichert anzusprechen. Das von Spandau etwa abgegebene aus dem Brande von 1740 gesammelte alte Glockengut (Bronze) bleibt hier freilich außer Ansatz: der Gießer behielt oder berechnete es in Anbetracht der Abgabe der beiden schönen, fertigen, an sich wertvolleren Singspielglocken als Draufgabe. — Wir schließen hiermit unsere Ausführungen über die Uhrglocken der St. Nikolaikirche zu Spandau, jener geschichtlich so bedeutsamen Kirche, der man mit Recht auch in der Geschichte ihrer Glocken allseitig ein so lebendiges Interesse entgegenbringt. — Dem ausgesprochenen Wunsche des Herrn Oberpfarrers Recke: der jetzt so farbenprächtig renovierten Nikolaikirche möchte recht bald ein großes, schönes, nach allen vier Himmelsrichtungen ausklingendes harmonisches Viergeläut unter Verwendung der beiden vorhandenen größeren Läuteglocken und unter Einführung eines elektrisch betriebenen Läutewerks erstehen, kann nur der beste Erfolg gewünscht werden. Der Bochumer Verein für Gußstahlfabrikation, dem die besten Referenzen zur Seite stehen, speziell auch in der Herstellung eines wirkungsvollen, harmonischen Geläutes von Bronze- und Gußstahlglocken zusammen, ist der Sache bereits näher getreten; er empfiehlt den beiden vorhandenen Bronzeglocken in d und g, zwei neue Gußstahlglocken in h und e, also mit dem Vierklang h — d — e — g, anzufügen. Aber über den Läuteglocken, in schwindelnder Höhe der Turmhaube, ertönen die Uhrglocken, deren eigenartige Geschichte uns beschäftigte. Mögen sie noch späteren Geschlechtern das ihnen aufgeprägte Wort des 150. Psalms jauchzend zurufen: Alles was Odem hat, lobe den Herrn! Halleluja!

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

20. (13. ausserordentliche) Versammlung des XVI. Vereinsjahres

Mittwoch, den 19. Februar 1908.

Besichtigung des städtischen Untersuchungsamtes für hygienische und gewerbliche Zwecke, Fischerstraße 39/42.*)

Zur Orientierung über den Kostenpunkt, bezüglich dessen unrichtige Annahmen hie und da verbreitet sind, sei folgendes Statistische vorausgeschickt.

Das neue Institut ist am 14. Oktober v. J. nach vorangegangener Besichtigung durch Magistrat und Stadtverordneten-Versammlung eröffnet worden. Im Spezialetat des Stadthaushalts für 1908 hat das Amt die Nummer 33 B erhalten.

Zur Deckung der bisher durch dieses Amt entstandenen Kosten waren durch das Extraordinarium des Spezialetats 49 für 1906 und 1907 = 30000 M und 80000 M als Pauschalbeträge vorgesehen. Es liegt jetzt der erste spezielle Etat vor.

In Einnahme sind an Untersuchungsgebühren 42 000 M angesetzt, denen an Wassergeld eines Dienstwohnungsinhabers und an verschiedenen Einnahmen noch 50 M hinzutreten, zusammen 42 050 M.

Das Gehalt des Direktors ist im Spezialetat 38 zum Ansatz gebracht; im vorliegenden Etat erscheinen in Ausgabe an Gehältern für 2 Abteilungsvorsteher, 7 ständige, 4 nichtständige Assistenten und 3 Hilfsassistentinnen 47 880 M, an Löhnen des Dienst- und Arbeitspersonals 14 890 M, für Apparate und Instrumente, Chemikalien, Versuchstiere 22 000 M, Bücher und Zeitschriften sowie Bureaukosten 5 500 M, Brennmaterial 14 443 M, Gas und elektrische Beleuchtung 9 000 M, Reinigung 5 728 M, sonstige Hausbedürfnisse 4159 M; Abgaben, Lasten und verschiedene Ausgaben 1709 M; ferner extraordinär zur Anschaffung wissenschaftlicher Werke 2 000 M, zusammen 127 300 M. Nach Abzug der Einnahme von 42050 M ergibt sich eine Mehrausgabe von 85 250 M.

---

*) Grundbuch des Kgl. Amtsgerichts I Berlin-Mitte. Bd. IV. Bl. 335. Feuerkassenwert der Gebäude 608 100 M.

In dieser Weise ist der Voranschlag der Stadtverordneten-Versammlung vorgelegt. Mit der letztern ist eine besondere Verwaltungs-Deputation für das Amt vereinbart, bestehend aus 2 Magistratsmitgliedern, 4 Stadtverordneten und 2 Bürgerdeputierten.

Der Direktor des Amts, Herr Geh. Regierungsrat Dr. Proskauer, empfing die Teilnehmer in freundlichster Weise und stellte sich mit den Herren Prof. Sobernhein, Dr. Fendler und Dr. Haack für den Rundgang zur Verfügung. Wir sprechen für die empfangene Belehrung und aufgewendete Mühewaltung allen diesen Herren, insbesondere dem Herrn Direktor unsern verbindlichsten Dank auch an dieser Stelle gern aus.

Der Erste Vorsitzende, Herr Geheimrat Stadtrat Friedel, machte, nachdem die Erschienenen sich in dem großen Vortragssaal versammelt hatten, zunächst auf die merkwürdigen Wandlungen aufmerksam, welche diese Stelle von Alt-Kölln im Lauf der Zeit erfahren.

Der gelehrte Berliner Buchhändler Friedrich Nicolai sprach um 1760 seine Überzeugung aus, daß der Stadtteil Kölln seinen Namen nicht vom Lateinischen Colonia, sondern vermutlich von dem wendischen Wort Kol, Kolne s. w. a. Pfahl, Pfahlwerk, Pfahlbau erhalten haben möge. Dies divinatorische Wort des alten Nicolai, der selbst in Alt-Kölln, Brüderstr. No. 13 wohnte, ist vor etwa 10 Jahren, als die Mühlendammschleuse wegen des neugeplanten Großschiffahrtsweges erbreitert, das Spreebett vertieft, auch der Mühlendamm und die ganze Nachbarschaft bis zu den städtischen Grundstücken an der Fischerstraße umgestaltet werden mußte, glänzend bewahrheitet worden. Der Spreeboden wurde auf lange Zeit und weite Strecken freigelegt, die Mitglieder der Brandenburgia stiegen vor Jahren selbst in das trockene Flußbett hinab und sahen, was sich an menschlichen Kulturresten hier vor vielen hundert Jahren angehäuft und erhalten hatte. Neben den Pfahlsetzungen des christlichen Mittelalters, die als Mühlendamm und Mühlenwehr gedient hatten, erschienen viele tausende von aufrecht stehenden teils ganzen, teils gespaltenen Baumstämmen sowie querliegende Hölzer, auf denen offenbar Hütten oder dergleichen in wendischer Zeit errichtet gewesen waren.

Nach der Ausbeute, welche leider nicht vollständig an das Märkische Museum, vielmehr durch Vertrödeln seitens der Arbeiter massenhaft auch in Privatliebhaberhände gelangt ist, d. h. lose Altertümer (Urnenscherben, Steingerät aller Art, aus Flint und anderem Material, roh zugeschlagenen Feuersteinen u. dgl.) ließ sich erschließen, daß zwischen den beiden Spreeufern auch in vorwendischer d. h. in germanischer Zeit ein reger menschlicher Verkehr stattgefunden hat.

In wendischer Zeit — für mindestens ein halbes Jahrtausend — bedeutet die Spree und der Spreeübergang hier die Grenze zwischen

der den Sorben (zunächst im Teltow) auf dem linken und den Wilzen (zunächst im Barnim) auf dem rechten Spreeufer.

Im frühen christlich-mittelalterlichen Zeitalter lag gegenüber unserem heutigen Untersuchungsamt auf der rechten Spreeseite der alte Mühlenhof und eine landesherrliche Befestigung als Deckung desselben „to dem Berlin."

Der Raum ist auch nach der erwähnten Spreeneuregulierung in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts auf der köllnischen Seite an der Fischerstraße knapp geblieben, derart, daß es auf jeden Fuß breit ankam. Der Augenschein lehrt, daß nach Norden hin das Hauptgesims von dem fiskalischen Spreegebiet eine Fläche von 29,60 qm beansprucht, d. h. die Frontmauer des Amtsgebäudes ist unmittelbar auf die Ufermauer an der Fischerbrücke gesetzt, wofür laut § 6 der Erlaubnisurkunde des Kgl. Domänenrentenamts vom 10. Oktober 1903 ein jährlicher Zins von sechzig Mark, zahlbar am 15. Januar, zu entrichten ist.

So erhebt sich jetzt, schloß der Vorsitzende, über den Trümmern des Mittelalters und einer nach vielen Jahrtausenden zählenden Vorzeit, der ansehnliche moderne Bau eines Instituts, welches hier an dem alten Vereinigungspunkt der beiden Altstädte Berlin und Kölln der Wohlfahrt der neuen Reichshauptstadt und ihrer Bürger zu dienen bestimmt ist.

Möge dem neuen wissenschaftlichen und gemeinnützigen Unternehmen, das vorläufig noch lange nicht genug in der Bürgerschaft bekannt ist, zum Besten derselben ein allzeit ersprießliches Gedeihen beschieden sein.

Hierauf ergriff der Herr Direktor des Untersuchungsamts wie folgt das Wort:

Das „Städtische Untersuchungsamt (für hygienische und gewerbliche Zwecke)" hat nach den Beschlüssen der Gemeindebehörden vom März 1907 folgende Aufgaben:

1. Es führt als Untersuchungsamt im Sinne des § 17 des Nahrungsmittelgesetzes vom 14. Mai 1879 die Untersuchung von Nahrungs- und Genußmittel und außerdem die Untersuchung anderer Gegenstände aus.
2. Es führt insbesondere die für die städtische Verwaltung notwendigen Untersuchungen solcher Art aus, soweit diese Untersuchungen nicht besonderen Verwaltungsstellen übertragen sind.
3. Es erstattet auf Erfordern des Magistrats Gutachten in hygienischen Angelegenheiten und ist befugt in hygienischen Angelegenheiten Anträge zu stellen.

Damit ist dem Arbeitsgebiete des Untersuchungsamtes eine feste Richtung gegeben worden, auf welche sich die Organisation und Einrichtungen stützen konnten. Das Untersuchungsamt besteht demgemäß

aus einer chemischen und einer hygienisch-bakteriologischen Abteilung. Die Laboratorien, welche dem früheren hydrologischen Institut der Stadt Berlin angehörten, sind mit der gleichen Zweckbestimmung in das Städtische Untersuchungsamt übergegangen und organisch mit den bis jetzt bestehenden beiden Abteilungen verbunden. Schon am 1. April 1906 konnte das hydrologische Institut den Neubau des Städtischen Untersuchungsamts beziehen und sich hier in der 2. Etage des südwestlichen Flügels einrichten.

Jede Abteilung wird von einem Abteilungsvorsteher geleitet, die chemische, für die Untersuchung von Nahrungs- und Genußmitteln, sowie für die Analyse gewerblicher Gegenstände bestimmte Abteilung von einem geprüften Nahrungsmittelchemiker (Herrn Dr. Fendler), dem als Assistenten vorläufig ein Nahrungsmittelchemiker, ein auf dem Gebiete der landwirtschaftlichen, gewerblichen und industriellen Erzeugnisse erfahrener Analytiker und ein Botaniker unterstellt sind. Letzterer soll nicht nur bei Untersuchung pflanzlicher Nahrungs- und Genußmittel, sowie Gebrauchsgegenständen die erforderlichen mikroskopischen Prüfungen vornehmen, sondern wird auch bei anderen Untersuchungen, z. B. denjenigen über stattgehabte Verunreinigungen unserer Flußläufe, Beurteilung von Wasser- und anderen hygienische Fragen sich sehr nützlich erweisen.

Die hygienisch-bakteriologische Abteilung steht unter der Leitung des Herrn Professor Dr. med. Sobernheim, ihm zur Seite stehen drei Assistenten, welche lange Jahre in hygienischen und bakteriologischen Laboratorien tätig waren. Einer dieser Assistenten ist infolge seiner Ausbildung auf dem Gebiete der Giftlehre auch geeignet, vorkommenden Falles pharmakologische Arbeiten auszuführen.

Von den Gemeindebehörden ist schliesslich noch eine 3. Abteilung, die als „physikalische“ bezeichnet wurde, beschloßen worden. Die Einrichtung derselben ist aber verschoben worden, bis das Untersuchungsamt völlig ausgebaut und der Betriebsbereich der neuen Abteilung übersehen werden kann.

Das jetzt ins Untersuchungsamt übergegangene hydrologische Institut nimmt den südwestlichen Flügel der 2. Etage des Gebäudes ein und beschäftigt sich mit den von der Deputation der Wasserwerke, der Kanalisation und Rieselfelder dem Untersuchungsamt übertragenen Aufgaben, wie Kontrolle der Wasserwerke, des Drainwassers von den Rieselfeldern, Kontrolle der Reinheit unserer Wasserläufe, namentlich derjenigen, in welche die Rieselfelder hineinentwässern. Außerdem führt es auch die Untersuchungen des Wassers in den städtischen Badeanstalten aus. Bei diesen Arbeiten greift überall, wo es nötig erscheint, die bakteriologische eventl. auch chemische Abteilung mit ein.

Die bakteriologische Abteilung ist im nördlichen Flügel der 2. Etage untergebracht. Sie besteht aus drei großen Räumen und einem kleineren

Laboratorium. Außerdem stehen der hygienisch-bakteriologischen Abteilung auch noch mehrere Räume im Souterrain zur Verfügung. Hier werden die kleineren Versuchstiere gehalten und befindet sich ein völlig getrenntes Laboratorium für etwa vorkommende Arbeiten mit gefährlichen Krankheitserregern (Cholera, Pest, Rotz u. dgl.)

Die Abteilung ist mit allen notwendigen Apparaten neuester Konstruktion für bakteriologische und hygienische Arbeiten ausgerüstet. Eine Anzahl von Brutschränken, die je nach ihrer Bestimmung auf verschiedene Temperaturen eingestellt sind, haben selbstregulierende Vorrichtungen, die es gestatten, bis auf 0,1° C die Wärme in ihnen zu erhalten. Da diese Schränke auch des nachts in Betrieb sein müssen, sind sie an eine besondere Gasleitung angeschlossen und mit Gasheizbrennern versehen, deren Hähne sich von selbst schließen, sobald durch irgend einen Zufall die Gasflamme erlischt. — Für die Beleuchtung der Räume dieser Abteilung dient elektrisches und Gasglühlicht.

Gleich hier sei erwähnt, daß das 2. Stockwerk des Amtes noch ein Laboratorium enthält, in dem sich Apparate befinden, die die Benutzung elektrischer Kraft gestatten. Für viele chemische Arbeiten, wie z. B. Abscheidung von Metallen aus ihren Lösungen, bedarf man der sog. Elektrolyse, die mittelst der erwähnten Apparate ausgeführt wird. Dieses Verfahren ist genau, weniger umständlich und nicht so zeitraubend, wie die rein chemischen Methoden.

Im Schnittpunkt des südwestlichen und nördlichen Flügels bildet das Gebäude einen stumpfen, nach der Straßenfront zu abgerundeten Winkel, welcher im zweiten Stock den ovalen Bibliotheksraum enthält. Dieser erregt in seiner stimmungsvollen Ausstattung das Entzücken jedes Besuchers. Dem Bibliothekraum entspricht im ersten Stock der Vortragssaal. Der übrige Teil des ersten Stockwerks wird durch die chemische Abteilung eingenommen. Diese umfaßt 5 große, 2 kleinere Laboratorien, ein sehr großes Wägezimmer und die nötigen Nebenräume. Die Arbeitsräume des südwestlichen Flügels sind noch nicht vollständig in Benutzung genommen worden. Sie sind jedoch, soweit dies mit den Mitteln der ersten Baurate möglich war, ausgerüstet und können vollständig belegt werden, sobald die nötigen Arbeitskräfte zur Verfügung stehen.

Im nördlichen Flügel sind das Laboratorium für Nahrungsmittelchemie sowie dasjenige für die Untersuchung von chemischen und landwirtschaftlichen Produkten in vollem Betrieb. Die apparative Ausstattung entspricht den modernen Anforderungen nach jeder Hinsicht. Gas, Wasser, Elektrizität, Dampfkraft stehen reichlich zur Verfügung. Gas dient zur Beleuchtung als Glühlicht,*) als Heizquelle in Brennern verschiedenster

*) Gasglühlicht hat sich für chemische Laboratorien zum Erkennen der Reaktionen am besten bewährt.

Konstruktion, als Kraftquelle zum Antreiben eines Heißluftmotors. Eine wichtige Rolle spielt das Wasser, welches nicht nur zum Reinigen der Gefäße, zum Kochen, zum Kühlen etc. Verwendung findet; da es der Wasserleitung mit starkem Druck entströmt, verfügt es über eine bedeutende Kraft, welche den Betrieb von Turbinen, Zentrifugen, Rührwerken, Luftpumpen etc. dienstbar gemacht wird. Für die Entnahme elektrischer Kraft sind zahlreiche Anschlüsse vorhanden. Die Elektrizität findet Verwendung zum Heizen von Glühöfen, welche Temperaturen bis zu 1200° erreichen und somit gestatten, Platin zur Weißglut zu erhitzen. Elektrizität brauchen ferner Heizapparate, auf denen mit leicht entzündbaren Flüssigkeiten gekocht wird; elektrisch angetrieben werden ferner größere Zentrifugen, Schüttelwerke und vieles andre mehr. Dampf dient nicht nur zum Erwärmen der Räume (das Institut besitzt Niederdruckdampfheizung), sondern die im Keller befindliche Kesselanlage liefert auch Arbeitsdampf von 2 Atmosphären Druck, welcher zahlreichen großen Wasserbädern und Dampftrockenschränken als Wärmequelle dient.

Es ist unmöglich, alle die sinnreichen Apparate hier aufzuzählen, welche das Handwerkszeug der in den Laboratorien tätigen Herren bilden und die Bewunderung des Besuchers erregen. Da ist z. B. eine Zentrifuge, welche mit ihren Hilfsapparaten es gestattet, den Fettgehalt von 12 Milchproben auf einmal in kürzester Zeit festzustellen. Trockenschränke verschiedenster Konstruktion gestatten die Austrocknung von Nahrungsmitteln etc. bezw. die Bestimmung des Wassergehaltes derselben bei den verschiedensten Temperaturen. Besonders fällt ein Vakuumtrockenapparat ins Auge, in welchem die zu trocknenden Substanzen zugleich durch eine Temperatur von 100° und durch Anwendung der Luftleere entwässert werden. Automatisch abhebende sogenannte Soxhlet'sche Extraktionsapparate aus Glas gestatten in Verbindung mit einer elektrischen Heizvorrichtung die Bestimmung des Fettgehaltes von Nahrungsmitteln etc. mit einer geringen Menge Extraktionsflüssigkeit, die einen steten Kreislauf durch den Apparat vollführt. Der Heizwert von Kohlen und anderen Brennstoffen wird in einer Berthelot'schen Bombe bestimmt u. s. f. Die Bewunderung des Laien erregen auch die feinanalytischen Wagen, Wunderwerke der Präzisionsmechanik, auf welchen noch zehntel Teile eines Milligrammes zur Wägung gelangen können und mittelst deren beispielsweise den Besuchern deutlich demonstriert werden konnte, ein wie großer Gewichtsunterschied (groß für diese feinen Wagen), zwischen verschiedenen Geldstücken gleichen Nennwertes und unverletzten Gepräges besteht.

Die Parterreräume des Gebäudes werden durch die Wohnung des Pförtners, die Abfertigung für das Publikum, Bureauräume, Zimmer des Direktors, Laboratorium desselben, Dunkelzimmer für optische Arbeiten und Nebenräume eingenommen.

Das noch über dem Wasserniveau der Spree befindliche Souterrain enthält, wie schon oben gestreift wurde, zahlreiche, sehr helle und trockene Räume, welche zum großen Teil als Laboratorien und Hilfsraum für die einzelnen Abteilungen dienen. Es findet sich hier ein großer Dunkelraum mit mikrophotographischer Einrichtung zur Aufnahme mikroskopischer Bilder; derselbe Raum soll später eine photometrische Vorrichtung zur Vergleichung der Leuchtstärke verschiedener Lichtquellen erhalten. Ferner sind vorhanden Laboratorien, in denen mit explodierenden Substanzen gearbeitet wird (Bombenraum), ein Raum für Zwecke der Elementaranalyse, ein Destillationsraum, in dem das für chemische und bakteriologische Arbeiten unentbehrliche destillierte Wasser sorgfältig hergestellt wird u. a. m. Besonders erwähnenswert ist eine gleichfalls im Souterrain aufgestellte große elektrisch angetriebene Zentrifuge, die 3000 Umdrehungen in der Minute zu machen vermag und das gleichzeitige Ausschleudern von 4 L Flüssigkeit gestattet.

Von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit für die Desinfektion des eigenen Körpers des mit ansteckenden Krankheitserregern arbeitenden Personals ist die mit Brause und Wanne versehene, gleichfalls im Souterrain befindliche Badeanstalt. Endlich sei noch der mit drei Dampfkesseln ausgestaltete Kesselraum erwähnt, in welchen Heiz- und Arbeitsdampf erzeugt werden.

Nach diesen Auseinandersetzungen begann der Rundgang in vier Abteilungen, der reichlich eine Stunde in Anspruch nahm und durch praktische Unterweisungen unterstützt das vollste Interesse der Teilnehmer in Anspruch nahm, welche sich für die gewonnene Belehrung auf das verbindlichste bedankten.

---

21. (8. ordentliche) Versammlung des XVI. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 26. Februar 1908, im Bürgersaal des Rathauses.

Vorsitzender Herr Geheimer Regierungsrat Ernst Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis V und VII bis XVIII her.

A. Allgemeines.

I. Zur Förderung der Naturpflege in der Provinz Brandenburg fand am 17. d. Mts. im Teltower Kreishause eine Versammlung statt, bei der der staatliche Kommissar für Naturdenkmalpflege in Preußen u. M. Herr Professor Dr. Conwentz einen Vortrag unter Vorführung von Lichtbildern über das Wesen und die Ziele der Naturdenkmalpflege hielt.

Der Herr Oberpräsident von Trott zu Solz hatte dazu Einladungen an unsern Vorstand ergehen lassen und waren in Folge derselben außer dem I. Vorsitzenden mehrere Mitglieder des Vorstandes und Ausschusses erschienen.

Herr Conwentz berührte kurz was im großen und ganzen für den Naturdenkmalschutz geschehen, und erwähnte dabei auch selbstverständlich die Brandenburgia. Hinzugefügt sei, daß unsere Satzungen vom 18. Februar 1904 im § 1 lauten:

> „Die im März 1892 begründete Brandenburgia, Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg bezweckt:
>
> C. den Schutz der natürlichen Denkmäler innerhalb des Gebiets, bezw. die Unterstützung der dem Denkmalschutz dienenden Anordnungen der Behörden,“

des weitern sei hinzugefügt, daß die Zeitschrift der Brandenburgia, das „Monatsblatt“ eine wahre Fülle von Hinweisen auf Naturschutz und auf Naturdenkmäler enthält, welche der gefälligen Beachtung des neuen Kommissars für die Denkmalpflege der Provinz Brandenburg, Herrn Professor Wilhelm Wetekamp, Direktor des Werner Siemens Realgymnasiums in Schöneberg, Hohenstaufenstraße 49, hierdurch bestens empfohlen werden.*)

Nicht erwähnt hat Herr Dr. Conwentz die sehr intensive Tätigkeit der von mir im Jahre 1876 begründeten Pflegschaft des Märkischen Provinzial-Museums, welche von Mitte April bis Mitte November, mitunter auch schon früher und noch später, regelmäßig Sonn- und Feiertags wissenschaftliche Pflegschaftsfahrten unternimmt, welche ganz besonders dazu beitragen, den Naturschutz teils durch Sammeln von Beobachtungen, teils durch Belehrung, teils durch unmittelbares Eingreifen zu fördern. Das ist nun mit großem Erfolge bereits auf hunderten von wissenschaftlichen Ausflügen geschehen und wird auch fernerhin der Fall sein. Ich will heute nur nebenher an ein paar Vorgänge erinnern, z. B., daß wir mehrere bis dahin kaum bekannte Eibenbäume und mehrere bis dahin unbekannte Elsbeerbäume ermittelt, ebenso den bereits dem Untergange bestimmten gewaltigen Riesenstein bei Französisch-Buchholz gerettet haben.

Herr Oberpräsidialrat von Winterfeldt als Vertreter des Herrn Oberpräsidenten leitete in gewohnter sachgemäßiger und liebenswürdiger Weise die Versammlung, an welche sich nach Schluß noch eine freie Aussprache bei Bier und Brot im stattlichen Lichthofe des Teltowschen Sparkassengebäudes anschloß.

---

*) Ebenso bezüglich vieler Riesenblöcke der Fläming-Gegend vergl. Bd. XII des Brandenburgia-Archivs.

Die Brandenburgia wird selbstverständlich auch ferner satzungsgemäß den Naturschutz der Provinz Brandenburg Hand in Hand mit den Behörden nach Kräften zu fördern bemüht sein.

Angewiesen aus Provinzialmitteln für den Denkmalschutz im Jahre 1908 sind 3000 M.

II. Erhaltung von Naturdenkmälern. Das Landwirtschaftsministerium und die Staatsforstverwaltung haben der Erhaltung von Naturdenkmälern ihre Aufmerksamkeit und Unterstützung zuteil werden lassen. In den Staatsforsten sind einzelne Teile von naturwissenschaftlichem oder ästhetischem Wert reserviert und von jeder Bewirtschaftung ausgeschlossen worden. So bleibt z. B. in der Oberförsterei Reppen in der Mark ein ansehnlicher Waldbestand mit Weißtannen, die dort urwüchsig ist, von jedem Einschlag verschont; in der Oberförsterei Sorau wird ein 200jähriger Mischbestand von Kiefer, Eiche, Linde und Weißbuche vom Kahlbeschlag ausgeschlossen; in der Oberförsterei Lübben dürfen die Ränder an den Zuflüssen der Spree nur plänterartig bewirtschaftet, müssen also vom Kahlhieb oder gänzlichen Abtrieb verschont werden. In einem Falle hat die Forstverwaltung besondere Mittel gewährt, um eine Moorfläche mit der seltenen Zwergbirke, die nicht abgetrieben werden darf, durch Ankauf zu sichern. Das tief und einsam bei Chorin belegene Plagefenn mit See und Moor ist von jeder Nutzung ausgeschlossen. Auch bei Prenzlau sind einige besonders schöne Naturdenkmäler auf ähnliche Weise vor dem Untergang geschützt worden. Von der Plagefennlandschaft lege ich eine von Herrn Architekt Karl Wilke, unserm ebenfalls um den Naturschutz eifrig bemühten Mitgliede aufgenommene Photographie vor. Was dies Plagefenn anlangt, so ist dessen Erhaltung ja sehr dankenswert, aber, wie ich von Botanikern ersten Ranges, Geheimrat Dr. Ascherson, Professor Dr. Graebner, Professor Dr. Potonié, Dr. Carl Bolle u. a. weiß, verdienen die mittleren Grunewald-Moore botanisch nach jeder Richtung hin bei weitem den Vorzug und kann die Brandenburgia deshalb nicht unterlassen, auch heut wiederum darauf aufmerksam machen, daß diese in erster Reihe zu schonen und erhalten sind.

III. Erhaltung der Naturdenkmäler und der ländlichen Bauweise. In einem Erlaß des Kultusministers an die ihm unterstellten Ressorts wird von neuem auf die Wichtigkeit der Erhaltung unserer Naturdenkmäler hingewiesen. Besonders wird die Lehrerschaft aufgefordert, daß durch Gründung von Landbezirks- und Landschafts-Komitees dieser Frage eine ganz besondere Beachtung geschenkt werde. Auch beim Unterricht sollen die Schüler auf die Bedeutung der Naturdenkmäler hingewiesen werden. Die gleichen Bestrebungen läßt ein Erlaß des Ministers der öffentlichen Arbeiten und des Ministers des Innern „gegen bauliche Verunstaltung in Stadt und Land“ erkennen.

Dieser Erlaß führt aus: Heute sucht der einzelne sich dadurch hervorzutun, daß er das Neueste, was er durch Reisen in die großen Städte kennen gelernt hat, oder was ihm sein technischer Ratgeber an der Hand der Vorbilder aus jüngst erschienenen Veröffentlichungen zur Auswahl vorschlägt, für seine Zwecke verwendet. Dies hat dazu geführt, daß mit Vorliebe die Formen des Großstadthauses auf die Bürgerhäuser der Mittel- und Kleinstadt oder gar auf ländliche Bauten übertragen werden. Die Absicht, dem Bauwerk ein möglichst stattliches Aussehen zu geben, wohl auch eine malerische Wirkung zu erzielen, findet dabei in einer Häufung von Motiven aller Art und in einer Überladung mit Architekturgliedern und Zierformen nur zu oft einen jedes gebildete Auge verletzenden Ausdruck. Es gilt hierin Wandel zu schaffen und wieder anzuknüpfen an die gesunde Überlieferung früherer Zeit mit dem Ziel, den Bauten in mittleren und kleinen Städten ein schlicht bürgerliches Gepräge zu geben und auf den Dörfern so zu bauen, wie es das bäuerliche Selbstbewußtsein, vereint mit weiser Sparsamkeit, unter Benutzung heimischer Baustoffe und in Anpassung an die Landschaft ebenso praktisch für die wirtschaftlichen Zwecke wie eigenartig und ansprechend in der äußeren und inneren Erscheinung der ländlichen Bauten früher verstanden hat.

Goldene Worte, deren Beherzigung und Befolgung wir allseits dringend empfehlen.

IV. Landesgruppe des Bundes Heimatschutz. Abdruck des Protokolls der 1. Sitzung des Vorstandes und Ausschusses am 9. Dezember 1907. Schriftführer u. M. Herr Robert Mielke. In der konstituierenden Sitzung wurde Herr Oberbürgermeister Schustehrus-Charlottenburg zum Vorsitzenden des Ausschusses gewählt.

V. Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde. No. 6, November 1907, enthält einen längeren Artikel über Wesen und Aufgaben der Volkskunde.

VI. Unser II. Schriftwart Professor Dr. Pniower teilt mit und bespricht empfehlend den unter dem Ehrenpräsidium des Fürsten Bernhard von Bülow, Kanzler des Deutschen Reichs, erlassenen „Aufruf zum Berliner Fontane-Denkmal."

In Theodor Fontanes Vaterstadt abseits von den großen Wegen wurde dem „Wanderer durch die Mark" schon ein Monument gesetzt. Aber der Dichter und Sittenschilderer, der Historiker und Kunsterörterer, der Mann des modernen Lebens gehört mit seinem Standbild, mit seinem hohen Gang, seiner edlen Gestalt auf hauptstädtisches Gebiet, auf jenes märkische Land, das sich unter seinen hellen, forschenden Augen zur Weltstadt umschuf; auf jenen Boden, woraus seine eigensten Romane wuchsen; in die Nähe jener Bezirke, in denen er mit kurzen Unterbrechungen von 1833—1898 wohnte; in die Luft, darin er das wurde,

was wir an ihm würdigen und für späte Zeiten sichern wollen. Der Charakteristik seiner Wesensart und Gestaltungskunst bedarf es hier nicht, denn unsere Absicht werden nur die unterstützen, die diesen Dichter und Menschen bereits kennen, verstehen, lieb haben.

Ihnen allen geben wir Nachricht, daß das neue Denkmal von Professor Max Klein herrührt, daß es ein Standbild in ganzer Figur sein wird; daß es den Vielgewanderten ohne Feierlichkeit darstellen wird, wie er auf der altersreifen Höhe seiner Schaffenskraft betrachtend, bedenkend, bedeutend Volk und Gesellschaft, Persönlichkeiten und Schicksale sah. Wie der unvergleichliche Erzähler seinen Erzählungsstoff formte, zeigen seine Werke; wie und wo er ihn fand, zeige sein Berliner Denkmal."

Die Brandenburgia bittet ihre Mitglieder und Freunde hierdurch um Förderung dieser Denkmalssache.

VII. Bericht der Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland, abgestattet von dem Vorsitzenden Universitäts-Professor Dr. F. G. Hahn (Königsberg i. O.) auf auf der 5. Sitzung des XVI. deutschen Geographentages zu Nürnberg 1907.

Dem reichen Inhalt vermögen wir nur einzelnes zu entnehmen:

„Vor wenigen Wochen war ein Vierteljahrhundert seit jener denkwürdigen Sitzung des Deutschen Geographentages in Halle verstrichen, in welcher der Grund zu den landeskundlichen Bestrebungen der letzten Jahrzehnte und damit der ganzen Arbeit der Kommission, an deren Spitze ich seit drei Jahren zu stehen die Ehre habe, gelegt wurde. Aber wir begehen diese Zeit der Erinnerung in wehmutsvoller Stimmung; ist doch am 8. Februar 1907 der Mann aus dem Leben geschieden, den man mit Recht als die Seele der ganzen landeskundlichen Forschung bezeichnen durfte. Er war es, der in jener ersten Sitzung, nachdem Richard Lehmann und ich selbst das Programm der zunächst auszuführenden Arbeiten vorgelegt hatten, mit Rat und Tat eingriff. Noch im Spätherbste des vergangenen Jahres hatte ich mit unserem (heute vor 69 Jahren geborenen!) Alfred Kirchhoff eine längere Unterredung, in welcher er noch einmal das Erstrebte und das Erreichte auf landeskundlichem Gebiet vor seinem Geiste vorüberziehen ließ. Einen Mann wie Alfred Kirchhoff in seiner Eigenart zu ersetzen, wird überhaupt ausgeschlossen sein. Das Einzige, was wir in treuer Erinnerung tun können, ist, nach besten Kräften in seinem Sinne weiter zu arbeiten und sein Werk zu bewahren und zu fördern."

S. 345. „Ich bitte alle, welche der landeskundlichen Sache geneigt sind, mich bei der schwierigen Aufgabe zu unterstützen und insbesondere dafür sorgen zu wollen, daß der Absatz der einzelnen Hefte zunimmt und dieselben noch in immer weiteren Kreisen bekannt werden."

„Hoffentlich wird hierzu auch die nähere Verbindung beitragen, in welche wir zu der von Professor Langhans in Gotha vortrefflich redigierten Zeitschrift „Deutsche Erde“ getreten sind. Die Schriftleitung dieser Zeitschrift hat uns in jeder Nummer einen Raum zu kleineren, von der Zentralkommission, ihrem Vorsitzenden oder einzelnen Mitgliedern ausgehenden Mitteilungen zur Verfügung gestellt. Ich beabsichtige u. a. in diesen Mitteilungen von Zeit zu Zeit auf solche älteren oder neueren Hefte der Forschungen hinzuweisen, welche etwa durch Tagesereignisse ein besonderes Interesse beanspruchen dürfen und von weiteren Kreisen gern zur Belehrung verwertet werden möchten. Hierin sehe ich ein zwar kleines, aber gewiß nicht wirkungsloses Mittel, die „Forschungen“ zu verbreiten. Seit 1906 trägt, was gewiß auch uns erwünscht und willkommen sein muß, die genannte Zeitschrift auf den Titel den Vermerk: herausgegeben unter Mitwirkung unserer Kommission. Es ist aber selbstverständlich, daß wir dadurch die Mitverantwortlichkeit für den nicht von uns ausgehenden Inhalt der ausgezeichneten Zeitschrift keineswegs übernehmen.“

„Über die von uns unterstützten wissenschaftlichen Unternehmungen kann ich Erfreuliches melden. Das Buch Dr. Peßlers über die Verbreitung des niedersächsischen Bauernhauses hat eine sehr günstige Aufnahme gefunden und ist geradezu als in manchen Punkten abschließend bezeichnet worden.“

„In der Mark Brandenburg ist unser Obmann Geheimrat Friedel mit besonderem Eifer bemüht, Landes- und vornehmlich Volkskunde zu fördern. Auch hier denkt man an neue, umfassende Werke; eine ganz neue Bearbeitung der Denkmäler-Topographie, welche die allmählich veraltende Bergausche ersetzen soll und gewiß auch für die Siedelungskunde Anregungen bieten wird, hat für die Priegnitz und das Havelland bereits begonnen.“

„Das fünfundzwanzigjährige Bestehen der Geographischen Gesellschaft in Greifswald gab unserem Kollegen Credner Anlaß zur Herausgabe einer umfangreichen Festschrift, welche u. a. Arbeiten von Professor Dr. Deecke über Vineta, von Dr. Bellmer über Seen und Sölle Neu-Vorpommerns und Rügens, von Dr. Elbert über das Bodenrelief des Vereinsgebietes und die Landverluste an den Küsten Rügens und Hiddensees enthält, aber auch aus der Feder des Direktor Dr. Paul Lehmann in Stettin einen wichtigen Beitrag zur Kunde des großen binnenländischen Dünengebietes zwischen Netze und Warthe an der Grenze Posens und Brandenburgs bietet.“

S. 349. „In Ost-Preußen sieht man jetzt mit Spannung der Neuvermessung der Provinz entgegen, welche wohl vielfach ein ganz verändertes Bild der Wasserläufe, der Verkehrswege, der Siedelungen, ja auch des Terrains bieten wird. Eine sehr vollständige neue Völkerkarte

Ost-Preußens mit einem kurzen von mir hinzugefügten Text hat die „Deutsche Erde“ kürzlich gebracht; damit besitzt nun der deutsche Osten eine ganze Serie einheitlich eingerichteter Völkerkarten auf Grund der Vogelschen Karte. Die unter der Leitung des Ihnen wohlbekannten Professor Conwentz in Danzig stehenden Bestrebungen zum Schutze der Naturdenkmäler und bezeichnender Landschaftsbilder werden in Ost-Preußen besonders eifrig gefördert. Es handelt sich hier namentlich um den Schutz der herrlichen, einer Anzahl Besucher des Danziger Geographentages auch aus eigener Anschauung bekannten samländischen Steilküste, welche durch die Brandung, aber auch durch Zunahme des Verkehrs und der Besiedelung immer mehr in ihrer Eigenart bedroht wird. Ebenso sucht man Proben der auch tiergeographisch wichtigen ostpreußischen Moore unverändert zu erhalten. Der Verein zur Hebung des Fremdenverkehrs, der sich nicht nur materielle Aufgaben gestellt hat, plant die Herausgabe eines größeren echt geographischen Führers durch Ost-Preußen und gibt schon jetzt eine Zeitschrift heraus, welche eine Menge von landeskundlichen Nachweisen in sich vereinigt. Während die Königsberger Geographische Gesellschaft nach ihrer ganzen Entwickelung und Geschichte mehr darauf bedacht sein muß, ihren Mitgliedern die Bekanntschaft mit Forschungsreisenden in fremden Erdteilen und ihren Ergebnissen zu vermitteln, haben sich die trotz ihres jahrhundertalten Titels vorwiegend die Erdkunde der Provinz pflegende Königliche Physikalisch-Ökonomische Gesellschaft und auch die Altertumsgesellschaft Prussia neuerdings immer mehr der Pflege der speziellen Landeskunde zugewendet. Das gleiche gilt von der Altpreußischen Monatsschrift, welche mehrfach landeskundliche, unter meiner Leitung entstandene Arbeiten meiner Schüler veröffentlicht hat.“

„Während der Berichtsperiode bin ich unablässig bemüht gewesen, die Verbreitung der landeskundlich so verdienstvollen Perthesschen Führer „Rechts und links der Eisenbahn“ benannt, zu fördern. In einer längeren Unterredung mit dem nun leider verstorbenen Minister von Budde konnte ich feststellen, welche lebhafte Teilnahme derselbe gerade diesen Führern wie überhaupt landeskundlichen Forschungen entgegenbrachte und wie sehr er bereit war, dieselben an seinem Teile zu fördern.“

S. 343. „Der Gang der landeskundlichen Bestrebungen hat es mit sich gebracht, daß in unseren „Forschungen“ bald dieser bald jener Teil des Gesamtgebietes bevorzugt erschien. Von den bis zum Schluß des 16. Bandes veröffentlichten 88 Heften bezogen sich

auf Ost-Preußen	1	Baden	2
Schlesien	5	Elsaß-Lothringen	2
Pommern	1	Niederlande	1
Mecklenburg	3	Belgien	1

Schlesw. Holstein	3	Schweiz	2
Sachsen	8	Tirol	2
Thüringen	3	Salzburg	2
Hessen	4	Ober-Österreich	1
Hannover	6	Nieder-Österreich	1
Westfalen	1	Böhmen	1
Rheinprovinz	5	Siebenbürgen	2
Bayern	4		

während nicht weniger als 27 Hefte teils größere Gebiete, teils zusammenfassend allgemeine Probleme behandelten. Wir dürfen daher gewiß anerkennen, daß unser Alfred Kirchhoff, so viel an ihm lag, die einzelnen Gebiete und Länder recht gleichmäßig zu berücksichtigen verstand; es wird aber auch das Bestreben des neuen Herausgebers sein müssen, die noch anzutreffenden Lücken und Ungleichmäßigkeiten im Lauf der nächsten Jahre tunlichst auszufüllen."

Der gegenwärtige Personalbestand der Zentralkommission ist folgender:

Ost- und Westpreußen:	Professor Dr. Friedrich Hahn, z. Z. Vorsitzender der Kommission und Herausgeber der „Forschungen". Königsberg i. Pr., Mittel-Tragheim 51.
Pommern, Mecklenburg, Schleswig-Holstein:	Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Rudolf Credner, Greifswald, Karlsplatz 1.
Brandenburg:	Geh. Reg.-Rat Ernst Friedel, Berlin, Märkisches Museum, bezw. Paulstr. 4.
Schlesien und Posen:	Prof. Dr. Siegfried Passarge, Breslau, Kurfürstenstr. 31.
Königreich Sachsen:	Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Joseph Partsch, Leipzig, Parkstr. 11.
Prov. Sachsen u. Anhalt:	Prof. Dr. Alfred Philippson, Halle a. S., Ludwig Wuchererstr. 55.
Thüringische Staaten:	Prof. Dr. Fritz Regel, Würzburg, Uhlandstr. 12.
Hessen, preußischen und hessischen Anteils:	Prof. Dr. Wilhelm Sievers, Gießen, Gartenstraße 12.
Hannover, Braunschweig usw.:	Wird Anfang 1908 besetzt.
Westfalen:	Prof. Dr. Wilhelm Meinardus, Münster, Heerdestr. 28.
Rheinprovinz:	Prof. Dr. Adolf Pahde, Crefeld, Uerdingerstraße 152.
Elsaß-Lothringen:	Professor Dr. Bruno Weigand, Straßburg, Schießrain 7.

Baden:	Prof. Dr. Ludwig Neumann, z. Z. stellvertretender Vorsitzender der Kommission, Freiburg i. Br., Maximilianstr. 4.
Württemberg:	Prof. Dr. Karl Sapper, Tübingen, Oesterberg $2^1/_2$.
Bayern, nördl. d. Donau:	Professor Fritz Regel, Würzburg, Uhlandstr. 12.
Bayern, südl. d. Donau:	Professor Dr. Wilhelm Götz, München, Königinstr. 73a.
Schweiz:	Prof. Dr. Jakob Früh, Zürich V, Hochstr. 60.
Österreich:	Prof. Dr. Robert Sieger, Graz, Leonhardstraße 109.
Niederlande:	Privatdozent Dr. Hendrik Blink, Haag, Groothertoginnelaan 167.

Kassierer ist Herr Bankier Otto Keil, Leipzig, Markt 13.

Die Brandenburgia spricht dem Herrn Professor Dr. Hahn den wärmsten Dank aus für die opferwillige ausgezeichnete Sorgfalt, welche er der Zentralkommission auch diesmal wiederum gewidmet hat und wird mit ihren Mitgliedern allzeit gern diese gemeinnützigen, vaterländischen und wissenschaftlichen Bestrebungen zu unterstützen bemüht sein.

VIII. Hauptversammlung des Deutschen Vereins für ländliche Wohlfahrtpflege, zu welcher auch die Brandenburgia eingeladen war, tagte im Künstlerhaus Bellevuestraße 3a. Von Interesse waren besonders die Verhandlungen des 2. und letzten Tages.

Landrat Büchting-Limburg a. Lahn sprach über das Thema: „Die Wohlfahrtspflege auf dem platten Lande, ein Kampf gegen die Entfernung". Der Vortragende wies zunächst an praktischen Beispielen nach, daß die Entfernung der einzelnen Orte von einander und den großen Städten der Übertragung jedes Kulturfortschrittes auf das platte Land, so auch die Wohlfahrtspflege schwere Hindernisse in den Weg stellt. Er führte sodann Versuche an, wie man in den beiden Kreisen, an deren Spitze er gestanden bezw. steht, versucht habe, diese Hindernisse zu bekämpfen, durch Bildung von Kommunalärzteverbänden in der Beschaffung ärztlicher Fürsorge, durch Erlaß eines Kreisstatutes auf dem Gebiete des gewerblichen Fortbildungsschulwesens, durch Kreisarbeitsnachweis usw. Schließlich bekämpfte er den Satz, daß das Landleben billig sei, und forderte größere Berücksichtigung des platten Landes seitens der großen Verkehrsverwaltungen. Das Landleben sei nur für den untersten standard of life billig, für alle Menschen mit Kulturbedürfnissen teurer als das Stadtleben.

Aus der Landpflegearbeit berichtete Frieda Gräfin zur Lippe-Oberschönfeld. Die Referentin sprach die Hoffnung aus, daß ihr Bericht dazu beitragen möchte, Hilfskräfte, d. h. Landpflegerinnen zu gewinnen, um Stationen wäre ihr nicht bange, die strecken ihre Hände von allen

Seiten aus. Bisher bildete sich der Landflegeschwesternkreis aus älteren, in andern Mutterhäusern vorgebildeten Kräften, die schon in verschiedener Weise im Dienst fürsorgender Liebe gestanden, aber der Verband kann sich nicht allein auf diese ihm gleichsam vom Himmel in den Schoß fallenden Helferinnen verlassen, er braucht eine eigene Ausbildungsstätte. Da aber der deutsche Landpflegeverband noch ganz ohne jede finanzielle Beihilfe arbeitet, sei diese nicht leicht zu beschaffen gewesen. Aber es fand sich eine Möglichkeit dadurch, daß die bisher nur für Obstverwertung im Sommer und eine Winterschule für Thüringer Bauerntöchter eingerichtete Landpflegestation Ostheim im Rhöngebirge eine geeignete Leiterin gefunden, so daß acht bis zehn junge Landpflegeschülerinnen vom 15. Mai ab dort eine Vorschule in einfacher Haushaltführung, Obstverwertung, Kleinkinderschularbeit und Armen- und Krankenpflege durchmachen können und daran sich die weitere Ausbildung für Landpflegeschwestern anschließt. Dankbar hervorgehoben wird sodann die freundliche Hilfe, die den auszubildenden Landpflegeschwestern durch Herrn Dir. Plaß-Zehlendorf und durch die Vorstände der schon bestehenden Landpflegestationen zuteil wird, und zum Schluß gibt die Berichterstatterin mit den eigenen Worten einer Landpflegeschwester ein Bild ihrer Arbeit.

Der letzte Vortrag „Heimatkunde und Heimatpflege im hannoverschen Kreise Burgdorf“ (mit Vorführung von 30 Lichtbildern) von Dr. Bödeker-Lehrte zeigte den Versuch, für den Ort Lehrte eine dauernde Inventarisierung der auf die Heimatbewegung bezüglichen Gegenstände eben in den Lichtbildern herzustellen und durch deren Vorführung das Verständnis für die Geschichte der Heimat zu wecken und die Heimatliebe zu fördern. So schilderte der Vortragende u. a., wie es mit einigen nach Zeichnungen angefertigten Lichtbildern allein möglich gewesen sei, die Ergebnisse der Funde einer alten Siedelstätte, des Ur-Lehrte, leicht verständlich zu machen. Bei der Vorführung interessanter Bäume und Baumgruppen, alter Grabdenkmäler und Dorfkirchen der Lehrte benachbarten Dörfer sowie sonstiger bemerkenswerter Gebäude und Gegenstände wurde hervorgehohen, daß die Bilder nicht nur Anlaß zu Ausflügen gegeben hätten, sondern auch zu wertvollen neuen Mitteilungen, sowie zur Befolgung der Heimatschutzbestrebungen. Auch Eigentümlichkeiten aus der Gegenwart, wie Konservenbau und Konservenfabrikation, Milchtransport mit Ziegengespannen, die Tätigkeit einer Sanitätskolonne vom roten Kreuz, Grundrisse von Landarbeiterhäusern u. a. m., boten in der bildlichen Vorführung Gelegenheit, den Stand der Heimat- und Wohlfahrtspflege in Lehrte zu verdeutlichen. Eine Übersichtskarte der Gegend führte sowohl die landschaftliche wie politische Entwicklung der Gegend vor Augen, ihre Aufnahme in die Lichtbildersammlung sollte namentlich auch dazu dienen, das in unserer heutigen Zeit wertvolle Kartenlesen zu

fördern. Lehrte, in dessen nächster Umgebung die Lichtbilder gesammelt sind, ist innerhalb eines Menschenalters aus einem kleinen ländlichen Dorfe zu einer Stadt mit verzehnfachter Bevölkerung emporgewachsen, infolge Anlage des Eisenbahnknotenpunktes auf seiner Feldmark; und so war es hier dringend genug, alles zu sammeln, was geeignet erscheinen konnte, Heimatschutz und Heimatkunde und durch beide die Heimatliebe einer Bevölkerung, in der mehr und mehr die heimischen Bestandteile in den Hintergrund traten, nahe zu bringen.

B. Persönliches.

IX. Herr Professor Dr. Otto Reinhardt, unser hochgeehrtes langjähriges Mitglied, Direktor der 2. Realschule, Weißenburgerstraße 4a, feierte am 14. d. M. unter großer Anteilnahme seinen 70. Geburtstag. Als Naturforscher hat Herr R. einen ausgezeichneten Klang. Für unsere Provinz hat er sich insbesondere verdient gemacht auf dem botanischen Gebiet durch eine Beschreibung unserer Moose, auf dem zoologischen Gebiet, als bester Kenner unserer brandenburgischen Schnecken und Muscheln, durch eine hierauf bezügliche topographische, im Auftrage des Märkischen Provinzial-Museums verfaßte Schrift, sowie durch einzelne bezügliche Arbeiten in Fachzeitschriften. Auf palaeontologischem Gebiet gilt er als vorzüglicher Kenner unserer fossilen Konthylien, namentlich des Tertiär (Miocän und Oligocän). Der Vorstand hat u. M. beglückwünscht. Die Brandenburgia wünscht Herrn R. einen noch langen, allzeit gesegneten Lebensabend.

X. U. M. Kunstmaler Johannes Zehngraf ist uns bedauerlicher Weise am 8. d. M. durch plötzlichen Tod entrissen worden. Vor zwanzig Jahren von Kopenhagen nach Berlin übergesiedelt, erfreute er sich eines ausgezeichneten Rufes als Miniatur-Porträtmaler. Er hat es verstanden, die halbverschollene edle Kleinmalerei erfolgreich wieder zu beleben. Kleine derartige Porträts von ihm wurden mit 500 Mark bezahlt, was ich auf Wunsch mitteile. Unser Ausschußmitglied Herr Hofjuwelier Telge ist glücklicher Besitzer verschiedener von Zehngrafs Meisterhand hergestellter Miniaturporträts.

C. Naturgeschichte und Technisches.

XI. Berliner Raphia-Stickerei. Auf Wunsch lege ich Ihnen den gewöhnlichen, jetzt üblichen Blumenbast vor. Früher diente als solches Bindemittel der Lindenbast, meist aus Rußland eingeführt, der infolge der argen Baumverwüstungen daselbst rar geworden ist. Insbesondere die finnischen Stämme des weiten Zarenreichs bedienen sich des Lindenbasts als Fuß- und bis zum Knie auch als Beinbekleidung. Der Lindenbast ist durchlässig und spröde. Er wurde hier und da

durch die gespaltenen Blätter des neuseeländischen Flachses (Phormium tenax) abgelöst, die widerstandsfähiger sind, aber in zarte Stengel etwas zu scharf einschneiden. Jetzt ist der aus den Blättern einer Palme an die Stelle getretene harte schmiegsame und doch sehr feste Bast, den Sie in Händen haben, getreten. Unternehmende Berliner Damen haben versucht, ob sich dieses schöne hellgelbe Material nicht zu Kunstwebereien und Kunststickereien verwenden ließe. Der Versuch ist vollkommen geglückt und in jeder Hinsicht nachahmenswert, wie Sie aus den Ihnen vorgezeigten Raphia-Baststickereien, herrührend von meiner Frau und Tochter, ersehen wollen. Die Arbeit ist leicht, wohlgefällig und lohnend.

Eine ausführliche Würdigung des Raphiabastes gibt der ehemalige Direktor des Botanischen Museums und Laboratoriums für Waarenkunde in Hamburg R. Sadebeck im 3. Beiheft zum Jahrbuch der Hamburgischen Wissenschaftlichen Anstalten, Bd. XVIII. 3 Sorten kommen in Handel, gewonnen von den Blättern dreier Palmen. Der helle Bast von der Westseite der Insel Madagaskar gilt als der beste, sandfarbig, etwa $1^1/_2$ m lang, hergestellt aus der Oberseite der Blätter von Raphia pedunculata Palisot de Beauvois. Die Eingeborenen fertigen daraus Taschen, Matten, Vorhänge, Mützen u. dgl. und liefern die bunten feinen Raphiagewebe der Eingeborenen. Ein dunkler Raphiabast kommt von der Ostseite Madagaskars, die Spezies ist noch nicht sicher festgestellt. Grobe Raphiamatten hieraus gefertigt gelangen in den Handel. Auch in Deutsch-Ostafrika wird die Raphia in ähnlicher Art viel verwendet, wie Geheimrat Dr. Robert Koch mitteilt.

Endlich gibt es noch einen viel minderwertigeren Raphiabast von Westafrika. Auch diese Pflanze soll botanisch noch unbekannt sein. Er ist nicht so fest und zäh.

Beiläufig sei noch erwähnt, daß eine andere — westafrikanische — Raphia vinifera P. B. die westafrikanische Piassave liefert*).

(Die vorgelegte Baststickerei fand reichen Anklang; dieselbe stammt von Raphia pedunculata her.)

XII. Die Mückenplage in Groß-Berlin im Winter 1907/08 hat in weitesten Kreisen gerechtes Aufsehen erregt und zu vielfachen Anfragen bei uns Veranlassung gegeben. Die große Stechmücke ist im November, Dezember bis etwa Mitte Februar in bislang unerhörten Schwärmen aufgetreten. Uns sind Nachrichten darüber zugegangen, die von Fürstenwalde a. Spree im Osten, bezw. von Zehlendorf und Groß-Lichterfelde im Westen und Süden Berlins bis westlich über Spandau hinaus reichen. Das Sonderbarste ist, daß die Tiere auch da, wo sie

*) Vgl. Mitt. über den Raphiabast von N. Schiller-Tietz im „Prometheus“ 1905, S. 401.

niemals beobachtet worden sind, sich eingestellt haben. Ich bewohne das Haus Paulstraße 4 in Moabit seit über 20 Jahren und bin in meiner Wohnung niemals durch Mücken belästigt worden. Diesmal aber von Mitte November bis in den Februar hinein.*) Wir Bewohner dieses Hauses sind wiederholt um Weihnachten herum empfindlich gestochen worden und dies wäre noch viel öfter geschehen, wenn die Mücken sich nicht durch lautes Summen zumeist verraten hätten. Andere Leute, in deren Wohnungen im Sommer ab und zu wohl Mücken gelangen, wundern sich mit Recht, daß die empfindlich stechenden Unholde im Winter so energisch aufgetreten sind. Ich habe Herrn Prof. Dr. Dahl um eine Erklärung des Phänomens gebeten, die aber noch aussteht und möchte mir die Sache folgendermaßen einstweilen zurecht legen. Daß manche Insektenarten, besonders auch Schmetterlinge, verspätet in Vereinzelung auftreten, ist männiglich bekannt, dagegen bedarf ein so weit ausgedehntes und ungewöhnlich massenhaftes Auftreten auch eine ungewöhnliche Ursache. Ich vermute, daß der abnorm warme Oktober 1907 die Tiere aus ihren Winterverstecken hervorgerufen und sie zu einem direktionslosen Herumfliegen veranlaßt hat; auf diese Weise sind sie in Gegenden gelangt, wo sie sonst nicht zu hausen pflegen.

Von dem massenhaften Überwintern der Stechmücken habe ich in Altenhof am Werbellinsee vor einigen Jahren ein recht drastisches Beispiel gelegentlich einer Pflegschaftsfahrt des Märkischen Museums gesehen. Wir besichtigten im Spätherbste das Tonnengewölbe der bei der K. Försterei belegenen Ruine mit Licht. An der Decke des Gewölbes hing etwas wie ein dichter Schleier; bei näherer Beleuchtung gewahrten wir, daß das eine ungeheure Anhäufung von überwinternden Mücken war. In solcher Weise verstecken sich diese Zweiflügler gern; in Rom hatte man mir öfters gesagt, es sei längst beobachtet, daß in den Kellergewölben der Malaria-Stadtgegenden Stechmücken häufig vorkommen, niemand war aber, vor Koch, zu der Überzeugung gekommen, daß diese überwinternden Mücken die gefährlichen Verbreiter der Malariafieber sind. — Herr Stadtbaurat Krause teilte mir bei Besichtigung der noch nicht in Betrieb gesetzten Entwässerungskanäle des XI. Radialsystems (Oberstadt von Berlin) mit, daß sich darin im Spätherbst und Winter vor, bezw. dieses Jahres an den Gewölbedecken unermeßliche Mückenschwärme angesiedelt hätten.

Die Zeitungen und Zeitschriften haben sich mit der dieswinterigen Mückenplage in zahlreichen größeren und kleineren Artikeln beschäftigt und auf die Belästigung hingewiesen, die infolge dessen im laufenden Jahre 1908 während der eigentlichen Flug- und Stechperiode der Mücken

*) Einzelne stechende Mücken sind sogar noch in meinem Haus im April 1908 beobachtet worden nach vorangegangenen warmen Tagen. (Nachträglicher Zusatz).

durch ungeheure Schwärme eintreten würde. Ich bin vorläufig der entgegengesetzten Meinung, indem ich hoffe, daß der Winter die verirrten Schwärmlinge, ohne daß sie für Nachkommenschaft sorgen konnten, vernichtet hat, bezw. noch vernichten wird, ich vermute daher in diesem Jahre eher ein vermindertes Auftreten. Trotzdem wollen wir gern eine Bekanntmachung des Landrats des Kreises Teltow, Herrn von Achenbach mitteilen, die Mittel zur Vorbeugung gegen die Mückenplage an die Hand gibt. Bekanntlich legen die Stechmücken ihre Brut gern in stillstehende Gewässer, Moräste, schilfige und sumpfige Fluß-, See- und Teichufer, Wasserbassins, Tümpel, Regenpfützen, Regentonnen, Gießkannen, Blumentopfuntersätze usw. ab. Derartige in Frage kommende Wasserflächen werden innerhalb eines Sommers einige Male — in Breslau zehntägig — mit Petroleum oder Sabrol bedeckt, ein verhältnismäßig einfaches Verfahren, da sich diese Flüssigkeiten bei kleinen Gewässern von selbst über die Oberfläche verbreiten; bei größeren Gewässern bedient man sich zur besseren Verteilung einer Gießkanne, bei Sümpfen feinverteilender Spritzen. Diese Arbeiten haben bereits im April zu beginnen. Wichtig ist zur jetzigen Jahreszeit die Vernichtung der überwinterten Mückenweibchen. Die Überwinterung erfolgt meist in kühlen, besonders nach Norden belegenen Räumen, wie Kellern, Souterrains, Treppenhäusern, Dachböden, Schuppen, Ställen usw., vielleicht auch Erdhöhlen und Laubhaufen. Die an den Wänden und Decken sitzenden Mücken werden in den Wintermonaten geeigneterweise mit Spirituslampen in Blechgefäßen, unten mit einer Tülle, um einen Stock hineinstecken zu können (nach Art der Raupenlampen) abgesengt. Auch Stangen mit in Petroleum getränktem Werg sind hierzu geeignet. In Worms gebraucht man Spiritusfackeln, in Breslau Lötlampen, außerdem ein Pulver Rp. Pulv. Fruct. Capsic. 400,0, Flor. Chrysanth. cinerariae fol. coctus Dalmat. 200,0, Pulv. Rad. Val. off. 200,0, Pulv. nitr. 200,0. Misce exactissime. Der Preis des Pulvers beträgt 30 bis 35 Pf. für 100 gr, ist somit selbst für größere Räume nicht erheblich. Die Anwendung ist folgende: Von dem Pulver werden in flachen, etwas erhöht gestellten, möglichst gleichmäßig verteilten Schalen etwa drei Eßlöffel auf je 50 Kubikmeter Luftraum abgebrannt. Hierbei entwickelt sich alsbald ein überaus hustenreizender Rauch, dessen Entweichen man durch Verkleben der Kellertür und -fenster mittels Papiers leicht verhindern kann. Öffnet man die Räume nach Verlauf von zwei bis drei Stunden, so findet man die Mücken fast sämtlich tot am Boden, wo man sie der Sicherheit wegen zusammenfegt und verbrennt.

Ich bitte meine Vermutung, daß im Jahre 1908 die Mückenplage, eher geringer sein mag, als man vermutet, durch fleißige Beobachtungen zu kontrollieren.

Nachträglich hat Herr Professor Dr. Dahl, als hervorragender

Kerftierkundiger die Güte gehabt, mir die nachfolgende Auskunft zu erteilen, die demnächst in der von Herrn Dahl und Prof. Dr. Potonié herausgegebenen vortrefflichen Zeitschrift: „Naturwissenschaftliche Wochenschrift" erscheinen wird, die ich, wie Sie wissen, so oft zu zitieren in der angenehmen Lage bin.

„Leider wissen wir von der Überwinterung mancher unserer gemeinsten Tiere noch recht wenig, weil man zur Erforschung derartiger Probleme bisher nicht richtig vorging. — Vor allem ist bei solchen Untersuchungen eine sorgfältige Unterscheidung der Arten erforderlich und zweitens muß man das Vorkommen in irgend einer Weise statistisch festzustellen suchen. Ich habe in diesem Winter in Steglitz mehrere Mücken gefangen. Es handelte sich immer um Culex (Theobaldia) annulatus Schrank. Die Art zeichnet sich durch weiß geringelte Füße und gefleckte Flügel aus. Von ihr sagt F. V. Theobald („A Monograph of the Culicidae or Mosquitoes", Vol. 4, London 1907, p. 277), daß sie nur im September und Oktober häufig ist und im Herbst 1905 zu einer wahren Plage geworden sei. Die Mückenart, welche im Sommer in unseren Wäldern und auch in den an Wälder anstoßenden Vororten so gemein ist, ist Culex (Culicada) nemorosus Meigen. Sie tritt nach Theobald besonders im Mai und Juni und dann wieder im August auf (ibid. Vol. 2, p. 83). Eine dritte Art, die im allgemeinen bei uns weniger auffällt, ist Culex pipiens L. Sie soll nach Theobald in Kellern und Nebengebäuden (outhouses) überwintern (ibid. V. 2, p. 135), um im März und April, in ausschließlich weiblichen Exemplaren sich wieder im Freien zu zeigen und bis zum Juli in größerer Zahl aufzutreten. — Die Tiere, welche Sie in den genannten Gewölben fanden, werden also vielleicht Culex pipiens gewesen sein. Culex annulatus wird im vorigen Herbst wohl deshalb so massenhaft aufgetreten sein, weil das Wetter für die Entwicklung der Art so günstig war. — Von unserer gemeinen Art, Culex nemorosus, dürfte sicher sein, daß sie im Eizustand überwintert. Eine solche Überwinterung ist neuerdings in Amerika von einer Anopheles-Art sicher erwiesen. Aus überwinterten Eiern sah nämlich ein dortiger Arzt (wie in einer der letzten Nummern des Journ. Americ. Med. Assoc. Chicago mitgeteilt wird) im Frühling die Larven hervorkommen. — Wie statistische Beobachtungen bei derartigen Fragen anzustellen sind, ist an gewissen Fliegen gezeigt worden (Sitzungsber. Akad. Wiss. Berlin Jahrg. 1896 II, S. 21 u. 29). Nach diesen Untersuchungen ist eine braungrau gestäubte Fliege, Pollenia rudis, im Spätsommer im offenen Gelände häufig, im Frühling an Waldrändern fast ebenso häufig, an letztgenannten Orten aber nur in weiblichen Stücken. — Unsere Stubenfliege wird zwar den ganzen Winter hindurch in einzelnen Individuen beobachtet. Sie ist aber im ersten Frühling nirgends häufig, dürfte also wohl normaler Weise nicht im ausgebildeten Zustande überwintern."

Herrn Prof. Dr. Dahl erlaube ich mir unsern verbindlichsten Dank auszusprechen.*)

XIII. Mitteilungen der Berliner Elektricitäts-Werke. Jahrg. IV, Februar 1908, Nr. 2. Befassen sich u. a. mit dem jüngst verstorbenen berühmten Physiker Lord Kelvin (Prof. William Thomson). — Mit dem Elektrischen der Automobilausstellung; mit der Kunstanstalt von Büxenstein; mit elektrischen Druckpressen; mit elektrischer Wasserförderung; mit elektrischen Öfen pp. Die Abbildungen, wie herkömmlich, ganz hervorragend.

XIV. Palaeolithische und neolithische Fundstücke aus Ägypten und Syrien. Als Geschenke des zur Zeit mit einer Unterstützung der städtischen Dr. Fedor Jagor-Stiftung auf einer wissenschaftlichen Forschungsreise befindlichen Herr Professor Dr. Max Blanckenhorn an mich lege ich vor:

1. ein Sägemesser, Hornstein, überaus zierlich gedengelt, an Rügensche und Skandinavische Stücke erinnernd — wie sie auch bei uns in der Provinz Brandenburg gefunden wurden, neolithisch, aus dem Fajum in Ägypten.

2a und b. Ein Hornstein-Kieselherz (Nucleus), von dem erst kleinere Spähne, dann ein größerer Spahn abgeschlagen wurden. Letzterer ist in der Nähe des Nucleus wiedergefunden. Zur Beurteilung der alten und neuen Patina ist ein Stück frisch abgeschlagen. Wadizen bei Theben in Aegypten, linke Nilseite.

3. Gebräunter Hohlschaber, gleiches Mineral, Diluvialebene im W. von Deir el Mohareb (koptisches christliches Kloster) bei Theben, linkes Nilufer.

4. Palaeolithischer Faustschläger, gleiches Mineral, gebräunt. Halbfertig oder Nucleus. Höhen bei Theben 1906.

5. Gebräunter Stein. Neolithischer Nucleus, ältere historische Zeit, Form der sogenannten Eselshufe. Aus den alten Steinbrüchen am Wadi esch Scheich, rechtes Seitental des Nil bei Luxor. 1898.

5. Keulenförmiger Steinhammer mit Anpassung für große gegabelte Holzstiele zum Arbeiten in Steinbrüchen. Am chami esch Schelluit südwestlich Theben. 2. Februar 1906.

7. Flintmesser und Spahn, älteres Neolithikum (nach Art des Flénusien in Belgien mit eolithischer Facies). Ras Iskander auf dem Karmelgebirge in Palaestina.

8. a und b. 2 Schlierenbildungen, sogenannte Gaumensteine, nach G. Schweinfurth, Hornstein, aus kieseligen Lagen im Eocänkalk. Schaghal, Wadi, Abu Gima, Ägypten.

---

*) Der Dahlsche Bericht ist nachträglich in der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift vom 15. April veröffentlicht worden.

Die Ähnlichkeit mit unseren heimischen palaeolithischen Fundstücken springt, wie bei den früher von mir vorgelegten thebaischen Exemplaren, die ich der Güte des Herrn Professor Dr. Georg Schweinfurth in Kairo verdanke, in die Augen. Nur sind unsere norddeutschen Exemplare vom Wasser- und Eistransport und Abscheuern durch Kies, Grand und Sand in der Regel bedeutend mehr deformiert. Eine Ausnahme machen in Norddeutschland, soweit ich übersehe, die in festen Diluvialtuffen eingebetteten Werkzeuge und Knochen von Taubach, Ehringsdorf und Weimar, welche zur Zeit auf Kosten der Jagor-Stiftung des Berliner Magistrats von Dr. Hahne und Dr. Wüst durch vorsichtiges Abbauen der Schichten untersucht und gesammelt werden. Diese mit dem ganzen Großherzogtum Sachsen geographisch vielleicht mehr zu Mittel- als zu Norddeutschland zu rechnenden Fundstücke (Geweihe, Knochen, bearbeitete Steine) sind zum Teil garnicht abgerollt, jedenfalls viel weniger, als unsere heimatlichen diluvialen Fundstücke. Die beiden plumpen Messer (No. 7) vom Karmel erinnern sehr an unsere sogenannten Austernbrecher von Sylt und aus den Kjökkenmöddinger.

XV. Pithecanthropus erectus, der sogenannte „aufrechte Affenmensch“ ist wiederholt Gegenstand meiner Mitteilungen in der Brandenburgia gewesen. Über das geologische Alter des Pithecanthropus erectus Dubois hat Wilhelm Volz-Breslau in einem Aufsatz: Das geologische Alter der Pithecanthropus-Schichten bei Trinil, Ost-Java, (Neues Jahrb. f. Min., Geol. und Palaeont. Festband 1907, S. 256–271 und Naturw. Wochenschrift vom 12. Januar 1908 S. 30) höchst bemerkenswerte Untersuchungen auf Grund einer Prüfung der Lagerungsverhältnisse mitgeteilt. Man hielt bislang diese in einiger Beziehung menschenähnlichen Knochenreste über die sich Rudolf Virchow, Dubois, Waldeyer, von Luschan, Lissauer u. a. Anthropologen geäußert, für jungtertiär. Volz kommt zu folgendem Schlußergebnis: Die Schichten mit Pithecanthropus erectus sind nicht älter als altdiluvial, aber auch nicht jünger als jungdiluvial und wahrscheinlich in das mittlere Diluvium zu setzen. Hiermit stimmt der palaeontologische Charakter der begleitenden Fauna überein, die nur 2 ausgestorbene Gattungen enthält: Leptobos und Stegodon. Die an den jetzt lebenden langarmigen Hylobates-Affen erinnernden Reste sind nicht etwa älter, sondern mit den gedachten Schichten gleichalterig.

Es gibt nun menschliche Reste, die mindestens ebenso alt, und menschliche Erzeugnisse, die um Aeonen von Jahren älter sind. Hiernach kann davon keine Rede mehr sein, falls Volz Recht hat, daß der Pithecanthropus erectus ein Vorläufer des Menschen, so zwar sei, daß dieser von jenem abstammt. Hiermit würde somit der Pithecanthropus erectus jegliches Interesse für das Alter und die Abstammung unseres Geschlechts verlieren. Was aus dem Pithecanthropus erectus morpho-

logisch geworden ist, wissen wir nicht, jedenfalls ist er sozusagen, auf den toten Strang geraten; er ist ausgestorben, insbesondere hat er kein menschenähnliches Wesen erzeugt.

Herr Geh. Rat Professor Dr. Waldeyer, Sekretär der Akademie der Wissenschaften teilt noch folgendes mit:

„Die Akademische Jubiläumsstiftung der Stadt Berlin“ ist im Jahre 1907 mit den Zinserträgnissen der ersten vier Jahre ihres Bestehens in Tätigkeit getreten. Frau Professor Selenka, Witwe des Zoologen und Mitgliedes der Königlichen Bayerischen Akademie der Wissenschaften in München Emil Selenka, hatte den Plan gefaßt, die von Herrn Professor Dubois in Haarlem mit so großem Erfolge ins Werk gesetzten Ausgrabungen in Trinil auf Java, die unter anderem zur Auffindung der Pithecanthropus-Reste geführt hatten, aufs neue aufzunehmen. Es sollte durch diese erneute Untersuchung das geologische Alter der betreffenden Schichten festgestellt werden. Ferner sollte nach etwaigen weiteren Resten des Pithecanthropus gesucht werden. Da feststand, daß die betreffende Fundstätte noch ein großes Material wichtiger Fossilien birgt, und die Berliner Museen von Trinil nur wenig besitzen, so erschien das Unternehmen, selbst wenn keine weiteren Pithecanthropusfunde gemacht würden, dennoch unterstützungswert.

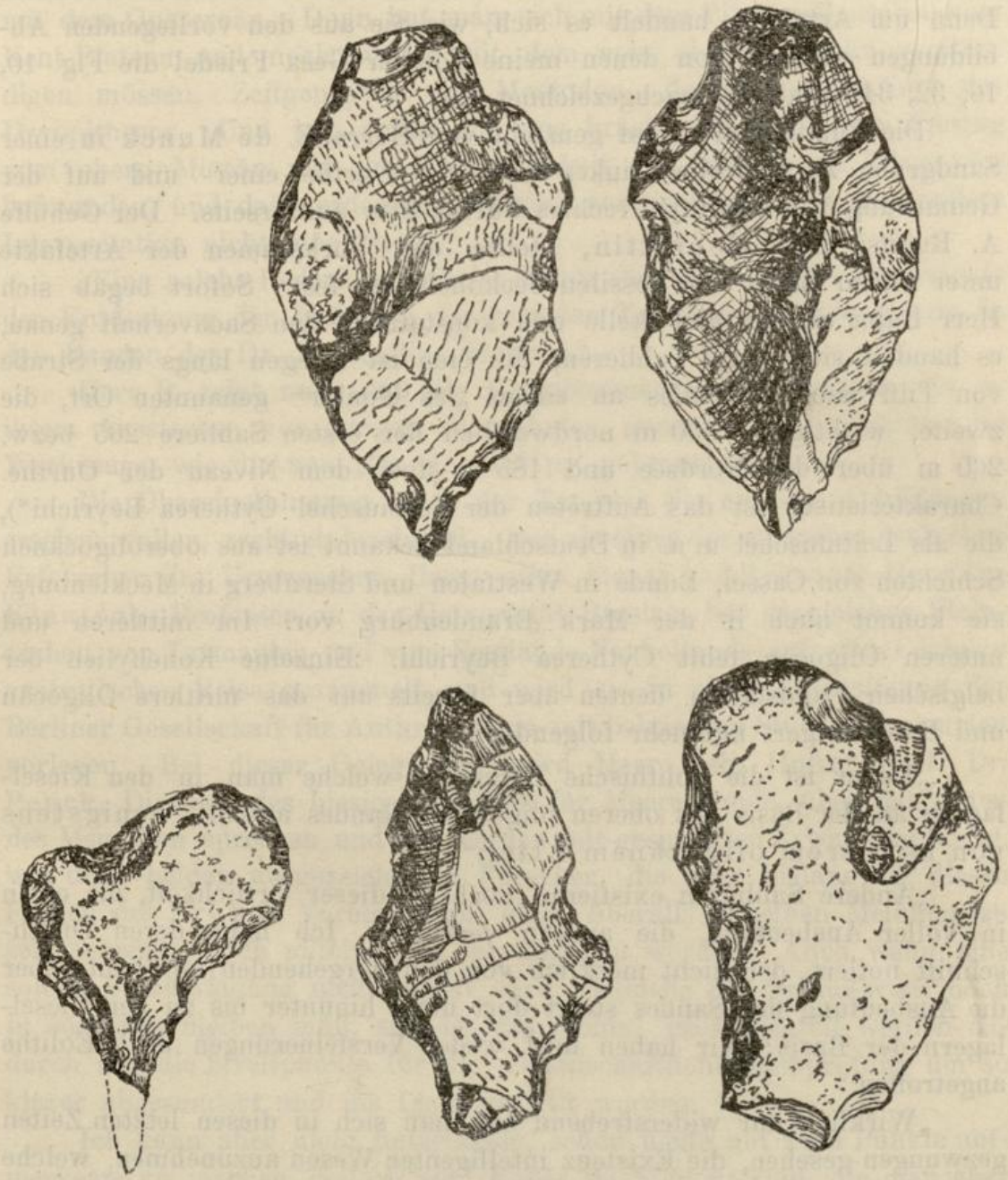
Frau Selenka hatte sich die weitgehendste Förderung durch die Königlich Niederländische Regierung gesichert, und es soll hier öffentlich dankbar anerkannt werden, daß diese dem Unternehmen in jeder Weise entgegengekommen ist. Die Regierung hat die nötigen Arbeiter gestellt, den Transport der gefundenen Gegenstände nach Deutschland uneingeschränkt gestattet und ihn kostenlos auf Java durchführen lassen.

Frau Selenka hat in Begleitung des Geologen Dr. Elbert und des Zoologen Dr. Moszkowski im Frühjahr 1907 ihre Reise angetreten, und die Ausgrabungen sind bis Ende Oktober 1907 fortgesetzt worden. Als die Herren Elbert und Moszkowski von der Expedition zurücktraten, haben auf einige Zeit Herr Dr. Deninger, Freiburg i. B., und zuletzt Herr Dr. Carthaus in Java mitgewirkt. Bis jetzt sind rund 40 Kisten Fundmaterial in Berlin eingetroffen. Sobald sämtliches Material angelangt ist, wird die wissenschaftliche Bearbeitung desselben in Angriff genommen und dann erst seine volle Bedeutung festgestellt werden können.“

Hierdurch wird hoffentlich die Frage des geologischen Alters der Trinil-Schichten und des Alters des Pithecanthropus erectus zu einem festen wissenschaftlichen Abschluß gelangen, denn nachträglich ist bereits die Volzsche Stratigraphie angegriffen und dem Pithecanthropus erectus ein jungtertiäres Alter von neuem beigelegt worden.

XVI. Über die ältesten Menschenspuren hat u. korresp. M. Herr August Rutot im Bulletin der belgischen geologischen Gesellschaft

(Text XXI, 1907) eine Abhandlung, die ich in 2 Exemplaren kursieren lassen, mit dem Titel veröffentlicht: „Ein schwerwiegendes Problem. Eine menschliche Industrie datierend aus der oligocänen Epoche und Vergleichung dieser Werkzeuge mit denen der rezenten Tasmanier." Mit Recht bezeichnet Rutot diesen Gegenstand



als „une grave problème", er erregt die Gemüter der Altertumsforscher mit Recht auf das höchste, sicherlich auch unserer Brandenburgia-Mitglieder, denn es werden die menschlichen Urwesen damit in eine Zeit verwiesen, die noch Hunderttausende von Jahren älter sein müßte, als die Epoche, in welcher in der Provinz Brandenburg die Sumpfzypressen-

wälder grünten, aus denen nachmals unsere miocäne Briket-Braunkohle sich entwickelt hat. U. M. Herr Dr. Friedrich Solger hatte beim ersten Bekanntwerden der neuen belgischen Funde diese ungefähr auf zwei Millionen Jahre geschätzt, vielleicht werden wir noch weiter in die geologische Vergangenheit mit der Schätzung der Schichten zurückrücken müssen, in denen sich die urmenschlichen Artefakte befinden. Denn um Artefakte handelt es sich, wie Sie aus den vorliegenden Abbildungen ersehen, von denen meine Tochter Gesa Friedel die Fig. 10, 16, 32, 34a und 34b nachgezeichnet hat.

Die Funde sind zuerst gemacht von Herrn E. de Munck in einer Sandgrube zu Boncelles linkes Ufer der Ourthe einer- und auf der Gemarkung von Beaufays, rechtes Ourthe-Ufer andrerseits. Der Gehülfe A. Rutots, Herr Henrottin, stellte das Vorkommen der Artefakte unter einem Lager von fossilen Seekonchylien fest. Sofort begab sich Herr Rutot an Ort und Stelle und konstatierte den Sachverhalt genau, es handelt sich um 2 Sablièren, die eine ist belegen längs der Straße von Tilff nach Boncelles an einem „les Gonhir" genannten Ort, die zweite, wichtigere, 500 m nordwestlich der ersten Sablière 265 bezw. 260 m über der Nordsee und 185 m über dem Niveau der Ourthe. Charakteristisch ist das Auftreten der Seemuschel Cytherea Beyrichi*), die als Leitmuschel u. a. in Deutschland bekannt ist aus oberoligocänen Schichten von Cassel, Bünde in Westfalen und Sternberg in Mecklenburg, sie kommt auch in der Mark Brandenburg vor. Im mittleren und unteren Oligocän fehlt Cytherea Beyrichi. Einzelne Konchylien der belgischen Fundstätten deuten aber bereits auf das mittlere Oligocän und Rutot folgert nunmehr folgendes:

„Daher ist die eolithische Industrie, welche man in den Kieselagern an der Basis des oberen oligocänen Randes antrifft, wenigstens von mittlerem oligocänem Alter."

„Andere Sablièren existieren noch in dieser Örtlichkeit, die einen in voller Ausbeutung, die andern verlassen. Ich habe deren Durchschnitt notiert, der nicht merklich von den vorgehenden abweicht, aber die Ausbeutung des Sandes steigt dort nicht hinunter bis zu den Kieselagern der Basis; wir haben dort weder Versteinerungen noch Eolithe angetroffen."

„Wirklich nur widerstrebend hat man sich in diesen letzten Zeiten gezwungen gesehen, die Existenz intelligenter Wesen anzunehmen, welche Werkzeuge anwandten, um die Arbeit der Hände zu verstärken in der Epoche des oberen Miocän."

---

*) Zu Ehren des verstorbenen berühmten Berliner Palaeontologen Geheimrat Dr. Beyrich benannt.

„Es ist fast mit einer gewissen Erleichtung, daß man die Wichtigkeit hatte sich vermindern sehen, welche vordem der Ablagerung von Thenay zugestanden wurde, die dem Aquitanien, d. h. dem oberen Oligocän, zugeschrieben wird und nun kommt die Nachricht von einer oligocänen Menschlichkeit, die noch älter als die von Thenay ist, präcis und zwingend. Das verblüfft natürlich unsere alten Ideen vom Abschluß des Menschen mit dem Quaternär. Dann hat man sich mit dem Pliocän-Menschen vom Kent-Plateau und noch weiter mit dem vom oberen Miocän verständigen müssen, Zeitgenossen des Mastodon, des Hipparion und des Dryopithecus. Und nun sollen wir uns brüsk und mit einem Sprung vom obern Miocän mit der Menschlichkeit des mittleren Oligocän befreunden, und das werden wir müssen, vorausgesetzt, daß eine andere Interpretation nicht möglich ist."

„Eine solche Bedenklichkeit ist fortan aber nicht möglich angesichts der Entdeckung der Industrie der recenten Tasmanier, wie sie uns in den Funden des Dr. F. Noetling vorliegt."

Herr R. zeigt nun, daß die Eingeborenen von Tasmanien bis zu ihrem Aussterben vor einigen Jahrzehnten ganz ähnliche Eolithe und Werkzeuge, wie die von „les Gonhir" pp. gebraucht haben.

Die Übereinstimmung ist in der Tat, wie Sie aus den Abbildungen ersehen wollen, recht einleuchtend. Der als einer der eifrigsten deutschen Erforscher des Urmenschen Ihnen allen längst wohlbekannte Herr Dr. Klaatsch, Professor an der Universität Breslau, hat dergleichen Steinsachen von Tasmanien und vom Festlande Neuhollands auf seiner letzten australischen Reise gesammelt und wird sie in einer Extrasitzung der Berliner Gesellschaft für Anthropologie mit belgischen Stücken zusammen vorlegen. Bei dieser Gelegenheit wird Herr Geh. Hofrat Prof. Dr. Penck, Direktor des hiesigen Institus für Meereskunde, über das Alter des Menschen sprechen und wir werden mit gespannter Erwartung hören, wie diese beiden ausgezeichneten Forscher, die aber bislang in diesen Fragen des Ur- und Vormenschen nicht überall derselben Meinung zu sein scheinen, sich miteinander verständigen werden. Auch wenn eine solche Verständigung nicht erzielt wird, vielmehr das Schlußurteil noch in suspenso bleiben muß, schadet das nichts; im Gegenteil werden dadurch nur die Streitpunkte für die wissenschaftliche Nachprüfung um so klarer abgesondert und ins Licht gestellt werden.

Ich kann aber nicht unterlassen, schon heute auf zwei Punkte aufmerksam zu machen, welche von großer Wichtigkeit sind, die man aber vor der Öffentlichkeit des wissenschaftlichen Forums noch nicht erörtert hat.

Zunächst, wenn Sie die schönen Rutotschen Abbildungen nochmals sorgfältig durchmustern, so werden Sie sofort bemerken, das sich Eolithe im engern und eigentlichen Sinne darunter überhaupt kaum befinden.

Wir verstehen unter eigentlichen Eolithen, d. h. Eolithen im engern Sinne, doch bekanntlich solche Steine, die unmittelbar so, wie die Mutter Natur sie liefert, gebraucht worden sind, höchstens daß man, um eine bequemere Lage des Steins in der Hand zu erhalten, hervorstehende Zacken und Ecken abgeschlagen hat. Statt dessen sind diese oberoligocänen Steine wirkliche Werkzeuge, zu bestimmten Zweck gewissermaßen, wenn auch vielleicht unbewußt, stilisiert vorgearbeitet. Ist dies aber, wie z. B. aus den mitgeteilten Abbildungen erhellt, der Fall, dann ergiebt sich als Konsequenz, daß diese oberoligocänen Geräte nicht die ältesten sein können, daß ihnen vielmehr noch eine Vorentwicklung vorangegangen sein muß und nach allem, was wir von der menschlichen Kulturentwicklung wissen, muß diese Vorstufe ungeheure Zeiträume beansprucht haben, wir kämen dann wenigstens in das untere Oligocän. Hoffentlich werden diese beiden Umstände in der erwähnten Sitzung der Berliner Gesellschaft für Anthropologie pp. gründlichst miterwogen werden.

XVII. A. Rutot: La fin de la question des Eolithes. (Bull. Société belge de Géologie. XXI, 1907. S. 211flg.). Behandelt die unter XVI erwähnten Steinwerkzeuge der im 18. Jahrhundert ausgestorbenen Eingebornen von Vandiemensland, oder wie man jetzt offiziell sagt, Tasmania. S. 216 sagt R.: „Von heut ab kann der Ausdruck „Eolithisch" nicht mehr die chronologische Bedeutung bewahren, den man ihm bislang zuerteilte. Diese Industrie, welche die Grundlage aller andern darstellt, ist niemals erloschen, weder beim Beginn des Palaeolithikums, noch dem des Neolithikums, und da sie sich bis auf unsern Tag verewigt hat, so stellt sie nicht mehr ausschließlich das primitive oder praepaläolithische Stadium dar." Mit „Tasmanien" wünscht R. die eolithische Industrie der aktuellen Epoche fortan bezeichnet zu sehen.

XVIII. M. A. Rutot: Le Cannibalisme à l'époque des cavernes en Belgique. Bull. de la Société préhistorique de France. Sitzung vom 27. Juni 1907. Die Höhlenepoche (l'époque troglodytique) gehört stratigraphisch dem obern Quaternär an, dem Zeitabschnitt, welchem die vielgerühmten physioplastischen Skulpturen, Gravüren und Malereien von außerordentlisher Naturtreue eigen sind und es scheint dem zu widersprechen, daß diese „gebildeten" Wilden Menschenfresser waren. Dennoch hat bereits vor Jahren der Direktor des Naturgeschichtlichen Museums in Brüssel, Herr Dupont, darauf hingewiesen, daß die Höhlenbewohner dem Kannibalismus zu huldigen schienen. In einer Höhle hat man u. a. 18 angebrannte menschliche Gerippereste in einem solchen Zustande vorsätzlicher Zertrümmerung gefunden, daß jener Verdacht aufs neue bestätigt wird. Rutot schließt mit den Worten: „Es scheint also nachgewiesen, daß die troglodytischen Bevölkerungen wenigstens vom Ende des mittleren Aurignacien ihre Toten begraben

haben mit Zeremonien und Leichenschmäusen, in derem Verlaufe Szenen des Kannibalismus vorkamen. Die Entdeckungen des Herrn Ed. Dupont bestärken und bestätigen von diesem Gesichtspunkt aus die von Krapina (bei Agram), und es ist wahrscheinlich, daß gewisse Schichten der Höhlen von Mentone mit Menschengerippen Bestattungen darstellen, begleitet von Resten von Leichenschmäusen, die bestimmte Spuren von Kannibalismus andeuten."

XIV. A. Rutot: Causeries sur les industries de la pierre. Lehrreiche Mitteilungen des berühmten Verfassers über die Behandlung des Steins während der eolithischen Epoche. (Revue de l'école d'Anthropologie de Paris VIII. August 1907.)

XV. A. Rutot: Mehrere lehrreiche Artikel hauptsächlich über die alten Nordsee-Ufer bei Havre und in der belgischen „plaine maritime" (Extrait du Congrès préhistorique de France. II. Session, Vannes 1906. Erschienen 1907 in Le Mans.).

D. Kulturgeschichtliches.

XVI. Alexander Giertz: Chronik der Gemeinde Weißensee. Obwohl vor Jahr und Tag erschienen, möchte ich Ihnen den stattlichen Band heute vorlegen, der nach der Art, wie unser verehrtes Mitglied bereits früher ähnliche Chroniken herausgegeben hat, wiederum auf allgemeiner geschichtlicher Basis aufgebaut ist und daher vielmehr gibt, als der Titel besagt, nämlich eine Geschichte der benachbarten Barnim-Landschaft überhaupt. Für das Aufblühen des mit Berlin immermehr verwachsenden Vororts spricht, daß er im Jahre 1905 bereits 37 606 Einwohner zählte.

XVII. Sauerkohl oder Sauerkraut, ein Beitrag zur Geschichte unserer Volksnahrung. In den Mémoires de la Société d'émulation des Montbéliard, Paris 1097, befindet sich ein auch als Sonderausgabe erschienener volkskundlich sehr interessanter Aufsatz von Léon Sahler: Montbéliard à table, étude historique et économique. Ehe ich auf das „punctum saliens" darin eingehe, darf ich wohl mit zwei Worten an das geschichtliche Verhältnis von Mümpelgard oder Mömpelgardt (Monbéliard oder Montbeillard) zu Deutschland erinnern. Alte burgundische Landschaft, früher Hauptort einer seit 1395 dem Hause Württemberg unter französischer Oberhoheit gehörigen Grafschaft, 1793 von den Franzosen besetzt und im Luneviller Frieden 1801 an Frankreich abgetreten. Die Stadt meist protestantisch, das ganze Ländchen seit dem 17. Jahrhundert mehr und mehr verwälscht, nur einzelne Deutsche, Württemberger, Beamte und Kaufleute hielten notdürftig eine sprachliche Verbindung mit Deutschland aufrecht. Im Mömpelgarder Patois kommen einzelne deutsche Anklänge vor, sonst

ist die Französierung vollständig. Einzelne von den Württembergern importierte Gebräuche haben sich erhalten.

Der um die Volkskunde hochverdiente Dr. Eduard Hahn hat den Sahlerschen Aufsatz in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde (18. Jahrg., Heft 1, 1908, S. 120 und 121) besprochen und schließt mit den Worten: „Daß die Franzosen uns sehr irrtümlich als Sauerkrautesser bezeichnen (in Lübeck war, so weit ich weiß, bis 1870 Sauerkraut ganz unbekannt), geht daraus hervor, daß man in Mömpelgard seit alten Zeiten Donnerstags Sauerkraut ißt. Vielleicht geht die Berliner Zusammenstellung von Erbsen und Sauerkraut gar auf französischen Einfluß zurück?“

Herr Sahler hat mit einiger Heftigkeit bestritten, daß die Franzosen Sauerkrautesser seien und daß die Franzosen (etwa die Refugiés) den Genuß dieses Volksgerichts in Berlin und Deutschland eingeführt hätten. Herr Sahler hat recht. Schon die französischen Ausdrücke für Sauerkraut Chouxcroute, bei Zola u. a. neuerdings Sourcroute lehren, daß dieselben verdorbenes Deutsch und aus Deutschland importiert sind. Die Deutschen werden ja spottweise Sauerkrautesser genannt; da kann man doch nicht annehmen, daß die Franzosen das Gericht in Deutschland eingeführt haben.*)

Man muß in Deutschland drei Zonen inbetreff dieses Kohlgerichts ziehen, die noch jetzt erkennbar sind.

In der nördlichsten Zone an der Ost- und Nordsee ist dies Kohlgericht niemals heimisch gewesen; also nicht in Vor-Pommern, Mecklenburg, Schleswig-Holstein, in den Hansestädten, im hannoverschen Küstenland, Ostfriesland und Oldenburg.

Dann kommt die mittlere deutsche Zone mit Berlin, in welcher der Sauerkohl seit unvordenklicher Zeit heimisch ist. In dieser Zone ist der Ausdruck Sauerkraut nicht üblich, wenn er auch infolge der Freizügigkeit an vielen Orten allmählich verständlich geworden ist. Die Grenze nach Süden gegen das Sauerkrautgebiet ist etwas schwankend. Im Braunschweigischen z. B., wo man jetzt noch in Stadt und Land Sauerkohl herstellt, wird er nach Mitteilung des Herrn Professor Dr. Henking auch Sauerkohl genannt. In meiner Jugend sprach man immer von Magdeburger Sauerkohl, jetzt führen manche von den großen Firmen in Magdeburg die Bezeichnung Sauerkraut.

Die dritte Zone ist die süddeutsche, österreichische (deutschslavische) und die westdeutsche Zone Rheinland, Baden, Elsaß u. s. f.,

---

*) Die Italiener sagen „salcrut“ oder „salkrout“, d. i. in Salz eingelegtes Kraut, Salzkraut, Salzkohl, es ist bei ihnen hauptsächlich während der österreichischen Herrschaft in Ober- und Mittel-Italien eingeführt worden. Sonst „cavoli salati“, „cavoli insalati“ mehr unserm frischen, ungegohrenen Kohlsalat entsprechend.

wo allgemein Sauerkraut gesagt wird und die Bezeichnung Sauerkohl unüblich ist.

Der Sauerkohl und das Sauerkraut hat seine größte Bedeutung im Slavenlande bis tief in Rußland hinein, wo man Sauerkohlsuppe herstellt und Pirogen (Pasteten) mit Sauerkohl füllt. Hauptsächlich von dort ist der Sauerkohl und das Sauerkraut nach Groß-Deutschland mit Ausnahme der Meeresküsten vorgedrungen.

Die Refugiés haben, wie ich wiederhole, mit diesem deutsch-slavischen Nationalgericht keinerlei Fühlung. In Frankreich ist das Gericht wahrscheinlich hauptsächlich von Elsaß aus verbreitet, aber nirgends volkstümlich geworden. West- und Ost-Preußen, wo der Sauerkohl Kumst heißt, hat mit Rußland die Besonderheit der Sauerkohlsuppen (Kumstsuppen) gemeinsam, ebenso Posen, während man in Brandenburg das Gericht nicht kennt. Das russische Wort für Kohl „Kapust" scheint mit dem lateinischen Wort „Caput" Kopf, Haupt (daher Kohl-Kopf) zusammenzuhängen. Desgleichen der Ausdruck „Kabisz", „Kabis" soviel als Weißkohl im oberdeutschen und rheinischen Sprachgebiet. Grimm, Wörterbuch sagt unter Kohl: „brassica, wort und sache von den Römern entnommen, wie die gemüse fast alle (s. unter kabise), von lat. caulis und côlis m., kohlstengel, kohl, eig. stengel überhaupt (gr. καυλός, vgl. sp. 676). nach der ersten form (Diez 95) it. cavolo, prov. caul, port. couve, franz. chou, span. col, kymr, cawl, breton. kaol."

Die Niederländer haben die Bezeichnung „zaurkool", die Italiener, wie schon erwähnt, „cavoli insalati", also eigentlich eingesalzener Kohl, aber auch nach dem Deutschen „salkraut"; die Dänen sagen „Suurkaal", die Schweden „Surkål"; die Engländer besitzen kein eigenes Wort, sondern sagen „pickled cabbage" (eingemachter Kohl), oder nach dem Deutschen „sourcrout".

Um das schier unerschöpfliche Kohl-Thema zu einem gewissen Abschluß zu bringen, will ich noch einmal die Bezeichnung „Kums, Kumps, Kumpst, Kampst" für Sauerkohl erwähnen. Der Ausdruck kommt her vom Lateinischen „Compositum", bedeutet also etwas Zusammengesetztes, Gemengtes, Eingemachtes. (Auch der Dunghaufen mit seinem Durcheinander von Mist und Abfällen heißt bekanntlich in der Landwirtschaft Kompost). Der Kohl heißt botanisch Brassica oleracea Linné, die Bezeichnung Brassica kommt schon bei Cicero vor.

Was die Heimat des Kohls angeht, so wächst er an den Küsten Westeuropas wild, insbesondere auf den englischen Kanalinseln Guernsey, Jersey u. s. f., wo er mannshoch wird und die Stengel zu leichten und doch dauerhaften Spazierstöcken verarbeitet werden. Mir gehört ein solcher Kohlspazierstock und ich weiß, daß Victor Hugo, als er ein Verbannter auf jenen Inseln wohnte, sich eines solchen Spazierstocks mit Vorliebe bediente.

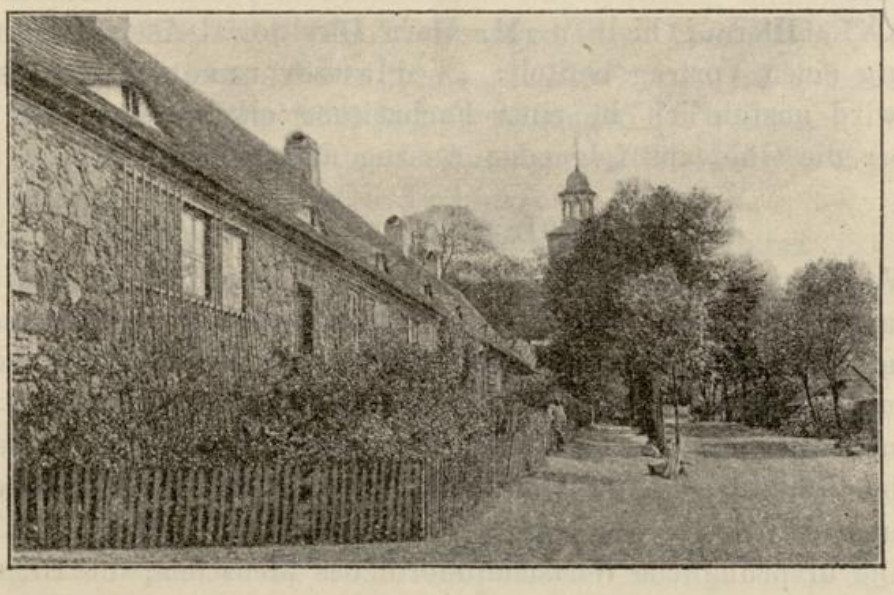
Als heute — am Mittwoch — einige unserer Mitglieder im Berliner Ratskeller das beliebte volkstümliche Gericht verlangten: Sauerkohl, dicke Erbsen und Schweinepökelfleisch (Eisbein), wurden sie bedeutet, daß dies nur Donnerstagsessen sei. Das hängt mit den klappernden Erbsen zusammen, die dem germanischen Donnergott geweiht waren, ebenso wie der Eber. Hier vermengt sich also Slavisches (Sauerkohl) mit Germanischem (Erbsen und Schwein) zu einem angenehmen „Kompost" und es freut uns, daß unser Rathauswirt, Herr Falkenberg, so streng an der alten Berliner Volkssitte festhält.

E. Bildliches.

XVIII. U. Gönnermitglied Ingenieur Hermann Knauer überreicht Nr. 1 Jahrg. II 1908 seiner Mitteilungen über Architektur- und Bauausführungen der Firma Boswau und Knauer, meist Warenhäuser betreffend, u. a. die Handelsstätte Sedan auf dem Grundstück nahe der Zentralmarkthalle, wo sich bis zum Herbst 1903 das leider verschwundene Sedan-Panorama befand.

XIX. Aus Neuensund, Kreis Prenzlau. Vorgelegt wurden ferner 3 Ansichtspostkarten aus Neuensund, die Herr Redakteur Fritz Kühn-Prenzlau u. M. Rektor Monke für das Märkische Museum übersandt hatte. Neuensund, im Prenzlauer Kreise gelegen, gehört zu den vier Eckdörfern der Mark, d. h. zu den Ortschaften, welche im Norden, Osten, Süden und Westen die äußersten Punkte bezeichnen (Neuensund, Spechtsdorf, Laute und Garz) und ist somit schon an sich eine geographische Kuriosität. Wie Rektor Monke ferner mitteilt, ist Neuensund der Heimatsort der bekannten Vielfresser-Sage, die wir auch gelegentlich unseres Ausflugs nach Wittenberg kennen lernten, wo uns im Rathause der wohlpräparierte Magen des Wittenberger Vielfressers Kahle, genannt Freß-Kahle, gezeigt wurde. (Vergl. Monatsblatt Nr. 9 des XVI. Jahrgangs). Kahle war ein Krautgärtner, der in der Nähe des Gasthofs zum Wolf wohnte. Einst fraß er den Dudelsack eines italienischen Dudelsackbläsers gänzlich auf; er verzehrte Nägel, Sand und Steine und ähnliche Dinge fand man denn auch in seinem Magen vor, als derselbe nach seinem Tode der Wittenberger Universität übersandt wurde, die den Magen sorgfältig präparieren ließ. Die Universität schenkte das Präparat später dem Magistrat. Die eigentümliche Form des Magens, die an einen Dudelsack erinnert, hat vermutlich zur Entstehung der erwähnten Sage Veranlassung gegeben. Daß übrigens selbst unmäßiges Essen der Gesundheit nicht immer schadet, geht daraus hervor, daß Kahle 79 Jahre alt wurde; er starb 1754. Die bekannteste Sage über Freß-Kahle ist die von der Wette. Mehrere Wittenberger Bürger hatten darüber gestritten, ob Kahle einen ganzen Hammel verzehren

könne, und Kahle hatte sich bereit erklärt, den Beweis seiner Leistungsfähigkeit zu erbringen. Man teilte einen Hammel in 12 Portionen und setzte sie ihm nach und nach vor. Der aber hatte auf einen im ganzen gebratenen Hammel gerechnet, hielt daher die einzelnen Portionen für Vorgerichte und fragte bei der zwölften, ob denn der Hammel nicht bald käme; er würde ihn sonst vielleicht doch nicht „schaffen". Dieselbe Volkssage geht in Neuensund um; sie hat hier sogar das Gewand der Poesie angelegt. Nur tritt an die Stelle des Hammels das Kalb. Leider war es bisher nicht möglich, den Wortlaut des ganzen Gedichts festzustellen. Es sind nur noch einige Bruchstücke bekannt. Sie lauten:



Ansicht von Neuensund

In Hammelstall un Neuensund
Dan hebb'n sen niegen Knecht jetzund.
Da föddert föftein Dahler Lohn
He wull wohl freten un wenig dohn.

Nun geht die Sage in Prosa weiter; sie meldet, daß der Herr von Neuensund mit einem andern wettete, sein Knecht könne ein ganzes Kalb verzehren. Die Wette wird in ähnlicher Weise wie in Wittenberg zum Austrag gebracht:

Man delt dat Kalv in tein Portschon;
Dunn kömmt min Krischan angeschruppt,
He knöpt sich ierst dat Hosgurt upp
Un as he was bit negens Portschon,
Dunn seggt he: Nu bringt mi bald —
Süß schaff ickt nich — dat grote Kalv!

Mit gütiger Erlaubnis reproduzieren wir eine der in dem Verlag von Herrn Photograph H. Bernhardt, zu Strasburg U. M., erschienenen

Ansichtskarten, darstellend die Dorfstraße von Neuensund nahe der Kirche.

XX. Volkstümliches Gebäck. Frl. Elisabeth Lemke schreibt uns Nachstehendes:

S. Brandenburgia-Heft Nr. 12, 1907; S. 406 Die kleinen Gebäcke zum „Glückgreifen" sind 1. Ring, 2. Mann und Frau, 3. Kind, 4. Geld, 5. Brod, 6. Kreuz resp. Schicksal, 7. Tod, 8. Himmelsleiter, 9. Himmelsschlüssel. — Diese Figuren werden heimlich unter neun umgekehrte Teller gelegt. Nach der Reihe darf jeder dreimal drei Teller, deren Inhalt beim zweiten und dritten Male heimlich verändert werden muß, aufheben.

XXI. Hierauf hielt u. M. Herr Direktorial-Assistent Dr. Kurt Regling einen Vortrag betitelt: „Vorläufer unseres Geldes". Der selbe wird ausführlich in einer Fachzeitung erscheinen. Herr Regling hat aber die Güte uns folgenden Auszug mitzuteilen:

Vorläufer unseres Geldes

Von dem Geldwesen in der Mark vor dem Umlaufe von Münzen kann mangels direkter Zeugnisse nur die Betrachtung der entsprechenden Zustände anderer Völker und Landschaften eine Vorstellung geben. Von hier aus Analogieschlüsse auf unsere heimischen Verhältnisse zu machen, ist nun gerade auf diesem Gebiete durchaus zulässig, da das Geldwesen bei allen Völkern und zu jeder Zeit die ungefähr gleiche Entwicklung genommen hat.

Die ursprüngliche Wirtschaftsform des Menschen, die Eigenwirtschaft, wird bald durchbrochen durch das Prinzip der Arbeitsteilung; dies führt dazu, daß einzelne Mitglieder der Gesellschaft nicht mehr alle Lebensbedürfnisse sich selbst bereiten, sondern sich auf bestimmte Tätigkeiten beschränken und für die Erzeugnisse dieser Tätigkeit sich das zum Leben Nötige eintauschen. Wertmesser bei diesem Tausche sind daher zunächst die einfachsten Lebensbedürfnisse, also die Nahrung: Getrocknete Fische waren der Wertmesser auf Island, wo das Wort „Fisk" auf eine Kupfermünze überging, in Neufundland, bei den Skythen in Südrußland, worauf die Fischform einiger Münzen von Olbia weist, Getreide im Zweistromland, in Island und anderswo, Salz in Mittelafrika, Tee in Ziegelsteinform gepreßt bei den Tataren, Reis in Ostasien, anderwärts Tabak, Zucker, Kakao, Palmöl, in Ostfriesland gar die Tonne Bier. Die Hauptrolle aber spielt in diesem Zusammenhange das Vieh, der Hauptreichtum des Menschen in älterer Zeit. Auf Vieh als Wertmaßstab weist die Ableitung der Worte „pecunia", „Kapital", „fee", „rupee", weist die Verwendung von Rind („bous") statt Geld in altgriechischen Redensarten. Direkte Beispiele für Viehgeld bietet Homer, die Gesetze des Drakon von Athen, die römischen Gesetze vor 430, die

Zend-Avesta-Bücher, das Gesetz der ripuarischen Franken und altirische, norwegische und isländische Gesetze. Noch heute bildet das Vieh den Wertmaßstab bei vielen Naturvölkern in Mittel- und Südafrika, Mittel- und Ostasien. — Neben den einfachsten Nahrungsmitteln tritt anderwärts aber auch das als Geld auf, was zur Befriedigung des nächstwichtigen Lebensbedürfnisses, der Kleidung, dient, also: Felle in den Polarländern und im alten Rußland (russ. kuny = Geld ist der plur. von kuna = der Marder, d. i. Marderfell), Stücke von Wollstoff, Baumwollzeug oder Leinwand in Hinterindien, West- und Mittelafrika, wo der Ausdruck „Macuta", ursprünglich die als Kleidungsstück dienende Schürze bedeutend, auf eine Münze überging; in Ostfriesland war Wollzeug und Leinwand noch bis tief ins Mittelalter die Rechnungsmünze, und die Ausdrücke für bestimmte Quantitäten dieser Stoffe „Reilmark" und „Leinmark" blieben noch bestehen, als längst das Metallgeld eingeführt war. Auch für Island, Schweden, Rügen und Böhmen haben wir mittelalterliche Zeugnisse für solches Zeuggeld. Auch Gerätschaften haben zuweilen den Wertmesser abgegeben, Tonkrüge in Hinterindien, Flinten in Dahomey, Angelhaken auf den Karolinen usw. Noch häufiger dienten Schmucksachen als Geld, besonders die von der Natur frei dargebotene Kauri-schnecke (nicht „Muschel"), im ganzen Küstengebiet des indischen Ozeans — in Siam ist das Wort für Muschel (pei) zugleich eine Geldsorte — und bis tief ins Innere von Asien und Afrika hinein. Muscheln bez. Schneckengehäuse als Geld finden wir auch in der Form der Wampumgürtel bei den Indianern Nordamerikas, anderwärts Tierzähne, die man als Schmuck verwendete, endlich die vom europäischen Markte eingeführten Glasperlen, in Mittel-Afrika in Ringen aufgereiht und diese in bestimmter Weise zu Bündeln vereinigt.

Mehrfach läßt sich auf dieser Stufe des Geldwesens beobachten, wie außer dem Stoff auch schon die Form die Geldesqualität bestimmt, z. B. die Ziegelsteinpressung des Tees, besondere Formen des Salzes, die Aufreihung der Muscheln zum Wampumgürtel, der Glasperlen zu Ringen und Bündeln.

Jenen Geldformen hafteten nun mannigfache Nachteile an, die bei entwickelter Kultur sich bald geltend machten: die Unmöglichkeit längerer Aufbewahrung bei den Nahrungsmitteln, die Unteilbarkeit des einzelnen Stückes Vieh, der große Raum, den die Ansammlung erheblichen Kapitals in Zeug- oder Muschelgeld erforderte u. dgl. Auch fiel ihr Wert als Tauschmittel fort, sobald der Verkehr sich auf Stämme von anderer Lebensgewohnheit erstreckte, wie z. B. das Hütevieh beim Tausch mit dem benachbarten Gebirgsbewohner nicht in Frage kam.

Diese Nachteile vermied der Wertmesser, der uns noch heute in Form der Münzen dient, das Metall. Seine beliebige Teilbarkeit und geringe Raumausdehnung, seine gleichbleibende Qualität und gleichmäßige

Nützlichkeit für jedermann machten es dazu besonders geeignet. Zinn, Blei, Eisen, vor allem aber Kupfer, Silber und Gold haben diese Rolle gespielt. — Die erste Form, in der uns Metall als Wertmesser begegnet, ist die eines Gebrauchsgegenstandes. Primitive Denkart konnte mit dem rohen Metall den Begriff der Werthaftigkeit noch nicht verbinden, es mußte seine Verwendungsmöglichkeit vor Augen treten. Eine weitere Stufe ist dann die, daß das Metall nur noch in der Form eines Gebrauchsgegenstandes hergestellt wurde, ohne aber wirklich verwendungsfähig zu sein. So sind in Gallien und Germanien Schätze von Metallbeilen (Kelten) gefunden worden, die nach der Form der Tülle und der Anbringung der Dekoration praktisch unverwendbar sind; die messerförmigen Kupfermünzen im alten China und die im alten Griechenland schatzweis gefundenen Doppelbeile haben keine Schneide; ähnliches gilt von dem Geld in Form von Hacken in Westafrika, von Angelhaken in Hinterindien. — Metallgeld in Form von Dreifüßen stiftet Achilleus bei Homer als Siegespreise; die Beile, durch die Odysseus bei Homer seinen Pfeil schießt, sind wohl gleichfalls Schatzbeile. In Argos dienten Eisenstäbe in Bratspießform als Geld, die dann Pheidon, der Ordner des peloponnesischen Maß- und Gewichtswesens, abschaffte und der Hera weihte: man hat sie bei den Ausgrabungen des Heratempels in Argos gefunden; das Wort für Bratspieß ging auf eine Münze über (obolos). — Beliebt war das Metall auch in Form von Schmucksachen, besonders von Ringen. Ringgeld finden wir im alten Ägypten, in Vorderasien, Phönicien und bei den Juden, bei den britischen Kelten und anderwärts, auch aus prähistorischen Funden in Troia, Cypern, Skandinavien usw. ist es bekannt.

Eine neue Phase der Entwicklung bezeichnet die Loslösung des Geldbegriffes von der Gebrauchsform des Metalles, der Übergang zum zugewogenen Rohmetall in Bruchformen oder handlichen Gußstücken (Barren). Die formlosen Kupferstücke Mittelitaliens (aes rude), der Goldstaub in Federkielen bei den Mexikanern, die Silberklümpchen (Tikals) der Siamesen, die Goldkörner oder -linsen in Etrurien, Troia und als nuggets bei den Goldsuchern Nordamerikas, die Silberkuchen, die man im alten Ägypten zusammen mit fremden Münzen und Münzbruch gefunden hat, sie alle gehören hierher. Uns interessiert hier besonders das Hacksilber des deutschen Mittelalters, weil es, auch in der Provinz Brandenburg in einigen 20 Funden gehoben, den Zustand des Geldwesens darstellt, bevor man hier — was etwa Mitte des 12. Jahrhunderts geschah — zur Prägung eigener Münzen schritt. Diese Hacksilberfunde setzen sich zusammen aus ganzen und beliebig zerbrochenen oder zerhackten Schmucksachen, ganzen oder zerhackten fremden, besonders islamischen Silbermünzen sowie ganzen oder zerhackten Gußstücken von Silber in Platten, Stäbchen u. dgl. Man wog das Silber ab

und zahlte damit. Die in jenen Funden vorkommenden islamischen Münzen sind von besonderem Interesse, weil sie Zeugnis geben von dem ausgedehnten Handel, der damals aus Skandinavien, den Ostseeküsten, dem ostelbischeu Deutschland und dem inneren Rußland die Waren, besonders Pelzwerk und Sklaven, in die blühenden islamischen Länder führte; die bedeutende Rolle, die Pelzwerk dabei spielte, spiegelt sich im Worte Kürschner, vom türkischen kürk = Pelz wieder. Die Vermittlerrolle fiel dabei, wie das Vorwiegen ihrer Münzen lehrt, dem mächtigen Reiche der Samaniden zu, vom kaspischen Meere aus östlich zum Amu darja und Syr darja reichend, und weiter nördlich besorgten die Chasaren um Itil, weiterhin einerseits die Waräger-Russen um Kiew, andererseits die Wolgabulgaren den Zwischenhandel. Die Zeit der sächsischen und fränkischen Kaiser ist es, während der dieser Handel blüht. Der Zerfall des Samanidenreiches und Völkerverschiebungen in diesen Gegenden sowie der Beginn des Levantehandels der italienischen Städte auf dem Seewege im Kreuzzugszeitalter führten sein Ende herbei. Damit hören auch die Hacksilberfunde auf, und sehr bald danach beginnt ja mit der Germanisierung und Christianisierung der Mark auch der Übergang zur heutigen Form des Geldwesens, zur Münze.

Kehren wir in den geldgeschichtlichen Zusammenhang der Hacksilberfunde zurück. Die rohe Form bloßer Metallbruchstücke weicht früher oder später einer Ausbringung in handlichen Formen, in Barren. Ihre Gestalt ist recht verschieden. Bald sind es mehr oder weniger dünne Platten, wie der Silberbarren mit der eingeritzten Inschrift eines Hetiterkönigs um 700 vor Christi Geburt, das sogenannte aes signatum der Römer im 4. und 3. Jahrhundert vor Christi Geburt und ihre Silberbarren in der Kaiserzeit, die Goldkobans und Silberitzebus der Japaner, und die Kupferplatten mit Wertstempeln, die in Schweden im 17. und 18. Jahrhundert zeitweilig statt der und neben den Münzen umliefen. Stangenformen haben viele der mittelalterlichen Silberbarren in den Ostseeländern und in Rußland; wie Siegellackstangen sehen die römischen Goldbarren der Kaiserzeit aus, anderwärts kommen Formen vor, die an Zungen, Nägel, Brote, Kuchenfladen und Ziegelsteine erinnern. In China, dem klassischen Lande des Barrensilbers, und ebenso im deutschen Mittelalter überwiegt die gewölbte Rundscheibe mit eingebogenem Rande; diese Form zeigt auch das märkische Fundstück derart, der zu Lässig gefundene Barren mit der eingestempelten Rose von Pyritz.

Zur Schaffung von Kleingeld bei Bezahlung kleinerer Summen zerhackte oder zerbrach man die Barren. Schon bei Ringgeld ist dies zu bemerken, wie denn die freigebigen nordischen Könige als „Ringbrecher“ gepriesen werden. Für die Barren weist das häufige Vorkommen von Barrenbruchstücken darauf hin (aes signatum, Barrenfunde des Mittelalters), und aus dem Altertum wird diese Sitte gleichmäßig für Hispanien und

die Äthiopen berichtet. Die russische Münzeinheit, der Rubel, führt etymologisch auf dieselbe Sitte zurück (von „rubit", abhacken). Bei manchen Barren (z. B. aus den Funden von Troia) erleichtert eine Musterung oder regelmäßige Einkerbungen das Zerhacken in Teile von bestimmter Größe.

Im Verlaufe der Entwickelung tritt überall das Bestreben hervor, die Reinheit des Metalls oder wenigstens den landesüblichen Feingehalt durch eine Marke zu bezeichnen oder zu garantieren; so hat das römische aes signatum ein Bild und zum Teil sogar die Staatsaufschrift, so trägt der hetitische Barren den Königsnamen, anderwärts besorgen dies nachträgliche Einstempelungen oder in Ostasien Tuschaufschriften. Damit war ein erster Schritt vom Barren zur Münze getan. Nebenher geht ein zweiter, die wenn auch ungefähre Ausbringung auf ein rundes Gewicht, das so nur noch der Nachprüfung mit der Wage bedurfte. Derartiges ist schon beim ägyptischen Ringgeld und anderswo auf jener Entwickelungsstufe zu bemerken, beim Barrengelde trifft es für das römische aes signatum und manche deutschen mittelalterlichen Silberbarren zu. Im Hacksilberfund von Sonnewalde in der Mark waren je ungefähr gleiche Mengen Metalls in Beutel gepackt; auf ähnliches weist hin unser der Gaunersprache entlehntes Wort „Kies" vom arabischen „kīs" = Beutel, die römische Münzbezeichnung „follis" (ursprünglich bedeutet es auch „Beutel") und die türkische Rechnungsmünze „Beutel" (= 500 Piaster).

Sobald nun jene Garantieen von Feingehalt und Gewicht sich vereinigten, sobald sie ferner von einer Autorität ausgingen, die für einen gewissen Bezirk maßgeblich war, sobald endlich die betreffenden so garantierten Metallstücke klein und handlich, also etwa kugelrund oder später scheibenrund hergestellt werden, ist aus dem Barren die Münze geworden. Dieser Schritt ist in unserem Kulturkreise anscheinend im 7. Jahrhundert vor Christi Geburt im Reiche der lydischen Könige geschehen; die Handelsblüte ihres Reiches, hauptsächlich auf den griechischen Küstenstädten beruhend, erforderte einen geregelten Wertmesser, und die Macht dieser Könige ermöglichte ihnen die Durchführung. Für den Großverkehr aber erhielt sich der Barren neben den Münzen durch alle Zeiten hindurch; ein großer Teil der vorhin als Beispiele genannten Barren stammt aus Zeiten und Gegenden, die längst sich der Münzen erfreuten, und viele solcher Barren sind zusammen mit Münzen der betreffenden Gegenden gefunden worden. Ja auch heute noch besteht z. B. der Metallvorrat der Reichsbank zum Teil aus Goldbarren.

Wie so einerseits neben der Münze ihr Vorläufer, der Barren, fortexistiert, so ist ihr in neuerer Zeit in dem Anweisungswesen ein gefährlicher Nebenbuhler geworden, der sie vielleicht bald auf den täglichen Kleinmarktsverkehr beschränken dürfte: Banknoten, Wechsel, Giro- und Scheckverkehr beginnen die Transaktionen in gemünztem Metallgelde

zu verdrängen. Die vermehrte und in neuen Nominalen erfolgende Ausgabe von Papiergeld, die Verfügung über die Gehaltsüberweisungen der Beamten im Girowege, das Reichsscheckgesetz und, als jüngstes, der Postscheck, sind Anzeichen dafür. Aber auch angesichts dieser neuen, über die Münze hinausgehenden Geldformen bleibt doch wie bei Kindern und Sammlern der Tausch, so im bürgerlichen Leben sogar noch ein Rest der ursprünglichsten menschlichen Wirtschaftsform, der Eigenwirtschaft, bestehen, insofern die Hausfrau die endgiltige Zubereitung der Nahrung und die Instandhaltung von Wohnung und Kleidung selbst besorgt und überwacht. Und dies Restchen Eigenwirtschaft wollen wir uns erhalten!

XXII. Nach der Sitzung gesellige Zusammenkunft im Ratskeller.

---

22. (14. ausserordentl.) Versammlung des XVI. Vereinsjahres.

Feier des XV. Stiftungsfestes. Freitag, des 6. März 1908.

Ausflug nach dem Grunewald.

Zu der Einladung hatte u. M. Herr Dr. Solger in schwungvollen Versen das Programm des diesjährigen Stiftungsfestes verkündet. Die Frage nach dem Anzug zum Beispiel war mit den Worten erledigt: „aber die in Fräcken kommen, fliegen raus aus dem Verein.“ Dazu waren die Räume der Ressource mit Tannengrün geschmückt und durch Würfelbuden und einen Schießstand in eine lustige Vogelwiese umgewandelt worden. An ihrem Eingang hatte man den Museumsdiener in Rock und Helm eines preußischen Gensdarmen postiert, während im Innern Herr Plack in der Uniform eines Oberförsters die Honneurs machte, unterstützt von seinem Adjutanten Herrn Dr. Solger.

Die Kostümfrage war wohl zu aller Zufriedenheit gelöst worden, besonders natürlich von den Damen, wo es nur Anerkennung und Bewunderung gab.

Neben der strengen Durchführung eines Kostüms, wie das einer Italienerin oder eines Fräuleins aus der Biedermeierzeit, gab es natürlich unzählige Nuancen und Phantasiekostüme; Jugend und Schönheit aller dieser zierlichen Trägerinnen aber gab erst den Kostümen den rechten Glanz.

Die erste halbe Stunde war der Begrüßung gewidmet und der Orientierung über die in Aussicht genommenen Zerstreuungen und Belustigungen.

Doch mit dem bloßen Zuschauen und müßigen Herumspazieren durfte nicht allzuviel Zeit verloren werden, und namentlich einige junge Damen waren schon sehr tätig. Die beiden Schwestern Liskow zum Beispiel hatten sich jede einen zierlichen Stand ausgewählt, um Postkarten zu verkaufen und um ihre Mitmenschen zum Würfeln zu verleiten. Und in den Trubel selbst mischten sich Fräulein Rönnebeck und Fräulein Friedel, um kleine Scheiben zu verkaufen, auf die jeder später am Scheibenstand seine Treffsicherheit erproben konnte. Je mehr sich der Saal füllte, desto bunter und farbenprächtiger wurde das Bild und immer verlockender klang die Musik, so daß einige Pärchen den Lockungen nicht widerstehen konnten und sich schon im Tanze drehten.

Nachdem auf diese Weise eine Stunde ausgefüllt war, schritt die Gesellschaft zu Tisch und verteilte sich in dem großen Saal an fünf langen Tafeln. Die Pausen zwischen den Gängen wurden durch Toaste, Vorträge und Gesang ausgefüllt.

Die erste Ansprache hielt der I. Vorsitzende Geheimrat Friedel.

„Hochverehrliche Versammlung! Es gereicht mir zur Ehre und Freude, Sie alle, verehrte Anwesende, zum heutigen Stiftungsfeste zu begrüßen. Insonderheit wünscht der Vorstand, daß unsere werten Gäste mit uns ein paar frohe Stunden verleben mögen. Unsere heutige Versammlung ist der Geselligkeit, diesmal nicht den Geschäften und der Wissenschaft gewidmet, trotzdem hat der um das Zustandekommen des heutigen Festes wohlverdiente Vergnügungsausschuß der Geschichte unserer Reichshauptstadt gedacht, wie Sie aus den Abbildungen auf der Einladung ersehen wollen. Da erblicken Sie zuoberst und an passendster Stelle ein Steinrelief: ein lediges schwarzes Roß angebunden und darüber schwebend einen Adler vom Hause Oranienburgerstraße 13/14*). Der Volksmund verbindet damit eine geheimnisvolle Sage, in Wirklichkeit handelt es sich um das Wahrzeichen einer Ausspanne des 18. Jahrhunderts. Darunter befindet sich, recht geeignet für den heutigen Ausflug nach dem Grunewald, die Abbildung eines Jagd-Trinkgefäßes aus Silber für Malvasierwein. Der silberne Berliner Bär hat eine Falkentasche um den Leib, in den Pranken ein Radschloßgewehr, mit welchem er wohl einen Bock schießen will**). Unten befindet sich ein Teil des Reliefbandes der Hauptsäule aus der alten Berliner Gerichtslaube***). Links darauf der „Affe", vor dem wir uns heut abend zu hüten haben, in der Mitte

*) Vgl. Buchholz: Verzeichnis der im Märk. Prov.-Museum befindlichen Berlinischen Alterthümer. 1890. S. 41. (Kat. X. 31.)

**) a. a. O. S. 52. (Kat. VI. 631). Mit zwei Inschriften R. C. 1467 und C. M. Richter 1684. Das Pistol ist wohl 1684 an Stelle einer vielleicht schadhaft gewordenen Armbrust getreten.

***) Original im Neuaufbau der alten Gerichtslaube in Babelsberg. Nachbildung in der Herrenstube des Berliner Ratskellers. Buchholz a. a. O. S 19. (Kat. X. 315).

zwei „Glücksschweinchen“, rechts der im Geist auch heut Abend über uns wachende Märkische Aar. Auf der folgenden Seite zwei altberlinische Patrizier-Wappen,*) eins einen springenden Hirsch, das andere wahrscheinlich einen Bock, Wappentier der seit dem 13. Jahrhundert in Berlin ansässigen Familie Ryke darstellend.

Zum Schluß der Hausschlüssel**) den Sie nicht vergessen haben und der hoffentlich nicht so gewaltig ist, wie dieser mittelalterliche, in der Stralauer Straße ausgegrabene „Hausknochen“.

Meine Damen, werte Herren! Nach alter guter Sitte schließen wir die erste Ansprache mit einem dreifachen Hoch auf unsern geliebten Kaiser, König und Markgrafen, den Wahrer des Friedens, den Förderer von Kunst und Wissenschaft. Ich bringe bei unserm Trinkspruch am Stiftungsfest gern einen Ausspruch unseres erhabenen Herrschers an und erinnere deshalb wie er, nach Zeugnis unseres Herrn Oberpräsidenten von Trott zu Soltz vor kurzem geäußert hat: er freue sich mit seinen Märkern eines Sinnes zu sein***). Dieser Ausspruch tut uns von Herzen wohl. Auch wir Berliner und Brandenburger fühlen uns mit unserm Markgrafen eines Sinnes. Eins und einig sind wir insbesondere in der Gesinnung der Treue und Dankbarkeit. Dieser geben wir vereint jetzt mit dem Worte Ausdruck: unser Markgraf hoch, nochmals hoch, immerdar hoch!“

Darauf feierte Herr Haberkern die Brandenburgia und ihren I. Vorsitzenden, Herrn Geheimrat Friedel, und zwar in gebundener Rede und in plattdeutscher Sprache wie folgt.

Motto:
Wenn en dauhn deit wat hei deit,
Kann hei nich mihr dauhn as hei deit!

Min leiw Verein, ick mein de Jungschen un de Ollen,
Wi fäuhlen uns sihr geihrt, dat Jug gekoamen
Und Stiftungsfest mit feiern woll'n.
Sid oll de Gäst' un Jug velmals willkoamen.

Uns Friedel hät vor sößtein Johren
En lütten Boom „Brand'burgia“
Geplant, un plegt in sinen Hartengar'n,
Wo steit de Boom nu prächtig da
Mit sinen Wörteln, Low und Twelgen.
De velen Blüten will'n em überwält'gen,

*) a. a. O. S. 46. (Kat. X. 527—41). Ziegelschlußsteine aus dem Hauptpostamt, Spandauerstr. 21.

**) Buchholz a. a. O. S. 138. (Kat. IV. 12), 16 cm lang, Stralauer Str. 36 beim Ausschachten gefunden. 15. Jahrhundert.

***) Festmahl des brandenburgischen Provinziallandtags vom 19. Febr. 1908

Kick Jug den Boom hüt enmal an
Und lowt den Gärtner, der dat dahn!
Uns Herrgot hät sin vullen Segen
Up all sin Dauhn un Arbet legen.
Drum mögt wi em ok dankbar sin
In Demaut un in frammen Sinn.
Denn nur mit fasten Gottvertrau'n
Könn'n froh wi in de Taukunft schau'n.
Hüt äwer will'n in Ihrborkeit
Dat Fest begahn in Lust un Freud'.
Weil jedverein up sinen Plan
Sin völlig Schülligkeit hät dahn,
Vom Friedel bet taum jüngschtem Rat
Un all' dei, de mit Rat un Tat
Den Boom gefördert früh un spat,
Nehmt hartlich Dank un rauft „Hurra"
Hoch leb uns „Brandenburgia"
Hoch! Hoch! Hoch!

Die Konzertsängerin Frau Klosseck-Müller und Fräulein Gesa Friedel erweckten den ganzen Beifall der Gesellschaft durch einen Gesangsvortrag „Das Blümelein". In einer größeren Pause sang die Gesellschaft gemeinsam das folgende Tafellied nach der Melodie: Es war ein Sonntag . . .:

I.

Man lud uns in den Grunewald,
Ist's draußen auch noch lenzlich kalt.
Doch ruft die Brandenburgia,
Sind alle ihre Kinder da.
Und wenn nicht alle, so doch viel,
Die, welche halten fest das Ziel:
:,: Zu ehr'n und pflegen allezeit
Die Heimat und Vergangenheit. :,:

II.

Seit 15 Jahren steht sie fest
Nicht etwa als „fossiler Rest",
Sie wächst und blüht im Gegenteil
Zu aller guten Märker Heil.
Wer je mit Stolz im märkschen Sand
'Nen schönen Eolithen fand,
:,: Und weise Buddelei betreibt,
Wird dem Museum einverleibt. :,:

III.

Wie herrlich war's, als noch Berlin
Ein Fischerdorf mit „Aal in Jrien"!
Als unser Grunewald sogar
Nur eine große Saubucht war.
Von Volkspark ahnt' man keine Spur,
Nur Gegend gab es und Natur.
:,: Und letztre prangte ohne Zier
Vom heut'gen Stullen-Fettpapier. :,:

IV.

Als noch den Bogen in der Faust
Der Wende hier „gewenzeslaust",
Da ahnte keine Seele die
Tiergartenmarmorgalerie!
Wie wäre vor Verwunderung baff,
Zum Beispiel Onkel Pribislaw.
:,: Oh, schöne Zeit! o, sel'ge Zeit!
Säh der sich mang die Ahnen heut! :,:

V.

Wie reichlich war das Jagdrevier
Besetzt durch jede Art Getier,
Als durch's Kastanienwäldchen sich
Der Fuchs nach Beute lüstern schlich!
Als jedes Wasser, was da floß,
Als Freibad jedermann genoß!
:,: Oh, schöne Zeit! o, sel'ge Zeit!
Wie billig war die Reinlichkeit! :,:

VI.

Im Zeichen: „Einigkeit macht stark"
Durchwandern wir die schöne Mark.
Von unserm Friedel treugeführt,
Wird Alt- und Neuzeit dran studiert.
Ob „diluvial", ob „Alluvion",
Heut rast das Auto drüber schon.
:.: Stieg heut' so'n Wende aus dem Grab,
Ich glaub', der wendete sich ab. :,:

VII.

Stoßt an und ruft, daß laut es schallt:
Wir preisen dich, o Grunewald!
Du grüne fort! Zu seiner Ehr
Nehmt Eure Gläser, trinkt sie leer!
Das zweite aber leert (prost Rest!)
Auf dieses schöne Stiftungsfest!
:,: Es blüh' bis in die fernste Zeit
Die „Brandenburgia" so wie heut'. :,:

Adelheid Sachs.

Ein zweites Lied soll hier noch eingeschaltet werden, das Herr Dr. Solger während der Tafel improvisiert hatte und das von Fräulein Reuscher vorgetragen wurde. Es ist ein Gruß Italiens, wegen des Kostümes, an die Mark Brandenburg und hat folgenden Wortlaut:

Aus dem sonnenhellen Süden
Kam ich her in Euer Land,
In die Mark, die oft gemieden,
Aber selten nur gekannt.

Und da schriebt Ihr heut zum Feste,
Daß auch ich willkommen sei,
Seht mich nun im Schwarm der Gäste
Hier bei Eurer Gasterei.

Und ich fühl' in Eurem Kreise
Mich so heiter und beglückt,
Weil die Heimatliebe leise
Hier aus jedem Fältchen blickt.

So erschall im Glanz der Kerzen
Hell der Gruß durch alle Welt:
Heil dem echten treuen Herzen,
Das zu seiner Heimat hält.

Und wenn wir die Gläser heben,
Schall es durch das Land hindurch:
Eure Heimat, sie soll leben!
Hoch denn die Mark Brandenburg!

Zum Schluß der Tafel verlas Herr Kustos Buchholz noch einige Telegramme, die eingegangen waren, wie das von Herrn Julius Rodenberg und das von Herrn Realschuldirektor a. D. Weineck und brachte ein Hoch aus auf die Festordner, nämlich Herrn Plack, Herrn Professor Pniower und Herrn Dr. Solger.

Nachdem die Tafel aufgehoben war, begab sich die Gesellschaft wieder zurück in den ersten Saal, hier nahm nun natürlich der Tanz das größte Recht für sich in Anspruch; aber auch die übrigen Belustigungen wurden lebhaft aufgesucht. Der Scheibenstand war fast immer dicht umdrängt von Schützen, Schützinnen und Zuschauern, und munter

knallten die Schüsse. In dem Vorraum war ein Karussell aufgestellt, das sich zum Klange einer Drehorgel fleißig drehte, weil es nur in kurzen Pausen einmal leer wurde. In einer Tanzpause überraschte Fräulein Gesa Friedel endlich die Gesellschaft mit einem Gesangsvortrag, die Meißener Porzellanfigur, wobei sie selbst als zierliches Rokokodämchen in Reifrock und weißer Perücke sich anmutig präsentierte.

So verging schnell die Zeit und die Kaffeepause rückte heran. Die Tafel zeigte schon bedeutende Lücken; aber die Jugend ließ sich durch den Gedanken an die Aufgaben des angebrochenen Tages nicht stören und hielt noch lange aus.

---

23. (15. ausserordentl.) Versammlung des XVI. Vereinsjahres.

Donnerstag, den 19. März 1908, nachmittags 3½ Uhr. Besichtigung des Museums für Meereskunde, Georgenstraße 34/36.

Die Teilnehmer versammelten sich in dem Auditorium des Instituts und wurden hier vom I. Vorsitzenden, Herrn Geheimrat Friedel mit einer kurzen Ansprache begrüßt, in welcher er die Beziehungen unserer Provinz in geographischer und geschichtlicher Hinsicht mit den benachbarten Meeren hervorhob und dem Direktor des Instituts Herrn Geheimen Regierungsrat Dr. Penck und den beiden Kustoden Herrn Dr. Dinse und Herrn Baschin den Dank der Gesellschaft abstattete für ihre Bereitwilligkeit, die Führung zu übernehmen.

Da das Auditorium vollständig gefüllt war, so schlug Herr Professor Penck eine Dreiteilung vor, und jeder der genannten Herren übernahm eine Abteilung und trat den Rundgang von einem besonderen Punkte aus an.

Wir wollen uns bei unserer referierenden Beschreibung an den „Führer“ halten und können natürlich hier nur die wichtigsten Schaustücke hervorheben, wie das ja auch schon bei der Führung geschehen mußte.

Das Museum für Meereskunde wurde im Jahre 1900 durch Freiherrn von Richthofen begründet und ist seit dem 5. März 1906 für die Besucher geöffnet. Das Museum ist in erster Linie bestimmt, die Interessen der breiten Schichten des Volkes für das Meer in seinem ganzen Umfange zu gewinnen. Es unterscheidet sich sehr wesentlich von den übrigen ähnlichen Instituten der Reichshauptstadt, indem es sich das Ziel setzt, bei dem Beschauer abgeschlossene Bilder zu geben und nicht bloß Einzelheiten in möglichst großer Zahl vorzuführen. Bei dem Rund-

gang wurde dieser Punkt besonders und wiederholt betont und dabei auf die Wichtigkeit dieser Zusammenstellungen bei den verschiedensten Gelegenheiten hingewiesen. Solche fanden sich zum Beispiel in der historischen und in der biologischen Abteilung.

Die Sammlung zerfällt in vier Hauptgruppen, nämlich die Reichsmarinesammlung, die historisch-volkswirtschaftliche, die Instrumenten- bezw. ozeanologische Sammlung und endlich die biologische und Fischerei-Sammlung.

Die Reichsmarine-Sammlung befindet sich im Erdgeschoß und bringt die Geschichte und die Entwicklung der deutschen Kriegsmarine zur Anschauung und zwar durch Bilder und Modelle, sowie durch Erinnerungsstücke von zerschossenen Schiffen; zum Beispiel stehen hier der von Kugeln durchlöcherte Ventilator und die zertrümmerte Maschinenkanone des Iltis, als Belege für den Kampf um die Taku-Forts am 17. Juli 1900. Das interessanteste Stück des benachbarten Lichthofes ist ein großer Glaskasten von 30 qm Grundfläche, in welchem im Modell eine Linienschiffsdivision im Hafen vor Anker dargestellt ist. Auf einer Glassplatte schwimmen vier große Kriegsschiffe und zwar jedes in einem besonderen Bereitschaftszustand, das eine zur Ausreise fertig, das zweite gefechtsklar, das dritte hafenklar und das vierte beschäftigt Kohlen zu übernehmen. Zwischen ihnen sind eine Anzahl kleiner Fahrzeuge zur Belebung des Hafenbildes aufgestellt.

Neben dem Lichthof ist an seiner einen Längswand im Keller der Innenraum der alten Schulfregatte Niobe eingerichtet. Man geht einen schmalen Gang entlang und blickt durch seitliche Türen in die einzelnen Schiffsräume, wie Lazarett mit Apotheke, Kammer für den Navigationsoffizier usw.

Aus dem Lichthof führt eine Treppe hinauf in den Waffensaal. Hier finden sich Geschütze, Geschosse und Munition aufgestellt. Die interessantesten Bestandteile sind Torpedos verschiedener Größe und Form. Von einem Beamten des Museums wurde ein solches neuester Ausstattung erklärt und so weit es möglich war, in Bewegung gesetzt.

Von dem Waffensaal führt eine schmale Galerie nach vorn zurück, in welcher Modelle von Schiffsmaschinen sowie solche, die den Schiffsbau erläutern, aufgestellt sind.

Damit sind die wichtigsten Räume des Erdgeschosses erledigt. Im oberen Geschoß sind in den Räumen nach der Straße die Gegenstände und Modelle aufgestellt, die dem historisch-volkswirtschaftlichen Zweige angehören, in erster Linie also Segelfahrzeuge aller Art, die der Fischerei und der Reederei dienen. Eine sehr große Anzahl von Gegenständen gehört auch dem Rettungswesen zur See an. Das umfangreichste Objekt ist das Modell eines Ausschnittes aus dem Hamburger Hafen, und zwar der Anteil, den die Hamburg-Amerika-Linie vom Hamburger

Staat gepachtet hat. Wir sehen hier die nötigen Gebäude, die verschiedensten Schiffe und die Vorrichtungen für den Betrieb. Einen großen Raum beanspruchen die Einrichtungen für die Sicherung der Schiffe bei der Einfahrt in den Hafen, wie Leuchttürme, Baken, Bojen usw. Ein großes Modell der Strecke Kaiserfahrt-Swinemünde mit elektrisch betriebener Befeuerung erläutert die Bedeutung dieser Einrichtung vortrefflich.

Ein schmaler Gang führt von dem vorderen Räumen neben dem westlichen Lichthof nach hinten. Hier ist die Sammlung nautischer und ozeanologischer Instrumente untergebracht. Die wichtigsten sind die für die Ortsbestimmung zur See, wie Kompaß, Chronometer, Sextanten, Loggen etc. Daran schließen sich die Lotmaschinen, die Chronometer und die Instrumente zur Ermittelung des Meeresbodens und des Salzgehaltes u. a.

Die beiden hintersten Zimmer endlich dienen der eigentlichen wissenschaftlichen Erforschung der Meere. Durch Marmorwürfel von entsprechender Größe sind Gewicht bezw. Raumanteil von Kontinenten und Meeren dargestellt. Der Salzreichtum der Meere und der Anteil der Salzarten sind durch eine Zeichnung illustriert, vor welcher das Königliche Schloß gezeichnet ist, damit man ein leicht faßliches Bild erhält.

Die Biologische und die Fischerei-Sammlung bildet den Schluß der Ausstellungsobjekte. Dieser Teil war offenbar für alle Besucher der anziehendste, weil es eine derartige Schöpfung in Berlin noch nicht gibt. Es sind hier zum ersten Mal große Lebensgemeinschaften der Tier- und Pflanzenwelt dargestellt, teils in großen umfangreichen Glaskästen, teils in kleineren Alkoholarien. Das umfangreichste Schaustück ist eine Nachahmung des Korallenriffes vor der Sinai-Küste im Roten Meer; während hier naturgemäß nur die Kalkgerüste benutzt werden konnten, sind in den Alkoholarien auch die Muskelüberzüge mit den Tieren zu sehen.

Diesem Riff gegenüber erblickt man die Nachbildung eines Teiles der Lummenwand von der Nordwestseite Helgolands. Auf den Felsvorsprüngen, die sich entsprechend der Schichtung des Gesteins parallel mit einander hinziehen, sitzt Vogel neben Vogel.

Dann sind noch zwei größere Glasschränke an den Wänden zu erwähnen, nämlich Vertreter der antarktischen Säugetier- und Vogelfauna und diesem gegenüber vor der Küste Helgolands die Vertreter der Bewohner der einheimischen Meere. In einer Nische endlich erblickt man einen Schwammfischer des ägëischen Meeres bei der Arbeit. Rings an den Wänden befinden sich außerdem noch zahlreiche Glasschränke mit Einzeltieren bezw. Präparaten in Gläsern.

Den Rest der Sammlung enthält die östliche Galerie, nämlich die fischereiwirtschaftliche Verwertung der Meeresprodukte. Hier finden

sich neben den Jagdgeräten für die Wale, Barten Schildpatt und Perlen, Muschelkästen, Bernstein, Tran, Guano etc.

Die Galerie führt dann wieder zur Straßenfront zurück, und in dem Eckraum sind nun noch die verschiedenen Arten der Meeresfischerei in Modellen zur Darstellung gebracht, wie die Fischerei mit dem Grundschleppnetz, die Heringsfischerei mit den Treibnetzen, der Schellfischfang mit Langleinen, der Fischfang mit Reusen usw. An der Decke und den Wänden hängen Netze bezw. Fischereigerätschaften, darunter auch solche, die verboten sind.

Nach Beendigung der Besichtigung gegen 6 Uhr zwanglose Zusammenkunft im Restaurant Aschinger, Ecke Georgen- und Friedrichstraße.

Kleine Mitteilungen.

Der „Jäckedanz" bei Arensdorf, Kreis Lebus, ein Beitrag zur Namenserklärung. Die volkstümliche Deutung dieses auffälligen Flurnamens geht aus von der Bedeutung des Wortes Jäck = Ärger, Schabernack, Possen und erklärt den Jäckedanz für einen Tanzplatz, auf welchem die Burschen und Mädchen zusammengekommen seien, um gegen das Verbot der Alten, diesen zum Jäck oder Ärger wilde Tänze aufzuführen. Die Berechtigung des Verbotes und die Unschicklichkeit der Übertretung wird in der Volkssage besonders durch die Angabe hervorgehoben, die Stätte sei früher ein durch mehrere Steinkreise bezeichneter Heidenfriedhof gewesen. Diese sprachliche Erklärung hat in der Tat manches für sich; denn das Wort Jäck kommt in diesem oder in einem ähnlichen Sinne verschiedenfach vor (im Österreichischen: Gack = Tölpel, im Bayrischen: gacks = närrisch, im Schwedischen und Norwegischen: gäck, bezw. gjehk = Narr, Tor, im Dänischen heißt „slaa gjäkken los" soviel wie Unfug treiben) Verwandt ist auch unser hochdeutsches „Geck" wie es beispielsweise Schiller im Fiesko (I. 10) gebraucht. Doch läßt sich dem Wort und damit auch der Sache noch ein tiefergehendes Interesse abgewinnen, wenn man gewisse Volksbräuche und volkstümliche Anschauungen ins Auge faßt, zu denen dasselbe vielleicht in Beziehung steht. Im alten Köln tanzte, wie Simrock berichtet, das „Geckenberntgen" vor den Prozessionen her wie einst David vor der Bundeslade. Es trug an seinem Helm u. a. das Schmiedezeichen, den Hammer, welcher auf den Gott Donar hinweist, während die Silbe „bernt" an Bernt, Bernd, Hackelbärend, Bärend-Wodan erinnert. Bekanntlich heißt auch eine durch Steinkreise bezeichnete Stelle in der Schorfheide nordwestlich von Joachimsthal „Bärends Kirchhof". Wodan wird aber in einigen Gegenden geradezu Junker Jäkele genannt (Simrock, D. Mythologie). Jäkele wiederum ist die Koseform des Namens Jacob, und der Jacobitag fällt auf den 1. Mai, welcher der Walpurgisnacht folgt, in welcher die Hexen auf dem Blocksberg oder an anderen Hexen-

tanzplätzen (Bodetal, Damberg bei Girkhausen, bei Hemschler in Westfalen usw.) zu Ehren des Teufels (d. h. in diesem Falle Wodans) das Frühlingsfest mit Tanz und wüstem Gelage feiern. Dann ist aber „der Teufel los", und diese volkstümliche Redensart erklärt sich aus der Überzeugung, daß der Teufel, der häufig als gefesselt gedacht wird, unablässig an seiner Kette feilt, bis sie zu Jacobi so dünn geworden ist wie ein Zwirnsfaden. (Deshalb muß der Schmied bekanntlich die kalten Schläge auf den Amboß tun, um die Kette wieder fest zu schmieden!) Es ist auch wohl kaum ein Zufall, daß der „Tanzberg" neben der vielberühmten Schmiede von Jüterbog in der Nähe jenes alten Steinkreuzes liegt, welches die Volkssage zu einem Denkmal für die Einführung des Christentums zu stempeln versucht. Hier berühren sich die Gegensätze wie im Geckenberntchen bei der kölnischen Prozession. Die bisher aus religiösem Wahnsinn erklärten Tänze, welche im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts in Deutschland zu Pestzeiten auftraten, erhalten so eine eigenartige Beleuchtung; der Tanz verliert den Charakter der Volksbelustigung und eines Gesellschaftsspiels und stellt sich als eine Form mittelalterlicher Gottesverehrung dar, deren Gegenstück der Tanz der Hexen in der Walpurgisnacht ist, welcher aus mythologischen Vorstellungen entsprang. Und so ist denn wohl auch der Name Jäckedanz und die sich an denselben knüpfende Volkssage als der Niederschlag dunkler Erinnerungen an einen altheidnischen religiösen Kultus aufzufassen. Ferner ist anzunehmen, daß dieser Kultus allmählich seinen religiösen Charakter abstreifte und der Tanz später zu einer in moralischer Hinsicht nicht immer ganz einwandfreien „Volksbelustigung" wurde. So gingen aus den Jäcketänzen wohl die „Adamstänze" hervor, bei welchen man sich völlig unbekleidet dem Tanzvergnügen hingab, und die in ihrem Namen an die von Prodicus gestiftete Sekte der Adamiten, in ihrem ausschweifenden Charakter aber an die berüchtigten Picarden des 14. und 15. Jahrhunderts erinnern. Daß die Jäcketänze zuweilen die Form von Adamstänzen annahmen, darauf deutet der noch heut ins Arensdorf bekannte Zug der Volkssage, nach welcher auf dem Jäckedanz oft Unzucht getrieben wurde. (Ober-Barnimer Kreisblatt, Sonntagsbeilage Nr. 248 von 1905, mitgeteilt durch Herrn Rektor Otto Monke).

Volkstümliche Namen für Naturdinge etc. in Schleswig-Holstein., Storch: Adebar. Eidechse: Sünndrang (Mark: Atisse!) Frosch: Pogge Tutz, Brettfoot. Bienenkorb: Rump. Mistkäfer: Schellkatte. Schwarzkäfer: Schellbiter — in die Höhe: in fei'n. Frühstück: Frukkost (Uckermark: Kleinmittag). Schlachtfest: Swinsköst. Spinntenessen: Brakköst. Köst: Gastmahl Essen.

R. Jülicher.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

24. (9. ausserordentliche) Versammlung des XVI. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 25. März 1908, abends 7½ Uhr im Bürgersaal des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat E. Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXV her.

A. Allgemeines.

I. Der Vorstand spricht den Mitwirkenden bei dem so wohl gelungenen Stiftungsfest am 6. d. M., insbesondere den Herren Professor Dr. Pniower, Dr. Friedrich Solger und Plack für die Veranstaltung und Leitung, Herrn Ausschußmitglied Telge für den Billetvertrieb, Herrn Ausschußmitglied Grubenbesitzer Franz Körner für die Blumenspende, den Damen Frau Luise Klosseck und Fräulein Gesa Friedel für die Gesangsvorträge den verbindlichsten Dank aus.

II. Die Petition an das Herrenhaus abseiten der Grunewaldkommission der vereinigten kommunalen Vereine von Zehlendorf wegen Schonung des Waldes ist diesseitig auf Bitte mitunterzeichnet worden, desgl. die Petition des Waldschutzvereins an beide Häuser des Landtags betreffend ein Waldschutzgesetz.

III. Das Ausschußmitglied Herr Rektor Otto Monke beantragt eine Petition wegen Erhaltung des Pichelswerder als Naturdenkmal. Der Vorsitzende hat in diesem Sinne eine vielverbreitete Beschreibung und Geschichte der Insel im Lokalanzeiger veröffentlicht. Am 13. Juni d. J. wird die Brandenburgia dorthin eine Wanderfahrt unternehmen, wobei der Monkesche Petitionsantrag zur Erörterung gelangt.

IV. Die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung, vertreten durch Herrn Lehrer Tews, wünscht eine Serie brandenburgischer Lichtbilder mit Text herzustellen. Wegen des Geologischen und Urgeschichtlichen ist die Gesellschaft an u. M. Herrn Dr. Solger, wegen des Geschichtlichen an u. M. Herrn Dr. Gustav Albrecht verwiesen worden.

V. Den 18. Bericht des Westpreußischen Provinzial-Museums zu Danzig für das Jahr 1907 überreicht u. M. Herr Direktor Professor Dr. Conwentz. Aus dem reichen Inhalt sei erwähnt der Burgwall Zoppot, den die Stadt Zoppot zwecks Erhaltung erworben. Aus der Bronzezeit interessante Gesichtsurne mit Ringhalskragenzeichnung und bronzenen Ohrringen von Poblitz, Kr. Neustadt. Mehrere desgl. mit ideoplastischen rohen Zeichnungen Ostroschken, Kr. Karthaus.

B. Persönliches.

VI. Herr Zahnarzt Reichhelm, u. M. in Treuenbrietzen, überreicht eine Photographie unseres verewigten, treuen, unvergeßlichen Mitgliedes Postrat Steinhardt, desgleichen einen Bericht desselben über ältere Nachrichten aus Treuenbrietzen, die sich in einem Gesangbuch vorgefunden, ferner eine Lebensbeschreibung unseres Freundes. Herzlichen Dank hierfür. Diese Berichte werden später abgedruckt werden.

VII. Leider ist die diesmalige Totenliste eine ganz besonders schmerzliche. Wir haben vier liebe Mitglieder verloren. 1. Frau Verlagsbuchhändler Clara Stricker geb. Effert, geboren 9. Oktober 1841 ist am 13. d. M. verschieden, eins unserer treuesten und eifrigsten Mitglieder, ausgezeichnet durch eine umfassende Bildung, wohlbewandert in der Geschichte unserer Heimat, empfänglich für alles Gute und Schöne und im Interesse unserer Gesellschaft überall anregend wirkend. Ihr Andenken wird unter uns nimmer erlöschen. — 2. Professor Dr. Aurel Krause verstarb im 60. Lebensjahre am 14. d. M. Er hat insbesondere der Erforschung der Versteinerungen unserer Diluvialgeschiebe seine Aufmerksamkeit zugewendet. Von größeren Arbeiten sei erwähnt:

1. Fauna des sog. Beyrichien- oder Chonetenkalkes; Zeitschrift d. deutschen geol. Ges. XXIX.
2. Über silurische Ostrakoden (mehrere Aufsätze in der Zeitschrift d. deutschen geol. Ges.).
3. Reiseberichte über eine Reise nach der Beringstrasse und Alaska 1881 und 1882 (Deutsche Geogr. Blätter, Bremen).
4. Die Tlinkit-Indianer. Jena, H. Costenoble 1885.
5. Tenerife; Deutsche Geogr. Blätter, Bremen 1892.

Für Meyers großes und kleines Konversationslexikon lieferte er geographische und ethnologische Artikel.

3. Professor Dr. Gustav Oppert, Professor an hiesiger Universität für die nichtarischen einheimischen Sprachen Indiens, geb. am 30. Juli 1836 in Hamburg, verstarb am 16. d. M. 21 Jahre hat er in Ostindien studienhalber gelebt. 1893 unternahm er eine Expedition nach Kaschmir und kehrte dann über China, Japan und Nordamerika nach Europa zurück. 1895 wurde er Dozent in Berlin. Seit Jahren

eifriges Mitglied der Brandenburgia, nahm er an den Sitzungen und häufig selbst an anstrengenden Ausflügen mit gutem Humor teil. Er hat über mancherlei Kuriosa nachgeforscht, ich erinnere an eine geistvolle Arbeit in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft betreffend die Entstehung der Zahl Null. — 4. Endlich ist kürzlich ein wertes Mitglied in Potsdam, die verwittwete Frau Professor Dr. Buttmann, verstorben.

Endlich erwähne ich noch des am 14. d. M. erfolgten Todes des höchst verdienstvollen Direktors des Kgl. Kunstgewerbemuseums Lessing. Das ihm unterstellt gewesene Institut umfasst auch viele kunstgewerbliche Arbeiten aus Berlin und der Provinz Brandenburg, von denen wir alle mit Interesse gelegentlich Kenntnis genommen haben. Die „Korrespondenz des Kgl. Kunstgewerbemuseums“ veröffentlichte am 16. d. M. im Reichsanzeiger folgenden Nachruf:

„Das Königliche Kunstgewerbemuseum hat einen schweren Verlust erlitten. Geheimer Regierungsrat Dr. Julius Lessing, der seit vierzig Jahren die Sammlungen aus bescheidenen Anfängen zu ihrer jetzigen Bedeutung heraufgeführt hat, ist nach längerer schwerer Krankheit entschlafen. Geboren am 20. September 1843 in Stettin, studierte er klassische Philologie und Archäologie und richtete gleich nach der Gründung des Deutschen Gewerbemuseums in Berlin 1867 seine Arbeit auf das Kunstgewerbe. Er ordnete die für das junge Museum erworbene Sammlung Minutoli, leitete 1872 die Ausstellung älterer Kunstwerke im Zeughaus und wurde in demselben Jahre Direktor der Sammlung, die unter seiner Leitung sich schnell entwickelte, 1881 in dem staatlichen Neubau aufgestellt wurde und noch jüngst erheblich erweitert worden ist. Neben dieser umfassenden Sammeltätigkeit hat Julius Lessing mit unermüdlicher Hingabe die Interessen des Kunstgewerbes auch als Gelehrter, als Professor an der Technischen Hochschule und als einflußreicher Schriftsteller vertreten. Um eines der wichtigsten Stücke seines Lebenswerkes, die Veröffentlichung über die von ihm geschaffene große Gewerbesammlung ganz zu vollenden, beabsichtigte Lessing zum 1. April d. J. von der Leitung der Sammlung zurückzutreten und an dem Museum nur in einer besonderen Ehrenstellung weiter tätig zu sein In dem zu früh Verewigten verlieren auch die Beamten des Museums einen besonders wohlwollenden Freund.“

Die Versammlung erhebt sich zur Ehrung der Verstorbenen von den Sitzen.

VIII. Unserm hochverdienten Ausschußmitglied Grubenbesitzer Franz Körner haben wir zu seinem 70. Geburtstag mit Überreichung einer Adresse und durch eine Abordnung am 1. d. M. gratuliert. Es zeugt für die Beliebtheit des Gefeierten, daß sich auch sonst noch frei-

willig eine stattliche Anzahl von Brandenburgia-Mitgliedern zum Glückwunsch in dem dem Jubilar gehörigen schöngeschmückten Hause Händelstraße 9 eingefunden hatte.

IX. Ebenso beglückwünscht hat der Vorstand unser stets dienstfertiges, unermüdlich auf heimatkundlichem Gebiet arbeitendes Ausschußmitglied Rektor Otto Monke am 17. v. M. zur silbernen Hochzeit.

C. Naturgeschichtliches und Technisches.

X. Natururkunden von Georg E. F. Schulz. Biologisch erläuterte photographische Aufnahmen freilebender Tiere und Pflanzen. Heft 1 Vögel, erste Reihe, Paul Parey's Verlag. Berlin 1908. — Ich begrüße diese Publikation mit großer Freude. Es handelt sich nicht um einzelne Lebewesen, sondern um Lebensgemeinschaften. Das ist die richtigste Naturbetrachtung, die mich schon als Kind immer angezogen und beschäftigt hat, längst ehe die biologische Unterrichtsmethode eingeführt wurde. Diese nach der Natur aufgenommenen 20 Tierbilder sind vortrefflich ausgewählt, der freien Natur abgelauscht und prächtig ausgeführt. Der Preis ist erstaunlich billig, pro Heft 1 M. Wir behalten uns vor, auch auf die späteren Hefte einzugehen und empfehlen das vorliegende Heft allen, den Wissenschaftlern ebenso gut als den einfachen ungelehrten Naturfreunden, den letzteren aber ganz besonders.

Die Abbildungen wurden in der Brandenburgia recht beifällig aufgenommen.

XI. Eine gewisse Ähnlichkeit mit vorgedachtem Werk hat ein Unternehmen des R. Voigtländerschen Verlages in Leipzig: Lebensbilder aus der Tierwelt. Herausgegeben von H. Meerwarth. Ich lege den Prospekt vor, der schön illustriert ist und zeigt, daß dem Herausgeber so etwas ähnliches vorschwebt, wie die in gleichem Verlag erschienenen Bilder aus dem Tierleben, welche Schillings als Sammler und Verfasser „Mit Blitzlicht und Büchse“ benannt hat und die ja allgemein bekannt, jetzt schon im 3. Abdruck (1907) vorliegen. Gleichzeitig wird zu einer Beteiligung bei diesem unterhaltenden, durchaus auf der Höhe der Naturkunde stehenden Sammelwerk durch geeignete Mitteilungen eingeladen, zu welchem Zweck Beobachtungskarten zur Ausfüllung beigefügt sind. Die Darstellungsmethode beruht ebenfalls auf biologischer Grundlage.

XII. Vom Heerwurm. Da Angaben über den Heerwurm im eigentlichen Norddeutschland sehr selten sind, so mache ich auf eine Mitteilung des Herrn W. Bath, Konservators des Maltzaneum zu Waren i. Meckl. Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg. 61. Jahrg. 1907, S. 139 flg. aufmerksam, wonach in einem Gehölz

an der Müritz am 23. Juni 1907 zuerst ein Heerwurm bestehend aus Larven der Thomas-Trauermücke, Sciara Thomae, seitens des Genannten beobachtet wurde. Die Züge wiederholten sich am 5. und 7. Juli. Die Heerwurm-Maden-Züge treten sicherlich auch bei uns in der Provinz Brandenburg auf, wie die früher mitgeteilte Beobachtung unseres Ehrenmitgliedes Paul Ascherson lehrt. Wir bitten um Mitteilung einschläglicher Beobachtungen.

XIII. Neue Krustacee für die Provinz Brandenburg. Eine sehr seltene blinde Krebsart, Niphargus aquilex, ist in einem unterirdischen kalkhaltigen Gewässer bei Krossen a. Oder in vier Exemplaren entdeckt worden, sonst nur aus der Umgegend von Cöln a. Rh. und aus Böhmen bekannt. Aus dem mindestens altalluvialen, wenn nicht diluvialen Kalktuff, der in mächtigen Lagern bei Schloß Stolp, Kreis Angermünde, ansteht, quillt ein unterirdisches kaltes kalkhaltiges Gewässer, von dem ich mir den Herren Spezial-Zoologen vorzuschlagen erlaube, dasselbe auf vielleicht darin unterirdisch lebende Wassertiere zu untersuchen.

XIV. Mitteilungen der Berliner Elektrizitätswerke vom März 1908 enthalten u. a. interessante Angaben und Abbildungen über Bogenlampen am hiesigen Cottbuser Tor, über Büxensteins Kunstanstalt und Druckerei etc.

XV. Das Lebensalter des Berliners. Es werden so oft Fragen hierüber aufgeworfen, daß ich den stellvertretenden Direktor des Städtischen Statistischen Amtes Herrn Dr. Meinerich gebeten habe, sich hierüber zu äußern. Er teilt mir Folgendes mit:

Stadt Berlin, Jahrgang 1901. Durchschnittliche Lebensdauer nach Jahren

a) der Bevölkerung überhaupt (also für das vor der Geburt stehende Kind):

	männlich	weiblich
	38.01	43.47
b) der einjährigen Kinder	51.42	56.03
Differenz	13.41	12.56

Für die folgenden Jahre konnte die Berechnung noch nicht ausgeführt werden.

Dem Herrn Dr. Meinerich unsern verbindlichsten Dank.

XIV. Professor Dr. Albrecht Penck: Das Alter des Menschen. Professor Dr. Hermann Klaatsch: Die Steinwerkzeuge der Australier und Tasmanier, verglichen mit den palaeolithischen und eolithischen Fundstücken. Unter diesen Titeln fand die von mir in voriger Sitzung angekündigte Debatte über die Herkunft und das erste Auftreten des Urmenschen in der außerordentlichen Sitzung der

Berliner Gesellschaft für Anthropologie pp. am 14. d. M. statt.*) Den nachfolgenden Bericht hat uns unser hochgeschätztes Mitglied Herr August Förster nach einem Referat von ihm zur Verfügung gestellt, welches am 16 im „Reichsanzeiger" abgedruckt ist. Die Festlegung des Alters des Menschen auf der Erde erfordert zunächst die Lösung zweier Aufgaben: die Aufstellung einer Chronologie der geologischen Bildungen, in denen sich Reste des Menschen oder von ihm benutzte und bearbeitete Gegenstände finden, und die Prüfung dieser Zeugnisse von der Existenz des Menschen. Die zweite der Aufgaben ist die schwierigere. Für die erste haben die letzten Jahre Ergebnisse gebracht, die den Weg zur Aufstellung einer Chronologie erschließen. Es hat nicht eine, sondern mehrere Eiszeiten gegeben. Man spricht gewöhnlich von drei; in Nordamerika aber will man die Anzeichen von 5, auch 6 Eiszeiten gefunden haben. Für das Alpengebiet sind 4 durch Zwischeneiszeiten getrennte Eiszeiten nachgewiesen worden, die man zur bequemeren Unterscheidung mit den Namen von Flüßchen benannt hat, deren Talbildungen für die eine und andere der Eiszeiten besonders charakteristisch und beweisend sind. Danach heißt die älteste Eiszeit „Günz", die nachfolgende „Mindel", die vorletzte „Riß" und die jüngste „Würm". Die drei Zwischeneiszeiten werden am geeignetsten als ältere, mittlere und jüngste Zwischeneiszeit bezeichnet. Es hat sich nun ergeben, daß Eiszeiten und Zwischeneiszeiten von sehr verschiedener Dauer gewesen sind, daß es aber Mittel gibt, diese Dauer zu schätzen nach dem Maß der geologischen Arbeit, die geleistet worden ist, z. B. an den Fortschritten, welche die Talbildungen in den verschiedenen Zeiten gemacht haben, an der Tiefe und Länge der Täler. Freilich muß hierbei große Vorsicht angewandt werden; denn die Intensität der geologischen Kräfte kann in Raum und Zeit gewechselt haben. Talbildungen sind in den eisfreien Zeiten abhängig vom Gefälle des Wassers und von der Höhenlage des Landes in der Umgebung. Gleichwohl ist ermittelt worden, daß die Alpenflüsse annähernd gleiche Arbeit in den gleichen Zeiten geleistet, gleiche Strecken eingeschnitten haben. Daß die Zwischeneiszeiten von recht verschiedener Länge gewesen sind, geht unter Berücksichtigung dieser Erscheinungen u. a. aus den geologischen Verhältnissen der Umgebung von Kaufbeuren hervor. Die Talbildungen zeigen hier, daß zwischen der zweiten und dritten Eiszeit die größte geologische Arbeit geleistet worden ist, was eine entsprechend große Ausdehnung der mittleren Zwischenzeit wahrscheinlich macht. Gleiches läßt sich auch noch auf andere Art beweisen,

*) Vgl. die inzwischen im Druck erschienenen Berichte in der Zeitschrift für Ethnologie, 40. Bd. 1908, S. 390 bis 436, welche für alle, die sich für die Entstehung und Entwicklung des Menschengeschlechts interessieren, von hohem Werte sind.

nämlich an dem Zustande der Verwitterung, den die Moränen aus den verschiedenen Eiszeiten zeigen. Diese Verwitterung erstreckt sich bei den Moränen der letzten Eiszeit nur auf eine dünne Schicht, während 40—80 m starke Ablagerungen älterer Eiszeiten in Oberitalien fast durchweg total verwittert sind, sodaß die Steine sich schneiden lassen. (Man nennt solche Ablagerungen dort „ferretisierte Moränen".) Man hat in Oberitalien den Vergleich mit jüngeren Moränen zur Hand, die zu einem Teil die älteren überlagert haben und sich von ihnen deutlich durch ihren viel geringeren Verwitterungszustand unterscheiden. Hieraus folgt zugleich die überraschende Tatsache, daß die Verwitterung der Mittelmoräne schon geschehen war vor Ablagerung der nächsten Eiszeit, die jene bedeckte und vor der weiteren Verwitterung schützte. Überall zeigt sich bei Betrachtung der Moränen aus den älteren Eiszeiten, daß sie viel mehr verkittet und betonartig geworden sind, als die lose gebliebenen Schotter der letzten Eiszeit; nur die Ablagerungen der älteren Eiszeiten lassen die Verwendung als Werkstein zu, die der jüngeren nicht. Erscheint so die mittlere Zwischeneiszeit als eine Zeit besonders großer geologischer Arbeit, so ist damit für die Chronologie der Eiszeiten, im besonderen für die Schätzung ihrer Zeitdauer im ganzen und im einzelnen noch nicht allzuviel gewonnen; denn zunächst ist nur das wahrscheinliche Verhältnis der einzelnen Zeitabschnitte zueinander, ihre ungefähre Relation ermittelt worden. Aber man gelangt mehrere Schritte weiter und zu etwas genaueren Bestimmungen durch folgende Betrachtung: Geologische Arbeit ist das Produkt von „Kraft" und „Zeit". Kann man für den Faktor „Kraft" Werte bestimmen, so ergiebt sich der Faktor „Zeit". In der Tätigkeit der Flüsse, denen die geologische Arbeit der Talbildungen zu danken ist, spielt das Wasser die entscheidende Rolle. Wenn wir uns vorstellen, daß die Menge des arbeitenden Wassers in der mittleren Zwischeneiszeit bedeutend größer gewesen ist, dann kompliziert sich die Rechnung, weil uns das Maß für dies Mehr fehlen würde. Wie steht es nun hiermit? Es gibt keinen Grund für die Annahme, daß die Gesamtniederschläge in früheren Zeiten der Erdbildung verschieden von heute gewesen sind. Betrachten wir die heutigen Niederschlagsverhältnisse, so zeigen sie in den Gebirgen nur geringe Abweichungen in den verschiedenen Klimaten, sie schwanken zwischen 2 und 3 m Regenhöhe jährlich und nur ein einziger Punkt auf der Erde, der Fuß des Himalaya, weist die enorme Regenhöhe von 12 m auf. Es geht hieraus hervor, daß bei Klimaänderung die Niederschlagsmenge zu allen Zeiten höchstens um 100% geschwankt haben kann, wahrscheinlich überstieg sie niemals 50%. Führt man diese Variabilität der Niederschläge, somit der wirkenden Kräfte bei der geologischen Arbeit in der Rechnung an, so erscheint die Frage nach genauerer Bestimmung der relativen Zeiten nicht mehr ganz unlösbar. An einer Fläche bei München ist mit großer Sorgfalt fest-

gestellt worden, daß die oberste, der jüngsten Periode entstammende Schicht höchstens eine Verwitterung von ½ m zeigt, die darunter liegende eine solche von 1½ - 2 m, die tiefste Schicht aber eine solche von 8—9 m. Es folgt hieraus unter Berücksichtigung des oben Gesagten, daß sich in ihrer Dauer die drei Zeiten, die zu diesen Ablagerungen führten, gegeneinander verhielten, wie 1 : 3 : 10. Allerdings ist hierdurch zunächst ja nur eine Relation von großer Wahrscheinlichkeit gegeben. Es wird damit auch erwiesen, daß die mittlere Zwischeneiszeit jedenfalls mehrfach länger war als die jüngste; von dem Verhältnis zur ältesten zu sprechen geht nicht an, weil man davon noch zu wenig weiß. Es geht daraus auch mit großer Wahrscheinlichkeit hervor, daß, weil die letzte Eiszeit viel geringere Arbeit geleistet hat als die vorletzte, diese vorletzte Vergletscherung ungleich länger angedauert haben wird als die letzte; aber es muß gesagt werden, daß uns jede Relation fehlt zwischen der Dauer der Eiszeiten im Verhältnis zu den Zwischeneiszeiten, wir besitzen dafür keinen Anhalt. Die Möglichkeit, auch in diesem wichtigen Punkte zu exakterer Erkenntnis zu gelangen, besteht in der deutlich erkennbaren Lage der Schneegrenzen in den verschiedenen Eis- und Zwischeneiszeiten, — sie lagen um etwa 1000—1200 m tiefer als jetzt, während der Eis-, entsprechend höher dagegen während der Zwischeneiszeiten. Hieraus ergeben sich Rückschlüsse auf das Klima, die, wie noch zu zeigen bleibt, wichtig sind für die chronologische Frage. Denn aus der uns nächsten, jüngsten Eiszeit kennen wir drei nach der letzten Vergletscherung eingetretene Kälterückschläge, und diese stehen in naher Beziehung zu Spuren von Menschen. Dürfen wir aus diesen letzteren Beobachtungen darauf schließen, daß auch in früheren Eiszeiten Vergletscherung und Abschmelzung nicht einfach, sondern unter mehrfachen Rückfällen verlaufen sind, dann wird allerdings die auf die wechselnden Schneegrenzen gegründete Klimakurve eine Zickzackkurve von geringerer Verläßlichkeit. Sicher und für die hier zur Erörterung stehende Frage des Alters des Menschen von großer Wichtigkeit ist die Tatsache, daß sich in unberührten Moränen des Alpengebiets neolithische Steinbeile gefunden haben, also der jüngsten Steinzeit angehörige Artefakte, woraus wieder zu schließen ist, daß die vorangehende palaeolithische Periode, die von den französischen Forschern der „Magdalénien-Kultur“ zugerechnet wird, d. i. die in den bekannten Höhlenbildern gekennzeichnete Kulturäußerung, nach dem Maximum der letzten Vergletscherung eingetreten und die dem Magdalénien vorangehende, gleichfalls Zeugnisse von Menschen enthaltende Kultur des Solutrien der Zeit des Herannahens der letzten Vergletscherung angehört. Hiermit in bester Übereinstimmung sind die interessanten Höhlenfunde von menschlichen Skeletten in den Grimaldi-Höhlen bei Mentone. Ihre Gleichzeitigkeit (laut Höhlenfund) mit dem Rentier am Mittelmeer, ihre Kenntnis und Anwendung des Herdfeuers erweist diese

Menschen der palaeolithischen Zeit angehörig. Die tieferen Schichten dieser vom Fürsten von Monaco mit größter Sorgfalt untersuchten Höhlen brachten bekanntlich die große Überraschung, daß man auf Knochen von Elephas antiquus und Rhinoceros Merkii, des nackten Rhinoceros, stieß, also auf eine Fauna, die ein den oberen Schichten der Höhlen ganz entgegengesetztes Klima voraussetzt. Spuren von Menschen wurden hierbei nicht gefunden, wohl aber liegen solche in Gestalt steinerner Werkzeuge in Taubach vor, dessen Fundstätte derselben Entwicklung angehört, weil man auch hier Skeletteile vom Elefant und Rhinoceros gefunden hat. Es folgt hieraus, daß Taubach wie die Grimaldi-Höhlen der Zwischeneiszeit zwischen Riß und Würm zugehören. Aus allen diesen Funden, Feststellungen und in ihren Voraussetzungen als zutreffend erwiesenen Erwägungen ist nun doch auch mit einiger Sicherheit eine Rechnung über das Alter der geologischen Entwicklungen und damit im Bunde des Alters des Menschen auf der Erde aufzustellen, und zwar wie folgt: Die Bronzezeit darf man auf 1500 vor Chr. ansetzen, somit 3500 Jahre vor der Gegenwart, die neolithische, ihr unmittelbar vorangegangene Steinzeit geht für Europa bis auf 7000 Jahre, von heute gerechnet, zurück. Zur Bestimmung des Alters des der palaeolithischen Zeit angehörigen Magdalénien, des Zeitalters der Höhlenmaler, haben römische Münzen in einer gleichmäßiger Versandung ausgesetzten Höhle bei Schaffhausen den Schlüssel geliefert. Indem man die Tiefe ihrer Verschüttung in Relation setzte zu den Schichten der Fauna des Magdalénien, kam man auf ein Alter der letzteren von 20—24 000 Jahren. Diese Zahl ist eher zu niedrig bestimmt, wenn man die gleichzeitigen geologischen Ereignisse in Europa in Betracht zieht; denn die Bildung der Ostsee konnte unmöglich in kürzerer Zeit als in 30 000 Jahren vor sich gehen. Mit diesen 24 000 Jahren vor heute ist man, wie oben dargelegt, am Maximum der letzten Vergletscherung angelangt. Man wird deshalb kaum fehlgehen, wenn man die vorletzte Eiszeit auf 100 000 Jahre vor heute einschätzt. Hier ist man nun an dem Punkte, wo die oben ermittelte Relation von 1 : 3 : 10 einsetzt, woraus folgt, daß der Anfang der Diluvialzeit 500 000 bis 1 Million Jahre vor heute angesetzt werden darf. Nun gehen bezw. gingen bis vor kurzem die letzten sicheren Spuren des Menschen bis etwa zur mittleren Zwischeneiszeit, der Anfang des Menschengeschlechts wäre also auf 200 000 bis 300 000 Jahre vor der Gegenwart zurückzuverlegen, wären nicht inzwischen Entdeckungen gemacht worden, die ihn viel weiter hinauszuschieben nötigen. Allerdings beziehen sich diese Entdeckungen nur auf von Menschenhand benutzte und bearbeitete Steine, aber diese Benutzung und Bearbeitung ist so offensichtlich und einleuchtend, andererseits ihre Fundstätte als unberührt geologisch so sicher bestimmt, daß der Zweifel verstummen muß. Seitdem man erst in der jüngsten

mächtigen Formation des Tertiärs, dem Pliocän, dann in der noch viel mächtigeren, älteren, dem Miocän, an verschiedenen Stellen Eolithe gefunden, zögerte man, die Jahresziffer von 2—4 Millionen Jahre zu nennen, die diese schichtenreichen Formationen zu ihrer Bildung erfordert haben müssen. Nun aber hat der belgische Forscher Rutot im Oligocän, der noch älteren Tertiärformation Werkzeuge in Gestalt von Schabern gefunden und hiervon eine eingeladene Gesellschaft von Geologen überzeugt. Diese oligocänen Ablagerungen sind etwas älter als unsere märkischen Braunkohlenablagerungen. Rutot selbst erklärt, daß hier die Wissenschaft vor einem schweren Problem stehe, und er faßt gleich Professor Penck diese Schwierigkeiten in folgende Erwägungen zusammen: Ist es denn bedenklich, daß diese zweifellosen Spuren überlegter, manueller Tätigkeit von Menschen unserer Art berühren, daß der Mensch von dem wir in allen Schichten des Tertiärs bisher keine organischen Reste gefunden haben, während wir zahlreiche Reste inzwischen ausnahmslos ausgestorbener Säugetiere darin fanden, allein im wesentlichen unverändert geblieben sein kann, in einer langen Entwicklungszeit, die u. a. das Pferd sich vom Palaeotherium zum Anchitherium, zum Hipparion und schließlich zum Pferd verwandelt sah? Wenn diese Möglichkeit ausgeschlossen erscheint, was waren es für Wesen, die sich so betätigten, wie die Zeugen ihrer Tätigkeit es erweisen, waren es menschenähnliche Affen, oder affenähnliche Wesen, ein Homo oligocaenicus? Über diese Schwierigkeiten ist einstweilen, wie Penck meint, nicht hinwegzukommen, wenn wir nicht annehmen wollen — was ausgeschlossen erscheint — daß die Eolithe keine Artefakte sind. Vielleicht gelingt es noch einmal, menschliche Skelette im Tertiär zu finden.

Hauptsächlich gegen das letztere Bedenken wendete sich Klaatsch, indem er betonte, daß die denkbar primitivsten Steinwerke in Tasmanien, bis 1876 der letzte Eingeborne starb, üblich gewesen seien und daß auf dem Festland von Neu-Holland noch jetzt hie und da von den Wilden dergleichen Geräte angefertigt, daneben auch reine Eolithe gebraucht würden.

In feiner Weise machte Professor Dr. Jaekel-Greifswald darauf aufmerksam, daß man bei den neuerdings festgestellten Miocän- und Oligocän-Industrien wohl nicht an affenähnliche Geschöpfe zu denken brauche, sobald man erwäge, wie unendlich langsam die Ausbildung des Menschen sei, bei dem die Entwicklungsfähigkeit offenbar im wesentlichen viel weniger mit osteologischen Veränderungen als mit der Entwicklung des Gehirns zusammenhänge.

Ich mache hieran anschließend nochmals auf das aufmerksam, was ich schon bei Besprechung der von mir Ihnen in der Februarsitzung vorgelegten Schrift unseres Mitgliedes August Rutot „Une grave question“ betont habe und auch heute nochmals, insbesondere deshalb

betonen muß, weil dieser eminent wichtige Punkt weder von Rutot noch von den Rednern der anthropologischen Sitzung vom 14. d. M. hervorgehoben worden ist. Ich habe Ihnen gezeigt, daß viele der von Rutot abgebildeten Steine keine rohen Eolithe, vielmehr nach bestimmten technischen Gesetzen gewissermaßen rhythmisch und konventionell hergestellt sind. Sie haben mir darin durchaus Recht gegeben, insbesondere diesbezüglich auf diejenigen Steingeräte hingewiesen, welche ich nach Zeichnungen meiner Tochter im Februarheft veröffentlicht habe.

Ist dies nun richtig, und darüber kann kein Zweifel bestehen, so bediente sich der Urmensch im Oligocän, d. h. nach Penck vor vielleicht 2 - 4 Millionen Jahren bereits regulär bearbeiteter Werkzeuge. Diese können doch nicht die ältesten sein, es muß also zweifellos der Anfang des Urmenschen noch viel weiter zurückversetzt werden, also mindestens in das Unter-Oligocän, wenn nicht gar in das Eocän.

D. Kulturgeschichtliches.

XVII. Das Helmsdorfer Fürstengrab im Mansfelder Seekreis von Professor Hermann Größler-Eisleben. Neben unserm Priegnitzer Königsgrab von Seddin hat in letzter Zeit kein Hünengrab so großes Aufsehen erregt, wie das soeben genannte. Es steht an Größe dem Seddiner nach, gehört aber dennoch zu den allergrößten Grabhügeln und fällt in die jüngere Steinzeit, während im Seddiner Hünengrab (ca. 1000 n. Chr.) bereits Eisenpuren vorkommen. Ich lege Ihnen aus der größeren schön illustrierten Abhandlung Größlers die Abbildungen vor, außerdem einen ausführlichen Bericht aus dem Monatsblatt Nr. 3—7 von 1908 der vortrefflich redigierten Wissenschaftlichen Wochenbeilage der Magdeburgischen Zeitung. In gewohnter Liebenswürdigkeit stellt uns u. M. Herr August Förster ein für die Berliner Volkszeitung bestimmtes Referat zur Verfügung.

Schon vor mehr als 30 Jahren vermutete Professor Dr. Hermann Größler in Eisleben in dem vom Volksmunde der „große Galgenhügel“ genannten Hügel von regelmäßiger Kegelform zwischen Augsdorf und Helmsdorf im Mansfelder Seekreis ein Grab aus weit zurückliegender Vorzeit. Die Erfüllung des naheliegenden Wunsches, eine Durchsuchung des Geländes vorzunehmen, erwies sich damals jedoch als aussichtslos. Günstige Umstände stellten sich erst im Spätherbst 1906 ein, als die Mansfelder Gewerkschaft zum Zweck der Abteufung eines neuen Schachtes das Land um den Galgenhügel herum und diesen selbst erwarb. Bei den neuen Besitzern fand Dr. Größler ein williges Ohr und eifrige Unterstützung seiner Absichten. Die Abtragungsarbeiten nahmen mehrere Monate in Anspruch; denn der Hügel erwies sich außen gemessen 6,82 Meter hoch, von einem Bodendurchmesser von 34 Metern und einem

Inhalt von rund 2030 Kubikmetern, Abmessungen für ein Grab, als das er sich später zeigte, die ihn den größten vorgeschichtlichen Grabhügeln Deutschlands und der skandinavischen Länder beizuzählen berechtigen. Nach Abtragung der umgebenden Erdmassen stellte sich heraus, daß ein Steinkegel von 3,45 Metern Höhe und 13,5 Metern Durchmesser, den eine aus großen Steinblöcken aufgebaute Ringmauer zusammenhielt, den Bau des Hügels bildete. Was er in sich barg, blieb vorläufig Geheimnis; denn zunächst war vom Scheitel des Hügels zu entfernen, was im Laufe der Jahrhunderte daraufgetürmt worden war, ganz oben die Fundamente eines trigonometrischen Fixpunktes, darunter die Fundamente des Galgens, aus der Zeit, in der der Hügel unheimliche Dienste zu leisten hatte, und aus der auch vier paarweise über Kreuz gelegte Skelette, vermutlich von hingerichteten Verbrechern, stammen mochten.

Endlich war der Steinkegel völlig freigelegt, und es konnte mit seiner Abtragung begonnen werden. Sie ergab das unter der Steinhülle verborgene Grab in Gestalt eines hüttenähnlichen Baues aus Eichenholz, überdeckt von feiner, aschiger Erde und errichtet innerhalb der 1 Meter hohen und 1,5 Meter starken Steinblockringmauer auf einer fast fettig glänzenden, tiefschwarzen, starken Aschenschicht. Die genau südnördlich gerichtete Grabhütte bestand aus einem Dache ohne Firstbalken, dessen 10 Sparren 1,4 Meter auf jeder Seite im Boden verliefen, wo sie durch eingelagerte Steinblöcke festen Halt bekommen hatten. Die beiden dreieckigen Giebelseiten waren durch einen starken, von Steinen umlagerten, säulenartigen Eichenstamm gesperrt, die südliche außerdem noch durch eine eichene Bohlenwand geschlossen. Die Zwischenräume zwischen den 30 bis 35 Zentimeter starken Dachsparren zeigten sich durch Tonklöße und Keilsteine ausgefüttert. Es erschien anfänglich zweifelhaft, wie diese Hütte den Druck der auf ihr lagernden Steinmasse auszuhalten imstande gewesen; doch ergab sich, daß dies Dach eigentlich nur eine Schutzhülle für ein zweites, inwendiges Dach war, bestehend aus zwei Reihen ziemlich glatt behauener und gleich den Decksparren mit Schrägschnitt dicht aneinander gelegter und mit einer Schicht Schilf bedeckter Eichenbohlen. Die Zwischenräume waren mit lehmfarbigem Ton ausgefugt. Die Schilfblätter zwischen Bohlendach und Sparrendach erschienen so dünn wie Seidenpapier und von silbern schimmerndem seidenartigem Glanz.

Geöffnet wurde das Grabinnere durch Wegnehmen der inneren Bohlenwand, die sich teilweise angekohlt zeigte, als habe ein starkes Feuer in ihrer nächsten Nähe gebrannt. Die eigentliche Grabkammer war 3,5 Meter lang, der Boden mit Schilf bedeckt, unter dem sich im nördlichen Abschnitt ein Estrich aus Sandsteinplatten, mit Gips ausgefugt, befand. Ein Scherbenhaufen im südlichen Abschnitt erwies sich als von einem zerbrochenen Prachtgefäß von beträchtlichen Abmessungen

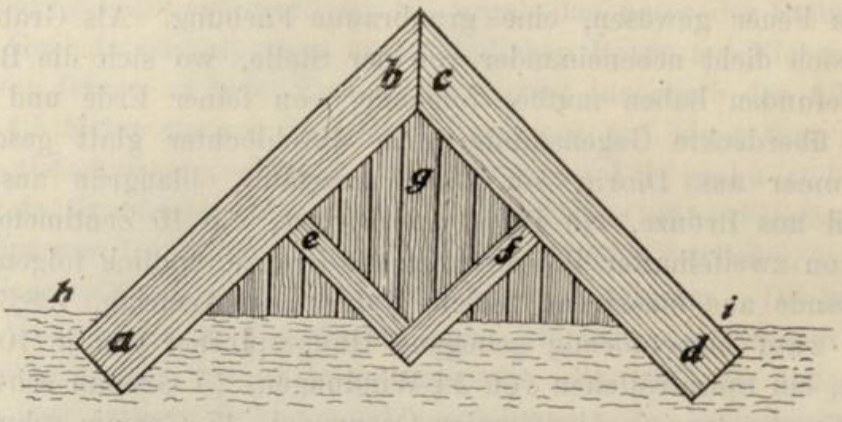
herrührend; die schön behauene, bettförmige Totenlade aus Eichenholz stand im nördlichen Abschnitt. Zwar war sie in ziemlich viele Stücke zerbrochen, aber alle hatten nahezu ihre ursprüngliche Lage beibehalten. Den Boden der Totenlade bildete eine 2,05 Meter lange, 98 Zentimeter breite und 30 Zentimenter dicke Eichenbohle. Nach allem darf diese Totenlade als ein Kunstwerk vorgeschichtlicher Tischlerei angesprochen werden, um so mehr als die Schnittflächen sich nicht durch Sägen, sondern durch gleichmäßig geführte Axthiebe hergestellt erkennen lassen.

In der Lade lag das nicht mehr vollständig erhaltene Skelett eines Mannes in Hockerlage mit leicht angezogenen Knien auf der rechten Seite. Vom Schädel fand sich leider nur noch ein kleines Stück der Schädeldecke; vermutlich war der Schädel von eingedrungenen Nagern verzehrt worden. Alle Knochenteile aber zeigten, obwohl zweifellos nicht im Feuer gewesen, eine graubraune Färbung. Als Grabbeilagen fanden sich dicht nebeneinander von der Stelle, wo sich die Brust des Toten befunden haben mußte, folgende, von feiner Erde und Aschenflocken überdeckte Gegenstände: Ein durchlochter glatt geschliffener Steinhammer aus Diorit, ein stark zersetztes, blaugrün aussehendes Flachbeil aus Bronze, ein Dolch aus Bronze, ein 15 Zentimeter langes Gefäß von zweifelhafter Bestimmung aus Bronze, endlich folgende sechs Gegenstände aus massivem, feinem Golde: ein Armring, 128,3 Gramm schwer, zwei birnenförmig gebogene Hängespiralen von je 10 Gramm Gewicht, ein Spiralröllchen von 14 Windungen, 2,7 Gramm schwer, eine 9,6 Zentimeter lange, säbelförmige Ösennadel, 17 Gramm schwer, eine gekrümmte Ösennadel von 8,5 Zentimeter Länge, 8,8 Gramm schwer. (Nadeln ganz gleicher Art wie die erste sind an 41 Fundorten in Böhmen, Mähren und Thüringen gefunden worden. Kreuzbalkennadeln wie die zweite kennt man im ganzen sechs, sie sind von Italien bis Mecklenburg zerstreut.)

Eine große Überraschung hatte der die Aufschließung des Grabes leitende Dr. Größler (dessen Berichten die vorliegenden Mitteilungen zu danken sind), als sich 50 Zentimenter unter dem Plattenbelage des Hauptgrabes die durchschnittlich gut erhaltenen Reste eines zweiten, auf der rechten Seite liegenden Hockers fanden, dessen stark beschädigter Schädel auf der rechten Seite angebrannt war, als ob der Tote auf die heiße Asche des noch glimmenden Scheiterhaufens gelegt und dann mit Erde überdeckt worden wäre. In der Nähe fand sich auch noch ein Steinhammer aus schwarzer Hornblende und ein Henkeltopf mit Schnurverzierung. Es blieb nicht bei dieser einen Überraschung, denn weitere 40 Zentimeter tiefer wurde noch ein Hockerskelett — also das dritte — aufgedeckt, und später im Urboden aus hochgelbem Löß, 150—180 Zentimeter unter dem Plattenbelag, noch ein viertes, zwischen zwei Sand-

steinplattenschichten eingebettet. Dieser Tote scheint somit schon lange vor Errichtung des großen Grabhügels hier bestattet worden sein. Endlich wurden auch, fast elf Meter nach Süden vom Mittelpunkt des Grabbaues entfernt, eine aus Sandsteinplatten hergestellte Steinmulde mit wenigen Skelettresten und gleich darauf, nur um einen Meter weiter, noch eine zweite entdeckt, die nur den wohlerhaltenen Schädel eines jungen Menschen und ein Beigefäß mit angekohlten Skelettresten barg, gleich als habe man den Körper eines Geköpften den Flammen übergeben.

Dr. Größler schließt aus diesen Nebenfunden, daß die ersten beiden die Reste von Gefolgsleuten oder Dienern des in der Totenlade ruhenden Fürsten sind, die, um ihm im Jenseits zu dienen, getötet und vor Beisetzung ihres Herrn in seiner Nähe bestattet wurden. Ganz ähnlich



Steinzeitliches germanisches Wohnhaus (Dach und Fach).

a b u. c d Tragebalken des Dachs *g der innere Fachbau*
e u. f Querstreben *h, i die Erdoberfläche*

mögen nach Fertigstellung der Steinpackung und Erdaufschüttung jugendliche Opfer als weiteres Gefolge des Fürsten in Steinmulden beigesetzt worden sein. Das Alter und die Erbauungszeit dieses großartigen Denkmals schätzt Dr. Größler auf etwa 4000 Jahre vor der Jetztzeit. Er führt den Beweis auf Grund der Bestattungsweise, die auf die jüngere Stein- und ältere Bronzezeit hindeutet, ferner auf Grund der Dachhüttenform des Grabhauses, die derselben Zeit angehört, ferner im Hinweis auf die Bronze- und Goldsachen, die wahrscheinlich von England eingeführt waren zu einer Zeit, da sich auf deutschem Boden noch keine Bronzeindustrie entwickelt hatte. Die Schmucksachen im besonderen erlauben Analogien verschiedener Art zur Zeitbestimmung heranzuziehen. Endlich dient demselben Zweck auch die Schnurkeramik! Alles in allem hat Dr. Größler sicher recht in der Behauptung, daß wir in dem Helmsdorfer Fürstengrabe ein frühestes Denkmal der Ahnen unseres Volkes zu erblicken haben.

Auf der nebenstehenden Zeichnung habe ich versucht, den Querschnitt des Grabes nach Größlers Angaben im Prinzip so zu rekonstruieren, wie letzteres allgemeiner damals zur Anwendung gebracht sein mag.

Das Grab veranschaulicht uns die uralte Volksbezeichnung „unter Dach und Fach." Das urgermanische Wohnhaus besteht lediglich aus dem auf der Erde aufliegenden, ungefähr rechtwinckligen aus starken Balken und Bohlen hergestellten Dach und aus Fächern (Querwände) im Innern.

Herrn Professor Größler danken wir für seine höchst wichtige, mit Aufopferung, Sachkunde und Geschicklichkeit gesicherte Entdeckung sowie für die literarischen Mitteilungen darüber verbindlichst.

XVIII. Herr Museums-Konservator J. L. Cervinka zu Kojetin in Mähren, überreicht freundlichst Teil II von „Mährens Altertümern. Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft und eigenen Forschungen" Kojetin 1908. Das Heft behandelt sehr interessante Hockergräber teils der frühen Metallzeit, teils der jüngern Steinzeit. Interessant sind die Abbildungen von mehreren neolithischen plastischen Gegenständen: in Pelz gehüllter Fuß, Kopf mit scharf ausgeprägter Nase, weiblicher Rumpf etc. Die Arbeit zeugt von großem Fleiß und hat, soweit die Steinzeit in Frage kommt, auch mit Rücksicht auf das Helmsdorfer Fürstengrab zu XVII Interesse.

XIX. Herr Pastor Dr. Boehmer in Raben, Kreis Zauch-Belzig hat eine Ortsbeschreibung über Raben und Umgegend verfaßt, die ich Ihnen als eine beachtenswerte Dorfchronik vorlege. Sie ist für die einfache Landbevölkerung mit Geschick berechnet. In dem allgemeinen Teil wird von Bielbog dem lichten Gott der Wenden gesprochen. Nach neueren Forschungen hat es eine derartige Gottheit überhaupt nicht gegeben, sie beruht mehr auf einer doktrinären Antithese zu dem schwarzen Gott Tschernebog, der übrigens von einzelnen Forschern auch mit einem Fragezeichen versehen wird.

XX. Kommerzienrat Max Krause (Papiergeschäft und Druckerei): Allgemeines zum Verständnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Unser geschätzter Mitbürger hat zu seinem 70. Geburtstag am 17. d. M. dieses auch in heimatkundlicher Hinsicht nicht uninteressante Schriftchen, welches ich in Umlauf setze, verfaßt. Das Geschäft ist vom Jubilar am 1. Januar 1865 als Papierausstattungsfabrik in der Alexandrinenstraße 93/94 begründet worden und zeichnet sich durch eine Menge von Wohlfahrtseinrichtungen aus, welche von einem erfreulichen Verhältnis zwischen Fabrikherrn und Arbeitnehmer Kunde geben. Bei günstigen Abschlüssen erhalten alle Arbeiter, welche am 1. April ein Jahr im Geschäft sind, einen Anteil. Es erinnert dies in gewisser Beziehung an die „Industrial Partnerships", die in den

sechsziger Jahren v. J. hier in Berlin (so in der Borchertschen Messingfabrik) auf Empfehlung des Dr. Engel, Direktors des Preußischen Statistischen Amtes, freilich ohne nachhaltigen Erfolg versucht wurden. Allerdings besaß bei diesen gewerblichen Teilnehmerschaften ein Arbeitnehmerausschuß einen unmittelbaren, wenn auch beschränkten Einfluß auf die Fabrikleitung. Soweit geht Herr Max Krause nicht, dem auch wir herzlich Glück wünschen. Auf dem Hof des Fabrikgebäudes befindet sich ein von Bruno Schmitz ausgeführtes Denkmal der Arbeit, wie Sie aus der Abbildung ersehen, eine weibliche sitzende Darstellung der gewerblichen Tätigkeit, darunter Arbeiter, der Hintergrund architektorisch gehalten.

XXI. U. M. Herr Dr. Brendicke überreicht von seiner Jugendschrift „Der Briefmarken-Sammler" die jüngst erschienene siebente neubearbeitete Auflage mit 103 Abbildungen. Als alter Postwertzeichen-Sammler kann ich dem Verfasser nur mein Kompliment machen für die Umsicht, mit der das Werkchen redigiert ist, das übrigens auch ein erwachsener Briefmarkensammler, so lange er noch Anfänger ist, mit Vorteil benutzen kann. Diese Sammeltätigkeit fördert die Verbreitung vielseitigster geographischer, geschichtlicher und statistischer Kenntnisse, außerdem wirkt gerade dieser Sammelsport bei der Jugend erzieherisch, indem er den Ordnungssinn und technische Sauberkeit fördert und in richtige Bahnen lenkt.

E. Bildliches.

XXII. Dr. Otto Posse (Direktor des K. Sächsischen Hauptstaatsarchivs): Die Siegel der Deutschen Kaiser, 5. Bd. mit ca. 250 Lichtdrucktafeln. Ich lege Ihnen von diesem in 5 Bänden zu 40 M. im Verlag von Wilhelm Baensch zu Dresden erscheinenden Prachtwerk auf Wunsch den mit 8 Siegeln ausgestatteten Subskriptionsbogen vor. Nach dieser Probe handelt es sich um ein von sachverständigster Seite verfaßtes, prächtig ausgestattetes historisches Bilderwerk.

XXIII. Die Kunst- und Altertums-Denkmale im Königreich Württemberg. Im Auftrag des Kgl. Ministeriums des Kirchen- und Schulwesens, herausgegeben von Dr. Eduard von Paulus, weiland Kgl. Konservator und Dr. Eugen Gradmann, Kgl. Konservator. Aus dem Ihnen vorliegenden Prospekt ersehen Sie, wie sorgfältig der Text verfaßt ist und welchen hohen Wert die Textabbildungen und der zugehörige Kunstatlas besitzen.

XXIV. U. M. Herr Photograph Otto Hasselkampff in Potsdam hat vor längerer Zeit bereits mir eine große Anzahl von ihm hergestellter Aufnahmen freundlichst überreicht, welche sich auf Potsdam und Umgegend, auf den Berliner Tiergarten und andere interessante Örtlichkeiten beziehen. Diese Photographien sind, wie Sie ersehen,

künstlerisch sowie technisch äußerst befriedigend und legen aufs neue Zeugnis von den hocherfreulichen Leistungen unseres verehrten Mitgliedes ab. Ich überweise die Bilder mit herzlichem Dank dem Märkischen Museum.

XXV. U. M. Herr Gustav Lackowitz teilt eine große und schöne photographische Aufnahme der Häuser Spandauerstraße 33 bis 38 aus dem Jahre 1868, d. h. vor dem Neubau des Berlinischen Rathauses, von dessen Baustelle aus gesehen, mit. Auch dieses Bild übergebe ich mit bestem Dank dem Märkischen Museum.

XXVI. Herr Dr. Gustav Albrecht macht darauf aufmerksam, wie u. M. Herr Major Noël mitgeteilt habe, das Johanna Stegen-Denkmal werde Sonntag den 26. April d. J. nachmittags auf dem alten Sophienkirchhof enthüllt werden. Ich bemerke, daß Vorstand und Ausschuß an dieser Feier gern teilnehmen.

XXVII. Herr Syndikus Dr. Grandke hielt hierauf den Hauptvortrag des Abends: Bilder aus dem Gewerbeleben Berlins um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts. — Der durch sorgfältig gesichtetes, geschichtliches und statistisches Material unterstützte, fesselnde Vortrag wurde mit großem Beifall begrüßt und wird gesondert im Druck erscheinen.

XXVIII. Nach der Sitzung zwangloses Zusammensein im Rathauskeller.

---

1. (ordentliche) Versammlung des XVII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 29. April 1908 abends 7½ Uhr im Bürgersaale des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat Ernst Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXV her.

A. Allgemeines.

I. XVI. Internationaler Amerikanischer Kongreß in Wien. Die vorliegende Einladung bezieht sich auf den 9. bis 14. September d. J.

II. 80. Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte in Cöln 1908 zum 20. bis 26. desselben Monats. Wer vieles bietet, bietet jedem etwas. So auch das diesmalige Ihrer speziellen Würdigung empfohlene Programm.

IIa. Der 3. Internationale Kongreß für die Geschichte der Religionen findet zu Oxford vom 15. bis 18. September d. J. statt. Auch hierzu liegt eine Einladung mit reichem Programm vor.

III. In der Sitzung vom 25. März d. J. ist in Gemäßheit § 21 der Satzungen der Vorstand für die nächsten zwei Jahre vom 1. d. M. ab neugewählt worden; es wurden sämtliche Mitglieder durch Zuruf wiedergewählt, wofür der I. Vorsitzende verbindlichst dankte.

IV. Heute fand die Wahl des Ausschusses für die nächsten zwei Jahre vom 1. d. M. statt. Die Wahl ergab, daß die bisherigen Ausschuß-Mitglieder Professor Dr. Galland, Professor Dr. Otto Reinhardt, Kustos Buchholz, Rentner Burkhardt, Grubenbesitzer Körner, Professor Matzdorff, Schriftsteller Robert Mielke, Rektor Monke, Hofjuwelier Telge und Rentner Thulcke wiedergewählt wurden. Prof. Dr. Arthur Krause hat wegen Arbeitslast leider ausscheiden müssen; an seiner Stelle wurde Professor Dr. Schulze-Veltrup gewählt.

V. Die Geschäftsberichte des Schatzmeisters, des II. Schriftwarts, des Bibliothekars und Archivars wurden vorgetragen und nicht bemängelt. Auf Antrag der Revisoren Professor Dr. Galland und Kustos Buchholz wurde die zu Anständen keine Veranlassung gebende Rechnungsführung des Schatzmeisters Rönnebeck entlastet und Genanntem für seine Mühewaltung der Dank der Brandenburgia ausgesprochen.

Von den Sonderberichten wird derjenige des Herrn Schatzmeisters dem heutigen Protokoll beigefügt, die anderen sollen später veröffentlicht werden.

VI. Zu Ehrenmitgliedern werden die Herren Oberpräsident von Trott zu Solz und der Oberpräsidialrat von Winterfeldt in Potsdam gewählt. Der I. Vorsitzende wird die Genannten um Annahme der Wahl ersuchen.

VII. Das Denkmal für Johanna Stegen, das Heldenmädchen von Lüneburg, wurde am Sonntag, den 26. d. M. nachmittags 3 Uhr auf dem älteren Sophienkirchhof an der hiesigen Gartenstraße feierlich eingeweiht. Der Einladung, die hierzu u. M. Herr Major z. D. Noël an die Brandenburgia hatte ergehen lassen, waren außer dem I. Vorsitzenden mehrere Vorstands- und Ausschuß-Mitglieder gefolgt. Unser Mitglied Herr Plack hat die große Güte gehabt, uns eine Photographie, von ihm selbst aufgenommen, zu verehren, nach welcher die beifolgende Abbildung hergestellt worden ist.

Der Künstler ist Herr Bildhauer Moritz Wolff, u. a. dadurch in unseren Kreisen bekannt, daß er die Medaille für den 70. Geburtstag des I. Vorsitzenden zum 23. Juni 1907 angefertigt hat. Einem Bericht im B. L.-A. vom 26. entnehmen wir noch folgende Einzelheiten.

Das Grabmal besteht aus einem 2,70 m hohen Stein von schwedischem Granit, an dessen Vorderseite sich das von einem eisernen Kreuz überragte Bronze-Reliefbild der Entschlafenen befindet. Die Inschrift lautet: „Hier ruht „das Heldenmädchen von Lüneburg“ Johanna Stegen, verehelichte Hindersin, geb. 11. Januar 1793 in Lüneburg, gest. 12. Januar

1842 in Berlin.“ Bekanntlich trug sie im Gefecht bei Lüneburg am 2. April 1813 den 150 Füsilieren und freiwilligen Jägern des 1. Pomm. Infanterie-Regiments am Neuen Tore Patronen zu. Die im heftigsten feindlichen Feuer ausgeführte Heldentat ermöglichte den Truppen das Ausharren in der schwer bedrängten Stellung und verhalf ihnen zum Siege. An ihrer Seite ruht ihr Gatte Wilhelm Hindersin, Oberjäger im



Denkmal für Johanna Stegen.

Reicheschen Jäger-Bataillon, später Feldwebel im 27. Infanterie-Regiment, danach Oberdrucker im Kriegsministerium, geb. am 25. September 1792 in Berlin, gest. 31. Januar 1863 zu Berlin. Das Denkmal ist vom Bildhauer Moritz Wolff geschaffen und bildet eine Zierde des Kirchhofs. Die Tat dieser Braven ließ die Verbündeten den ersten Sieg auf deutschem Boden erringen. 80 Offiziere, 2500 Mann, zwölf Kanonen und drei Fahnen wurden von den Truppen erbeutet. Morand, der französische

Führer, wurde in diesem Treffen tödlich verwundet. Nach der Wiederbesetzung Lüneburgs durch die Franzosen mußte Johanna Stegen fliehen, sie konnte erst in ihre Heimat zurückkehren, als Tettenborn die Stadt wiederum genommen hatte. Der russische General ehrte die tapfere Jungfrau dadurch, daß er sie zur Tafel lud. Um sie bei der Rückkehr der Franzosen keinen weiteren Gefahren auszusetzen, sandte der Kommandeur des Jäger-Bataillons, das hauptsächlich aus Berliner Freiwilligen bestand, die wackere Mitkämpferin zu seiner Gattin nach Berlin. Im Hause der Frau von Reiche blieb sie bis zum Jahre 1817; hier fand auch die Trauung mit Wilhelm Hindersin statt, bei welcher Turnvater Jahn, Major Reiche und der Geheime Staatsrat von Stägemann Trauzeugen waren. Drei Kinder entsprossen der Ehe. Außer vielen anderen Ehrungen wurde der Heldin im Jahre 1815 für ihre mutige Tat ein kleines Eisernes Kreuz verliehen, das an den Ecken durch silberne Eichenblätter verziert war und um den Hals getragen wurde. Friedrich Rückert besang u. a. die Tat Johannas mit den Worten:

„In den Lüneburger Toren
Ward ein seltener Kampf geseh'n;
Daß der Kampf nicht ging verloren,
Ist durch Mädchendienst geschehn."

Herr Major z. D. von Noël hat nicht allein sich um die Denkmalsherstellung außerordentlich verdient gemacht, sondern auch in sehr dankenswerter Weise eigenhändige Aufzeichnungen des braven Heldenmädchens in den Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Berlins vom April d. J. veröffentlicht. Herr Emil Gericke in Tempelhof hatte sie dem Ehemann Johannas, Wilhelm Hindersin, mitgeteilt. Man ersieht daraus, daß die Heldin noch längere Zeit von den Franzosen verfolgt worden ist. Auch ein Stammbuchblatt datiert Berlin, den 26. Juni 1826, von Johanna Hindersins ungeübter aber kräftiger Hand wird S. 122 wiedergegeben. Im Anschluß hieran lege ich 2 Nummern des Lüneburgischen Anzeigers Nr. 99 und 101 vom April d. J. vor, die sich mit Johanna Stegen mehrfach beschäftigen. Meinerseits habe ich schon vor Jahren die Benennung einer Straße „Johanna Stegen" beim Magistrat zu Lüneburg angeregt, wie Herr Oberbürgermeister König mir mitteilte, ist eine solche Straßenbenennung inzwischen erfolgt. Ich werde mich bemühen, ein ähnliches in Berlin zu erreichen.

VIII. Auf die Petition wegen Erhaltung des Grunewalds hat das Herrenhaus zustimmend geantwortet.

IX. Bücherverzeichnis der 28. städtischen Volksbibliothek mit Lesehalle Rostockerstraße 32/33, 3. vermehrte Auflage, Berlin 1908. Mit einer gewissen Befriedigung lege ich Ihnen den 305 Seiten

starken Band in der Hoffnung vor, daß Sie sich von der großen Reichhaltigkeit der städtischen Volksbibliotheken Berlins überzeugen.

X. Kochbüchlein für Jäger und Touristen. Auch im Manöver zu gebrauchen. Verfaßt von Frau Clara Uhles. Die verehrte Gattin unseres 2. Herrn Vorsitzenden ist als Sach- und Fachkundige auf dem Ernährungsgebiet bekannt, ich erinnere nur an ihre Seefischrezepte, an die von ihr erfundene Kochkiste usw. Das Büchlein ist von mir absichtlich erst jetzt vorgelegt worden, weil die Wander- und Reisezeit herannaht, wo dergleichen gebraucht wird.

XI. Mary Gräfin von Schlieben, die liebenswürdige Gattin unseres verehrten Mitgliedes Herrn Tassilo Graf von Schlieben, teilt uns das folgende Büchlein mit: Normal-Wirtschaftspläne. Ein praktisches Handbuch für Hausfrauen und alle, die es werden wollen. Auch diese zeitgemäßen Berechnungen und Vorschläge werden Ihrer aufmerksamen Lektüre und Prüfung bestens empfohlen.

B. Persönliches.

XII. Zum Provinzialkonservator für die Provinz Brandenburg ist, nachdem der bisherige Inhaber u. M. Baurat Büttner ausgeschieden, der Landesbaurat und Dozent für den Städtebau an der Technischen Hochschule zu Charlottenburg, Professor Theodor Goecke, geb. 1850 in Emmerich a. Rhein, ernannt worden. Die Beziehungen zu den Forschungsgebieten der Brandenburgia liegen auf der Hand: wir heißen Herrn Goecke in seinem interessanten neuen Amte willkommen.

XIII. Auf die Totenliste fallen leider wieder zwei werte Mitglieder, die wir herzlich betrauern. Herr Hauptmann a. D. Feodor Wogkittel verstorben am 20. d. M. im 55. Lebensjahre zu Halensee. — Besonders schmerzhaft trifft uns der am 26. d. M. im 84. Lebensjahre erfolgte Tod unseres Ehrenmitgliedes Professor Dr. Karl Möbius. Trotz seines hohen Lebensalters hat der feine und liebenswürdige Gelehrte vielen unserer Sitzungen und Wanderversammlungen beigewohnt. Bis vor kurzem Direktor des Zoologischen Museums hierselbst hat er viele Arbeiten über Zoologie veröffentlicht. Ich lernte ihn 1867 in Kiel kennen, als ich mich um Austern- und Fischzucht und Fischfang, Weichtiere u. dergl. eingehend bekümmerte. Möbius ist uns seither wissenschaftlich öfters hilfreich gewesen, wie ich heute gern und dankbar anerkenne.

XIV. Professor Dr. Paul von Gizycki, bis zu seinem Verzug von hier nach Karlshorst, treues Mitglied der Brandenburgia und der Pflegschaft des Märkischen Museums, ist bereits gegen Ende März d. J. verstorben. Als Pädagoge namentlich schwachsinnigen Kindern gegenüber hat er sich einen bedeutenden Ruf erworben. Seine rein idealistische Lebensauffassung, die sich bei jeder Gelegenheit offenbarte, hat selbst

seinen wissenschaftlichen Gegnern Achtung und Anerkennung abgenötigt. Für die Eigenartigkeiten unserer Mark hatte er volle Liebe und Verständnis. —

Ich bitte Sie, sich zum Gedächtnis unserer Toten zu erheben. (Geschieht.)

C. Naturgeschichte und Technik.

XV. Professor Dr. Dahl: Anleitung zum wissenschaftlichen Sammeln und Konservieren von Tieren. Ich lege Ihnen die Aushängebogen zur 2. Auflage des Büchleins vor, welches den zahlreichen Sammlern in unserer Gesellschaft bestens zu empfehlen ist. Herr Dahl hat als Abteilungsdirigent am Zoologischen Universitätsmuseum eine große Erfahrung. Dies bekundet er auch im Fragekasten der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift, woselbst er für sachgemäße Sammler-Auskunft stets willig zu finden ist.

XVI. Mitteilungen der Berliner Elektrizitätswerke April 1908. Darin ersehen Sie u. a. schön illustriert die Beleuchtung des Oranienplatzes, der Akademie der Künste mit der Englischen Ausstellung, Schaufensterbeleuchtung, elektrische Festbeleuchtung zu Kaisers Geburtstag u. dgl.

D. Kulturgeschichtliches.

XVII. Des Brandes der Garnisonkirche vom 13. April d. J., der uns alle tief erschüttert hat, muß ich an dieser Stelle auch Erwähnung tun. Wegen der Einzelheiten des traurigen Ereignisses darf ich auf die zahlreichen Zeitungsberichte und photographischen Abbildungen verweisen. Unter Führung des Herrn Militär-Oberpfarrers Goens, der jetzt bei unserm Kaiser auf Korfu weilt, besichtigte die Brandenburgia die merkwürdigen Räume des Gotteshauses am 3. April 1901 (vgl. Bd. X, S. 41 bis 47 und den ausführlichen Bericht unseres Mitgliedes Herrn Dr. Gustav Albrecht dazu).

XVIII. Eine erfreuliche kirchliche Feier, das 200jährige Jubiläum der hiesigen Neuen Kirche ist am 2. Ostertag 20. d. M. begangen worden. Der Pfarrer Herr D. Dr. Paul Kirms hat die Festschrift unter dem Titel veröffentlicht: „Die Geschichte der Neuen Kirche zu Berlin von 1708 bis 1908“ (Berlin, Rob. Winckelmann 1908, 151 S. Fol.). Das beifolgende Werk ist, wie Sie ersehen, mit großer Munifizenz und mannigfachem Bilderschmuck ausgestattet, und wir danken für das in unsere Bibliothek gestiftete Exemplar herzlich.

Im Sommer 1700 fanden bereits unter einem Bretterdach Gottesdienste auf dem Gendarmenmarkt statt. 1701 am 11. August wurde der Grundstein von dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm gelegt. Der Grundriß stammt vom Landbaumeister Grüneberg, die Ausführung vom Baumeister

Simonetti. Am 9. April 1908 war der mehr wie schlichte Bau ausgeführt. Offenbar hat bei der Nüchternheit desselben die kalvinistische Richtung des Hofes mitgewirkt, auch schreibt es sich daher, daß die Kirche wie die Friedrich Werdersche und Dorotheenstädtische Kirche keinen biblischen oder sonstigen eigentlichen Namen erhielt, vielmehr recht unpassend und trivial die Neue Kirche benannt wurde. Von 1739—1773 umgab die Kaserne der Gendarmen die Kirche von allen Seiten. Der Gedanke, die beiden Kirchen auf dem Gendarmenmarkt durch Türme zu flankieren — die übrigens mit den Gotteshäusern baulich keine innere Gemeinschaft haben — rührt von Friedrich II. her. Am 27. Mai 1780 wurde der Grundstein zum Deutschen Dom nach v. Gontards Entwurf gelegt. Am 28. Juli 1781 krachte der noch nicht völlig fertige Domturm zusammen.

Am 22. März 1848 erfolgte von der großen Freitreppe des Turmes nach dem Schauspielhause zu die Beerdigung von 183 Märzgefallenen. Der Akt ist durch Adolf von Menzels Pinsel verewigt. Das nicht ganz vollendete Bild habe ich um Ostern in der Kunsthalle zu Hamburg betrachten können.

Den innerlichen Kämpfen der Neuen Kirche ist ein eigenes interessantes Kapitel gewählt. Die Zuhörergemeinde hat sich seit den vierziger Jahren v. J. hauptsächlich aus hochgebildeten Besuchern von ganz Berlin zusammengesetzt und so ist es bislang geblieben: Das aufgeklärte freidenkende Publikum Berlins ist noch heute in der Neuen Kirche vertreten. Ich entsinne mich, daß mich mein 1851 verstorbener Vater zum öfteren in diese Kirche führte, obwohl wir eigentlich der Dorotheenstädtischen Gemeinde angehörten. Die Prediger „der alte Marot", Hoßbach senior, Sydow mit seinem Christuskopf, Gustav Lisco sind mir als feinsinnige, gelehrte Kanzelredner noch sehr wohl in der Erinnerung. Hoßbach junior († 1893) und der Verfasser Paul Kirmss sind würdigst in die Bahnen ihrer berühmten Vorgänger eingelenkt. Möge Gottes Segen immerdar auf dem edlen Gotteshause ruhen!

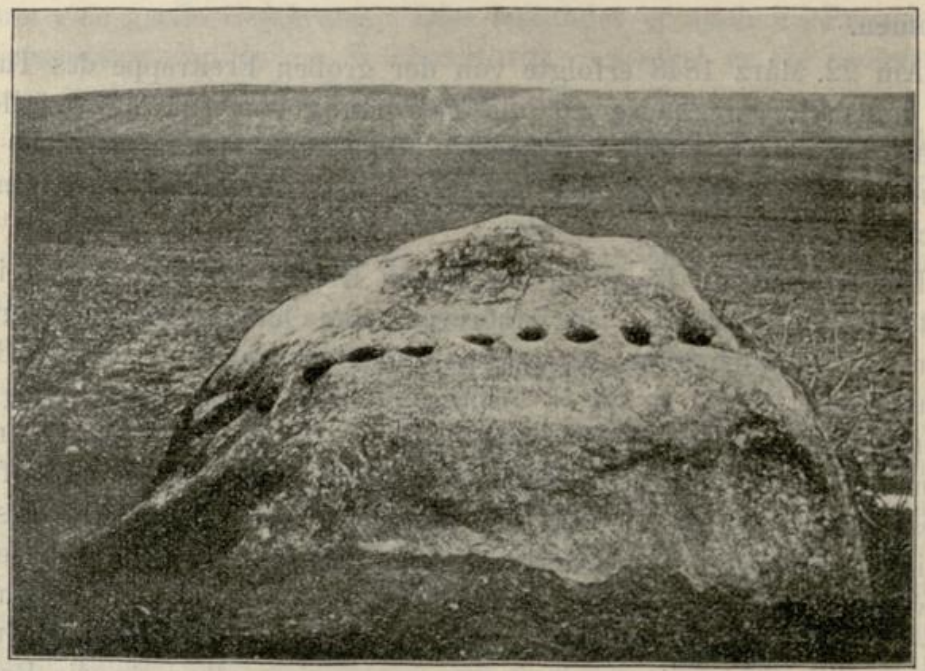
XIX. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, XVIII, 1908. Ich mache Sie besonders auf Otto Lauffers „Neue Forschungen über die äußeren Denkmäler der deutschen Volkskunde: volkstümlichen Hausbau, und Gerät, Tracht und Bauernkunst" aufmerksam. Aus dieser gedrängten Übersicht ist für die Heimatkunde vieles zu lernen.

XX. Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Potsdams. Gesellschaft zur Pflege der Heimatkunde. Neue Folge, Bd. IV, Heft 3, 1908. — Der Vorstand des uns eng befreundeten Vereins hat eine reiche Folge von Vorträgen und Mitteilungen veröffentlicht, welche die Jahre ab 1904 umfassen. Als besonders beachtenswert empfehle ich Ihnen u. a. unsers Mitgliedes Herrn Gerichts-Assessors Hermann

Rademacher's Vortrag über den Schutz der heimatlichen Landschaft, ein besonders zeitgemäßes Thema.

E. Bildliches.

XXI. Bismarckbild. In dem uns nicht minder befreundeten Verein für Geschichte der Mark Brandenburg sprach unser geschätztes Mitglied Professor Dr. Tschirch-Brandenburg a. H. über ein von der Forschung bisher unbeachtetes Bismarckbild. Es ist ein lebensgroßes Ölgemälde, das sich im Besitze des Magistrats zu Brandenburg befindet und eine nicht uninteressante Geschichte hat. Als Maler hat



Der Näpfchenstein.

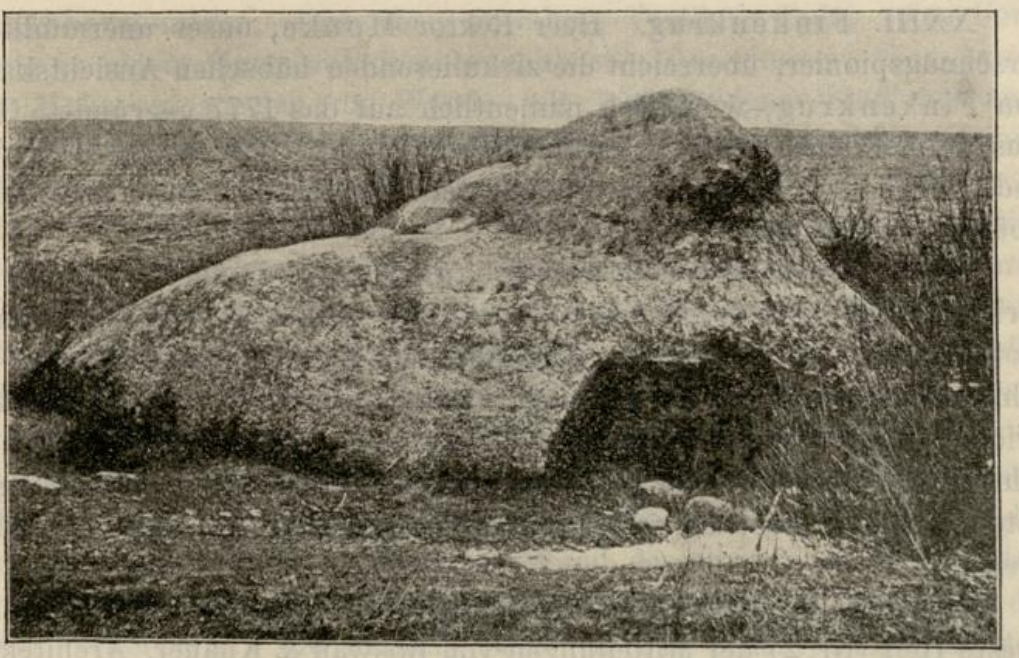
sich Moritz Berendt feststellen lassen, ein aus Berlin stammender Zögling der Düsseldorfer Malerschule, der viele Kunstausstellungen mit Porträts, Genrebildern und Historienbildern beschickte und wegen seiner zahlreichen Reformationsgemälde der „Lutherberendt" genannt wurde. Das Bild stellt Otto von Bismarck im Park von Schönhausen dar, im blonden Vollbart und mit noch wenig gelichtetem Haupthaar, zu seinen Füßen die dänische Dogge Odin. Das Gemälde war nach dem Urteil der Nächststehenden sehr ähnlich, wurde aber von Bismarcks nicht angekauft, da der Maler es ohne Bestellung auf eigenen Wunsch angefertigt hatte. Später kam es zur Verlosung und wurde von der Gewinnerin, einer märkischen Edeldame, der Stadt Brandenburg zum Geschenk gemacht, zum Andenken an den Wahlkampf von 1849, wo es gelungen war, durch

ein Bündnis der konservativen Landbevölkerung und der gemäßigt denkenden Bürgerschaft der Stadt dem feurigen Royalisten den Wahlkreis von Westhavelland-Zauch-Belzig für die zweite Kammer zu verschaffen.

XXII. Zwei erratische Blöcke auf Postkarten der Firma R. Schenker zu Frankfurt a. O.

Dieser Verlag hat gütigst die Reproduktion beider Blöcke, des Näpfchensteins auf der Lichtenberger Feldmark und des Kanzelsteins ebendaselbst (unweit Frankfurts) gestattet.

Die beiden Steine sind altbekannt und werden bereits von Bekmann in seiner Beschreibung der Mark Brandenburg um 1750 abgebildet und besprochen. Was den „Näpfchenstein" anlangt, so hat man viele Fabeleien



Der Kanzelstein.

über den Ursprung und Zweck der sogen. Näpfchen verbreitet. Zunächst sind die Löcher keine Näpfchen; unter Näpfchen versteht man vielmehr halbkugelige, also kreisrunde seichte Vertiefungen, welche sich auf den Deckplatten megalithischer Gräber und sogenannter Opfersteine befinden. In der Tat sind die künstlichen Näpfchen wohl für Totenopferzwecke u. dgl. gesalbt bezw. mit Trankspenden begossen worden. Das typische Beispiel hierfür ist der große Opferstein bei der Oberförsterei Werder in der Stubnitz auf Rügen. Die Löcher des Lichtenberger Steins dagegen sind länglich keilförmig. Man hat daraus Kalendersteine, Steine für astronomische Beobachtungen und dergleichen machen wollen, während sie in Wirklichkeit neuerliche Versuche zu einer Sprengung des Steins darstellen. Wer sich davon überzeugen will, achte z. B. längs dem Wege,

welcher von der Brennerbahn-Station Deutsch-Matrei bei Innsbruck nach dem Wallfahrtskloster Sankt Maria Waldrast emporführt; er wird namentlich auf der linken Seite eine Menge ähnlich bearbeiteter Steine finden, vorbereitet, wie gesagt, für eine Sprengung, wie dabei liegende, auf diese Art zerteilten Felsblöcke beweisen. Man treibt zur Winterszeit hölzerne Keile hinein, übergießt sie mit Wasser, läßt das Ganze gefrieren und beim Tauen springt der Stein von selbst. Natürlich hängt dieser Effekt ab von der Größe, Zähigkeit und Dichtigkeit des Steins, sowie von der notwendigen Zahl, Richtung und Tiefe der Keilsprenglöcher. Die Firma hat noch eine Menge anderer Ansichtspostkarten mit Abbildungen aus Frankfurt a. O. mit übersandt, die billig zu haben sind. Ich lege Ihnen dieselben zur Ansicht und zur Erinnerung auch an unsern Ausflug vom 11. Mai 1902 nach der alten Oderstadt vor.

XXIII. Finkenkrug. Herr Rektor Monke, unser unermüdlicher Forschungspionier, überreicht die zirkulierenden hübschen Ansichtskarten vom Finkenkrug, wobei ich namentlich auf das 1777 gegründete Gutshaus aufmerksam mache. Verbindlichen Dank! Wir werden alle diese landschaftlichen Schönheiten auf unserer Wanderfahrt am 17. Mai d. J. gebührend würdigen.

XXIV. U. M. Herr Bibliothekar Lüdicke macht darauf aufmerksam, daß die in der Brandenburgia 1908, S. 433, Jahrg. XVI benutzte Photographie des durch eine Kiefernwurzel gesprengten Steins von Ruhleben von ihm herrühre. Dies wird hierdurch gern und dankend berichtet. Der Irrtum ist dadurch entstanden, daß u. M. Herr Neupert mehrere von seinem Sohne aufgenommenen Photographien zur Verfügung gestellt hatte, welche der eingangs erwähnten zum Verwechseln ähnlich sehen.

XXV. U. M. Herr Ingenieur Hermann Knauer überreicht das neueste Heft (Nr. 2) der Mitteilungen von Boswau & Knauer, Architektur- und Bauausführungen, die sich auf Rheinland und Westfalen beziehen, desgl. eine Beschreibung des Grand-Hotel Excelsior, Königgrätzerstraße 112 und 113, gegenüber dem Anhalter Bahnhof. Zur Einweihung am 2. d. M. hatte u. M. in gewohnter liebenswürdiger Weise wiederum Mitglieder der Brandenburgia eingeladen.

Die im imposanten Stile modernisierter Renaissance ausgeführte Fassade wirkt mit wohltuender Ruhe unangeachtet ihres monumentalen Charakters in dem hier von früh bis spät lebhaft wogenden Straßengewirr. Jene behagliche Vornehmheit finden wir auch im Innern des mächtigen Baues ausgeprägt. In zartem Weiß mit Gold ist das Vestibül, in das wir zunächst von der Straße aus gelangen, gehalten; die unteren Wandflächen sind bis zur Höhe von 2 m mit lichtem Marmor bekleidet, und Marmorsäulen stützen die Decke, von der die Goldbronze-Beleuchtungskörper eine Fülle von Licht verbreiten, dessen Reflexe der über dem

schönen Marmorkamin befindliche große Wandspiegel vielfach auffängt. In gleicher Weise ist die Fortsetzung dieses Raumes mit den Personen- und Gepäckaufzügen gestaltet, mit den Blicken auf den linksliegenden, mit efeubesponnenen Wänden und freundlichem Grün versehenen ersten Hof, der im Sommer als Frühstückshof dient. Das sich anschließende Vestibül für das erste Haupttreppenhaus weist ebenfalls Marmortäfelung auf und ladet mit seinen bequemen Sesseln und Mobiliar zum Verweilen ein. Linker Hand befindet sich der Kassenraum, ihm gegenüber die Direktion; weiter nach links gelangen wir von hier in das Rauch- und Billardzimmer, das, eine Verbindung herstellend zwischen dem ersten und zweiten Hof und zugleich als Zugang dienend zu den anderen Restaurationsräumen, helle Mahagonipaneele erhielt mit plastischen Malereien darüber, die mit den Fensterdekorationen und dem Mobiliar trefflich harmonieren. Das eben erwähnte Vestibül findet seine Fortsetzung in einem Gang mit dem benachbarten Lesezimmer, über dessen hellen Mahagonipaneelen die Wände mit lachsfarbigem Stoff bespannt sind, während von der Decke prächtige Kristallkronen herabhängen und das Mobiliar in modernem Stil gefertigt ist. Linker Hand liegt ferner der Frühstücksaal, der in seiner gesamten Ausstattung außerordentlich ansprechend wirkt; zwei große Wandgemälde stellen ein Bacchanal und einen Festzug der Flora dar. Mit Einbruch der Dunkelheit wird der Raum durch zahllose an der Decke geschickt befestigte Glühlämpchen erhellt; sonst strahlt das hellste Tageslicht von zwei Seiten herein, und zwar von dem zweiten wie dritten Hof, der ebenfalls mit Efeuspalieren und südlichen Pflanzen geschmückt ist. An diesem dritten Hof vorüber führt rechts ein Gang von dem geschilderten zweiten Vestibül her, der in den Kleinen Festsaal mündet. Die rechte Wand desselben bedeckt ein friesartiges Wandgemälde, in symbolischer Weise Freude und Schönheit des Lebens verkörpernd; die Paneele bestehen aus braunrotem, poliertem Mahagoni mit entsprechender Stoffbespannung darüber. Rückwärts fällt der Blick in den den Abschluß der ganzen Anlage bildenden Garten, auf den die hohen Fenster des sich unmittelbar an den kleinen Festsaal schließenden Großen Festsaales gehen. In ihm vereint sich die satte dunkle Holztäfelung an den Wandflächen, die von schlanken Pilastern durchbrochen werden, mit der hellen goldverzierten Decke, den goldgestickten Fensterdekorationen, dem gewählten Mobiliar, den weichen Teppichen und flimmernden Leuchtkörpern zu einer einheitlich vornehmen Wirkung; die südliche Schmalwand wird durch einen großen Marmorkamin und das Musikpodium darüber ausgefüllt. — Die gleiche Ruhe und Behaglichkeit, die uns in den bisherigen Räumen aufgefallen, erfüllt auch die Fremdenzimmer dieses Hotels, deren erhebliche Auswahl und Zahl es ermöglicht, die verwöhntesten wie auch bescheidenere Ansprüche zu befriedigen. Alles in diesen Gemächern ist so freundlich

und anmutend, daß die Gäste das Gefühl haben dürften, im eigenen Heim zu weilen. Das auserlesene Mobiliar und die Polstermöbel stimmen mit den Vorhängen, Bildern, Teppichen und der elektrischen Beleuchtung in einheitlicher Wirkung zusammen. Jedes Zimmer weist ein Telephon und eine elektrisch geregelte Magneta-Uhr auf; eine Reihe von Gemächern ist mit eigenen Badeeinrichtungen versehen. Zudem liegen auf jedem Flur noch besondere Bäder; die Toiletten zeigen die neuesten hygienischen Fortschritte, Ventilation und Luftheizung stehen auf der Höhe technischer Vollkommenheit. — Mit diesem Hotel Excelsior ist ein Restaurant verbunden, das gleichfalls eine durchaus künstlerische Ausstattung erhielt. Der vordere große Saal wird von Säulen gestützt, die unten mit helllasiertem Eichenholz bekleidet sind: über den lichten Paneelen der Wände erblicken wir Malereien in Fresko-Manier, während aus zwei von Säulen flankierten Nischen in farbenfroher Darstellung die Gestalten der Berolina und des Lebensgenusses herausleuchten. Die Decke ist weiß mit Gold gehalten, aus Goldbronze in modernisiertem Empirestil bestehen die Beleuchtungskörper. Einige Stufen führen zu dem zweiten Saal, der mit seiner gewölbten Decke und den sich effektvoll vom Goldgrund abhebenden Wandmalereien an die gemütlichen Räume unserer altdeutschen Ratskeller erinnert; die ganze rechte Seite wird von dem prächtig geschnitzten Büfett in schwerem Eichenholz mit farbigen Glasuren eingenommen. Ein sich anschließender dritter Raum dient als Weinrestaurant; er stellt die Verbindung her durch das Rauch- und Billardzimmer mit dem Hotel. Eine Sehenswürdigkeit für sich sind die Wirtschaftsräume, die ihre musterhafte Ausstattung auf Grund der neuesten Erfahrungen im In- und Auslande erhielten. Überall werden wir hier überrascht durch Größe, Licht, Luft, peinlichste Sauberkeit und die besten hygienischen Vorkehrungen.

XXVI. Der Ausschußobmann Herr Professor Dr. Galland hielt hierauf den angekündigten Vortrag: „Ein Dürerfest in Berlin vor achtzig Jahren.“ — Dem Vortrag, welcher mit großem Beifall aufgenommen wurde, schloß sich die Vorlegung von zwei unbekannten Orginalentwürfen und von Handschriften K. Fr. Schinkel's an. Der Vortrag wird im Druck erscheinen, inzwischen hilft uns in gewohnter liebenswürdiger Bereitwilligkeit u. M. Herr August Foerster mit einem Bericht aus, den er für den Reichsanzeiger bestimmt hat.

„Am 18. April 1820 hatte die Königliche Akademie der Künste zu Berlin den 300 jährigen Todestag von Raffael Sanzio gefeiert und hierbei in Aussicht genommen, da Albrecht Dürers Todestag auf das gleiche Datum fiel, die 300 jährige Wiederkehr dieses Tages im Jahre 1828 würdig zu begehen. Am gleichen Tage war in Nürnberg die Grundsteinlegung für ein acht Jahre später zu enthüllendes Dürer-Denkmal, das Rauch übertragen war, unter Teilnahme vieler deutscher Künstler mit

Festzug und großem Gepränge erfolgt. Als das Jahr 1828 herannahte, erinnerten sich die Kreise der Künstler des früher gefaßten Vorsatzes und trafen Anstalten, ihn würdig zur Tat werden zu lassen. Keine Totenfeier, so ließ sich Schadow vernehmen, solle das Fest sein, vielmehr ein Zeugnis für die fortlebende Wirksamkeit alles Großen und Schönen. In diesem Sinne wurde Zelter gebeten, eine von dem Archäologen Conrad Levetzow gedichtete Festhymne zu vertonen. Er lehnte ab, empfahl aber, dem damals erst 19jährigen Felix Mendelssohn-Bartholdy die Aufgabe anzuvertrauen. Dieser Auftrag wurde von diesem bereitwillig übernommen, obgleich inzwischen Januar 1828 herangekommen war, und in der kurzen Zeit von sechs Wochen ausgeführt. Als Ort für die Feier wurde der Saal der Singakademie bestimmt, zu dessen Ausschmückung sich namhafte Künstler bereit fanden. Selbst Friedrich Schinkel erbot sich, die Hinterwand des Saales mit architektonischem Schmuck nach Dürerschen Motiven zu zieren. Von diesem aus einer Säulenanordnung in korinthischem Stil bestehenden Aufbau erhob sich die von Ludwig Wichmann geschaffene Büste Dürers, umgeben von vier die Künste versinnbildlichenden Figuren von Friedrich Tiecks Meisterhand. Außerdem waren hier zwei Statuetten aus Buchsbaumholz aufgestellt, die Dürer zugeschrieben werden, pompejanisch rot war der Hintergrund getüncht, der Aufbau aber war überragt von einem kuppelartig geformten Rahmen, der ein großes, von Professor Dähling nach Dürers „Heiliger Dreifaltigkeit“ entworfenes Ölgemälde umschloß. Die Zeitungen jener Tage rühmen die Gesamtausschmückung des Festsaales als sehr eindrucksvoll. Ganz Berlin war Wochen vorher in einer gewissen Aufregung, alle Welt drängte sich zur Teilnahme. Es wurden über 800 Einladungen ausgegeben. Endlich nahte der denkwürdige Tag. Programmäßig versammelten sich die Lehrer und Schüler der Akademie um 11 Uhr im Kastanienwäldchen. Um 12 Uhr setzte sich ein langer Zug in Bewegung, in dem man den Direktor der Akademie Schadow mit entblößtem Haupte schreiten sah, umwandelte die Universität, kreuzte das Kastanienwäldchen und löste sich an der Pforte der Singakademie auf. Nachdem sich alle Teilnehmer an ihre Plätze im Festsaal verfügt und die Mitglieder des Königshauses, an ihrer Spitze das kronprinzliche Paar, erschienen waren, begann die Feier mit dem Vortrag der von Mendelssohn vertonten Festhymne durch den Sängerchor. Ihr folgten noch eine Anzahl anderer musikalischer Vorträge und auf diese die vom Sekretär der Akademie, Professor Tölcken gehaltene Festrede, die mit einem Huldigungsgruß an die Kunst ausklang. Hiermit endete die offizielle Feier, der sich am Abend noch im Künstlerverein ein Festmahl anschloß, bei dem Schadow Dürer als einen Heros deutscher Kunst feierte und vom 18. April 1828 als von „einem der glänzendsten Tage in den Annalen vaterländischer Kunst“ sprach. Auch war das Festmahl durch

manche Kunstgenüsse, unter anderm durch den Vortrag einer Zelterschen Komposition „An den König“ gewürzt. Mehrere im Verlauf des Abends gesungene Festlieder sind uns erhalten, darunter eines von dem später in Berlin viel genannten F. W. Gubitz. Über die Mendelssohnsche Komposition waren die Meinungen geteilt. Eduard Devrient besprach sie abfällig, als eines großen Zuges bar, wogegen Präsident Schadow alsbald seine eigene und anderer Zufriedenheit durch Ernennung des jungen Komponisten zum Ehrenmitglied des Künstlervereins bekundete. Andererseits wurde einmütig die Festrede Tölckens als formvollendet, belehrend und inhaltlich gedankenreich gelobt und hervorgehoben, daß sie überaus zutreffend das soziale und künstlerische Milieu des damaligen Nürnberg in engste Beziehung gebracht habe zu der Eigenart des Dürerschen Schaffens, das nur so richtig zu würdigen sei.“

Geheimrat Friedel sprach Herrn Galland den Dank der Versammlung für seinen Vortrag aus und gab dem wahrscheinlich von vielen Zuhörern geteilten Eindruck Worte, wie in den seit jener Feier verflossenen 80 Jahren sich ein Umschwung im Denken und Empfinden der Berliner vollzogen habe, der unser von der Politik mehr als erfreulich durchsetztes öffentliches Leben in wenig freundlichem Licht zeige, verglichen mit jener harmloseren Zeit, da ganz Berlin noch Anteil an einem Feste so idealistischer Art nahm, wie diese Dürer-Feier es war.

XXVII. Nach der Sitzung freie Vereinigung im Ratskeller.

Bericht des Schatzmeisters.

XXVIII. Die Hoffnung, die ich im vorigen Jahr an dieser Stelle aussprach, daß sich nämlich die Brandenburgia eines größeren Zuwachses von ordentlichen Mitgliedern im verflossenen Jahre erfreuen würde, ist nur in bescheidenem Maße in Erfüllung gegangen. Die Zahl stieg zwar von 345 auf 353, also um 8, doch hat sie besonders durch Tod eine ungewöhnliche Einbuße erfahren, die erst durch die Neumeldungen wieder ausgeglichen wurde.

Die Zahlen des Kassenabschlusses weisen auf der Einnahmeseite keine erheblichen Unterschiede gegen den Etat auf. Unter Abzug der für das Jahr 1908/9 eingegangenen Beiträge von 60 M stellen sie sich um 66 M günstiger. Bei den Ausgaben aber ist der Etat mehrfach überschritten, ja es war sogar am Schluß des Jahres nicht möglich, die sämtlichen Rechnungen zu begleichen, wir nahmen also Schulden in das neue Jahr hinüber. Da sich ein Barbestand von 13,03 M in der Kasse befand, gegen den die erwähnten Beiträge für 1908/09 von 60 M stehen, so ist ein Defizit in bar von . . . . . 46,97 M vorhanden
hierzu treten Schulden für Druckkosten mit . . . 899,93 „
und für Remuneration mit . . . . . 50,— „
sodaß sich der gesamte Fehlbetrag auf . . . . . 996,90 M beläuft.

So schlimm solche Lage auf den ersten Blick scheint, liegt doch kein Grund zur Besorgnis vor, wenn man in Betracht zieht, daß dem Reservefonds 1018,90 zugeflossen sind. Diese Ausgabe ist gemacht worden, ehe sich die Gestaltung der Ausgaben im Ganzen übersehen ließ. Wie gewöhnlich waren es die Druckkosten, die die Mehrausgabe in erster Linie verursachten. Es handelte sich dabei um eine Ehrenpflicht bei der Herausgabe des Archivbandes XII. Die Ehrung unseres Herrn Vorsitzenden, die Würdigung seines wissenschaftlichen Verdienstes mußte einen Abglanz auf die Brandenburgia werfen, dazu kamen die Beweise der Verehrung durch Spenden von Beiträgen, daß der Vorstand die Gesellschaft nicht durfte zurückstehen lassen, wenn er im Sinne der Mitglieder handeln wollte.

Das Defizit hoffe ich, durch Deckung aus den Einnahmen dieses Jahres zu beseitigen und bitte zunächst die Etatsüberschreitungen nachträglich gutzuheißen.

Folgende Aufstellung gibt den

Status der Kasse am 1. April 1908.

Einnahme.

		M	Pf.
Tit. I	1. April 07 Barbestand .	2046	50
„ II	Mitgliederbeiträge 07/08 4104,—		
	do. Vorauszahlungen 08/09 . 60,—	4164	—
„ III	Außergew. Einnahmen		
	Beitrag der Prov. Brandenburg . . 500,—		
	Beitrag des Magistrats . . . 500,—		
	Verkauf von Heft. u. Medaillen 96,50	1096	50
„ IV	Reservefonds, Zinsen		
	von 7000 M des Reservefonds . . . . . 250,—		
	von 1000 M Weyergangsche Stiftung . . 35,—		
	von 1900 M Beiträge von Gönnern 66,50	351	50
		7658	50

Ausgabe.

		M	Pf.
Tit. I	Lokal	90	—
„ II	Druckkosten	5089	20
„ III	Porti und Depeschen .	214	70
„ IV	Bureaukosten	1	50
„ V	Remunerationen . . .	550	50
„ VI	Bibliothek	20	—
„ VII	Außergew. Ausgaben		
	Wanderversammlungen, Projektionsapparat . .	578	45
„ VIII	Sonstige Ausgaben		
	Diener, Kränze etc. . .	81	50
„ IX	Reservefonds.		
	Kapitalisiert . . 1018,90		
	Bestand 13,03	1031	93
		7658	50

Der Haushalt für das Jahr 1908/09 soll sich richten nach folgendem

Etat für 1908/09.

Einnahme.	M	Pf.	Ausgabe.	M	Pf.
Tit. I Barbestand	13	03	Tit. I Lokal		
Tit. II Mitgliederbeiträge			Rathaus . . . 30,—		
340 laufende Beiträge 4080,—			Ständehaus . . 60,—	90	—
davon 07/08 vereinnahmt . . . . . 60,—	4020	—	„ II Druckkosten		
Tit. III Außergewöhnliche Einnahmen			rückständig . . 899,93		
Zuschuß der Prov.			12 Monatshefte 3300,07	4200	—
Brandenburg . . . . 500,—			„ III Porti und Depeschen .	200	—
Zuschuß des Magistrats 500,—			„ IV Bureaukosten . . .	60	—
Verkauf von Heften etc. 50,—	1050	—	„ V Remunerationen		
Tit. IV. Reservefonds-Zinsen			rückständig . . 50,—		
v. 7000 M Reservefonds 250,—			Kanzleiarbeiten 40,—		
v. 1000 M Weyergangsche Stiftung . . . 35,—			Besond. Arbeit. 60,—		
v. 1900 M Gönner-Beiträge 66,50	351	50	Berichte . . . . 150,—	300	—
			„ VI Bibliothek		
			Beschaffung v. Werken u. Buchbinden	100	—
			„ VII Außergew. Ausgaben		
			Wanderversammlungen, Projektionsapparat etc.	300	—
			„ VIII Besondere Ausgaben		
			Diener, Kränze, Ehrung.	100	—
			„ IX Reservefonds		
			Barbestand	84	53
	5434	53		5434	53

Ich schließe meinen Bericht mit der Bitte um Genehmigung des Etats für das laufende Jahr.

E. Rönnebeck.

2. (1. ausserordentliche) Versammlung des XVII. Vereinsjahres.

Sonntag, den 10. Mai 1908.

Wanderfahrt nach Potsdam.

Die Wanderfahrt nach Potsdam diente dem besonderen Zweck des Nachweises, wie recht Herr Robert Mielke*) in einem vor längerer Zeit gehaltenen Vortrage über Potsdam hatte, als er die immer deutlicher in die Erscheinung tretende Entfremdung Potsdams von den friderizianischen Traditionen im Punkte seiner Straßenanlagen und Neubauten beklagte. Diesem Programm entsprechend galt der Besuch nicht der Umgebung und ihren Schlössern, sondern der inneren Stadt allein und der Vergegenwärtigung dessen, was die beiden Herrscher, denen Potsdam so viel verdankt, Friedrich Wilhelm I. und der große Friedrich, zur Verschönerung der Stadt gewollt und geschaffen hatten. Es war nur im Sinne dieses Programms, daß man mit Besichtigung des vielen Berlinern ganz unbekannten Stadtschlosses begann, des ältesten, auf Joachim I. zurückgehenden Schloßbaues in Potsdam, der im wesentlichen von jenen beiden Königen seine gegenwärtige Gestalt empfangen hat, wenngleich schon nach den Zerstörungen des 30jährigen Krieges der Große Kurfürst die bessernde Hand angelegt hatte. Auch der Lustgarten ist dessen Schöpfung. Freilich hat dieser schon unter der Regierung des Enkels und Soldatenfreundes aufgehört, als Garten zu bestehen, und ist seitdem der kahle, sandige Exerzierplatz geblieben, als der er sich noch heute zeigt, umschlossen von den weitläufigen Schloßbauten einerseits und von hübschen, sich gegen die Havel erstreckenden Parkanlagen andererseits. Auf diesen „Lustgarten", ein „lucus a non lucendo" in doppelter Hinsicht, denn hier fanden die von Offizieren wie Soldaten gleich gefürchteten täglichen Paraden der Riesengarde statt, bei denen König Friedrich Wilhelm I. mit seinem Krückstock bei geringen Verstößen ohne Ansehen der Person Schläge austeilte, waren seinerzeit mehr als ein halbes Jahrhundert lang die Augen der Welt gerichtet: erst wegen der fast sagenhaft gewordenen Riesengarde und später aus Bewunderung der anfänglich verspotteten „Potsdamer Wachtparade", des siegreichen Heeres Friedrich II. Aber, wie die liebenswürdigen Führer der Berliner Gäste, die orts- und lokalgeschichtskundigen Vorstandsmitglieder des Potsdamer Geschichtsvereins, erzählen, mit der berühmten schnurgeraden

*) Monatsb. d. Jahrg. S. 1.

Richtung der Wachtparade im Potsdamer Lustgarten hatte es eine besondere Bewandtnis. Es lagen da nämlich früher, schnurgerade ausgerichtet, eine Anzahl Granitplatten, eine dicht neben der andern, am Boden, und mit deren Hilfe ergab sich spielend eine scharfe Richtung, wenn der Soldat seine Stiefelspitzen in genaue Übereinstimmung mit der Vorderkante der Platten brachte. Ja auch die Breite der Platten soll eine willkommene Erleichterung dafür gewährt haben, daß die Grätschstellung, die im 18. Jahrhundert, nach dem bestehenden Exerzierreglement, der preußische Soldat beim Gewehr-Präsentieren einnahm, das richtige Maß einhielt, und die Beine nicht zu eng, auch nicht zu weit gespreizt wurden. Viele ähnlich interessante Erinnerungen wurden bei der Besichtigung der Innenräume des Stadtschlosses laut: Im Flur des Mittelportals (Fortunaportals) die überlebensgroßen Marmorfiguren von Mars und Bellona, an die sich die pikante Notiz knüpft, daß die heidnischen Gottheiten bis 1740 ihren Platz in der Garnisonkirche hatten, um diese sinnfällig als für das Militär bestimmt zu kennzeichnen, das Schlafgemach und Bett Friedrichs II., (der wohl den Sommer im Schloß Sanssouci zubrachte, den Winter aber stets im Stadtschloß) mit anschließendem behaglichen Frühstücks- und Speisezimmer, darin ein runder Tisch, dessen vertikal verschiebbares Mittelstück dazu diente, Speisen und Getränke in der einfachsten Art aus der Küche heraufzubefördern, — der länglich viereckige Arbeitstisch des großen Königs, mit schwerem, blauem Seidendamast bezogen, an dem auch Napoleon gesessen und von dessen Bezug er ein großes Stück abgerissen und als Andenken mitgenommen (man hat den Schaden nicht repariert, die klaffende Wunde des Überzugs erzählt dauernd von den feinen Sitten des korsischen Eroberers) — zwei große Ölbilder, mythologische Gestalten darstellend, von Friedrich Wilhelm I. gemalt, wenn er von der Gicht geplagt war (in tormentis pinxit), die Figur einer Nymphe dadurch merkwürdig, daß sie infolge von Verzeichnung zwei linke Füße besitzt (den Schaden auszubessern hatte der König indessen lachend abgelehnt und hiermit auf die Nachwelt einen humoristischen Zug von sich überliefert). Auch Erinnerungen an die Königin Luise und an Friedrich Wilhelm IV. und Gemahlin birgt das Stadtschloß, vor allem aber eine große Anzahl schöner Ölgemälde erster Meister, darunter ein interessantes Doppelporträt, Friedrich Wilhelm I. neben dem ihn körperlich weit überragenden August den Starken darstellend. Wer Barock in schönster Anwendung auf Innendekoration studieren will, ebenso, wer eine richtige Vorstellung von der Blüte des Rokoko zu gewinnen wünscht, dem kann nur geraten werden, im ersteren Falle die in der Zeit Friedrichs I. und seines Vaters entstandenen Räume des Stadtschlosses in Augenschein zu nehmen, im anderen die unter Anleitung Friedrichs II. im edelsten Geschmack eingerichteten Räume eingehend zu besichtigen. Recht dankenswert ist es

auch, auf die geniale Art aufmerksam gemacht zu werden, wie Friedrich der Große durch seinen Baumeister Knobelsdorf die vorher etwas einförmige Fassade des Schlosses durch Anbringung von Pilastern verschönern ließ. — Auf der ferneren Wanderung durch Potsdam wurden eine Anzahl von Bauten gezeigt, die teils von den mehrgenannten beiden Königen erbaut, teils wenigstens unter ihrem Einfluß entstanden waren. Der Vergleich der Neubauten hiermit bestätigt in vielen Fällen, namentlich bei Privatbauten, eine fast barbarisch anmutende Abirrung von dem guten Geschmack der Vorbilder, nur die modernen fiskalischen Bauten machen hiervon zumeist eine erfreuliche Ausnahme. Eine Schöpfung Friedrich Wilhelms I., das 600 Zöglinge beherbergende Militärwaisenhaus wurde eingehend besichtigt und mit Vergnügen von seiner trefflichen Einrichtung und dem gesunden Aussehen der Knaben Vormerkung genommen. In den frühen Nachmittagsstunden hörte man dann in den Räumen der Heiligengeist-Kirche einen interessanten Vortrag über die wechselvolle Geschichte dieses seltsam verbauten Gotteshauses. Daran schloß sich außerhalb auf dem Kirchplatz noch der Vortrag eines anderen ortskundigen Begleiters, der fröhlichen Anklang bei der Zuhörerschaft fand. Danach ließ der praktische König Friedrich Wilhelm I., der Erbauer der Kirche, unter dieser einen Weinkeller anlegen, um die in den Königlichen Weinbergen in der Nähe von Potsdam gewonnenen Weine in großen Stückfässern aufzunehmen. Diese Weine fanden aber geringen Beifall bei Hofe, sodaß der Keller sich mit der Zeit mit älteren und jüngeren Jahrgängen davon füllte. Da beschloß der König, den Wein an seine Riesengarde zu verschenken, jedem Grenadier sollte eine Gamelle davon aus dem Faß abgefüllt werden. Der Kommandeur hatte den Königlichen Befehl auszuführen. Da er aber fürchtete, daß die Leute sich betrinken würden, und andererseits den Wein so gut fand, daß ihn diese Ausantwortung eines guten Tropfens an Kehlen, die an ein kratzigeres Getränk gewöhnt waren, verdroß, so ließ er zwar Mann für Mann mit ihren Eßgeschirren zum Weinempfang im Keller antreten, kaufte draußen aber den Leuten den Wein wieder ab. Im weiteren wurde dem Theater mit seiner wunderlichen Inschrift „Dem Vergnügen der Einwohner“ ein flüchtiger Besuch gemacht (es bildet fast die einzige Potsdamer Erinnerung an Friedrich Wilhelm II.), ferner wurden die friderizianischen sowie die modernen Kasernen von außen besichtigt, und am Kanal die Frage erörtert, ob seine angeblich beabsichtigte Beseitigung nicht dem Stadtbild Potsdams einen seiner anmutigsten Züge rauben würde? Am alten und neuen holländischen Viertel wurde dann noch ein Vortrag von Dr. med. Netto entgegengenommen, der die Entstehung dieser Anlage und die damit verbundenen Absichten Friedrich Wilhelms I. erläuterte. Es war die berechtigte Vorliebe für die damals den brandenburgischen Kulturzuständen überlegenen holländischen, welche diese Nachahmung

eines guten Vorbildes verbunden mit der Entwässerung einer sumpfigen Gegend nahe legte, eine Nachahmung, die straßenweise sich getreu an die holländischen Originale anlehnt und so erhalten zu werden verdient. In diesem Viertel steht auch der unter dem Namen „Tabakshäuschen“ bekannte, vom König als ein Rendezvous für die Offiziere angelegte Pavillon, der zu Unrecht in den Ruf gekommen ist, daß er jemals das berühmte Tabakskollegium beherbergt habe. (Dessen historisch beglaubigten Versammlungsraum hatte man am Vormittage schon im Stadtschloß gezeigt erhalten.) — Damit war im wesentlichen das Programm des Besuches in Potsdam erledigt; doch trennte man sich erst nach Stunden geselligen Zusammenseins von den Potsdamer Freunden, die mit so außerordentlicher dankenswerter Gefälligkeit und so viel Sach- und Geschichtskenntnis die Führung übernommen hatten.

Aus dem „Reichsanzeiger“ (No. 130) von A. Förster.

---

3. (2. ordentliche) Versammlung des XVII. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 16. Mai 1908, abends 7½ Uhr im Bürgersaal des Rathauses.

Vorsitzender Herr Geheimrat Ernst Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis X und XII bis XXV her.

A. Allgemeines.

I. U. M. Pastor emer. Zimmermann früher in Nieder-Görsdorf, jetzt in Jüterbog, hat sich für seine Ernennung zum korrespondierenden Mitglied freundlichst bedankt.

II. Zur Einweihung der Klosterkirche in Neu-Ruppin liegt eine Einladung zum 12. Juni d. J. vor. Als wir das ehrwürdige Gotteshaus am 1. September v. J. besichtigten, war der Umbau noch nicht vollendet. Wie Sie sich entsinnen, sind die zwei spitzen hinzugefügten Türme weithin sichtbar und erhöhen den Eindruck des Stadtbildes in der Ferne.

III. Am heutigen Tage begeht der angesehene Naturwissenschaftliche Verein zu Frankfurt a. O., begründet 1883, sein 25-jähriges Stiftungsfest. Aus der Festschrift wollen Sie die Entwicklung des Vereins ersehen. Wir haben freundlichst Glück gewünscht, Herr Professor Dr. Matzdorff, unser Ausschußmitglied, wird unseren freundnachbarlichen Empfindungen auch mündlich Ausdruck geben.

B. Persönliches.

IV. Die Hinterbliebenen unseres Ehrenmitgliedes Karl Möbius, bestattet auf dem Luisen-Friedhof zu Westend-Charlottenburg, haben sich für den gespendeten Kranz mit Ehrenschleife verbindlichst bedankt.

V. Herr Hermann Arendts, Ehrenbürger der Stadt Müncheberg ist am 15. d. M. im 82. Lebensjahre verstorben. Wir gedenken seiner bedauernd und gern an dieser Stelle, weil er zu den Mitbegründern des dortigen reichhaltigen Ortsmuseums und des Müncheberger Vereins für Heimatkunde gehört.

C. Naturgeschichtliches und Technisches.

VI. Über die ungewöhnlichen Witterungsverhältnisse des Jahres 1907 hierorts und in vielen Teilen Deutschlands macht Dr. Ruhemann in der Berliner Klinischen Wochenschrift folgende auch im heimatkundlichen Interesse beachtenswerte Angaben. In Berlin sind wir i. J. 1907 um fast 100 Stunden Sonnenschein verkürzt worden, da durchschnittlich am Tage die Sonne nur 4 Stunden 17 Minuten 26 Sekunden geleuchtet hat, obwohl sie nach dem Durchschnitt der Jahre 1893 bis 1904 zu 4 Stunden 33 Minuten 12 Sekunden verpflichtet ist. Die Differenz von einer guten Viertelstunde täglich erscheint auf den ersten Blick geringfügig, sie ist es indessen nicht im Haushalt der Natur, und da der Mangel sich noch immer bemerkbar macht, so ist auch mit dieser Dauer zu rechnen. Der fehlende Sonnenglanz wird nun zur Erklärung der ungewohnten Heftigkeit herangezogen, mit der die Diphtherie und die Influenza in diesem Winter auftraten. Diese Annahme wird zum Teil durch die neuesten Veröffentlichungen des Kaiserlichen Gesundheitsamts bestätigt, nach denen die Diphtheriefälle vom August bis Ende Dezember v. J. auf das dreifache gestiegen sind. Es ist jedoch bemerkenswert daß die Erkrankungen der Atmungsorgane, zu denen man auch Diphtherie, Influenza und Keuchhusten zählt, im Vorjahre keine wesentlich größere Sterblichkeit als in den Jahren 1906 und 1905 verursacht haben. Dieses ist ein Beweis dafür, daß eine trübe Witterung wohl die gesundheitlichen Verhältnisse verschlechtert, aber entweder auf die Sterblichkeit erst nach längerer Dauer oder überhaupt nur in beschränktem Maße Einfluß erlangt. Ganz anders stellt sich die Wirkung ausgiebiger Sonnenstrahlung und hoher Temperaturen dar. Es bedarf dann nach alter Erfahrung kaum einer Woche, um eine geradezu erschreckende Sterblichkeit, und zwar vorzüglich unter den Kleinsten der Kleinen, hervorzurufen. Befördert die kühle Witterung auch die Krankheiten der Atmungsorgane, so wirkt sie doch in starkem Maße hemmend auf die Entwicklung von Krankheiten der Verdauungsorgane. Diesem Umstande haben wir es zu ver-

danken, daß das Jahr 1907 eine so außerordentlich niedrige Sterblichkeit ergeben hat, wie sie bisher noch nicht beobachtet worden ist. Die Sterblichkeit in den 342 größten Orten des Deutschen Reiches, die etwa ein Drittel der Gesamtbevölkerung umfassen, betrug im vorigen Jahre nur 17.1 auf je tausend Einwohner gegen 17.5 im Jahre 1906, 18.6 im Jahre 1905 und 23.6 im Jahre 1892. Seit diesem Zeitpunkte ist also die Sterblichkeit um mehr als ein Viertel gesunken. Die günstigeren Verhältnisse haben sich besonders unter den Säuglingen geltend gemacht, deren Sterblichkeit sich in diesen 16 Jahren um 29 v. H. verringert hat; aber auch die höheren Lebensalter sind nicht leer ausgegangen, denn die Verminderung beläuft sich bei ihnen noch auf etwa 24 v. H.

VII. Alte neolithische Funde aus Norwegen, interessant, weil das Zusammenleben des Menschen mit verschiedenen Tieren aus so alter Zeit in Norwegen noch wenig beachtet wird. Man vermutet, daß sie der Tapes-Periode d. h. der nacheiszeitlichen Epoche angehören, für welche die Muschel Tapes pullusta u. a. Konchylien des Atlantischen Ozeans und der Nordsee als Leitfossilien anzusehen sind. Der norwegische Archäologe A. W. Brögger berichtet in der Zeitschrift „Naturen", daß man in den Erdmassen von Svarthaal auf Reste von Tiergerippen gestoßen ist, die einzig in ihrer Art sind. Wohl lassen die zutage geförderten Knochen darauf schließen, daß viele der Tierarten aus jener Zeit denselben Arten angehörten, wie die, die anderwärts in Europa gelebt haben; allein darunter fanden sich auch Knochen von eigenartigen Hirschen und Bibern, von deren Existenz man bisher noch nichts wußte. Die Überbleibsel der Gerippe von Bären, Waldmarder und Elchen beweisen, daß die Berge damals viel reicheren Waldbestaud hatten. Merkwürdig ist, daß man auch das Vorkommen von grönländischen Seehunden feststellen kann, überraschend aber ist es, daß Wildschweine und Marder in der ältesten Steinzeitperiode da gelebt haben. Die Hunde scheinen damals bereits zahme Haustiere gewesen zu sein, die man auch schlachtete und verzehrte. In einer Höhle entdeckte man Knochenteile von Vögeln, die 28 Arten angehörten, von denen 22 Schwimmvögel gewesen sein mußten. Das deutet darauf hin, daß man schon damals Jagd auf Vögel machte und nach deren Eiern suchte. Diese Funde gestatten keinesfalls den Schluß, daß die Bewohner dieser Gegend Menschenfresser gewesen sind. Menschliche Gebeinreste sind bislang nicht entdeckt. Aus dem Gerölle zog man zehn Fischangeln, Bruchstücke von Harpunen, die Einschnitte für Steine zum Werfen hatten, Nadeln aus Knochen und andere spitze Geräte sowie Hausgegenstände aus Ton hervor. Brögger hält dafür, daß in Norwegen bisher noch kein Fund gemacht worden ist, der solche weittragende Bedeutung hatte, wie der hier erwähnte.

Diese Nachrichten klingen leider noch etwas dunkel, es fehlen Erdschichtenprofile, Messungen u. dgl. Dies wird wohl alles noch veröffent-

licht werden. Aber auch trotzdem ist die Mitteilung, die wir u. M. Herrn Dr. Friedrich Solger verdanken, erwähnenswert.

VIII. Unser unermüdlich forschendes und findiges korresp. M. zu Brüssel, Herr Konservator August Rutot, hat die Ihnen vorgelegten vier kleineren archaeologischen bezw. geologischen Schriften eingereicht.

a) Un terrible Secret. In dieser feinironischen Veröffentlichung weist er die gegen die sogenannten Eolithe gerichteten unberechtigten Angriffe der Herren Mayet, Laville, Boule und insbesondere Obermaier zurück.

b) Sur l'âge des squelettes néolithique d'Obourg et de Strépy (1907). Über das Alter der Gerippe neusteinzeitlicher Arbeiten, welche systematisch die Flintlager ausbeuteten und dabei anscheinend in der Baugrube verunglückten.

c) 1. La poterie pendant l'époque troglodytique. — 2. A propos des pseudoéolithes de Cromer. (Sitzung der vorgeschichtlichen Gesellschaft von Frankreich, 26. Dez. 1907, Le Mans 1908). Schon vor Jahrzehnten machte der Direktor des Brüsseler Geol. Museums Eduard Dupont darauf aufmerksam, daß in den diluvialen Höhlen Töpferware vorkam. Er bildete u. a. aus dem Trou du Frontal bei Furpooz eine Kugelamphore mit durchbohrten Henkelchen ab. Lange Zeit hielt man diese keramischen Spuren als späteren Zeiten angehörig. Jetzt weist Rutot nach, daß in einer ganzen Anzahl von belgischen Höhlen wohlstilisierte Gefäßreste vorkommen, welche teils dem obern Aurignacien, teils dem mittleren Magdalénien angehören. Herr Dupont hat bei seinen Ausgrabungen vorsichtigerweise Schichtenprofile an Ort und Stelle stehen lassen, welche eine Nachprüfung in dem eben erwähnten stratigraphischen Sinne ermöglichten. Es ist übrigens sonderbar, daß gegen das Ende des Magdalénien und während des größeren Teils der Jungsteinzeit, wenigstens in Belgien, eine künstlerische Dekadenz in der Keramik zu beobachten ist. — In der 2. Abteilung bekämpft Rutot die Einwendungen, welche Boule gegen die anthropologischen Beziehungen der Eolithe aus den bekannten palaeolithischen Lagern von Cromer erhebt, indem er reine Meeresgerölle mit vom Wasser deformierten Eolithen und mit nichtdeformierten Eolithen in bekannter Manier unkritisch durcheinander mengt.

d) In dem Bulletin der Anthrop. Ges. zu Brüssel (Tome XXV, 1906, Brüssel 1907), bespricht Rutot mehrere Gegenstände, den Kongreß von Monaco, Schweinfurths palaeolithische Entdeckungen in Sizilien, in Tunis u. dgl.

IX. Professor Dr. Breslich: Veranstaltungen der Stadt Berlin zur Förderung des naturwissenschaftlichen Unterrichts in den höheren Lehranstalten 1907 bis 1908. Ich stelle

Ihnen zur Entnahme dieser auch in heimatkundlicher Beziehung nicht selten recht wertvollen Veröffentlichungen zwanzig Exemplare zur Verfügung und mache u. a. aufmerksam auf die biologischen Ausflüge unsers korresp. M. Professor Dr. Eckstein bei Oranienburg und bei Eberswalde, sowie auf K. Osterwalds Bryologische Exkursionen, welche die Reichhaltigkeit unserer engeren Gegend (Kalkberge, Buch, Chorin) an Moosen bekunden.

X. Daran schließe ich ein Heftchen unserer geschätzten Pilzkennerin Frau Berta George, Friedenau, Lauterstraße 32: „Einfachste und praktische Zubereitungsart der eßbaren Pilze." — Da die vorjährige von Frau George geleitete Exkursion großen Anklang gefunden und vieles Nützliche geleistet hat, sowohl auf dem Gebiet des Sammelns und Erkennens der eßbaren Pilze als auch bezüglich deren kulinarischer Verwendung, so soll eine zweite dergleichen Exkursion am 1. September d. J., vielfach vorgebrachten Wünschen entsprechend, stattfinden.

XI. Herr Professor Dr. Nickel, Frankfurt a. O., Fürstenwalderstraße 54, teilt uns folgende interessante palaeontologische Berichte mit.

Die Mammutrestfunde am Gehänge des Odertals von Frankfurt bis zum Thorn-Eberswalder Haupttal. Nach dem gleichartigen Aufsatz desselben Verfassers mit Genehmigung der Redaktion der Märkischen Blätter der Frankfurter Oder-Zeitung, abgedruckt aus Nr. 110 vom 10. Mai 1908 nebst einigen Erweiterungen. Vergl. auch: Geologische Ausflüge in Frankfurt a. O. und seine Umgebung von demselben Verfasser, Frankfurt a. O. 1906, Waldowsche Buchhandlung.

In unserem Diluvium werden bekanntlich seit Jahrhunderten Überreste vom Mammut und den anderen großen Säugetieren der Interglazialzeit gefunden. Ohne diese Funde oder ohne Kenntnis von solchen ist es oft sehr schwer, die geologische Altersstufe unserer Diluvialschichten zu bestimmen. Auch bei der geologischen Aufnahme der Umgegend von Frankfurt a. O. (1903) mußte das geologische Alter vieler Eiszeitablagerungen aus dem obigen Grunde noch unbestimmt gelassen werden. Ich habe mich deshalb bemüht, erstens die Kenntnis von früher gemachten Interglazialfunden zu erlangen und zweitens wiederholt solche Aufschlüsse aufgesucht, in denen die Auffindung der genannten Leitfossilien zu erwarten war. In beiden Richtungen sind Erfolge zu verzeichnen. Nach der Gesamtheit der Funde dürfen wir jetzt annehmen, daß ebenso wie bei dem Spreetal von Berlin bis Rixdorf und Britz und dem Haveltal zwischen Potsdam und Brandenburg bei Phöben (Blatt Ketzin) nach der Haupteiszeit am Gehänge des heutigen Odertals oder mit anderen Worten an den Ufern der Eiszeitoder und den Ufern ihrer Zuflüsse von Frankfurt a. O. bis zum Oderbruch durch Anschwemmungen Interglazialschichten mit den genannten „Leitfossilien" entstanden, daß diese Schichten aber zum großen Teile wieder durch die jüngste und

letzte Eiszeit zerstört worden sind. Aus ihrem Material bildeten sich z. T. die Schichten des Rixdorfer Niveaus, die sich am ganzen Odergehänge rechts und links von der Oder bis zum Oderbruch nachweisen lassen.

Am östlichen Odergehänge sind in der Nähe der Stadt Frankfurt a. O. zwei Fundstellen zu verzeichnen. Besonders ergiebig erweist sich die große Kiesgrube bei dem Zugang zum Kleistturm und zum früheren Forsthaus Hängebusch. Dort sind in den Jahren 1903 bis 1906 fünf Funde gemacht worden: 2 Backenzähne vom Mammut und ein Stück vom Stoßzahn. Außerdem sind noch im April 1906 2 Stück Knochen von einem großen Eiszeittier gefunden worden. Auch diese Funde sind in die Privatsammlung von Herrn S. übergegangen und müssen noch bestimmt werden. Die nächste Stelle liegt etwa 800 Meter südlich von der genannten Kiesgrube in der jetzt verlassenen Seyfartschen Kiesgrube an der Drossener Chaussee neben dem Judenkirchhof. Dort wurde in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ebenfalls ein Stück Stoßzahn vom Mammut gefunden und durch den verstorbenen naturwissenschaftlichen Oberlehrer des hiesigen Realgymnasiums Herrn Riedel dem mineralogischen Museum der Berliner Universität überwiesen. Die nächste Fundstelle, die mir bis jetzt am östlichen Odergehänge bekannt geworden ist, liegt schon ziemlich weit von Frankfurt entfernt, in der Nähe von Cüstrin. Es handelt sich um die große Kiesgrube bei Göritz, aus der früher jahrelang ganze Eisenbahnzüge voll Kies herausgeholt worden sind. Dort wurde vor etwa 20 Jahren ebenfalls ein Stück von einem Mammutstoßzahn aufgefunden und durch Herrn Bergrat von Gellhorn dem Museum des Naturwissenschaftlichen Vereins in Frankfurt a. O. überwiesen. Auch gegenüber von Göritz am linken Gehänge des Odertals wurde in den Kiesgruben von Seelow schon vor Jahrzehnten ein Mammutstoßzahn aufgefunden und dem Museum in Müncheberg übergeben.

Die nächste Stelle am Oderlauf mit umfangreicher Kies- und Geschiebegewinnung liegt schon viele Kilometer nördlich von Göritz. Es sind die Kiesgruben am Bahnhof Oderberg-Bralitz. Nach den Erläuterungen zu dem geologischen Blatt Oderberg sind dort, sowie noch weiter nördlich bei Hohensaathen ebenfalls Überreste von diluvialen Säugetieren gefunden worden, allerdings in stark abgerolltem Zustande. Von diesem nördlichsten Punkt des Oderlaufs, der hier für uns in Betracht kommt, wenden wir uns gleich zu dem südlichsten Punkt des westlichen Odergehänges in der Nähe von Frankfurt, an dem ein Mammutrestfund zu verzeichnen ist. Wie die großen Kiesgruben bei Göritz vorzugsweise im Interesse des Bahnbaus und der Gleisedecke aufgeschlossen wurden, so sind auch früher südlich von Frankfurt die großen Kiesvorräte von Tzschetzschnow durch Anschlußgleise für denselben Zweck in Anspruch genommen worden. Es wurde dabei die Hälfte eines

Mammutbackenzahns aufgefunden. Das Stück befindet sich in einer Privatsammlung. Zwischen Tzschetzschnow und Frankfurt stößt an das Odertal eine Seitenfurche: das Diluvialtal Langer Grund, an dem zahlreiche Kiesgruben liegen, die früher ebenfalls Bahnanschluß hatten. Dort ist bei den Schwedenschanzen im Jahre 1898 ein Mammutbackenzahn gefunden worden, desgleichen ein stark abgeschliffener Wildpferdzahn. Von Rosengarten, der ersten kleinen Station der Eisenbahnstrecke Frankfurt a. O. - Berlin erstreckt sich bis an das Odertal bei Frankfurt eine 6—7 km lange Grundmoräne. Das Gesamtgefälle beträgt trotz der geringen Entfernung etwa 40 Meter gegenüber dem Plateaurand bei Frankfurt, also nur 9 Meter weniger als das Gesamtgefälle der Oder in ihrem märkischen Teile. Während das „Interglazial" am Nordrande der Rosengarten-Frankfurter Grundmoräne mit mehreren aus der Mendeschen Ziegelei stammenden Funden von Wildpferdüberresten u. a. schon seit mehreren Jahren bekannt ist, wurde das Interglazial am Südrande in der Gelben Presse erst neuerdings in meiner Gegenwart bei Gelegenheit eines geologischen Schülerausfluges nachgewiesen. In dem geschichteten Diluvium fanden wir dort außer einer Reihe von Wildpferdzähnen auch mehr oder weniger gut erhaltene Überreste von Weichtierschalen, deren Bestimmung noch aussteht. Während an den bezeichneten Stellen Mammutüberreste bis jetzt nicht aufgefunden worden sind, ergaben die Erdarbeiten am Nordrande der Rosengarten-Frankfurter Grundmoräne weiter östlich vom Interglazial der Mendeschen Ziegelei im Gebiet der Kaiserstraße bei Frankfurt im September 1905 wenigstens eine Platte von einem Mammutbackenzahn, die sich in meiner Sammlung befindet.

Neuerdings sind mir vom westlichen Odergehänge äußerst interessante Funde übergeben worden. Ich verdanke dieselben der Liebenswürdigkeit von Herrn Fabrikbesitzer Voigt, für dessen Kalksandsteinfabrikation am Odergehänge in der Cüstrinerstraße gewaltige Sand- und Kiesmengen abgetragen worden sind. Daneben findet sich ein gleichartiger Aufschluß der hiesigen Gasanstalt, dem für den Neubau der Gasanstalt am Oderufer zur Aufschüttung des Geländes gewaltige Sandmassen entnommen worden sind. Schon früher wurden in dem Aufschluß der Kalksandsteinfabrik tief in den Sandschichten kleine Knochenreste gefunden. Jetzt fanden sich aber etwa 10 Meter unter der Erdoberfläche Knochenüberreste eines riesigen Eiszeittieres. Der obere Gelenkkopf des gewaltigen Schienenbeins läßt sich deutlich erkennen. Außerdem liegen neben vielen Knochensplittern*) noch größere Bruchstücke eines starkwandigen großen Röhrenknochens vor.

In dem Vorstehenden habe ich den Versuch gemacht, eine größere Anzahl von einzelnen Beobachtungen in großen Zügen zu einem Gesamt-

*) Einer derselben stammt von dem benachbarten Aufschluß der Gasanstalt.

bild über die diluviale Oder zu verwerten. Im einzelnen wird später noch manches nachzutragen und zu erweitern sein. Eine Erweiterung ist naheliegend. Als Fortsetzung der diluvialen Oder müssen wir für den Zeitraum, bevor sie sich den Weg in das baltische Gebiet bahnte, den links von der Oder liegenden Teil des Thorn-Eberswalder Haupttals ansehen. In den geologisch viel untersuchten Kiesgruben von Eberswalde sind durch die interessanten Untersuchungen von G. Krause Interglazialreste und die ersten Beweise für das Vorhandensein des diluvialen Menschen in unserer Gegend erbracht worden. Es fanden sich dort ein bearbeitetes Bruchstück von einer Ulna einer Bosart und eine Renntierstange, die am proximalen Ende gerade abgeschnitten war. Auch unser hiesiges naturwissenschaftliches Museum in der Oderstraße birgt unter den diluvialen Funden einen Zahn aus Eberswalde, der 1899 von dem Herrn Bahnmeister Köttke dem Museum überwiesen ist und in den Listen des hiesigen Naturwissenschaftlichen Vereins bisher irrtümlich als Mastodonzahn verzeichnet war. Auf meinen Wunsch wurde mir der Zahn vom Vorsteher der Sammlungen, Herrn Klittke, bereitwilligst zur Besichtigung herausgegeben. Ich stellte fest, daß es sich nicht um einen Mastodonzahn, sondern um einen Equusbackenzahn, wahrscheinlich um einen Wildpferdzahn handelt. Ich werde versuchen nachträglich über die Fundstelle Genaueres zu ermitteln und für jede Mitteilung, die mir aus dem Leserkreis meiner Abhandlung für mein Thema zugeht, sehr dankbar sein.

Die Brandenburgia ist Herrn Nickel um so dankbarer für seine Mitteilungen, als sie Gegenden, über die wenig palaeontologisch bekannt geworden ist, betreffen.

XII. Herr Professor Dr. Max Verworn in Göttingen, einer der hervorragendsten und glücklichsten Forscher auf der schwierigen und viel zu wenig beackerten Grenzgebieten zwischen Natur- und Kultur-Geschichte, hat die Güte einen Separatabzug seines berechtigtes Aufsehen erregenden Vortrags mitzuteilen, welche unter dem Titel: „Zur Psychologie der primitiven Kunst“ in der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift N. F., VI. Bd., 1907, abgedruckt wurde.

Ich habe auf diesen Artikel, nachdem er erschienen war, in der Brandenburgia seinerzeit zuerst aufmerksam gemacht und auch seither vielen Mitgliedern gegenüber bezüglich der merkwürdigen Feststellungen Verworns geäußert. Bis vor kurzem war ganz allgemein die Vorstellung verbreitet, daß die einfachen gewissermaßen symbolischen Zeichnungen, wie sie unsere kleinen Kinder von Menschen, Tieren, Bäumen, Häusern u. dgl. mit ein paar unbeholfenen Strichen herstellen, Äußerungen des ureigentlichen primitiven Menschentums seien und wir haben wohl fast alle dieser Vorstellung um so mehr gehuldigt, als ja die bekannten Felsenzeichnungen der Wikingerzeit und die primitiven Zeichnungen auf den

noch älteren, nicht minder weit bekannten Gesichtsurnen, endlich die Zeichnungen und Skulpturen mancher heutiger Wildenstämme mit den künstlerischen Erzeugnissen unserer entlegensten Kindeszeit mitunter merkwürdig übereinstimmen.

Allein Verworn erweist an der Hand der Höhlenzeichnungen und Schnitzereien aus der Mammut- und Renntierzeit, daß der palaeolithische Höhlenmensch bereits ganz andere, viel realistischere und uns modern künstlerisch anmutende graphische und plastische Künste betrieb. Weshalb diese vortreffliche Urkunst, zu der ich auch die von mir unter Nr. VIII dieses Protokolls erwähnten künstlerisch wohlgelungenen Gefäße rechne, verfallen und verschollen ist, wissen wir noch nicht. Diese älteste, der Natur abgelauschte Kunst, die von einigen modernen Naturvölkern, z. B. den Buschmännern geübt wird, nennt Verworn physioplastische Kunst und die erst erwähnte Kunst des Kindes, der Gesichtsurnenverfertiger und mancher moderner Wildenstämme nennt er ideoplastische Kunst, weil hier nicht die wirkliche Natur reproduziert wird, sondern nur die Vorstellung (die Idee) derselben.

Die Theorie Verworns, auf die wir noch öfters zurückkommen werden, ist von vielen interessanten Abbildungen begleitet und wird als ein wichtiger Markstein psychologisch-anthropologischer Forschung fortan angesehen werden müssen. Wenn Sie übrigens die Geschichte der ägyptischen Hieroglyphen sich vergegenwärtigen, dann werden Sie sehen, wie die ursprünglich physioplastische Schriftkunst sich im Laufe der Jahrtausende in vollkommen ideoplastische Schriftkunst verändert hat.

Weiter lege ich vor 2 Arbeiten Verworns, die im Korresp.-Blatt der Deutschen Anthropol. Gesellschaft, XXXIX. Jahrg. 1908, abgedruckt sind: über das altsächsische Gräberfeld von Grone bei Göttingen, über die vielerörterte Kulturstufe von Taubach bei Weimar, mittleres Interglaziär, in welchem Dr. Hans Hahne zurzeit, mit Unterstützung aus dem Vermächtnis des Dr. Fedor Jagor, Ausgrabungen vornimmt und über mehrere mit Herrn Rutot nach Belgien, außerdem nach den südfranzösischen Renntierhöhlen unternommene Ausflüge.

Endlich legen Ihnen die ebenfalls von mir herumgereichten Sitzungsberichte des angesehenen Anthropologischen Vereins zu Göttingen 1906 und 1907 Zeugnis von den eifrigen vielseitigen Studien dieser wissenschaftlichen Vereinigung ab.

XIII. Herr Georg E. F. Schulz, Friedenau, Hertelstraße 1, überreicht die ersten vier Hefte seiner im Verlag von Paul Parey, Berlin SW. 11, erscheinenden „Natururkunden. Biologisch erläuterte photographische Aufnahmen freilebender Tiere und Pflanzen."

Heft 1 Vögel 1. Reihe; Heft 2 Pflanzen 1. Reihe; Heft 3 Pflanzen 2. Reihe und Heft 4 Pilze 1. Reihe. Was ich kürzlich zum Lobe von Heft 1 in der Brandenburgia sagte, dehne ich vollinhaltlich auf die

neuesten 3 Hefte aus. Wenn ein illustriertes Werk geeignet ist, Freude in der Natur zu erwecken und nützliche Kenntnisse in angenehmster Form zu verbreiten, so sind es diese der Mutter Natur unmittelbar abgelauschten Bilder. Der Preis (1 M. pro Heft) ist für das Gebotene ungemein billig. Wir wünschen den Schulzschen Natururkunden in allen Volksklassen die allerweiteste Verbreitung.

XIV. Mende's Taschen-Atlas von Berlin und seinen Vororten, bearbeitet, gezeichnet und herausgegeben von A. Ewan und A. Mende lege ich Ihnen mit bester Empfehlung in neuer Ausgabe vor. Der Atlas, nur 75 Pf. kostend, ist in der Brusttasche bequem unterzubringen.

XV. Mitteilungen der Berliner Elektricitäts-Werke, Jahrg. IV, Mai 1908. Das elegant ausgestattete Heftchen bringt u. a. Bilder der Herren Rathenau und Edison. — Großmaschinenbau Berlin Brunnenstraße. — Kabelwerk Oberspree. — Verwaltungsgebäude der A. E. G. am Friedrich Karlufer. — Passionskirche am Marheineke-Platz. Zentral-Telegraphenstation des Polizei-Präsidiums.

XVI. Sollen Bücher desinfiziert werden? Diese Frage wird auch aus Kreisen der Brandenburgia so oft an mich, den langjährigen Vorsitzenden des Kuratoriums der Städtischen Bibliotheken gerichtet, daß ich dieselbe in Gestalt der nachfolgenden amtlichen Auskunft ein für allemal beantworten möchte.

Mit Bezug auf Ihr gefl. Schreiben vom 9. Mai dieses Jahres — J.-No. 9505[a] — erwidern wir ergebenst, daß die Bücher unserer Volksbibliotheken aus den nachfolgenden Gründen nicht desinfiziert werden.

In zwei Abständen wurden ½ Jahr bis 6 Jahre lang zum Teil sehr stark benutzte Bücher unserer Bibliotheken dem Institut für Infektionskrankheiten, hier, eingesandt, um sie auf ihre in sich bergenden Tuberkelbacillen hin zu prüfen. Die aus den schmutzigsten Stellen des Buches, also besonders von den Blatträndern durch Auslaugen gewonnene Flüssigkeit wurde einer großen Menge Meerschweinchen eingespritzt. Hierbei wurde genau beobachtet, wie lange die einzelnen Bücher in Benutzung gewesen waren, aus denen jene Flüssigkeit gewonnen wurde, mit der die einzelnen Tiere geimpft worden waren.

Es ergab sich, daß durch die bis zu 2 Jahren in Benutzung gewesenen Bücher kein Meerschweinchen tuberkulös erkrankte. Bei einem Drittel der 3—6 Jahre im Gebrauch befindlichen Bücher wurden lebende Tuberkelbacillen angetroffen; es waren dies aber besonders stark benutzte und beschmutzte Exemplare, und nur bei dem von dem Schmutz der Blatträndern gewonnenen Impfstoff erkrankten die Tiere an Tuberkulose. Dagegen ging keins der

Tiere ein, die mit dem von den Bücherdeckeln abgeriebenen Schmutz Einspritzungen erhalten hatten.

Da die Tuberkelbacillen sich in dem feuchten Schmutz alter Leih-Bibliotheksbücher besonders keimfähig erhalten, sind Versuche gemacht worden, solche Bücher mit Formalindämpfen zu sterilisieren. Leider aber sind die Ergebnisse der mit Formalin angestellten Untersuchungen negativer Art gewesen: einmal gelingt es den Dämpfen durchaus nicht, alle schädlichen Bacillen zu vernichten und zweitens leiden die Bücher in erheblichem Maße unter der Desinfektion. Dazu kommt noch, daß die Autoritäten für Bakteriologie die widersprechendsten Ansichten darüber haben, ob Bücher Gesunde jemals infizieren und Tuberkulose hervorrufen können.

Wir haben aus diesen Gründen von einer Desinfektion unserer Bücher absehen zu sollen für richtig gehalten.

Um aber den Ergebnissen der angestellten Untersuchungen Rechnung zu tragen, wurde beschlossen, noch öfter als bisher zerlesene und beschmutzte Bücher auszuscheiden und zu vernichten.

Da die Versuche außerdem erwiesen hatten, daß der oft mit angefeuchtetem Finger berührte untere Blattrand die meisten lebenden Tuberkelbacillen in sich barg, brachten wir gleichzeitig mit der in jedes Buch eingeklebten Benutzungsordnung die hygienische Warnung an: „Die Blätter des Buches wolle der Leser aus gesundheitlichen Rücksichten nicht mit speichelbenetztem Finger umwenden."

Nähere Angaben über die im Institut für Infektionskrankheiten in Berlin angestellten Versuche finden sich in einer Abhandlung von Dr. J. Mitulesen: „Beiträge zur Ätiologie der Tuberkulose" in der Zeitschrift für Hygiene und Infektionskrankheiten Bd. 44. 1903.

Berlin, den 13. Mai 1908.

Kuratorium der Städtischen Bibliotheken.
E. Friedel.

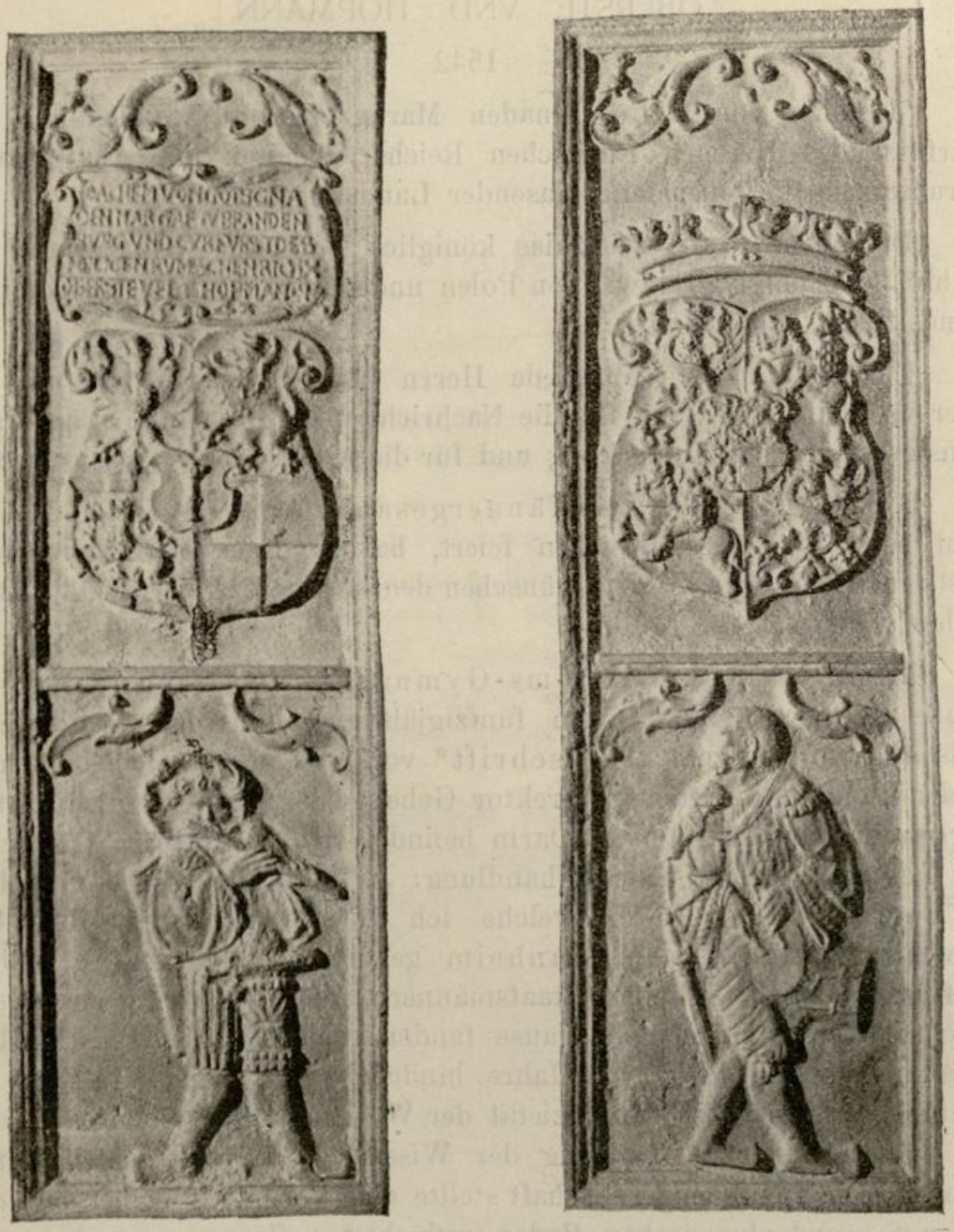
An den Vorstand der
Pulverfabrik zu Spandau.

D. Kulturgeschichtliches.

XVII. Herr Hofbaurat Paul Kavel, der uns schon früher Abbildungen interessanter gußeiserner Ofenplatten von Königs-Wusterhausen und Jagdschloß Grunewald zur Verfügung stellte*), hat die große Güte gehabt, uns die Abformungen zweier kürzlich im letzt-

*) Vergl. Brandenburgia XVI. 247.

gedachten Schloß beim Abbruch eines Kamins aufgefundener ebenfalls gußeiserner Zierplatten mitzuteilen, von deren Schönheit und Eigentümlichkeit Sie sich selbst überzeugen wollen.



Ofenplatten aus Schloß Grunewald.

Es sind zwei symmetrisch angebracht gewesene Seitentafeln, je 37 cm breit und 115 cm hoch, Mittelreliefs, deren Abbildungen hierbei gegeben werden.

Die eine Tafel im reichen Renaissanceschmuck enthält über dem kurbrandenburgischen Wappen folgende Inschrift wörtlich in 4 Zeilen:

JOACHIM VON GOTS GNADEN MARG~AF V. BRANDENBVRG VND CVRFVRST DES HILIGEN ROMSCHEN RICHX OBERSTE VND HOPMANN

1542

(Joachim von Gottes Gnaden Markgraf von Brandenburg und Kurfürst des Heiligen Römischen Reichs Oberster und Hauptmann), darunter ein die Querpfeife blasender Landsknecht.

Die andere Tafel zeigt das königlich Polnische Wappen der Gemahlin Joachims II., Hedwig von Polen und darunter einen barhäuptigen Landsknecht trommelnd.

Unserm verehrten Mitgliede Herrn Kavel erlaube ich mir den allerverbindlichsten Dank für die Nachricht über diese interessante neue kunstgeschichtliche Entdeckung und für die Abformungen auszusprechen.

XVIII. Der hiesige Männergesangverein Brennabor, der heut sein 50jähriges Bestehen feiert, hat für unsere Bücherei seine Festschrift eingereicht. Wir wünschen demselben auch fernerhin sangesfrohes Gedeihen.

XIX. Das Kgl. Wilhelms-Gymnasium zu Berlin, Bellevuestraße 13, feiert morgen sein fünfzigjähriges Jubiläum. Ich lege die vielseitige, interessante „Festschrift“ vor, welche der leider demnächst in den Ruhestand tretende Direktor Geheime Regierungsrat Leuchtenberger herausgegeben hat. Darin befindet sich, von Herrn Oberlehrer Dr. F. Petri verfaßt, eine Abhandlung: „Die Spanheimgesellschaft in Berlin 1689 — 1697“, welche ich Ihrer besonderem Beachtung empfehle. Ezechiel von Spanheim gehörte zu den im 17. und 18. Jahrhundert nicht seltenen Staatsmännern, die gleichzeitig bedeutende Gelehrte waren. In seinem Hause fanden regelmäßig wissenschaftliche Zusammenkünfte ungefähr 8 Jahre hindurch statt, welche in ihrer Gesamtheit als Vorläufer der Sozietät der Wissenschaften, somit also auch der spätern Berliner Akademie der Wissenschaften betrachtet werden können. Die Spanheimgesellschaft stellte eine Vermittelung her zwischen den auf brandenburgischen Boden geflüchteten Franzosen und der einheimischen Gelehrtenwelt, die dadurch, wie es Petri ausdrückt, aus ihrem Sonderleben in den Zusammenhang der allgemeinen europäischen Literatur gehoben wurde. Sp. hat große Verdienste als Hort und Leiter der französischen Kolonie, gilt auch als der eigentliche Gründer des französischen Gymnasiums. Ich beabsichtige zu seinem Gedächtnis bei geeigneter Gelegenheit eine Spanheim-Straße für Berlin in Vorschlag zu bringen.

XX. Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums Jahrg. 1907, Heft III u. IV. Nürnberg 1907. Dies Heft wird Ihnen besonders wegen der Abbildungen, der herrlichen Holzmöbel des Museums, beschrieben von Dr. Hans Stegmann, Freude machen.

XXI. Veröffentlichungen des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg. Ich lege Ihnen zwei ebenso wichtige wie interessante größere Sonderschriften des uns befreundeten Vereins zur Kenntnisnahme vor.

a) Hardenberg und die ständische Opposition 1810/11, von Dr. Wilhelm Steffens. Diese inhaltreiche geistvolle Schrift erscheint besonders geeignet zu der Zeit, wo dem Nachfolger Steins ein schönes Denkmal auf dem Dönhoffsplatz errichtet worden ist und die Gestalt des preußischen Staatskanzlers gerade jetzt in den Vordergrund*) geschichtlicher Betrachtung zieht. War Stein mit seinen bahnbrechenden Reformen schließlich am Widerstand der Bureaukratie und des landsässigen Adels erlahmt und mißmutig zurückgetreten, so konnte die weichere Natur Hardenbergs mit seinen Verbesserungsplänen erst recht nicht so, wie er wünschte, durchdringen. Die Idee einer Notabelnversammlung als eine Art allgemeiner Repräsentativversammlung schwebte ihm als politisches Auskunftsmittel vor und es kam auch zu einer Berufung der Notabeln am 27. Dezember 1810. Sofort organisierte sich die ständische Opposition der Art, daß die Reformpläne des Staatskanzlers sowohl nach der agrarischen wie finanziellen Seite wesentlich umgestaltet werden mußten.

„Es mag immerhin zweifelhaft erscheinen, sagt Steffens, S. 201, ob man mit einer wirklichen Nationalversammlung vorderhand zu glücklichen Ergebnissen gekommen wäre, — ein Zweifel, der allerdings an-

*) In dieser Beziehung äußert sich u. a. der Abgeordnete Freiher von Zedlitz und Neukirch im gestrigen „Tag“ wie folgt. „Der Vorschlag meines Vetters, des Vortragenden Rats im Kultusministerium Freiherrn v. Zedlitz, zu der seit dem Tode des Fürsten Hardenberg eingeschlafenen Einrichtung des Staatskanzlers und zwar in einer dem Amt des Reichskanzlers im wesentlichen nachgebildeten Gestalt, zurückzukehren, erregt begreiflicherweise lebhaftes Interesse. Eine kritische Prüfung des Vorschlages mag daher am Platze sein.

Die Mißstände, deren Beseitigung der Vorschlag erstrebt, sind in unserer Ministerialverfassung unzweifelhaft vorhanden. Die Auseinandersetzungen zwischen den verschiedenen Ressorts nehmen in der Tat einen beträchtlichen Teil der Zeit und Kraft der Ministerialräte in Anspruch. Das Schreibwerk wächst zu beinahe unglaublichen Dimensionen, der Verbrauch von Zeit und Tinte steht mit dem sachlichen Ergebnis nur zu oft in argem Mißverhältnis, und der Austrag von Meinungsverschiedenheiten führt häufig zu Halbheiten. Eine Stelle, die über den Ressorts steht, die Einheit der Staatsverwaltung verbürgt und Meinungsverschiedenheiten zwischen den einzelnen Ressortchefs entscheidet, ist in der Tat ein unabweisbares Bedürfnis. Bleibt zu untersuchen, woran es jetzt fehlt, und ob von der Wiederbelebung des Staatskanzleramts ohne überwiegende andere Nachteile eine durchgreifende Besserung zu erwarten ist.“

gesichts der gewaltigen Leistungen der Preußen in den großen Jahren der Freiheitskriege sehr verblaßt: jedenfalls war es nach den so oft und feierlich gegebenen Versprechungen heilige Pflicht des leitenden Staatsmannes, diese wichtige Angelegenheit mit regem Eifer und tiefem Interesse in Erwägung zu ziehen und nach Möglichkeit zu betreiben. Und der rückblickende Beobachter darf mit Recht die Frage aufwerfen, — wenn sie auch keine unbedingte Antwort zuläßt —, ob nicht durch Einrichtung einer Repräsentation in jenen Tagen viel innerer Kampf der späteren verhütet wäre?"

„Als hervorstechender Zug in seiner (Hardenbergs) Tätigkeit ist uns seine Wandelbarkeit entgegengetreten, die Gewandtheit, mit der er Modifikationen seines Systems mit souveräner Leichtigkeit vornahm."

Es handelt sich bei Hardenbergs Tätigkeit 1810/11 nur um eine kurze geschichtliche Episode und diese ins klare Licht gestellt zu haben, ist ein großes Verdienst des Verfassers.

b) Hof- und Zentralverwaltung der Mark Brandenburg im Mittelalter von Hans Spangenberg (Königsberg i. O.). Dieser bahnbrechenden umfangreichen und entsprechend inhaltreichen Schrift (548 S.) kann ich in einem kurzen Bericht, nicht so, wie ich möchte, heut Abend gerecht werden. Dies Buch ist eine wahre Fundgrube auch für die mittelalterliche Heimatkunde. Der Stoff gliedert sich in zwei Teile. I. Buch. Die Organisation der Zentralverwaltung, umfassend die Markgrafen und das neue Beamtentum, den Rat und die Kanzlei. Das II. Buch beschäftigt sich mit den Funktionen der Zentralverwaltung. Es werden hierbei behandelt: Einfluß der ständischen Erhebung auf die Verwaltung, ihren Umfang und die Art ihrer Betätigung, die Justizverwaltung (Hofgericht, Kammergericht und ständische Gerichtsbarkeit), das Finanzwesen und endlich das Heerwesen. Ueberall sind die Quellen meist archivalischer Natur reichlich angegeben. Das ganze Werk verdient nach Fleiß, Gründlichkeit und Flüssigkeit der Darstellung uneingeschränktes Lob.

Unser eifriges Mitglied Herr Rektor Otto Monke legt ein hübsches seidenes Brautgürtel-Tuch aus Potsdam aus dem Jahre 1838 als Geschenk für das Märkische Museum vor, wofür verbindlichst gedankt wird.

E. Bildliches.

XXIII. Vom neuen Märkischen Museum soll ich, auf vielfaches Begehren, heut Abend auch etwas mitteilen. Ich lege Ihnen deshalb 7 große Photographien vor, von denen mehrere die gewaltige Baugrube und die großen Schwierigkeiten der Fundamentierung erkennen lassen. Eine andere Photographie, von Herrn v. Brauchitsch hergestellt,

welcher die Aufnahme für das spätere große illustrierte Museumswerk u. M. des Herrn Geh. Baurats Dr. ing. Ludwig Hoffmann besorgt, zeigt den fertigen Neubau im Schnee. Dann die Originalphotographie, nach welcher die Lichtbildaufnahme besorgt ist, welche Sie zum Museums-Bericht S. 28 bis 30 Teil I des von mir redigierten „Berichtes über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin in den Verwaltungsjahren 1901 bis 1905" finden.

Was nun die Eröffnung des M. M. anlangt, so darf ich darüber etwa folgendes verraten. Voraussichtlich werden am Mittwoch den 3. Juni um 10 Uhr die beiden Kaiserlichen Majestäten in ganz zwangloser Weise die Sammlungen vorbesichtigen. Es werden vom Magistrat nur die beiden Bürgermeister, vom Museum meine Wenigkeit und der Baurat Ludwig Hoffmann, außerdem der Vorsitzende der Hochbaudeputation Stadtrat Namslau zugegen sein.

Ferner findet eine förmliche und feierliche Eröffnung des Märkischen Museums, was enthusiastisch gestimmte Gemüter gefälligst bemerken wollen, überhaupt nicht statt. Die Museumsverwaltung wie der Magistrat sind der Meinung, man solle alles vermeiden, was zu einer Vergleichung mit den hiesigen großen Staatsmuseen auffordern könnte, da wir in aller Bescheidenheit nur eine Stadt und eine Provinz zur Darstellung bringen wollen, auch das Märkische Museum durchaus kein Kunstmuseum, kein kunstgewerbliches Museum ist, vielmehr seiner historischen Aufgabe entsprechend eine Menge schlichter und unansehnlicher Gegenstände zu zeigen hat, die durchaus nicht auf einen Effekt berechnet sind, also nicht etwa wie die Gegenstände im Kgl. Kunstgewerbemuseum. Wenn ein großes neues Staatsmuseum, wie z. B. das Kaiser-Friedrich-Museum, eingeweiht wird, dann verlangt man mit Recht das übliche feierliche und dekorative Gepränge wie es bei der Preuß. Staatsverwaltung und beim Königlichen Hause üblich ist.

Von alle dem wird also, ich wiederhole dies, um Enttäuschungen von vornherein, wenigstens soweit meine Stimme reicht, vorzubeugen, beim M. M. keine Rede sein.

Die städtische Verwaltung wird, ehe man das M. M. dem großen Publikum öffnet, lediglich zu zwei amtlichen Führungen mit simpeln Einlaßkarten in nichtförmlicher Weise einladen. Das sind die ganzen Veranstaltungen, welche getroffen werden sollen, bevor die Berliner Bürgerschaft und das fremde Publikum Zutritt erhalten.

Zu berücksichtigen sind mit Einlaßkarten: die Mitglieder des Magistrats und der Stadtverordneten-Versammlung, die Mitglieder der Pflegschaft des Märkischen Museums und endlich die Mitglieder der Brandenburgia, welche man trotz ihrer großen Zahl einladen möchte, weil unsere Gesellschaft sich satzungsgemäß in den Dienst des M. M. gestellt hat, indem sie keine eigenen Sammlungen anlegt, vielmehr die

Sammlungen des M. M. fördern will und ihr wissenschaftliches Rüstzeug (Bücher, Karten, Pläne etc.) ebenfalls dem M. M. zur Benutzung löblicher Weise überläßt.

Viele Schwierigkeit bereitet die große Zahl der bei den vier Gruppen in Betracht kommenden Personen. Man wird diesen großen Uebelstand unter Berücksichtigung der Enge der meisten Ausstellungsräume, in folgender Art zu lösen versuchen.

Am Mittwoch den 10. Juni werden die Mitglieder des Magistrats und der Stadtverordneten-Versammlung um 11 Uhr geführt werden, nachdem Herr Bürgermeister Dr. Reicke eine kurze Ansprache in der grossen Halle gehalten. Auch den Mitgliedern des amtlichen wissenschaftlichen Beirats des M. M. werden Einlasskarten zugehen.

Schriftlich eingeladen zu diesem Tage werden nur die zwei in amtlicher Aufsichtsstellung zur Stadt Berlin speziell zum Märkischen Museum stehenden Persönlichkeiten, der Herr Minister der Geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten Dr. Holle und der Herr Oberpräsident von Berlin und der Provinz Brandenburg von Trott zu Solz.

Eine zweite amtliche Führung findet dann für den Rest der in Betracht kommenden Persönlichkeiten am Donnerstag den 18. Juni 1908 um 9 Uhr statt.*) Es werden vor allem Eintrittskarten erhalten die zahlreichen Mitglieder der Pflegschaft des M. M. Um der Brandenburgia aus den schon von mir beregten Gründen einen Vorzug vor sämtlichen übrigen in Berlin und der Provinz vorhandenen Vereinen und Gesellschaften zu gewähren, sollen hierzu auch die sämtlichen Mitglieder der Brandenburgia so zwar eingeladen werden, daß auf jede unserer von der Gesellschaft gedruckten und zu versendenden Eintritsteinladungen zwei Personen erscheinen dürfen. Die Städtische Verwaltung glaubt diese besondere Ehrung unserer Brandenburgia schuldig zu sein, ich habe sie gern und dankbar angenommen.

Wie bei der ersten Führung am 10. Juni werden — ich wiederhole dies nochmals, um Irrtümern und Mißverständnissen vorzubeugen — auch die Mitglieder der Pflegschaft und der Brandenburgia nicht einzeln schriftlich eingeladen werden. Vielmehr soll die Einladung der Brandenburgia-Mitglieder vom Vorstande erfolgen, aber mit dem Zusatz „auf freundliche Einladung der Direktion des M. M. Herr Bürgermeister Dr. Reicke und, wenn er behindert ist, ich, werden die Erschienenen mit kurzem Gruß offiziell willkommen heißen.

Endlich mache ich darauf aufmerksam, daß die Gegenstände, welche bei diesen Gelegenheiten gezeigt werden, die Schausammlung ausmachen. In gesonderten, dem großen Publikum nicht zugänglichen Räumen sind

*) Von 11 Uhr ab erhält das Publikum Zutritt.

daneben die einzelnen Lehrsammlungen vorläufig, bis zu definitiver Ordnung und gesonderter Aufstellung, untergebracht.

XXIV. U. M. Herr Gustav Lakowitz hat wiederum die Güte, eine große Anzahl neuer Postkarten mit Ansichten von Nieder-Schönhausen und Pankow mit dem neuen Bürgerpark (früher Park Killisch von Horn) mitzuteilen. Herzlichen Dank Namens des Märkischen Museums.

XXV. In der seitens der Photographischen Gesellschaft herausgegebenen Zeitschrift „Neue Kunst" befindet sich in der ausliegenden Mai-Nummer 1908 hauptsächlich eine Revue der von der Königlichen Akademie in deren neuen Räumen am Pariser Platz veranstaltenen historischen Englischen Ausstellung, die so viel angenehmes Aufsehen in weitesten Kreisen erregt hat.

XXVI. Hierauf hielt Herr Pastor Niendorf aus Spaatz bei Rathenow den angekündigten Vortrag über seinen Vater, den Schriftsteller und märkischen Dichter Martin Anton Niendorf. Herr Rektor Monke hat die Güte, uns hierüber folgenden abgekürzten Bericht abzustatten.

Martin Anton Niendorf,

ein märkischer Dichter und Schriftsteller.

Sein Leben und Wirken.

Es sind am 12. Juni d. J. 30 Jahre verflossen, daß der märkische Dichter und Schriftsteller M. A. Niendorf — er war unter dem Namen Mark Anton s. Z. in der Presse und im öffentlichen Leben bekannt, wie er zuerst von seinen Freunden scherzweise genannt wurde — die Augen für immer schloß. Früher wohlbekannt, ist er beim großen Publikum in Vergessenheit geraten, da er infolge seines frühen Todes den Gesamtverlag seiner Werke nicht ausführen konnte, und es ist daher eine günstige Fügung, daß sein Name kurz vor seinem 30jährigen Todestage durch einen Vortrag in Erinnerung gebracht werden kann.

Martin Anton Niendorf war am 24. 2. 1826 in Niemegk als Sohn eines Ackerbürgers Johann David Niendorf geboren. Wegen seiner Begabung für den Lehrerberuf bestimmt, absolvierte er von 1844—46 das Königliche Schullehrerseminar in Potsdam, wurde Ostern 1846 Hauslehrer auf dem Vorwerk Werftpfuhl bei Tiefensee in der Nähe von Werneuchen und im Januar 1847 Hilfslehrer in Berlin. Sein heißes Blut und unklare politische Ideen von Volksfreiheit und Herbeiführung eines einigen Deutschlands unter Preußens Leitung trieben ihn am 18. 3. 1848 auf die Barrikaden Berlins, infolgedessen er gefangen, in den Schloßkeller und dann nach Spandau gebracht wurde, von wo er jedoch schon am 19. ohne weiteres entlassen wurde.

Bald darauf aber trug ihn die Veröffentlichung seines Erstlingswerkes: „Stunden der Andacht, Gesänge aus Berlins Revolutionszeit" eine Anklage wegen Ehrfurchtsverletzung gegen den Monarchen ein, und das

Schwurgericht in Berlin verurteilte ihn im April 1850 zu 6 Monaten Gefängnis. Hinter den Kerkermauern der Berliner Stadtvogtei rang sich seine Seele zu ihrem besseren Selbst und zu ihrem Gott hindurch, und seine heiße Sehnsucht nach seiner poesiereichen waldumhegten märkischen Heimat, die er in seiner schönsten Dichtung, der „Hegler Mühle", sowie in mehreren Gedichten ausströmen ließ, brachte seiner Seele völlige Genesung.

Werfen wir nunmehr einen Blick auf seine Dichtungen in der ersten Periode seines Lebens. Schon in Potsdam hatte sich seine poetische Ader geregt. Es waren zahlreiche Gedichte entstanden, die durch ihre frische natürliche Empfindung und Sprache zeigen, daß Niendorf ein geborener Dichter war. Auch aus seiner Hauslehrerzeit in Werftpfuhl und Tiefensee stammen eine ganze Anzahl von Gedichten, z. B. das folgende, für eine Singstimme von Edwin Schultz komponierte:

Wie hat sie's doch angefangen,
Daß sie so mein Herz betört,
Daß mich peinigt Lust und Bangen,
Daß mein ganzer Sinn verstört,
Daß ich gehn muß, wo sie geht,
Daß ich stehn muss, wo sie steht,
Daß mein Herze hüpft vor Freuden
Schau ich sie auf weiter Heiden;
Wie hat sie's doch angefangen,
Daß sie so mein Herz betört?

Ferner das Gedicht:

Zu dir muß ich wandern von nah und weit,
Du bist mein Gedanke zu aller Zeit,
Keine Sonn' ist zu brennend, kein Berg mir zu steil,
Kein Freund mir so wert, keine Stunde mir feil,
Kann ich nur stehen in deiner Näh,
Du Heideblume von Tiefensee!

Du bist die Eine, die alles mir nimmt,
Dir ist mein Leben, mein Treiben bestimmt,
Mein Herz ist dein Eigen, mein Sinnen bist du,
Mein Dichten und Trachten steht immer dir zu;
Mich find ich erst wieder, wenn ich dich seh,
Du Heideblume von Tiefensee.

Und schau ich dich endlich mit leiblichem Aug,
Und spürt mein Mund deines Mundes Hauch,
Und schling ich die Hand um den schlanken Leib,
Und blick in dein Herz, du geliebtes Weib,
Da gehet in Wonne mein wildes Weh,
Du Heideblume von Tiefensee.

Aus der Zeit der Gefangenschaft rührt u. a. das Gedicht her: „Du warst mein Paradies, du stilles Tal". Es schließt mit der Strophe:

„O Heimat mein, an deine Mutterbrüste
Nimm wieder auf dein Kind, das täuschungsmüde,
Schiffbrüchig warf die Welt es hier zur Küste!
Laß es die Vögel wieder singen hören,
Die Nachtigall mit ihrem süßen Liede.
Es will auch fromm sein, niemand will es stören;
Nur will es wie vor Jahren mit Entzücken
Dem Lenz die erste Anemone pflücken.

Sein Hauptwerk aber in dieser Zeit war „die Hegler Mühle, Cyklus märkischer Lieder", zu der er den Plan schon einige Jahre vor seiner Gefangenschaft gefaßt hatte, und die er in seiner Haft zum Abschluß brachte.

Seine Liebe zur märkischen Heimat, seine Irrungen und seine Umkehr verwebt er darin so sinnig mit einer aus dem Leben gegriffenen Handlung und mit Legenden und Bräuchen der Mark, daß er vielfach bei seinen Zeitgenossen „der Dichter der Hegler Mühle" hieß. Die Posener Zeitung schrieb z. B. darüber: Der Zauber dieses Idylls mit tragischem Hintergrund liegt in der Treue des märkischen Kolorits. Der Dichter bewies dem Publikum, daß unsers Herrgotts Streusandbüchse doch nicht aller Poesie bar sei, die freilich nicht von jedem Menschenkinde ohne weiteres wahrgenommen wird.

Der Inhalt ist kurz folgender: In einer märkischen Mühle lebt Anna Katharina, die schöne Müllerstochter, in die sich alle, die sie sehen, verlieben. In poetischer Weise sprechen im ersten Buch der Knecht, der Fischer, der Müllerbursch, der Jäger, der Scharwerker ihre hoffnungslose Liebe aus. Bald kommt ihr Vetter, ein junger Fant aus der Großstadt, zum Besuch, sie verliert an ihn ihr Herz, und nun beginnt ein loses Spiel, aus dem ihr schließlich bittres Leid erwächst. Sie findet Trost im Vertrauen auf seine Treue, wie es das folgende Gedicht ausspricht:

Er ist noch mein!
Er hat's versprochen
Mit treuen Mienen,
Was wir verbrochen,
Vor Gott zu sühnen.
Ich werde trauen
Auf ihn und bauen
In meiner Pein.

Er ist noch mein!
Nicht soll die Sünde
Die Liebe töten;
Es hilft die Liebe
Aus allen Nöten.
Ich werde hehlen
In meiner Seelen
Sein Bild allein.

Er ist noch mein!
Er wird mich retten
Von bösen Zungen,
Die sich mit Ketten
Um mich geschlungen.
Ich werde beten
In allen Nöten
Und stille sein.

Doch er hält die Treue nicht, sondern geht nach Ungarn unter Kossuths Scharen, während sie in strenger häuslicher Pflichterfüllung ihr Leid überwindet; schließlich reicht sie dem Müllerburschen die Hand zum Ehebunde und wird mit ihm glücklich. Und dieses Glück wird auch nicht gestört durch die Rückkehr des ungetreuen Liebhabers. In folgendem Gedicht spiegelt sich Katharinas, sowie des Dichters gesundetes Gemüt wieder:

Das spinnt, das spinnt am hellen Kamin,
Die Spindeln surren, die Räder rollen,
Und sitzest du dorten, du Frau Kathrin,
Und hättest doch eigentlich sterben sollen?
„Ei, sollt' ich wohl auf dem Kirchhof liegen?
Es stirbt sich so leicht nicht, wie man's sagt;
Die Menschen sterben doch nicht wie die Fliegen,
Die sich zu tief in die Milch gewagt."

Das spinnt, das spinnt am hellen Kamin,
Es wird alltag eine volle Strähne,
Und kannst du noch lächeln, o Frau Kathrin,
Und müßtest doch weinen Trän' um Träne?
„Ei, bist ein Narre, nimm mir's nicht übel!
Wart, bis du selber im Leide bist,
Der Mensch ist doch wahrlich kein Wasserkübel,
Der spach vor Alter geworden ist."

Seine Liebe zur märkischen Heimat spricht der Dichter in den Worten aus:

Wie meine Mutter lieb ich dich, o Mark!
Mag mich die Welt mit meinem Lieben necken,
Du lachst mir hell mit deinen Heidestrecken,
Die selbst der Lenzeshauch bedenkt so karg.

Den Zusammenklang der menschlichen Stimmungen mit der märkischen Heide und das besänftigende Walten Gottes in beiden schildern die Strophen:

Steig immer wieder hinauf zur Heide,
Der treuen Gesellin in Leid und Weh;
Und lege dein Ohr an die struppichte Reide,
An die Krüppelföhre auf nackter Höh!
Da jammert der Wind um den Blumensamen,
Den er vergebens gesät auf Sand;
Es hadern die Fichten, daß sie bekamen
Vom Säer-Wind den verlassnen Stand.

Wiss', eine Sommernacht hat die Heide,
Da schlafen die Winde selbst selig ein:
Da lassen die Fichte, die struppichte Reide
Das grause Hadern allmählich sein;
Gott wandelt durch sie mit leisem Wehen,
Sie träumen in Frieden und holder Rast.
Zehn Jahre — ich will dich wiedersehen,
Ob du dein Leben begriffen hast!

Verschiedentlich hat der Dichter märkische Volksbräuche usw. mit in seinem Werk aufgenommen:

Wenn die Heidelerche vor einem, der auf Freiersfüßen geht, auffliegt, so ist das ein böses Zeichen: dann flieht ihn die Geliebte.

Der Johannisbeerstrauch, der nach der Legende aus des Täufers Leiche gewachsen ist, hat durch das Märtyrerblut Johannis des Täufers, das in seinen Beeren fließt, besonders bei einem Strauch, der in der Johannisnacht (24. Juni) gepflanzt wird, die Kraft, Liebe zu bewahren.

Wenn ein Liebender zwei Rosen in den Bach wirft und sie treffen dort aufeinander, so kommt die Ehe zustande, im anderen Falle nicht.

Es ist nicht gut, den Trinkkrug mit der Hand über dem Deckel anzufassen, sodaß er überspannt wird; dann bekommt der erste, der daraus trinkt, den Herzensspann.

Wenn eine Frau oder ein Mädchen auf der Gasse ihr Strumpfband verliert, so wird ihr der Mann oder Freier untreu.

Nach seiner Freilassung 1851 fand Niendorf in Isterbies bei Loburg eine Hauslehrerstelle. In dem benachbarten Dorfe Rosian lernte er seine zukünftige Lebensgefährtin, eine Tochter des Pfarrers Hemprich, kennen. Ihr sind seine „Lieder der Liebe“ geweiht, die 1854 gedruckt wurden und später unter dem Titel: „Gedichte von M. Ant. Niendorf“ erschienen sind. Sie enthalten zahlreiche Perlen lyrischer Dichtkunst.

An größeren Dichtungen schrieb er in dieser zweiten Periode das nach seiner Lieblingsblume genannte Märchengedicht „Anemone“, sowie das Gedicht „Liebenstein, eine thüringische Sage“, ferner die gekürzte Bearbeitung des Gudrunliedes sowie die Uebersetzung des Nibelungenliedes und der Frithjofsage.

Um seine Verlobte heimführen zu können — und damit kommen wir zur dritten Periode — pachtete der Dichter 1854 das Rittergut Raßdorf bei Zahna. Mit hingebender Lust und Liebe widmete er sich hier den Sommer über der Landwirtschaft, während der Winter der Schriftstellerei gehörte. So dichtete er von 1857—60 das vaterländische Epos „Der alte Dessauer“.

Mit der ihm eigenen Unermüdlichkeit schrieb er oft bis in die Nacht hinein. In der Kinderstube, dem Heiligtum der Familie, saß er in Raßdorf mit seiner treuen Lebensgefährtin in der Stille der Nacht an der Wiege und dichtete und schrieb. Schöne, weihevolle Stunden waren es wenn er Kapitel um Kapitel seiner Emilie vorlas, um ihr Urteil zu hören denn sie sei sein Publikum, sagte er, und habe einen guten Geschmack.

Das Epos beginnt mit dem Tode des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelms I. und schildert weiter den bald darauf sich entspinnenden Konflikt des jungen Königs mit dem alten Haudegen Leopold von Dessau, der rechten Hand Friedrich Wilhelms; gern will er dem jungen Könige einem dem Vater gegebenen Versprechen gemäß dienen, wird aber von Friedrich als Reichsfürst mißtrauisch behandelt und bitter gekränkt und zieht sich mürrisch nach Dessau zurück, bis ihm der König die Hand

zur Versöhnung reicht, die er auf Betreiben seiner Gemahlin Anna Luise, Tochter des Apothekers Föhse in Dessau, schliesslich annimmt. Er besiegt dann am 15. 12. 1745 bei Kesselsdorf die Oesterreicher und Sachsen und wird von Friedrich hochgeehrt.

Nach Beendigung des Werkes schrieb Niendorf noch in Raßdorf von 1861—64 die Novelle „Die Entsagungsurkunde", ein heiteres Idyll aus der deutschen Kleinstaaterei im Jahre 1815.

Nach König Wilhelms I. Thronbesteigung am 2. Januar 1861 erschien in der Vossischen Zeitung am Geburtstage Friedrichs des Großen das patriotische Gedicht „Der neue Sigurd", frei nach der nordischen Sigurdsage der Edda, wobei zu bemerken ist, daß die 30 Schilde, welche die neue Brunhild, das deutsche Reich, bedecken, die 30 deutschen Staaten sind.

Im Jahre 1864 kaufte Niendorf das unweit Raßdorf gelegene Gut Wolfswinkel, und hier entwickelte er seine fruchtbarste dichterische Tätigkeit (1864—71). Neben unzähligen Skizzen und Aufsätzen entstand hier in der vierten Periode eine große Anzahl von Novellen und Romanen, die in den Tageszeitungen aller Richtungen abgedruckt wurden.

Der „Löwenwirt zu Ramsau", später dramatisiert und im Belle-alliance-Theater 1870 unter großem Beifall oft aufgeführt, enthält eine humoristische Wahlgeschichte aus den 60er Jahren. Meister Specht, der es als Löwenwirt zu R. mit allen Parteien hält, wird vor der Wahl von der lieberalen, wie auch von der konservativen Partei drangsaliert, für sie zu stimmen. In seiner Not stellt er sich am Wahltage krank und wählt, als er mit List und Gewalt ins Wahllokal geschleppt wird, die Kandidaten beider Parteien.

„Der Schulzenhof zu Raben", nach dem Dorfe Raben bei Belzig betitelt, schildert, wie die moderne rationelle Wirtschaftsmethode, welche der Erbe des Schulzenhofs, Georg Richter, vertritt, die alten bäuerlichen Grundsätze der Bewirtschaftung, an denen sein alter Vater Martin Richter mit aller Zähigkeit festhält, überflügelt hat, was schließlich auch der Vater nach harten Kämpfen anerkennen muß. Wahrheit und Dichtung reichen sich in dieser trefflichen Novelle die Hand, und unverkennbar sind hierin Niendorfs eigene Lebenserfahrungen eingewebt. In dem strebsamen Georg sieht man deutlich den Dichter selbst vor sich. Niendorfs dichterische Bestrebungen, seine Erfahrungen als Landwirt, seine Liebe zur Mark und zur märkischen Bauernschaft geben dem Ganzen das Gepräge, ebenso wie sich in der damit verknüpften Liebesaffaire sein eigener Herzensroman widerspiegelt.

„Die Randschrift eines Königs", worin die Liebesgeschichte eines Leutnants Rädel mit der Tochter des Obersten v. Pannewitz geschildert wird, bezieht sich auf einen Vorgang, der mit dem am 29. Mai 1730 erfolgten, prächtig beschriebenen Brande und dem Wiederaufbau der

Petri-Kirche in Berlin zusammenhängt. Es entstanden Lohnstreitigkeiten unter den Bauarbeitern und eine Revolte, und Friedrich Wilhelm I. schrieb auf den Rand einer ihm nach Königswusterhausen nachgesandten Depesche: „Sollen Rädell Führer hengen ehe ich komme"; wofür man in Berlin las „Rädel früher hengen". Über Friedrich Wilhelm I. handelt auch die historische Novelle: „Der König ein Maler".

Ferner entstanden in Wolfswinkel die Novellen und Romane: „Das Majorat oder Geldmacht und Grundbesitz", „Ein ausgerissenes Blatt", „Entfesselte Furien, kulturhistorischer Roman aus dem 30jährigen Kriege", „Wie man regiert, humoristische Erzählung aus der Kriegszeit 1866", „Rittergut Marderheim, eine Kriegsgeschichte aus dem Jahre 1866" und „Vom Altar in den Krieg, eine lothringische Familiengeschichte aus der Kriegszeit 1870—71".

Mit dem Jahre 1871 endigt Niendorfs belletristische Tätigkeit im allgemeinen; nach dieser Zeit hat er nur noch einige Gelegenheitsgedichte, z. B. zum Geburtstage des Kaisers (Achtzig Jahr schneeweiß), verfaßt. Sein letztes Gedicht ist dem Fürsten Bismarck gewidmet. Die Not der Landwirtschaft, die er als Landwirt kennen gelernt hatte, die Steuerüberbürdung des Landes gegenüber den Städten durch Klassen-, Grund- und Gebäudesteuer, die teuren Stempel- und Gerichtskosten für Immobilien gegenüber der Steuerfreiheit beim Umsatz von Mobilien, sowie die Nachteile der Zollpolitik beim Kauf von landwirtschaftlichen Geräten und Verkauf von Getreide und Vieh u. s. w. — dies alles machte ihn in der letzten Periode seines Lebens zum kämpfenden Sozialpolitiker, auf den man das bekannte Schillersche Wort anwenden könnte: Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.

Als Fortschrittsmann (1869—70) statt des verstorbenen Waldeck für den Wahlkreis Bielefeld—Wiedenbrück in den norddeutschen Bundesreichstag gewählt, suchte er bald, da seine Bestrebungen für das Wohl der Landwirtschaft von der Fortschrittspartei nicht gebilligt wurden, den Anschluß nach rechts.

Um seine Ideen nachdrücklich zu verfolgen, siedelte er nach Berlin über und gründete er am 1. Januar 1870 „Niendorfs Zeitung für Landwirte und Grundbesitzer", die vom 1. Juli 1871 ab als „Deutsche Landeszeitung" erschien und von 1881—91 als „Deutsches Tageblatt" weitergeführt wurde. Ferner gründete er im Februar 1870 die Partei der „Agrarier", die zu Anfang des Jahres 1876 in die „Vereinigung der Steuer- und Wirtschafts-Reformer" umgewandelt wurde. Die Früchte seines Strebens hat er nicht mehr geerntet. Am 12. Juni 1878 ereilte ihn im 53. Lebensjahre der Tod. Die „Steuer- und Wirtschafts-Reformer" ehrten sein Andenken durch Beisetzung seiner sterblichen Überreste auf dem Friedrich-Werderschen Kirchhof in der Bergmannstraße in Berlin und durch

Errichtung eines Obelisken auf seinem Grabe mit seinem Reliefbild und der Inschrift:

Es sah sein Geist der Zukunft Morgenrot,
Doch vor dem Siege streckt' ihnhin der Tod".

Möge auch dieser Vortrag über Martin Anton Niendorf, den märkischen Dichter und Schriftsteller, das Gedächtnis dieses verdienstvollen Mannes und seiner Werke zu seinem 30jährigen Todestage mit erneuern und beleben helfen.

XXV. Rektor Monke legte das auf Elfenbein gemalte Bild des José Bolsé, des sogen. „toten Franzosen" aus Potsdam vor, und bemerkte dazu: José Bolsé, ein Büchsenmacher, der Sohn eines französischen Weinbauern aus der Gegend von Lyon, folgte 1813 dem Rufe Napoleons I., für den er schwärmte, und beteiligte sich an der Schlacht bei Leipzig, wo er Napoleon zum ersten Male sah. Auf der Flucht am 19. Oktober suchte er sich vor einem ihn verfolgenden Preußen zu retten, indem er über einen Zaun kletterte. Doch jenseits fiel er einem Russen in die Hände, welcher ihm mit dem Bajonett einen Stoß versetzte, der wahrscheinlich tödlich gewesen wäre, wenn ihn nicht zwei von der Mutter der Bolsé in den Rock desselben eingenähte Goldstücke abgelenkt hätten, doch wurde Bolsé immerhin noch schwer verwundet. Da Leipzig von Verwundeten überfüllt war, transportierte man den Bolsé weiter über Wittenberg nach Beelitz und schließlich nach Potsdam, wo er endlich Aufnahme in dem dortigen Lazarett fand. Hier erlag Bolsé seinen Wunden, jedoch nur scheinbar; denn nachdem man ihn in dem offenen Massengrabe auf dem alten Kirchhofe bereits bestattet hatte, — die Toten wurden dort zunächst nur mit einer Kalkschicht bedeckt — kam er in der Nacht wieder zu sich, weckte den Kirchhofsbeamten und erhielt von diesem Speise und Trank. Der Vorfall wurde am nächsten Tage in Potsdam bekannt und erregte allgemeine Teilnahme. Ein Kaufmann Nevir nahm den zum Leben wieder Erwachten in sein Haus auf und pflegte ihn.

Später heiratete er das Dienstmädchen Nevirs, Marie Fischer, die anfangs seinen stürmischen Liebkosungen widerstanden hatte. „Der Vater war", so erzählte die in Berlin noch lebende Tochter Bolsés dem Vortragenden, „immer so sehr verliebt." Das junge Paar fing in der jetzigen „Alten-Luisen Straße" vor dem Brandenburger Tor in Potsdam ein kleines Geschäft, verbunden mit einem Ausschank, an. Später eröffnete Bolsé in demselben Hause einen Tanzsaal, den „Pariser Salon", der im Volksmunde den Namen „Zum toten Franzosen" erhielt. Bolsé sorgte für gute Zucht, und wurde einmal jemand laut, so wies er ihn mit den Worten zur Ruhe: „Make Sie keine Lärm in meine neue Pariser Salon; wolle Sie make Lärm, so scheren Sie sich auf die Damm!" Nun

nannte er sich Joseph Bolze. Friedrich Wilhelm IV. kannte ihn persönlich und selten ging der König an ihm vorüber, ohne ein freundliches Wort in französischer Sprache an ihn zu richten. Einst sah Bolze 1849 im Theater ein Stück, in welchem Napoleon dargestellt wurde. Weinend kehrte er nach Hause zurück. „Ich habbe meine Kaiser gesehen!“ rief er schluchzend; „ich will auch noch mal meine Heimat wiedersehen!“ Seitdem plagte ihn das Heimweh. Endlich wurde im Familienrate die Fahrt nach Frankreich beschlossen; doch bevor sie zur Ausführung kam, starb Joseph Bolze am 18. März 1850 und wurde nun zum zweiten Male auf dem „Alten Kirchhofe“ begraben. Er hinterließ eine Witwe und 5 Kinder, 3 Söhne und 2 Töchter, davon eine als 74jährige Witwe noch heut im Bethesda-Stift in Berlin lebt. Ein Sohn liegt neben dem Vater begraben; ein Denkstein bezeichnet die Stelle. Doch ist er seinem katholischen Glauben bis an sein Ende treu geblieben. „Mit die Religion“, äußerte er, „da soll man nicht maken anders.“ Das Verdienst, die Geschichte des „toten Franzosen“ zuerst ermittelt zu haben, gebührt einem Fräulein M. Heinze in Potsdam, die, wie ich nachträglich höre, dieser Sache ihr Interesse seit ihrer frühsten Jugend geschenkt und über José Bolsé in den Mitteilungen des Vereins für die Geschichte Potsdams (1907; Band IV, Heft 2) eine ausführliche Arbeit veröffentlicht hat. Fräulein Heinze hat die ihr von der Tochter Bolsés, Witwe Strachwitz-Berlin, gemachten Angaben nachgeprüft und berichtigt, da sich die Erinnerungen der Tochter an die Erlebnisse des Vaters vielfach verwischt hatten.

XXVI. Nach der Sitzung zwangloses Zusammensein im Ratskeller.

Kleine Mitteilungen.

Der Mistelbaum bei Forsthaus Bredow in der Nähe der Station Finkenkrug. An dem Bredower Privatwege, welcher südlich der Berlin-Hamburger Bahn gelegen ist, derselben parallel geht und die Perwenitzer Chaussee mit Forsthaus Bredow verbindet, stehen mehrere starke Pappeln, auf denen Mistelstauden wachsen. Zwischen der Chaussee und dem Vorwerk Bredow kommt nur eine Pappel vor, welche eine Mistel trägt; dicht am Waldrande (Bredower Forst) im Osten stehen dagegen 5 Pappeln mit einzelnen, bezw. mehreren Misteln; ein Baum trägt sogar 35 Mistelbüsche, die von der Bahn aus gesehen den Eindruck machen, als seien es Krähennester. Zwischen dieser Mistelpappel und dem Forsthause stehen noch 3 Birken im Walde, auf denen anscheinend abgestorbene Mistelstauden vorkommen. Den Arbeitern

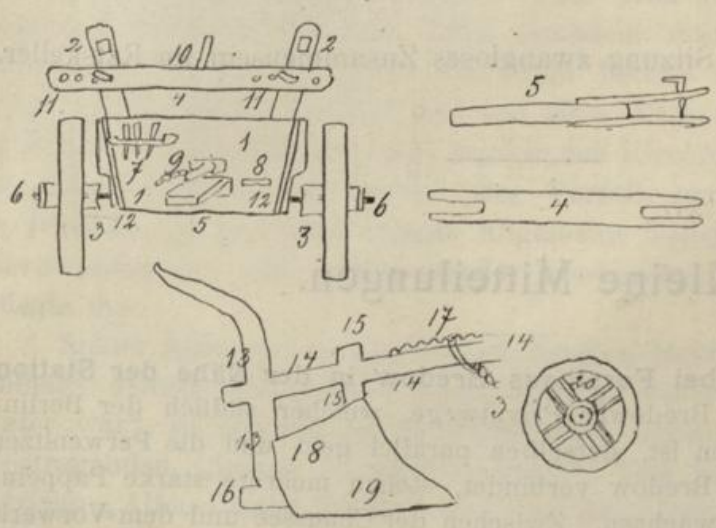
in der dortigen Gegend (beim Vorwerk Bredow) ist weder der Name Mistel, noch eine andere Bezeichnung für diese Pflanze bekannt. Auch über Mistelsagen und über die Benutzung der Mistel weiß man nichts. Ein mir begegnender Bredower Förster sagte mir, er halte die Mistel für ein den Bäumen schädliches Gewächs, besonders bezüglich der jungen Bäume; doch hatte er keine selbständigen Beobachtungen gemacht, sondern sein Urteil nur aus seinem „Forstbuch" aus den achtziger Jahren geschöpft.

O. Monke, 13. 1. 1907.

Von der Kgl. Tiergarten-Verwaltung wurde vor einiger Zeit die Schädlichkeit der Mistel bestritten. Bekannt ist das lateinische Sprichwort: Avis ipse sibi mortem cacat, d. h. salva venia, der Vogel kackt sich selbst den Tod. Der Vogel frißt die wachsbleichen Beeren oben auf dem Baum und gibt die unverdaulichen Samenkörner wieder auf natürlichem Wege von sich. Vermöge der schleimigen Beschaffenheit des sie umgebenden Magmas haften die Kerne am Stamm und erzeugen neue Pflanzen von Viscum album. Aus dem klebrigen Saft wird aber auch der Vogelleim gewonnen, mit dem man die Misteldrossel und anderes Geflügel fängt. Das derbe Sprichwort hat also in seiner Art vollkommen Recht.

E. Fr.

Plattdeutsche Benennungen am alten Pflug. Auf einer Feldmark im Kreise Teltow sah ich gelegentlich einer Wanderung (etwa 1896) einen alten hölzernen Pflug stehen, der sich vereinzelt noch in Gebrauch befand, sonst aber bei uns der Vergangenheit angehört. Ein alter Bauer aus der Gegend von Großschulzendorf, der mit mir desselben Weges gekommen war, kannte die Namen der einzelnen Teile, die ich hier wiedergebe, ebenso wie einige Umrisse des Pfluges.



Der alte Ploch bestand aus zwei Hauptteilen: dem Bußbloch, der Plochpusse, Busse mit den Rädern und dem Hinterploch. Zur Busse gehörten folgende Teile: die Busse (1); die zwei Rungen (2); das Plochrad (3). Das Rad hat zwei „brede Speken (20) und zwei runde", die kreuzweis durch den Naben (3, 6) gehen. „Die runden Speichen gehen durch die breiten durch." An jenem von mir gesehenen Pflug scheinen die Speichen anders gewesen zu sein. Das Jierholt (4). Der Kräft oder der Tocht (5) besteht aus einem Holz mit Eisen, durch das der Tochtnöl (5) geht. Durch den Tochtnagel wird der Ring gehalten, an dem das Jeschirr sitzt. Denn mit dem Ring wird eingehängt das Jehängsel mit dem Otsched, woran die Stränge kommen, wenn angesträngt

wird. Durch den Kräft geht außerdem der Schleppål, „daß der Tocht vorn nicht auf der Erde geht". Hinten in der Plochbusse (5) wird der Kräft durch Kiele festgehalten. Jener Bauer meinte: „Kräft ist das alte plattdeutsche Wort, Tocht bischen mehr hochdeutsch". Platt sind freilich beide Worte. Die Plochwelle (6) ist von Eisen und wird in der Nabe festjekielt durch Keile, die vorn in den Naben hineingeschlagen werden. Dadurch sitzt das Rad fest auf der Welle und dreht sich mit ihr. Die Kiele, als Vorrat zum Gebrauch, wurden eingesteckt in ein Holz bei 7, um festzukeilen und um den Pflug zu stellen. Eine eiserne Kramme bei 8; hier kam der Hamma hinein, mit dem man die hölzernen Keile los- oder festschlug: Der (?) Sålband, ein eisernes Band, woran die Kette befestigt ist, die den Hinterpflug, und zwar am Plochbalken, festhält (9). Ein starker Holzpflock (10) im Jierholt, der den Pflugbalken auf dem Jierholt festhält, und zwar lag der Pflugbalken immer links vom Pflock. In dem Jierholt (bei 11) sind Löcher. Hier wurden starke Keile hineingeschlagen, um den Pflug zu stellen. Wurde durch Keile das Jierholt mehr nach links gestellt, so hieß das jier, wenn nach rechts nippe. Man sagte: „Der Pflug geht jier" oder „nippe". „Jier macht jroten Schlunk, brede Fåre". Wenn er nippe geht, kleine schmale Fahre; jier und nippe stellen. Je ein eisernes starkes Band (12) als Beschlag, um die Busse zusammenzuhalten. — Am Hintaploch ist der Stärt (13); der Balken (14). Die Jriekschede (15) sitzt unten fest im Höft (16), oben im Balken. „An die Jriekschede kommt det Stückholt ran." Die Anlô (Anlage) ist links ein Beschlag von Eisen, auf der Außenseite des Höft, die Sohle, „die in der Erde lang geht, damit das Höft geschont wird." Die Rüstaschene (18); die Plochplatte (19). Schar war nicht beim alten Pflug. Der Kolter fehlte bei dem in Rede stehenden Pflug, war früher beim Spitzploch und saß im Plochbalken. Früher hatte man den hölzernen Spitzploch, dann kam der klene Plattenploch auf, dann der jetzije Plattenploch. Der Tengelnôl (Nagel) hackte früher im Plochbalken, da waren Löcher. Bei diesem Pflug war eine eiserne Leiste mit Kerben (17). In eine der Kerben kommt der Ring mit der Kette vom Sålband. „Früher", sagten mir alte Bauern, „wurde immer gekeilt", und es war so. Auch die Wagen wurden gekeilt. Die Wagenräder waren ganz von Holz, die Axe eine eiserne Welle. Vormals hatten sie auch Puffräda, „damit konnten sie im Winter bei Schnee nicht fahren, weil der Schnee ballte" (Neumark). Sogar in die Götterwelt spielt das Verkeilen hinein. Als Frau Holle in ihrem Wagen durch das Land fuhr, begegnete ihr ein Bauer, der eine Axt bei sich trug. Sie bat ihn, daß er ihr den Wagen verkeilen möchte, was sie ihm dann reichlich mit Gold lohnte. Die meisten der heutigen Leser werden kaum wissen, um was es sich dabei handelte. Jemand mit dem Hakenpflug (gotisch hoha=Pflug) Land abpflügen, hieß abhaken. Jn Groß-Woltersdorf im Ruppinschen, wie K. Eduard Haase berichtet, hatte ein Bauer immer im Frühjahr über den Ackerrain hinausgehakt und fand zur Strafe im Grabe keine Ruhe. Oft hörten die Leute, wenn sie abends ihre Herden von der Weide heimtrieben, hoch in den Lüften seinen Klageruf: „Afhakt! afhakt!" der, wie ich hinzufüge, an den Ruf der wilden Gänse anklingt, wenn sie ziehen.

(Spinnrad)

Benennungen am (liegenden) **Spinnrad** (1840—1850): die Drifft, der Knecht, der Trett, die drei Beene, die zwei Beene tu die Drifft, die zwei Spinnhöltere, bewirken eingesteckt in die zwei Beine, daß das Rad nicht „rup und raff" geht; die acht Jumfan (Speken) im Rad. Altes Rätsel: „Et danssen acht Jumfan in enen Kretz. „Wat is det?" Antwort: „De acht Jumfan an de Drifft". Die Banke, die Mutta, det Jestelle, die zwei Stieleken, die Spule, liegt zwischen den Stieleken auf der Spille. Das Flüchtentüch, der (Spinnrad-) Arm, der Küżel, der Schpenda, durch den gespannt wird; der Werl, der Tunknapp, mit etwas Wasser darin, um den Spinnfaden zu nässen, „mettet Mul jriept et tu sehre an".

W. v. Schulenburg.

Vorgeschichtliche Fundstätte. In Selbelang (Kreis Westhavelland) sind wiederholt vorgeschichtliche Gefäße ausgegraben worden auf einem Stück Land, das südlich vom neuen Kirchhof gelegen ist. Der älteste Kirchhof befand sich weiter von hier entfernt, unmittelbar an der Kirche. Eine Anzahl Grabsteine, Sandsteinplatten, einzelne wohl noch aus der Ritterzeit, sind erhalten geblieben. Selbelang hatte, wie manche anderen Dörfer, mehrere und zwar drei Rittersitze. Die Wohnhäuser dieser ritterbürtigen Geschlechter sind noch erhalten. Mit gütiger Erlaubnis und Unterstützung des Herrn Rittergutsbesitzers von Erxleben nahmen wir, Herr General von Werder und ich, in den letzten Tagen des Mai (1908) dort Ausgrabungen vor, fanden auch zwei Gräber, aber die Gefäße waren zerdrückt. In dem einen Grabe stand eine Totenurne mit zwei Henkeln, in dem zweiten ein ebensolches Gefäß mit Öhren und nur mit Erde gefüllt, aber sorgfältig mit Scherben verdeckt, innen eine Schale. Vor diesem Gefäß lag als Ballen frei in der Erde der Leichenbrand, soviel sichtbar ohne jeden Scherben. Die Gefäße waren mit einigen handgroßen Steinen umstellt, eine früher gefundene Urne mit einer Schüssel oder Stülpe überdeckt. Beigaben wurden keine von uns gefunden.

An der Kirche von Selbelang sieht man auf der Nord- und Südseite einige Näpfchen älterer Zeit, ebenso im nahen Dorfe Retzow an der Kirche gleiche Näpfchen und viele sehr ausgewetzte Rillen. Diese Kirche in R. mit ihrem alten Kirchhof, und das alte Pfarrhaus, efeuumsponnen und mit verzogenen Balken, eine schöne alte Linde davor, wirkten sehr stimmungsvoll und sind von echt märkischer Dorfschönheit.

W. v. Schulenburg.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

4. (2. ausserordentliche) Versammlung des XVII. Vereinsjahres.

Sonntag, den 17. Mai 1908.

Wanderfahrt nach Finkenkrug.

Auf der Station Finkenkrug versammelten sich kurz vor 10 Uhr vormittags etwa 120 Mitglieder und Freunde der Brandenburgia, um unter Leitung des Herrn Geh. Regierungsrates E. Friedel zunächst die Villenkolonie Neu-Finkenkrug, sowie die auf dem Terrain derselben veranstaltete Villenausstellung zu besichtigen und dann dem Brieselang und dem Alten Finkenkruge einen Besuch abzustatten. Her Dr. Karbe, Direktor der Deutschen Ansiedlungsbank, welcher das Gelände von Neu-Finkenkrug gehört, sowie Herr Administrator Seume aus Seegefeld begrüßten die Gäste auf dem Bahnhof und unternahmen mit ihnen auf Wagen, welche die Deutsche Ansiedlungsbank in zuvorkommender Weise zur Verfügung gestellt hatte, eine Rundfahrt durch die im frischesten Maiengrün prangende Kolonie, welche vor 10 Jahren durch die Deutsche Ansiedlungsbank begründet worden war und jetzt etwa 70 Villen zählt. Das Gebiet liegt zwischen der Hamburger und Lehrter Bahn am Ende der Döberitzer Heerstraße und kann von Berlin aus in etwa einer halben Stunde erreicht werden. Im Laufe dieses Winters sind dort zwischen Bismarckstraße, Schillerstraße, Finken- und Poetenweg acht Mustervillen nach Plänen und Entwürfen erbaut worden, die einem von der „Woche“ veranstalteten Wettbewerb ihre Entstehung verdanken. Sie sind im Gegensatz zu den bei Wandlitz an den heiligen Pfühlen errichteten Sommer- und Ferienhäusern als Landhäuser erbaut, die auch im Winter bewohnbar sind. Sie haben festere Mauern und besitzen genügende Heizvorrichtungen. Der Preis (21 000 bis 36 000 Mark inkl. Grund und Boden) stellt sich daher etwas höher als in Neu-Wandlitz. Doch kommt die Differenz in Hinsicht auf die dauernde Bewohnbarkeit der Häuser nicht in Betracht. Von den Grunewald-Kolonien unterscheidet sich Neu-Finkenkrug vorteilhaft durch seinen Reichtum an Laubholz, von Neu-Wandlitz dagegen durch die mehr isolierte Lage der einzelnen Landhäuser. Den acht neuen Villen besonders eigentümlich sind die großen, geräumigen Veranden und Balkons, die es den Bewohnern

gestatten, im Sommer bei günstigem Wetter fast im Freien und im engsten Zusammenhange mit der Natur zu leben. Die Innenräume zeigen, abweichend von unsern meist geradwandigen Stadtwohnungen vielfach vorspringende Pfeiler und Wandungen, sodaß häufig lauschige Winkel und Ecken gebildet werden. Daß die Bauart dem Geschmack des Publikums entspricht, beweist der Umstand, daß die meisten Villen schon jetzt, also 14 Tage vor der offiziellen Eröffnung der Ausstellung, verkauft sind. Ob sie sich als zweckmäßig erweisen werden, muß allerdings erst die Praxis lehren. Zur Zeit erscheint der Boden der Parks und Gärten infolge der vielen Niederschläge im diesjährigen Frühling an manchen Stellen noch etwas feucht; doch dürfte die Vervollkommnung der Entwässerung auch hierin bald Wandel schaffen. Vielfach wurden Reste der alten Urwaldflora bemerkt. — Der Weg nach dem Alten Finkenkrug wurde teils zu Wagen, teils zu Fuß zurückgelegt. Bei der zu Falkenhagen gehörigen Kolonie Falkenhain machte man noch einen kleinen Abstecher bis zu der Stelle, von der aus man die gleichfalls von der Deutschen Ansiedlungsbank erbaute Kolonie Waldheim auf einer rings vom Walde umschlossenen Wiese erblickt.

In der Halle des Alten Finkenkrugs hielt Rektor Monke folgenden Vortrag:

Meine hochgeehrten Damen und Herren! Es ist mir, dem geborenen Havelländer, eine ganz besondere Freude und Ehre, Sie hier im Havellande begrüßen zu können, im Havellande, mit welchem mich nicht nur die angeborene Liebe zur heimatlichen Scholle, sondern auch die erworbene feste Überzeugung verbindet, daß dies von der Havel umschlungene Land der Kern der Mark, das Herz des brandenburgisch-preußischen Staates ist, dessen Geschichte vielfach und gerade in den grundlegenden Begebenheiten mit der des Havellandes auf das innigste verknüpft ist.

Im Havellande lag die alte Wendenfeste Tugimirs, Brennabor, die der gesamten Mark den Namen gab; hier focht der erste Hohenzoller um den Besitz der Mark; hier steht noch heut das ehrwürdige Gotteshaus von St. Nikolai in Spandau, in welchem Joachim II. zum evangelischen Glauben übertrat. Hier legte der Große Kurfürst nach der Erstürmung von Rathenow durch den glorreichen Sieg bei Fehrbellin den Grund zu Preußens Macht und Größe. Im Havellande schuf der große Preußenkönig Friedrich Wilhelm I. auf dem Paradeplatz zu Potsdam die Grundlage für die militärische Entwicklung seines Staates und hier errang derselbe Preußenkönig unvergängliche Lorbeern durch einen Krieg im Frieden, durch eine vorbildliche Tat friedfertiger Eroberung, durch die Urbarmachung des havelländisches Luches. —

Damals, im Jahre 1718, hatten die Gewässer des diluvialen Urstromes sich bereits längst an besondere Örter gesammelt, sodaß man das Trockne sah. Aus den Wassern traten zuerst die Seegefeld-

Falkenhagener Bodenwelle mit dem sich anschließenden Brieselanggebiet und einige Horste zu beiden Seiten des Hauptkanals (Fuchsberg, Hohe Horst, Körtenberg, Friesenberg, Apfelhorst, Bullenberg, Ochsenberg, Diestelberg, Lange Horst) heraus, bedeckten sich zuerst mit Wald und Busch und gewährten den steinzeitlichen Menschen Wohnsitze und Zufluchtstätten, wie die Funde auf den Horsten und am Brieselangrande beim Kilometerstein 14,0 der Falkenhagener Chaussee zeigen. Diese Stelle hat daher den volkstümlichen Namen „Alte Dorfstelle" erhalten. Bronzefunde sind neuerdings bei Seegefeld gemacht worden.

Der Brieselang ist aber nicht nur der älteste Wald im Urstromtal, sondern auch noch in einem andern Sinne der erste im Havellande: er ist der schönste und interessanteste. Er besitzt folgende Vorzüge: erstens ist er ein gemischter Wald und bietet daher reiche Abwechslung, zweitens besitzt er zahlreiche schöne Waldwiesen und Lanken, drittens hat er viel Unterholz und deshalb auch eine reiche Fauna, viertens besitzt er besonders schöne Baumsorten, z. B. Eichen in hervorragend schönen Exemplaren. In seiner Nähe stand die 1902 durch Feuer zerstörte Pausiner Königseiche. Die von Th. Fontane angeregte und seitdem in der Presse immer wieder erörterte Frage nach den Stiftern der Tafel an der Königseiche und nach der Widmung

Sinnbild deutscher Treue, die des Reiches Glanz gesehn,
Eiche, hehre, stolze, freie, sieh', dein Volk wird aufersteh'n!
Brüder alle, die da wallen her zu diesem Baum,
Laßt ein deutsches Lied erschallen auf dem altgeweihten Raum!
Wie im Sturmesweh'n die Eiche stehet fest bei Treu' und Recht,
Einend schirme alle Zweige einer Krone Laubgeflecht.

möge an dieser Stelle heut endgültig entschieden werden. Der Buchdruckereibesitzer und Redakteur des Osthavelländischen Kreisblattes, Herr Alfred Freyhoff-Nauen, ein eifriger Förderer aller heimatkundlichen Bestrebungen, hat die Güte gehabt, mir folgendes mitzuteilen: Der spätere Chefredakteur der Berl. Neuesten Nachrichten, Hugo Jacobi, war 1860—62 als Kaufmann bei der Firma Th. Kerkow in Nauen beschäftigt, bis ihn seine journalistische Befähigung dazu trieb, sich dem schriftstellerischen Berufe zu widmen. Er dichtete 1861 jene Verse und brachte in Gegenwart zweier Freunde eine Holztafel mit dieser Widmung an der Königseiche an. Die beiden anderen Herren waren: Ferdinand Kluge, Schreiber am Landratsamt, der mit Jacobi zusammen den Feldzug 1870/71 mitmachte, und der noch jetzt in Nauen lebende Kaufmann F. Wernicke, der einzige, der von den Dreien noch lebt. Die Tafel wurde, da man sie 14 Tage später zerschossen vorfand, durch eine eiserne ersetzt, welche nach dem Brande 1902 von dem Förster Herms auf Brieselang aufbewahrt wurde und jetzt nicht mehr aufzufinden ist.

Nördlich von Brieselang liegt ein vorzüglicher Eichwald, der Krämer, und auch beim Bahnhof Finkenkrug grüßt uns ein prächtiger Eichwald. — Birken kommen zwischen Elbe und Oder nirgends so häufig vor wie hier. Sie sollen dem Brieselang den Namen gegeben haben.

Fünftens hat der Brieselang seltene Bäume, z. B. Elsbeerbäume (namentlich in den Jagen 61, 63, 66, 67, 70 und 72) aufzuweisen. Er ist auch reich an Misteln (auf Birken, auf Pappeln in der Nähe des Bredower Forsthauses und auf Ebereschen). Sechstens kommen viele seltene Pflanzen vor, außer den von Th. Fontane bereits aufgezählten z. B. Iris sibirica. Endlich ist achtens über die Fauna zu bemerken, daß ihr Reichtum demjenigen der Flora entspricht. Häufig wird der Brieselang von Käfer- und Kalittenjägern (Kalitt-Kielitt-Schmetterling) besucht*). Früher waren die Wölfe hier stark vertreten. Die Waldpartie zwischen dem Bahnhof und der Falkenhagener Kolonie Falkenhain heißt noch heute der Wolfsgarten, und beim Kilometerstein 12,6 der Falkenhagener Chaussee kann man noch jetzt eine ehemalige Wolfsgrube hart am Wege sehen. Zu den angeblich gefährlichen Brieselangtieren gehört die Kreuzotter, ein unschuldiges Wesen, das im Brieselang bis jetzt noch nicht mehr Menschen getötet hat, als die Kalitten. Weit gefährlicher, mindestens aber zudringlicher sind die blutdürstigen Tiger des Havellandes, die Mücken. Im Jahre 1907 hat man sich endlich zu energischen Gegenmaßregeln aufgerafft, die nach den Versicherungen besonders interessierter Kreise (des Wirtes im Alten Finkenkrug) tatsächlich einen bemerkenswerten Erfolg zu verzeichnen hatten. Doch hält es der Brave nach Art der Wirte immerhin noch für besser, wenn die Besucher in größeren Scharen bei ihm einkehren, angeblich weil sich die Mücken dann mehr verteilen können. Man tötet die überwinternden eiertragenden Mückenweibchen in Kellern und Ställen im Februar durch Stichflammen oder durch Dämpfe des Dr. Flügge'schen Mückenpulvers, vernichtet die trotzdem entstehende Brut der Larven im April, indem man Petroleum oder Saprol (von Dr. Nördlinger) auf die kleinen Wassertümpel gießt, und läßt endlich den immer noch sehr großen Rest der aus den Puppen geschlüpften Mücken durch leichte Kavallerie verfolgen: durch Frösche, deren man im Frühjahr 1908 etwa

---

*) Zu dem Ausdruck Kalittenjäger bemerkt u. M. Herr C. Voigt folgendes: Das Wort Kalitte ist mir aus dem Berliner Seglerleben bekannt; unter „Kalitte-Segeln" versteht man das Segeln platt vor dem Winde (Wind von achtern in Längsrichtung des Bootes). Um diesen Wind gut auszunutzen, bietet man ihm möglichst viel Fläche und bringt zu dem Zwecke die vorhandenen Segel nach beiden Bordseiten aus, damit sie sich nicht gegenseitig abdecken. Bei einem zweimastigen Boot würde also das eine Hauptsegel nach Backbord, das andere nach Steuerbord genommen werden. Ein Boot in dieser Segelstellung ähnelt allerdings sehr einem Vogel oder einem Falter. Die Engländer nennen diese Segelart wing and wing (Flügel).

9000 aus Thüringen bezogen hat. Selbstverständlich kann dieser Frosch-Mückenkrieg nicht durch eine Schlacht gewonnen werden; aber der Kampf ist doch wenigstens auf der ganzen Linie entbrannt. Die gänzliche Beseitigung der Plage ist nur von der zunehmenden Verlandung und Austrocknung des ganzen Gebietes zu erwarten; dieser Prozeß dauert seit der Diluvialzeit bis auf den heutigen Tag und die Urbarmachung des Luches erscheint uns als eine künstliche Beschleunigung desselben. Von dem alten Urstrome sind heute nur noch 3 Rinnsale als letzter Rest übrig geblieben: erstens die kanalisierte Muhre, der jetzige große Hauptgraben. Sie kam aus der Oranienburger Gegend und wurde nach 1718 durch den Niederneuendorfer Kanal von Damesbrück aus auf kürzerem Wege mit der Oberhavel verbunden. Die Falkenhagener (Reiher-) Wiesen am Kanal heißen daher im Volksmunde noch heute die Falkenhagener Muhren. Zweitens der Schlaggraben, welcher das Wasser des Falkenhagener Sees dem Hauptgraben zuführt und am Bahnhof Finkenkrug vorüberfließt (Schlaggrabenbrücke). Zwischen beiden Rinnen liegt der Brieselang. Drittens der Königsgraben im Süden. Zwischen ihm und dem Schlaggraben liegen die beiden Kolonien Neu-Finkenkrug und Neu-Seegefeld. Heute ist die Austrocknung des Geländes soweit vorgeschritten, daß man an die Besiedelung derselben gehen konnte. Das Projekt der Döberitzer Heerstraße hat wohl den äußeren Anstoß dazu gegeben; zur Ausführung gebracht wurde der Plan durch die „Deutsche Ansiedlungsbank".

Die Entwicklung der 3 Kolonien, Neu-Finkenkrug, Waldheim und Neu-Seegefeld hat von Seegefeld aus ihren Anfang genommen. Das Dorf gehörte seit 1265 teilweise und seit 1420 ganz zum Kloster in Spandau, 1424—1565 der Familie von Bornewitz, dann der Familie von Ribbeck und in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts folgenden Besitzern: Oberamtmann Hagemann, Baron v. d. Reck, Isidor Kempner und Bernhard Ehlers, welcher es 1898 an die genannte Bank verkaufte. Diese hat mit anerkennenswerter Umsicht, Tatkraft und mit großen Geldopfern (2 000 000 Mark seit der Gründung) die Kolonisierung gefördert. Im Gutsbezirk Seegefeld und seiner Kolonien lebten: 1900: 153 Menschen, 1905: 915, 1907: 1418; d. h. die Bevölkerungszahl hat sich in 5 Jahren versechsfacht und in 7 Jahren verzehnfacht (1904 baute die Deutsche Ansiedlungsbank eine Schule, die jetzt 70 Schüler hat, und legte einen Friedhof an, 1906 errichtete sie eine Badeanstalt; 1907 wurde statt der Spiritusbeleuchtung die Gasbeleuchtung der Straßen eingeführt und ferner eine Chaussee nach Dallgow-Döberitz angelegt; 1908 hat man mit der Erweiterung der Station Finkenkrug zu einem großen Bahnhof begonnen. Was uns, die Mitglieder der Brandenburgia, besonders angenehm berührt, ist der Umstand, daß die Bank es klug vermieden hat, durch die Kolonisierung das Landschaftsbild zu vernichten; es hat

sogar gewonnen. Daher kann man der Kolonie eine gesunde und fröhliche Entwicklung wünschen. —

Die Geschichte des alten Finkenkrugs war bisher vom Jahre 1776 ab bekannt. Nur Klöden meldet in seinem Werk „Die Quitzows und ihre Zeit", daß Dietrich v. Quitzow im Jahre 1410 auf einer Reise von Nauen über Bredow nach Spandau dort während eines furchtbaren Sturmes auf kurze Zeit Unterkunft in der Hütte eines Köhlers gefunden habe. Gewöhnlich nahm man an, daß der Finkenkrug von einem Jäger Finke seinen Namen erhalten habe. Dieser Jäger Finke, der aus dem Bredower Forsthause, damals Forsthaus Brand, stammte, hat im alten Finkenkruge nach 1777 allerdings gelebt. Doch bestand der Finkenkrug unter diesem Namen bereits früher. —

Im Falkenhagener Kirchenbuche wird im Jahre 1708 der Teerbrenner Tobias Behr „auf dem Teerofen prope Finkenkrug" genannt; zuletzt wird er 1711 erwähnt. 1717 wohnte er als Teerbrenner im Walde bei Storkow. Noch heute finden wir Spuren des alten Teerofens im Boden. Das Wohnhaus, zugleich Krug, stand aber etwas südlich vom jetzigen Hause zwischen diesem und dem kleinen Friedhofe am Teerbrennerdamm. Einige durch Kohle geschwärzte Stellen bezeichnen die Feuerstätte. Der von Falkenhagen kommende Weg machte damals noch nicht am Finkenkrug die Wendung nach rechts.

Auf Tobias Behr folgte Johannes Albrecht aus Kohlhasenbrück und später dessen Sohn Christian Albrecht, der 1746 starb. Sein Schwager, Johann Schirmer (1746—74), pachtete den Falkenhagener Dorfkrug und verpachtete den Finkenkrug zuerst an den Schäfer Ribbe und dann an seinen Schwager Lehmann (um 1766). Der Teerofen scheint schon damals still gelegen zu haben. Um 1766 brach eine Pockenepidemie aus, der auch 2 Kinder Lehmanns zum Opfer fielen. Dieser Vorfall scheint den Lehmann veranlaßt zu haben, den Finkenkrug wieder zu verlassen und ihn an Schirmer zurückzugeben, der hierselbst am 27. Mai 1774 im Alter von 48 Jahren 3 Tagen starb; seine Frau war bereits früher gestorben. Die beiden hinterlassenen minorennen Kinder, Joachim Fviedrich und Anna Luise Schirmer konnten den Finkenkrug nicht länger halten; so kam derselbe 1776 zur Subhastation und wurde von dem damaligen Königl. Oberjäger Karl Friedrich Bracklow in Falkenhagen für den Preis von 452 Rth. brandenb. Währung erstanden. Er hatte bereits vorher in der Nähe des Finkenkruges 40 Morgen untüchtiges Forstland, welche laut Verfügung des Königl. Forst-Departements vom 23. 12. 1775 öffentlich versteigert werden sollten, erworben. Der Zuschlag wurde am 3. April 1776 erteilt und folgende Erbpachtverschreibung am 18. 4. 1776 unterzeichnet, deren Wortlaut zur Ergänzung des Vortrags beigefügt sei:

„Kund und zu wissen sey hiermit! Welchergestalt der Oberjäger Bracklow zu Falkenhagen angesucht, daß ihm die des Besitzenden bey Falkenhagen belegenen Finkenkruges befindliche 40 Morgen gegenwärtig untüchtiges Forstland zur Cultivirung als Acker erblich überlassen werden möchten, wobey auch nach den von dem Oberforstmeister von Schoenfeldt und Justizamt Spandau angestellten Untersuchungen kein Bedenken gefunden, die auf diesen 40 Morgen Land zur Hütung berechtigte Gemeine Falkenhagen ihres Hütungsrechts sich begeben, jedoch dabei ausbedungen, daß ihr die Vietrifft und die an diesem Orte am Theer-Brenner-Damm belegene Viehtränke freigelassen werde, welches auch der p. Bracklow sich gefallen lassen und dabey zur Erlegung eines jährlichen Canons von 6 gr. pro Morgen verstanden, hierauf sind zuvörderst auf Verfügung des Königlichen Forst-Departements vom 23ten December diese 40 Morgen mit dem Gebot der 6 gr. pro Morgen zur Erbpacht öffentlich subhastirt. Da denn in Termino licitationis der p. Bracklow sein Geboth von 6 gr. pro Morgen wiederholet, sonst aber kein Licitant sich angefunden, weshalb per Rescriptum vom 3ten April 1776 genehmigt worden, daß der quästionierte Fleck Forstland dem Oberjäger Bracklow für 6 gr. Canon pro M. in Erbpacht gegeben werden könne. Demzufolge werden mehrerwähntem Oberjäger B. vorbeschriebene ohnweit des Finkenkruges belegene Vierzig Morgen Forstland hierdurch und kraft dieses verschrieben und überlassen, dergestallt, daß der Br. solches Land als Acker der sonst nach seinem bestem Wissen, Willen und Wohlgefallen nutzen und gebrauchen, auch seine Erben und Nachkommen transferiren und auch sonst nach vorher gesuchten und erhaltenen Einwilligung der Königlichen Kurmärkischen Krieges- und Domainen-Kammer an andere verpfänden und verkaufen kann. Für die Nutzung dieses Landes muß der p. Bracklow, als jetziger Erbpächter künftig aber dessen Erben und Nachkommen auch jeder andere Besitzer dieses Landes, den dafür gelobten Canon von Sechs Groschen pro Morgen jährlich, in Summa also von 40 Morgen Zehn Thaler prompt und unweigerlich zu Spandowschen Amtsforstkasse entrichten, welcher Canon auf der Meliorationibus fundi, jure reali versichert sein soll, wohingegen das Eigenthum des fundi selbst dem Amte verbleibt.

Es muß auch des p. Br. und künftig dessen Erben und Nachkommen oder andere Besitzer dieses Landes, der Gemeine Falkenhagen die Viehtrift nnd die an diesem Orte beym Theerbrennerdamme belegene Vietränke frey lassen. Wie nun der Oberjäger Br. diesem allen bey Verpfändung seines Vermögens

nachzukommen verspricht, so soll dagegen und unter dieser Voraussetzung Er und jeder anderer rechtmäßiger Besitzer dieses Landes nach ihm dabey kräftigst geschützt und gehandhabt werden.

Urkundlich ist diese Erbpachtverschreibung, worüber die Königliche Confirmation nachgesucht werden soll, unter der Königlichen Kurmärkischen Krieges und Domainen Kammer u. des p. Bracklows Insiegeln und Unterschriften in Triplo ausgefertigt worden.

So geschehen Berlin den 18ten April 1776.

Königl. Kurmärkische Krieges- und Domainen-Kammer.
v. Schönfeld. Koch. C. Friedrich Bracklow.

Die Königliche Konfirmation, von Friedrich dem Großen persönlich unterzeichnet, trägt den 27. November als Datum.

Sie lautet:

„Demnach wird dem Oberjäger Bracklow, die ohneweit dem bey Falkenhagen, Amts Spandow, in Besitz habenden Finkenkruge belegene Vierzig Morgen Forstland, gegen einen jährlichen Canon à Sechs Groschen pro Morgen in Erbpacht gegeben, und darüber die hierneben geheffete Erbverschreibung ausgefertigt worden. So confirmiren und ratihabiren Seine Königliche Majestät von Preußen, Unser allergnädigster Herr . . . . . Erbverschreibung hiermit in allen ihren Punkten und Clauseln so und dergestalt, daß wenn Erbpächter sich derselben überall gemäß bezeiget und den stipulirten jährlichen Canon à Zehn Thaler promt entrichtet, er und die nachfolgenden rechtmäßigen Besitzer dabey jederzeit kräftigst geschützet werden sollen.

Signatum Berlin d. 27. November 1776.

(S) Friedrich

Confirmatio u. s. w.

Die Erbpachtverschreibung für die minderjährigen Kinder Schirmers war aus irgend einem Grunde im Jahre 1774 beim Tode des Vaters nicht ausgefertigt worden. Erst im Jahre 1776, als der Verkauf des Finkenkruges an Bracklow nahe bevorstand, und nachdem Bracklow die in der Nähe gelegenen 40 Morgen vom Fiskus bereits gekauft hatte, wurde die Sache nachgeholt und am 20. Juni 1776 eine Erbpachtverschreibung für die Geschwister Schirmer ausgestellt. Sie lautet:

Zu wissen pp. Nachdem der Bürger und Stadtverordneter Martin Schirmer zu Spandau als Curator des verstorbenen Erbpächters Joachim Schirmers, auf dem Finkenkruge bei Falken-

hagen hinterlassene zwei Kinder, als Anna Louisa, Joachim Friedrich, minorennen Geschwister die Schirmer, gebührend vorgetragen: welchergestalt seine vorbenannten Curanden Erblasser, den Finkenkrug in der Brieselangschen Heide, Königlich Falkenhagenscher Forst, neben dazu gehörigen Pertinenzien von seinem Vorfahr Erb- und eigentümlich acquiriret, und zeithero besessen, dabei aber unterlassen: über sothane Grundstücke, als Erbzinsstücke, die Erbverschreibung nachzusuchen, daher Curator geziemend gebethen: seinen Minorennen, welche besagte Grundstücke von ihrem Vater ererbt, über solche eine Erbverschreibung zu erteilen, indem zum Besten derselben, für nötig gefunden worden: den Finkenkrug nebst Pertinenzien zur Subhastation zu stellen; als ist da der Vortrag des Curators, Martin Schirmers, nach Nachweisung der in hiesiger Amts-Registratur, sich befindenden Akten, gegründet befunden worden, von diesem Gesuch an E. Hochlöbl. Churmärkischen Krieges- und Domainen-Cammer, von dem hiesigen Justiz-Amte, unterm 21. Oktober 1774 Bericht erstattet, und darauf dem Justiz-Amte hierselbst, per Resolutionen, anbefohlen worden worden:
über die Schirmersche Grundstücke die Erbverschreibung zu exzediren und zur Confirmation einzusenden.
Solchem nach, wird eingangs benannten, zwo minorennen Geschwistern die Schirmer der in der Falkenhagenschen Forst, ohnweit Falkenhagen, belegene Finkenkrug, an Gebäuden;

		134 □R	Gartenland
	16 Morgen	100 □R	Acker
	3 Morgen	41 □R	Wiesewachs beim Acker,
Summa	20 Morgen	95 □R,	

wie solches alles in dem beygefügten Fleßschen Vermessungsregister de Anno 1769 verzeichnet stehet; imgleichen zwei Forstzinswiesen, davon die eine am großen Elsbruch belegen, à 12 Morgen 60 Ruthen und die andere im Brähner-Holze, à 6 Morgen 76 Ruthen nebst allen Recht und Gerechtigkeiten, wie solche ihre Vorfahren besessen, und genützet haben, dergestalt erb- und eigentümlich verschrieben: daß sie diese Grundstücke nebst Gerechtigkeiten, als ein wahres Erb- und Eigenthum besitzen, solche nach besten Wissen und Gefallen, nützen, auch befugt sein sollen: solche auf ihre Nachkommen zu vererben, dieselben zu verpfänden und zu verkaufen. Wenn aber 2. Obgedachte Grundstücke, bloße Erbzinsstücke sind, so erhalten zwar die Schirmerschen Kinder das Dominium utile; das Dominium directum und Proprietät aber, verbleibt dem Königl. Amte

Spandau; daher sollen selbige auch ohne Consens des Königl. Amts nicht verpfändet oder verkauft, niemals aber vereinzelt und zerstückelt werden können. Auch stehet demselben im letzten Falle das Vorkaufs-Recht zu, und wird demselben bei jedesmaligem Verkauf der zwölfte Teil der unten bestimmten Canonis, pro Laudemio erlegt.

3. Für diese Erbzinsstücke, ist Erbpächter gehalten: den zeithero entrichteten Canonem, als

an Grundzins inclusive drei Thaler Kühepacht . . . 10 Rth.
an Wiesenzins für die beiden Forstzinswiesen resp. . 2 Rth.
13 gr. 8 ₰ und 1 Rth. 11 gr. 4 ₰, Summa . . 14 Rth. 1 gr.

sezze: Vierzehn Reichsthaler 1 gr. älljährlich dem Amte Spandau in jedesmaliger Cassen-mäßiger Münze promt und richtig zu bezahlen, ohne daß ihnen dagegen einiger Einwand, als: habende Gegenforderung zu statten kommen solle; sondern Erbpächter muß den Erbzins baar erlegen, widrigenfalls er zu gewärtigen: daß mit Exekution wider ihn verfahren werde.

4. Die Gerichtsbarkeit über obgenannte Erbzinsstücke sowohl, als über die Person des Erbpächters, wenn er kein Eximirter ist, stehet dem Königl. Amte Spandau zu; daher Er auch daselbst Recht zu nehmen und Recht zu geben schuldig ist.

5. Wird der Erbpächter gleich allen alten Erbpächtern das nöthige Bau- und Reparaturholz aus Königl. Falkenhagenscher Heide, gegen eine dritttheilige Bezahlung des Holzes und völlige Erlegung des Stamm- und Pflanzgeldes ertheilet, wenn derselbe zuförderst darüber die Assignation bei E. Hochl. Churmärkischen Krieges- u. Domänen-Cammer gehörig nachgesuchet hat. Betreffend das nöthige Brennholz: so wird solches demselben nicht frei bewilligt; jedoch soll Er das freie Raff- u. Leseholz genießen: wenn er dafür 18 gr. Heidemiethe an Holz und Stammgeld zur Königl. Spandauschen Forstcasse erleget und sich bei gedachtem Amte zu dem Ende den erforderlichen Holzzettel löset. Alles Schießens im Königl. Reviere und überhaupt alles Wildpretts, Mast- und Holz-Defraudationen muß sich Erbpächter gänzlich enthalten, widrigenfalls er zu gewärtigen: daß er nach der Strenge der Forstordnung dafür bestraft werden soll. Auch wird

6. Demselben verstattet: daß nach Verhältniß seines Ackers erforderliche Zugvieh, imgleichen 8 Stücke Kühe; 4 Stücke Güste-Vieh, 6 Stücke Schweine nebst Zuwachs bei ungeschlossenen Zeiten in der Königl. Falkenhagenschen Heide weidefrei halten zu dürfen.

7. Ist derselbe berechtigt: auf dem Finkenkruge Bier und Brantewein zu schenken u. zu verkaufen, jedoch muß er das Bier und

den Brantewein aus der nächsten Accise baren Stadt Spandau nehmen. Keinesweges aber ist derselbe befugt: selbst Bier und Brantewein zu brauen, und solchen sich zu seiner Consumtion oder zum Schanke zu bedienen.

8. Zur Sicherheit des zu entrichtenden Canonis u. der aus dieser Erbverschreibung entspringenden Verbindlichkeiten sezzet Erbpächter d. K. Amte Spandau alle sein gegenwärtiges und zukünftiges Vermögen, Nomina u. Actiones, nichts überall davon ausgeschlossen, zum Unterpfande, u. sind demselben insbesondere die eingangs verzeichneten Erbzinsstücke verhaftet, und zwar: cum clausula constituti Possesssorii, daß wenn Erbpächter in Bezahlung des Canonis säumig sein möchte, dem Königlichen Amte Spandau freistehen solle, sich in Besitz dieser Grundstücke zu sezzen u. daraus auf die leichteste Art seine Befriedigung zu suchen, ohne, daß die Speciae Hypotheque der Generalen, u. diese jener nachtheilig u. schädlich, sondern das K. Amt Spandau berechtigt sein solle, aus dem Vermögen des Erbpächters oder aus denen Erbzinsstücken nach eigenem Gefallen die Bezahlung der Canonis und Erfüllung der aus dieser Erbverschreibung entspringenden Verbindlichkeit zu suchen und sich solchergestalt zu befriedigen. Nachdem nun der Martin Schirmer, Curator der vorstehenden Erbpächter, Joachim Schirmers zwei Kinder, diese Erbverschreibung in allen Punkten und Clauseln überall ratihabiret, als hat derselbe solche eigenhändig unterschrieben.

Urkundlich ist vorstehende Erbverschreibung unter des hiesigen K. Amts Insiegel u. der zeitigen Beamten eigenhändigen Unterschrift ausgefertiget u. zur hohen Confirmation eingesand worden.

So geschehen: Justiz-Amt Spandau: den 20. Juni 1776

Jf. Hart Meinhart

Martin Schirmer.

Die Bestätigung erfolgte gleichzeitig mit der des Bracklowschen Kaufvertrages in folgender Weise:

Se. Königl. Majestät von Preußen, unser allerg. Herr, confirmiren, ratihabiren und bestätigen, 1) die von dem Oekonomie- u. Justiz-Amt Spandau mit unterm 20. Juni ausgefertigte und hierbei geheftete Erbverschreibung für die Schirmerschen min. Kinder über den bei Hennigsdorf in dem Brieselang Königl. Falkenhagensche Forst belegenen, sogenannten Finkenkrug nebst Pertinenzien und 2) den gleichfalls hierbei gehefteten Kaufbrief vom 14. August a. c., wonach Curator der Schirmerschen min.

Kinder den vorbenannten Finkenkrug nebst Pertinenzien an den Oberjäger Bracklow für eine Summe von 452 Rth. verkauft hat, hiermit in allen Punkten und Clauseln u. wollen, daß der nunmehrige Besitzer dieses Finkenkruges, der vorbemeldete Oberjäger Bracklow seine Erben und Nachkommen, wenn sie den an das Amt Spandau zu entrichtenden Erbzins von Vierzehn Thl. 1 gr. jedesmal prompt abführen, dabei geschüzzet werden sollen.

Signatum Berlin den 27. Novbr. 1776

(LS.)

Auf Sr. Königl. Majestät allergn. Spezial-Befehl:

v. Blumenthal v. Derschau v. Gaudy

Bracklow ließ den Finkenkrug, Wohnhaus*), Stall und Scheune 1777 neu aufbauen; daher bemerken wir in der Wetterfahne des Wohnhauses die Jahreszahl 1777, in der zweiten Bracklows Namenzug. Ebenso legte er die Eichen-Allee zwischen den Kilometersteinen 10,4 und 11,3 der Falkenhagener Chaussee an. Beim Stein 11,3 erhielt dieser Weg eine andere Richtung; die Fortsetzung desselben bildete früher den sog. Teerbrennerdamm, welcher südlich vom jetzigen Wohnhause lag. Die Bewirtschaftung des Besitztums überließ Bracklow seinem Bruder Bogislaus. Am 18. November 1781 starb diesem ein Kind an den Pocken, die damals wiederholt seuchenartig auftraten, u. nun legte B. den kleinen Friedhof südlich vom Gehöft an. Dieses Kind war vermutlich der erste Mensch, der dort seine Ruhestätte fand. Im März 1783 starb Bogislaus selbst, 4 Wochen später ein zweites Kind und am 4. September 1793 die Witwe Bracklows, Augustina geb. Glatsch im Alter von 49 Jahren. Das Kirchenbuch sagt von ihr: „Diese Frau starb 8 Tage lang elendiglich. Sie hatte von ihren Töchtern, die ihr beyde fortliefen u. sich anderswo vermietheten, viel Verdruß. Sie bekam die gelbe Sucht, die vermutlich durch unschickliche Mittel vertrieben worden u. Wassersucht hervorbrachte. Da auch bey dieser erst unschickliche, dann garkeine Mittel, ohnerachtet gütlicher Zuredung angewandt wurden, so mußte sie jämmerlich umkommen, genau ihrem Willen gemäß, da sie, wie sie sich ausdrückte, nicht länger leben, sondern verrecken wollte.“ Am 18. Nov. 1798 starb auch die Schwiegermutter des Bogislaus Bracklow, Katharina Glatsch geb. Krone, im Alter von 91 Jahren, und da nun die ganze Familie ausgestorben war, übergab der inzwischen zum Landjäger ernannte K. Kr. Bracklow vor seiner Versetzung nach Gr. Schönebeck den Finkenkrug seiner Schwester, der verwitweten Frau Blumeyer. Er selbst machte 1799 sein Testament und bestimmte darin,

*) Die alten Gebäude hatten damals nach dem Spandauer Hypothekenbuch einen Holzwert von 10 Talern.

daß sein Sohn den Finkenkrug erhalten und seine 8 Verwandten je 200 Rth. erben sollten. Der Sohn, Königl. Oberförster in Insterburg, ließ den Finkenkrug nach dem Tode des Vaters durch einen gewissen Hintze bewirtschaften; er selbst starb im Jahre 1813. Nun kam das Besitztum durch Kauf an einen Jeserich aus Spandau; der Kaufpreis betrug 3630 Rth. 3 Gr. Jeserich verkaufte den Finkenkrug am 14. September 1839 für 3500 Rth. an den Großvater des jetzigen Besitzers, Theodor Friedrich Schmidt, sicherte sich aber ein „Altenteil". Schmidt stammte aus einer Lehnschulzenfamilie in Wustermark; er nutzte den Finkenkrug zunächst nur landwirtschaftlich und vergrößerte sein Terrain durch Landankäufe so, daß er seinem Sohne statt der ursprünglichen 72 Morgen etwa 180 übergeben konnte. Der Krug hatte durch den Bau der Hamburger Heerstraße über Spandau und Dyrotz seine Bedeutung verloren, und erst die Anlage der Hamburger Bahn brachte ihm wieder Verkehr. Mit Hilfe einiger höherer Bahnbeamten, die einen Ausflug nach Finkenkrug unternommen hatten, setzte Theodor Friedrich Schmidt es durch, daß 1850 zum ersten Male Sonderzüge nach Finkenkrug abgelassen wurden, die an der Stelle des heutigen Bahnhofs mitten im Walde hielten und die Berliner Ausflügler absetzten. Für sie errichtete Schmidt zunächst eine Wetterschutzhalle. Die alten Mooshütten des Finkenkrugs, Unterkunftsstätten für die Besucher, fielen in den Jahren 1874-76; an ihre Stelle traten die noch heute stehenden Restaurationsgebäude; das ehemals einstöckige Bracklowsche Wohnhaus erhielt einen Aufbau, um der Nachfrage nach Sommerwohnungen zu genügen, und an Stelle der Schutzhalle bei der Station entstand ein großes Bahnhofsetablissement, welches sich noch im Besitz der Familie Schmidt befindet. Zu den Besuchern des Finkenkruges gehörten früher u. a.: R. Virchow, Glasbrenner, Schmidt-Cabanis und der badische Gesandte v. Türkheim. —

Nach dem Mittagsmahle wurde das Ölgemälde K. Fr. Bracklows im Gastzimmer besichtigt und ein Rundgang angetreten, welcher die 130 Mitglieder und Freunde der Brandenburgia zum alten Friedhof und an den Bracklow'schen Eichen vorüber bis zur Wolfsgrube am Kilometerstein 12,4 führte. Angemeldet hatten sich 84 Teilnehmer, da jedoch die übrigen 46 ebenfalls an den Freuden der Tafel teilnahmen, mußten auch diesmal die Gerechten mit den Ungerechten leiden.

O. Monke.

5. (3. ausserordentliche) Versammlung des XVII. Vereinsjahres.

Sonntag, den 14. Juni 1908.

Wanderfahrt nach Lübben und Schlepzig.

Etwa 60 Mitglieder der Brandenburgia unter Führung des Geh. Regierungsrats Herrn E. Friedel trafen gegen 10 Uhr vormittags auf dem Bahnhof in Lübben ein, wo sie von den Herren Prof. Dr. Fischer, Prof. Dr. Richter, Prof. Werner, Rentmeister Gutknecht u. a. begrüßt wurden. Herr Prof. Dr. Fischer, der die Führung in Lübben übernommen hatte, geleitete die Gäste durch den Stadtpark oder „Hain", einen Spreewaldrest, der den Stolz der Stadt bildet, an dem 1908 enthüllten Manteuffel-Denkmal und dem Liuba-Stein, über dessen Setzung und Bedeutung bis jetzt weder eine wissenschaftliche noch eine volkstümliche Erklärung Geltung erlangt hat, vorüber bis zum „Haintor" an der Hospitalkirche, einem 300 Jahre alten Gebäude, an dessen Stelle bereits vor 1504 eine Kapelle zum Heil. Geiste stand. An einem alten Grabmonumente neben der Kirche entdeckte Herr Geheimrat Friedel an den 4 Kanten Wetzstellen, die vielleicht ihre Entstehung einem abergläubischen Volksbrauche verdanken. Die auf der Straße vor dem Haintore stehende sächsische Postsäule, eine sogen. Distanzsäule mit Angabe der Wegstunden, trägt die Inschrift 1741. Die Stadt Lübben besteht aus der Altstadt, die namentlich gegenüber der von zwei Spreearmen gebildeten Pfaueninsel noch Reste der alten Stadtmauer besitzt, der Neustadt, der Gubener Vorstadt und dem nicht unter städtischer Verwaltung stehenden Schloßbezirk. Die Stadtmauer ist seit 1753 zum größten Teil abgetragen; doch ist neben den nördlichen Teil der Pfaueninsel in der Nähe der Brücke noch ein ansehnlicher viereckiger Wartturm, der „Trotzer" vorhanden, der vorübergehend als Gefängnis gedient haben soll. Einen schönen Blick auf Stadt und Umgebung bietet der Standpunkt auf der Brücke im Zuge der Judengasse. Im Süden hebt sich aus den Wiesengelände ein ehemaliger wendischer Ringwall, das Burglehen heraus, zu dem von Steinkirchen aus ein Damm führt. Auf diesem Wall stand im Mittelalter die Burg der kaiserlichen Kastellane oder Burgvögte, vielleicht das alte Lubin, welches den Spreeübergang schützte; nach Thietmar von Merseburg wurde es 1180 von den heidnischen Slaven zerstört. Jetzt flattert dort die Fahne über einer Restauration. Das in unmittelbarer Nähe der Stadt gelegene Schloß, das jetzige Kreis-

haus, wurde ebenfalls auf einem vorgeschichtlichen Ringwalle und zwar als Sitz der (böhmischen) Landvögte der Niederlausitz nach 1368 erbaut. Im 30jährigen Kriege wurde es zerstört, 1662 aber wieder hergestellt und diente dann der kursächsischen und später königlich sächsischen Oberamtsregierung bis 1815 als Sitz. Der schöne Renaissance-Ostgiebel mit der Inschrift: Cum Deo et die stammt aus dem Jahre 1680, das Portal auf der Nordseite (Spätrenaissance) aus dem Jahre 1682. Heute ist das Schloß das Dienstgebäude des Königl. Landratsamtes. Der massige, viereckige Turm, als Ergänzungsbau des alten Schlosses im Jahre 1562 aufgeführt, weil im Schlosse ein Huldigungssaal für die Niederlausitzer Stände fehlte, war früher durch eine Zugbrücke mit dem Hauptgebäude verbunden. Über dem Huldigungssaal des Turmes befand sich eine Folterkammer; auf dem flachen Dache waren Kanonen aufgestellt, Der östliche Seitenflügel des Schlosses dient dem Königl. Amtsgericht, der Westflügel dem Steuer- und Rentamt als Unterkunft. Der hinter dem Westflügel gelegene Rosengarten des Rentmeisters Herrn Gutknecht ist eine Sehenswürdigkeit der Stadt. Zum Schloßbezirk gehört das dem Schloß gegenüberliegende Niederlausitzer Ständehaus, über dessen Eingang man die Worte liest: „Pro Principe et Patria“. An der Südwand bemerkt man das niederlausitzer Wappen mit dem Stierkopf. Das Ständehaus enthält im Innern außer dem Sitzungssaale 45 Einzelwohnungen für die Standesherren, welche sich hier alljährlich am Sonntag nach Ostern versammeln, und birgt die von den Standesherren gestifteten reichen Silberschätze. Alle 4 Wochen tagt dort die Landesdeputation. Die Schloßgasse verbindet den Schloßbezirk mit dem Marktplatz und führt zu der 1708 erbauten „Wendischen Kirche“, zu welcher der Schloßbezirk, die Gubener Vorstadt und 7 Dörfer der Umgegend kirchlich gehören. In unmittelbarer Nähe steht auf dem Marktplatze die Haupt- oder Stadtkirche von St. Nicolai, ein dreischiffiger spätgotischer Bau aus dem 15. Jahrhundert, der 1543 durch Feuer zerstört, dann aus Steinen der ehemaligen Klosterkirche auf dem Frauenberge wieder aufgebaut, 1666 um den Altarraum erweitert und 1682 nochmals renoviert wurde. Herr Oberpfarrer Krüner übernahm hier in liebenswürdiger Weise die Führung; er zeigte die Stelle vor dem Altar, unter welcher der Überlieferung nach Paul Gerhardt ruht, der an dieser Kirche von 1669–76 wirkte und am 7. Juni 1676 in derselben bestattet wurde. Genau ist die Stätte ebensowenig bekannt wie der Todestag; doch nimmt man an, sie befinde sich unter der kleinen Einsenkung im Pflaster; dort stehen gewöhnlich die Konfirmanden während der Einsegnung. Zur Linken des Renaissance-Altars hängen das Ölbild Paul Gerhardts und das Reliefbild des Generalsuperintendenten Hutten in halb amtlicher, halb bürgerlicher Tracht, wodurch seine freundliche Stellung zur Bürgerschaft angedeutet werden soll; dies Kostüm hat dem

Schöpfer des 1907 enthüllten Gerhardts-Denkmals, Pfannenschmidt, als Muster für das Gewand Paul Gerhardts gedient. Bemerkenswert sind ferner noch das Altaraild von Mengs und zwei gußeiserne Tafeln hinter dem Altar, deren eine dem Gedächtnis der am 28. April 1534 verstorbenen Landrätin Katharina v. Bernetzkow, geb. v. Rosenthal, gewidmet ist, während die andere, runde, das Wappen des Landvogtes zur Anschauung bringt. Das vor der Kirche aufgestellte, von Pfannenschmidt modellierte und in Lauchhammer gegossene Bronzedenkmal Gerhardts trägt auf allen 4 Seiten des Steinsockels Inschriften, einzelne Liederverse von P. Gerhardt: „Befiehl du deine Wege“ — „Mein Herze geht in Sprüngen“ (Südseite) — „Gottlob nun ist erschollen das edle Fried- und Freudenwort“ (Ostseite) und „Dein Zion streut dir Palmen“ (Nordseite).

In der Mitte des Marktes erhebt sich das Denkmal für die in den Kriegen Wilhelms I. gefallenen Lübbener Jäger, während das für die gefallenen Söhne Lübbens in der Nähe der oben erwähnten Hospitalkirche steht. Sonderbarerweise trägt die den Jägern gewidmete Säule ein Kanonenrohr, ein für Jäger ungewöhnliches Waffenstück, welches vielleicht ein von den Jägern erobertes Geschütz andeuten soll. In dem ehemaligen Wachthause, Marktplatz Nr. 4, welches jetzt als Schulhaus dient, wurde die von Direktor Dr. Weineck (jetzt in Jena) begründete kleine, aber wertvolle und sorgfältig geordnete Altertumssammlung besichtigt, die zahlreiche Funde aus der Stein- und Bronze-Zeit und unter den Urnen eine Etagenurne, sowie mehrere Henkelgefäße aufweist. Daneben besitzt die Sammlung verschiedene kulturgeschichtlich wertvolle Altertümer (Innungsgeräte) und Handschriften, u. a. eine Ablaß-Bulle vom 28. Juli 1500 und verschiedene Original-Handschriften P. Gerhardts. Nachdem man noch den Aufzug der kostümierten Schützen auf dem Marktplatze — am heutigen Sonntage begann die Reihe der Lübbener Schützenfeste — vom Schulhause aus beobachtet hatte, hielt Herr Oberlehrer Prof. Dr. Richter seinen Vortrag über die geologische und kulturgeschichtliche Entwickelung des Spreewaldgebietes. Ausgehend von den geologischen Entwicklungsperioden hob der Redner hervor, daß die am Ende der Tertiärzeit eingetretene Vergletscherungsperiode von besonderem Einfluß auf die Niederlausitz gewesen sei, welche bereits in der Tertiärzeit ihre wertvollsten Besitze erworben habe: die Braunkohlenflöze (Gr. Räschen), die fetten Tone für die heutige Tonwarenindustrie und den Quarzsand zur Herstellung des weißen Glases. Beim Abschmelzen der Gletscher, die bis zum 50° nach Süden vorgedrungen waren, bildete sich der Glogau-Baruther Urstrom, der schließlich die Spreewald-Niederung hinterließ, deren Ränder bei dem heutigen Lübben bis auf 2 km. sich einander näherten, sodaß der ganze, die Niederung anfänglich ausfüllende See die Gestalt einer 8 erhielt. Am Schnitt-

punkt der Linie dieser 8 mußte daher die Brückenstadt Lübben, mußten vor allem die erwähnten beiden Schutzburgen entstehen. Der verlandete See stellt sich zuweilen noch jetzt in der Winterzeit wieder her. Naturgemäß erfolgte die Besiedelung der Niederung von den Rändern aus, an welchen bis jetzt etwa 80 Urnenfelder gefunden und aufgedeckt worden sind. Ihre räumliche Gruppierung entspricht selbstverständlich der Zeitfolge in der Weise, daß die jüngeren Funde immer weiter vom Rande entfernt und tiefer liegen als die der voraufgegangenen Perioden. Sie sind also räumlich und zeitlich gleichmäßig abgestuft. Wie vormals Rudolf Virchow, so nimmt auch Prof. Dr. Richter für das Spreewaldgebiet keine eigentliche Steinzeit an, obwohl man bei Hartmannsdorf, nördlich von Lübben, allerlei Steingeräte gefunden hat, die freilich auch noch in der Metallzeit entstanden sein können. Reich vertreten sind die Funde aus der älteren Hallstadtzeit; auch solche aus der römischen Zeit sind gemacht worden. Die Verlandung des Spreewaldgebietes machte immer weitere Fortschritte, bis schließlich ein Netz von Flußarmen und Flüssen übrigblieb, das später durch künstliche Kanäle ergänzt wurde. An zwei Stellen, nördlich von Cottbus und sodann hinter Lübben löst sich die Spree in zahlreiche Arme und Rinnen auf, sodaß man einen Oberspreewald südlich von Lübben und einen Unterspreewald nördlich der Stadt unterscheiden kann. Der 28 km lange und 11 km breite Oberspreewald hat seinen Baumbestand so ziemlich eingebüßt, aber das volkstümliche Leben und Treiben (Sprache, Sitten, Trachten) seiner im frühen Mittelalter angesiedelten Bevölkerung besser bewahrt als der 15 km lange und $5^1/_2$ km breite noch reich bewaldete und deswegen landschaftlich schönere Unterspreewald; aber es nimmt jetzt immermehr „Vergang“, und in Lübbenauer Tanzlokalen wird die wendische Tracht nicht mehr geduldet. Im Unterspreewald erobert dagegen die Wiesenkultur einen Teil des schönen Laubwaldes nach dem andern. Der Hauptbaum des Spreewaldes ist die Schwarzerle; doch findet man meist jungen Bestand, da die Bäume alle 80 Jahre geschlagen werden. Auch Eschen und Eichen kommen vor, Buchen sind naturgemäß selten. Das Ackerland liefert nicht genügend Brotkorn; die Spaten- und besonders die Wiesenkultur überwiegt. Die Menschen (noch etwa 50 000 Wenden) sind ihren mittelalterlichen Vorfahren im Aussehen und Denkweise noch heute ähnlich. Manches hat sich noch aus alter Zeit erhalten. Der Wende stößt seinen dem Einbaum ähnlichen flachen Bretterkahn wie damals mit der Eschenstange vorwärts, ohne ein Ruder zu benutzen, und die Wendinnen verdanken dieser graziösen Übung, die immer stehend ausgeführt wird, ihre vorzügliche Körperhaltung. — Reicher Beifall wurde dem anregenden Vortrag gespendet. —

Während des einfachen aber gediegenen Mittagsmahles erhob sich Herr Prof. Dr. Fischer, um die Brandenburgia im Namen des Bürger-

meisters und der städtischen Behörde der Stadt Lübben zu begrüßen. In seiner Ansprache gab er einen kurzen Überblick der Geschichte der Stadt Lübben. In 130 Jahren von 1494—1624 brannte die Stadt nicht weniger als fünfmal so völlig nieder, daß einmal sogar nur drei Scheunen stehen blieben; dreimal wütete hier der schwarze Tod; in den Kriegen, im Hussitenzuge, im 30jährigen Kriege, im siebenjährigen Kriege und in der Franzosenzeit wurde die Stadt arg mitgenommen, sodaß sie immer wieder von vorn anfangen mußte. Ihre Geschichte ist eine Geschichte des Leidens, und trotz ihrer günstigen Lage an der bedeutenden sächsischen Handelsstraße nach Frankfurt versank sie in Schlaf. Erst in neuster Zeit ist sie erwacht; eine große Zahl öffentlicher Bauten ist entstanden, und Handel und Verkehr sind im Aufblühen begriffen. In seiner Erwiderungsrede wünschte Herr Geheimrat Friedel dem wackeren Lübben ein weiteres fröhliches Gedeihen und schloß mit einem dreifachen Heilruf auf die gut märkische Stadt. Nach Beendigung des Mahles erfolgte die Wagenfahrt nach dem 12 km entfernten Schlepzig, wo Herr Pastor Asselmann die Brandenburgia begrüßte und nach einer kurzen Kaffeepause folgenden interessanten Vortrag über die Geschichte des Dorfes Schlepzig hielt.

Der Vortragende sprach zunächst den Damen und Herren der „Brandenburgia“ seinen wärmsten Dank dafür aus, daß sie die Gemeinde des Unterspreewalds mit ihrem Besuche ehrten, und hieß alle Anwesende auch im Namen seiner Gemeinde herzlich willkommen. Daran schloß er seinen Vortrag über die „Ortsgeschichte von Schlepzig und der nächsten Umgebung“, welche in wirtschaftlicher, allgemein kultureller, insbesondere aber auch in politischer und kirchlicher Beziehung manches Interessante darbietet.

Die ältesten Ansiedlungen haben sich wegen der Wasserverhältnisse auf den höher gelegenen Stätten — Marienberg, Wussegk, dem Kirchhofshügel (nach der Sage eine heidnische Opferstätte) Saproda, Sapunza usw. befunden. Nach den interessanten Sagen, welche sich an die verschiedenen Örtlichkeiten knüpfen, weisen die ältesten Siedlungen auf germanischen Ursprung hin. Totenurnen mit reichen Bronzebeigaben, Gebrauchsgegenstände u. v. haben sich an den bezeichneten Stätten vorgefunden. Zum Teil sind sie teils der Kottbuser Sammlung, teils dem prähistorischen Museum in Berlin, teils dem großherzoglichen Museum in Schwerin (aus Privatbesitz stammende Gegenstände), teils der hiesigen Sammlung überwiesen. Die Fundstücke entstammen den verschiedensten Kulturperioden. (Steinzeit, Hallstattperiode usw.) Die meisten weisen auf die Bronzezeit. Diese wird von einigen Forschern bis auf 800, von andern bis auf 1200 Jahre v. Chr. zurückgeführt; wenn wir einem Berichte über einen interessanten Fund im Seekreise Mansfeld volle Zuverlässigkeit beimessen dürfen, so ist sie sogar bis auf 2000 vor Chr. hinaufzuführen.

Die ältesten Ansiedler waren auf Fischfang, Jagd und Viehzucht angewiesen. Bei zunehmender Entwaldung, Freilegung des Wiesengeländes und des anderen Bodens widmeten sich die späteren Generationen zunehmend auch dem Ackerbau. Im Zusammenhang damit steht der Fund einer Handmühle (Steine) und von Gefäßen für Leinöl aus älterer Zeit. Münzen haben sich aus den verschiedensten Geschichtsperioden vorgefunden, auch aus der Römerzeit. Zur Zeit der Völkerwanderung verließen die Germanen zum Teil ihre Wohnsitze. Die Sorben-Wenden drangen auch in unsere Gegenden ein.

In den Sagen prägt sich sowohl der germanische Urcharakter der Besiedlung, als auch das spätere Eindringen des Wendentums und wiederum das seit dem 10. Jahrhundert immer mächtiger werdende Kolonisationswerk des Germanentums aus.

Zu den Nahrungszweigen der älteren Perioden gehört auch die Bienenzucht, natürlich in der primitiven Form, in der sie uns erscheint durch Benutzung der ausgehöhlten Bäume. Es gab zahlreiche Zeidlergesellschaften, darauf weist die Urkunde Kaiser Ottos I. vom 28. Juli 965, durch welche dem Erzstifte Magdeburg der Honigzehend in unsern Gegenden „Spreewä“ und „Lusici“ zugeeignet wird. Als später das Erzstift Magdeburg auf diese Niederlausitzer Besitzungen verzichtete, ging das Recht des Honigzehends auf das landvogteiliche Amt in Lübben über. Dort mußten die Honighalter ihre Lehen holen und mit gewissen Leistungen diese Lehnsrechte anerkennen. Die Niederlassung Schlepzig hat ohne Zweifel schon damals als Ortsgemeinde unter Kaiserlich deutscher Herrschaft seit Unterwerfung der Lausitz durch Markgraf Gero den Großen (963) bestanden. Ausdrücklich genannt wird sie aber in der Schenkungsurkunde Kaiser Heinrichs II., des Urenkels Kaiser Heinrichs I., des Städte- und Burgenerbauers, des Besiegers der Ungarn. Kaiser Heinrich II., Herzog von Bayern, kam, 30 Jahre alt, auf den deutschen Kaiserthron. Am 8. Sonntage nach Trinitatis 1002 empfing er die Königliche Salbung und das Königliche Zepter. Im Jahre 1004 wohnte der Kaiser am 8. August auf Bitten des Abts Eggihard zu Nienburg a. d. Saale der Einweihung des von ihm erbauten Klosters bei. Er schenkte nach Beendigung der Feierlichkeit, damit sein, seiner geliebten Gemahlin Kunigunde, seiner Eltern und seines Vorfahren, Kaiser Ottos III. († 1002, am 27. Januar im Alter von 27 Jahren) Name beständig erhalten werde, dem Kloster eine Reihe von Ortschaften unserer Gegend, darunter auch Pretschen, Gröditzsch, Leibsch (Liubsi) und Schlepzig (Zlupisti), „was Dietbert im Gaue Lusici und in Geros Landschaft zum Lehen gehabt“. Zlupisti hat seinen Namen von einem wendischen Worte, das „Pfahl“ bedeutet, weil die ältesten Wohnungen, wie auch heute noch eine Anzahl von Gebäuden, wegen der Wasserverhältnisse auf Pfählen erbaut werden mußten.

Nienburg gehörte in Nordthüringen zu dem Erbteil Geros des Großen. Der Neffe Geros, Markgraf Thietmar, stiftete gemeinschaftlich mit seinem Bruder Gero, Erzbischof von Köln, ein Kloster in Dankmarsfelde; es wurde später nach Nienburg verlegt. Der früheste Name Nienburgs war Northuringen; später kommt nach der damals im weiten norddeutschen Gebiete herrschenden niederdeutschen Sprache Niggenburg, woraus Niwenburg, Nienburg geworden ist, vor. Demselben Kloster machte auch des Markgrafen Thietmars Sohn, Gero II, Markgraf der Ostmark, bedeutende Schenkungen in der Niederlausitz: das Burgwardium Niempfs (Niemitzsch bei Guben) mit einer Reihe von Dörfern, Pohsem, Göttern, Liebesitz u. a. Das Zubehör dieser Burg betrug 7000 Hufen Landes.

Alle diese Lausitzer Güter wurden durch deutsche Kolonisten immer mehr bevölkert und in Kultur gebracht. Diesem Werke der Regermanisierung dienten natürlich die auch nach der Einwanderung der Sorben-Wenden noch im Lande verbliebenen germanischen Volksteile als Stütze.

Der Kaiser hatte jene Schenkung im Jahre 1004 mit besonderer Rücksicht auf den bevorstehenden Kriegeszug gegen die Slawen (Polen) gemacht, von Gott Segen und Hülfe erbittend in den schweren Bedrängnissen, die viele Jahre hindurch die Polenherzöge, namentlich Boleslaus Chobri († 1025 als König von Polen) über die ganze deutsche Ostmark, die Länder zwischen Oder und Elbe, besonders auch unsere Niederlausitz brachten. Wegen seiner milden Stiftungen für das Kloster hoffte der Kaiser sicher auf göttliche Hülfe. Die Polen machten sich die im deutschen Reiche bestehenden inneren Schwierigkeiten und auswärtige Verwicklungen, namentlich die italienischen, zu Nutze. In den Jahren von 1002 bis 1032 hatten sie die Herrschaft über die Ober- und Niederlausitz sich angeeignet; man bezeichnet diese Zeit als das polnische Interregnum. Die Polen haben wiederholt auf ihren Kriegszügen 1004, 1005, 1007, 1011, 1012, 1015, 1017, 1028 durch Raub, Plünderung, Wegführung von Tausenden von Gefangenen, besonders auch der Weiber und Kinder, Niederbrennung von ganzen Dörfern (bei Lübben ist eine Gegend, die das „tote Dorf“ genannt wird, weil dort das Dorf durch die Polen gänzlich vernichtet wurde) unsere Gegenden furchtbar heimgesucht und die deutschen Kaiser genötigt, Kriegszüge zum Schutze der Grenzmarken zu veranstalten. Viel edles Blut ist geflossen bis 1032 der Friede mit Boleslaus' Sohn, Miseko II., zustande kam.

Die Polen mußten die Lausitz an das deutsche Reich wieder zurückgeben. In den polnischen Kämpfen tritt uns als eigentümliches Zeichen der polnischen Politik die Lüge, Bestechung, Verrat, Eidbruch und Verstellung beiFriedensverhandlungen entgegen. Jede irgend bedeutende Streitigkeit im deutschen Reiche wurde benutzt, um das Feuer zu schüren, Deutschlands Macht zu schwächen und polnische Eroberungen zu machen.

Die kaiserliche Urkunde von 1004 gab unserer ländlichen Genossenschaft in Schlepzig im Jahre 1904 aus Anlaß des 900jährigen Ortsjubiläums unserer Gemeinde Gelegenheit, auf Wussegk im Unterspreewald ein Denkmal zu errichten, das einem um die Niederlausitz, auch um unsere Gemeinde sehr verdienten Manne, dem ersten Generalsuperintendenten Johann Georg Hutten errichtet worden ist. Darüber wird nachher noch einiges gesagt werden. Durch jene kaiserliche Urkunde ist unserer Gemeinde Schlepzig ein wichtiger Gedenkstein in der Geschichte errichtet. Dem Slawentum mangelte es an Veranlagung zu gesunder staatlicher Ordnung und Entwicklung. Erst das Germanentum hat auch den hiesigen Gegenden die Erziehung zu staatlicher Ordnung, zu Sitte und Recht, zur christlichen Kultur gebracht. Unserer Gemeinde und der ganzen Gegend ist durch den Gang der Geschichte ein bestimmter Charakter aufgeprägt und der Kampf für Christentum und Deutschtum zur Pflicht gemacht.

Für die wirtschaftliche Entwicklung war jahrhundertelang, von den früheren Zeiten des Mittelalters an bis 1719 der Eisenhammer und das Schneidewerk zu Schlepzig (am heutigen Mühlenhafen, wo sich noch Schlackenhalden finden) von großer Bedeutung. Es wurde das Raseneisenerz (das auch jetzt noch vorkommt), hier verarbeitet sowohl für wirtschaftliche Zwecke, Ackerbau und Handwerk als auch zur Anfertigung der Waffen. Selbst nach den Städten der Umgegend wurden die verfertigten Geräte geliefert. Seit 1490 gibt es auch eine Mahl- und Schneidemühle in Schlepzig, welche später zum kurfürstlichen Vorwerk gehörte, das 1780 an 37 Büdner als Erbpächter verkauft wurde; die Mühlen wurden als Erbpachtmühlen gleichfalls verkauft. Das Vorwerk Marienberg wurde besonders verkauft. In der ganzen Umgegend wurde auch auf Marienberg bis in die neueste Zeit hinein Weinbau betrieben. Durch die Schaffung der Erbpachtgemeinde erstand dem Dorfe ein bedeutender wirtschaftlicher Zuwachs. —

Außer den Verwüstungen deutscher Kultur durch die Raubzüge der Polen hat unsere Gemeinde und Gegend durch die vielfachen großen Überschwemmungen zu leiden gehabt, deren Schäden in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts allein für Schlepzig jährlich 60 bis 70 000 Mark betragen haben. Darum ist die Spreeregulierung ein wirtschaftlich wichtiges und lohnendes Kulturwerk. Wenn es vollendet sein wird, wird es für alle beteiligten Gemeinden — auch für den Güterverkehr — großen Segen stiften.

Die traurigste Zeit, welche unsere Gemeinde, wie die ganze Niederlausitz, hat durchmachen müssen, war die des 30jährigen Krieges. Unanfechtbare Urkunden, auch die Zinsen- und Schuldenregister unseres Archivs liefern den klaren Beweis von dem wahrhaft entsetzlichen Elend in welchem unsere Gemeinden, auch die Umgegend, namentlich die

Städte Lübben und Luckau sich befunden haben. Eine der größten und schönsten Bauernwirtschaften in Schlepzig war mit 50 Talern verschuldet; der Besitzer, der keine Rettung sah, trat sie einfach für diese Schuld ab. Ein Bauer war so verarmt, daß er in 24 Jahren nicht einmal den Pachtzins von 1 Mark und 6 Pf. erschwingen konnte. Durchzüge der fremden Heeresvölker, Plünderungen, Kontributionen, Brandstiftungen, Pest — alles zusammen brachte Dörfer und Städte an den Rand des Verderbens. Wenn man die Ortsgeschichte genau studiert und das namenlose Elend sich vor Augen stellt, möchte man mit dem Dichter ausrufen: „Wenn du dabei nicht weinst, wann weinst du dann?“ Lübben und Luckau waren völlig verarmt. Auch die übrigen Städte der Lausitz waren durch alle Greuel des Krieges in großes Elend versunken. Die Landesbehörden — das Oberamt und der Kanzler, sowie die Stadtbehörden, flüchteten in den Schlepziger Spreewald. In der unglücklichen Hauptstadt Lübben, aus welcher der Landvogt Freiherr v. Promnitz nach Polen auf seine Güter (1639) geflüchtet war, hielt nur der Offizial (oberste Geistliche) Martin Ramus bei seiner durch Pest und Elend zusammengeschmolzenen Gemeinde aus, unter Plünderungen, Brandstiftungen und allen Schrecknissen durch fremde barbarische Völker unter Wallenstein, Gallas usw., lehrend, tröstend, mahnend und die fremden Heerführer um Barmherzigkeit anflehend für sein unglückliches Volk — eine wahre Heldengestalt der evangelischen Kirche. Im Jahre 1640 sank er ins Grab. In seiner amtlichen Denkschrift, die ein wichtiges Dokument für die Kirchen-, Schul- und allgemeine Kulturgeschichte ist, schilderte er dem Landvogt das Elend der Stadt und sah den Ruin alles Bestehenden. Drei Jahre lang blieb nun die oberste Kirchenwürde verwaist, es wollte sich keiner dazu bereit finden lassen. Im Jahre 1643 wurde Johann Georg Hutten (1615—1683), einer Patrizierfamilie entstammend (sein Vater war Rechtsgelehrter und Ratsherr), in das Offizialamt berufen. In den ersten Jahren seines Amtes hielt er für die Stände der Niederlausitz und für alle Geflüchteten auf Wussegk Gottesdienste ab. Er ist ein Mann von großen Verdiensten um Staat, Kirche und Schule. Auch um die Gemeinde Schlepzig hat er sich sehr verdient gemacht. Darum hat unsere ländliche Genossenschaft ihm 1904 auf Wussegk ein Denkmal errichtet. Mit den Schlepziger Pastoren, deren er mehrere ins Amt berief, stand er in schönem freundschaftlichen Verkehr, besonders auch mit Pastor Martin Gallus (1662—1698 im Schlepziger Pfarramte), der auch zum Freundeskreise Paulus Gerhardts, des begnadeten Sängers, gehörte.

Nur sehr langsam hat unsere Gemeinde wie die Lausitz aus dem Elende der Kriege sich wieder erholt. Wir können an der Hand der Zinsregister auch dieses Aufsteigen und den langsamen Anbau von Kolonisten, besonders in den Jahren 1690—1700 verfolgen.

Gegenüber den Schäden und Gefahren durch die großen Überschwemmungen und die Landentvölkerung hielt der Vortragende es für Pflicht, nach den Grundsätzen Dr. Joh. Wicherns eine ländliche Genossenschaft zu begründen. Sie wurde mit 12 Mitgliedern ins Leben gerufen und zählt jetzt 85. Sehr segensreich hat sie gewirkt. Es sind 60 ländliche Arbeiter und Handwerker in ihrer wirtschaftlichen Existenz gehoben, bezw. seßhaft gemacht. Viele schöne neue Häuser und Wirtschaftsgebäude bezeugen es. Da die Ämter der Vorstände nur ehrenamtlich verwaltet werden, das Werk nur auf dem Grundsatz der Nächstenliebe beruht, so werden alle Überschüsse als Wohlfahrtsfonds angesammelt und bieten so die Möglichkeit, alle notwendigen Werke der Wohlfahrtspflege ins Leben zu rufen: Gemeindehaus, Gemeindediakonie, Kleinkinderbewahranstalt und vor allem das Gemeindeleben aufs schönste auszubauen. Diese so organisierte Arbeit in den Landgemeinden wird viel zur Linderung der ländlichen Arbeiternot beitragen, namentlich da es möglich ist, durch die Genossenschaften die Segnungen der Allmende wieder zu gewinnen. Unsere fast 20jährige Erfahrung in der Genossenschaft hat uns zu der Überzeugung geführt, daß auf diesem Wege auch die besten Kräfte sich gewinnen lassen für die notwendige gesunde und energische Ostmarkenpolitik zum Schutz und zur Pflege des Deutschtums in den Grenzprovinzen, in allen Ständen und Gliedern. — Zum Schluß zog der Vortragende einen Vergleich zwischen den Zuständen im alten deutschen Reich und denen des neuen deutschen Reiches. Das alte deutsche Reich war ein Spielball des Auslandes geworden — ganz besonders im 30jährigen Kriege. Der berühmte Professor der Rechts- und Staatswissenschaften zu Wittenberg, der Ordinarius Dr. J. Reusner, sagt 1650 in seiner Dankrede aus Anlaß des endlichen Friedensschlusses: Der 30jährige Krieg war ein Religionskrieg, ein politischer Völkerkrieg und ein Bürgerkrieg — alles zugleich, um Deutschland zu verderben! Wer die Geschichte mit vollem Verständnis liest, der wird Gott danken für die Gaben und Güter der deutschen Reformation, welcher sich unser Volk unter dem Schutze des neuen deutschen Kaisertums erfreuen darf. Noch nie hat Deutschland — das bezeugt die Geschichte — solche Freiheit, solchen Wohlstand besessen, als in unsern Tagen. Darum ist es Pflicht jedes ehrlichen Deutschen, mitzukämpfen für Christentum und Deutschtum und mit an der Lösung der hohen Aufgaben zu arbeiten, welche Kaiser Wilhelm der Große schon 1871 dem neuen Reiche in seiner herrlichen Kaiserproklamation gestellt hat. Das neue deutsche Kaisertum will nicht auf kriegerische Eroberungen ausgehen, sondern auf die Pflege und Erhaltung der Gaben und Güter des Friedens, es will allezeit Mehrer des Reiches sein in Freiheit, Wohlfahrt und Gesittung.

Nachdem Herr Geheimrat Friedel dem Vortragenden im Namen der Brandenburgia den wärmsten Dank ausgesprochen hatte, begab man

sich in die zu Ehren der Brandenburgia von der Schlepziger Jugend mit Laub und Blumen ausgeschmückten Kirche. Das Gotteshaus stammt in seiner jetzigen Gestalt aus dem Jahre 1782; in demselben Jahre stiftete die Familie Pauli aus Lübben das aus Wachs geformte Kruzifix. Die Taufschüssel trägt die Jahreszahl 1704. Ganz besonders fällt der Reichtum an Totenkronen auf, mit denen sämtliche Wände fast lückenlos geschmückt sind. Die gewölbte Holzdecke des Schiffes ist mit Wolken bemalt.

An die Besichtigung des Gotteshauses schloß sich eine Kahnfahrt in den Spreewald, welche die Mitglieder der Brandenburgia zunächst bis zur Wussegk, einer flachen Erhöhung im Wiesengelände, südwestlich vom Orte, brachte. Dort steht das von dem Vortragenden erwähnte Huttendenkmal, eine niedrige Zementsäule mit der Inschrift:

Johann Georg Hutten
gb. zu Guben d. 24. Juni 1615
gst. zu Lübben d. 7. Febr. 1683.
Hebr. 13. v. 7.
Gedenket an eure Lehrer,
die euch das Wort Gottes
gesagt haben
Welcher Ende schauet an
und folget ihrem Glauben
nach.

Auf der Rückseite liest man folgende Worte:

Hier auf Wussegk
hielt in großer
Kriegsdrangsal 1643—45
Joh. Georg Hutten
erster General-Superintendent
des Markgraftums
Niederlausitz für die Stände
und die deutsche Gemeinde
aus Lübben, welche zahlreich
in den Spreewald geflüchtet
evangelischen Gottesdienst
Psalm 126.
Den opferwilligen Vätern
den treuen Bekennern
des h. Evaageliums
in Dankbarkeit gewidmet.
Die Kirchengemeinde Schlepzig
1904.

Eine Kahnfahrt bis zur Muldenhauer Hütte („Großes Hütte"), einem Glanzpunkt des Unterspreewaldes, beschloß die Expedition in den Unterspreewald, der gerade hier seine höchst eigenartige landschaftliche Schönheit entfaltet.

O. Monke.

6. (4. ausserordentliche) Versammlung des XVII. Vereinsjahres.

Donnerstag, den 18. Juni 1908, vormittags 9 Uhr

Besichtigung des neuen Märkischen Provinzial-Museums

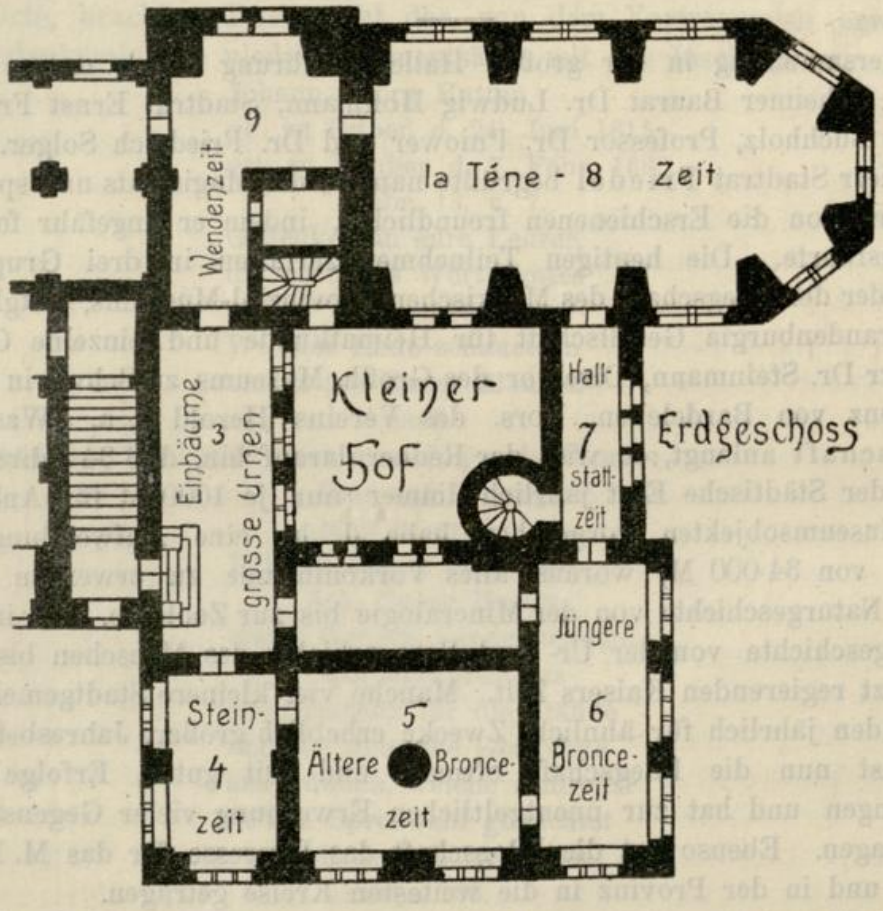
auf Einladung der Direktion.

Versammlung in der großen Halle. Führung durch unsere Mitglieder Geheimer Baurat Dr. Ludwig Hoffmann, Stadtrat Ernst Friedel, Kustos Buchholz, Professor Dr. Pniower und Dr. Friedrich Solger.

Herr Stadtrat Friedel begrüßte namens des Magistrats und speziell der Direktion die Erschienenen freundlichst, indem er ungefähr folgendes ausführte. Die heutigen Teilnehmer zerfallen in drei Gruppen: Mitglieder der Pflegschaft des Märkischen Provinzial-Museums, Mitglieder der Brandenburgia Gesellschaft für Heimatkunde und einzelne Gäste, als Herr Dr. Steinmann, Direktor des Großh. Museums zu Schwerin i. M., Exzellenz von Bardeleben, Vors. des Vereins Herold u. a. Was die Pflegschaft anlangt, so wies der Redner darauf hin, daß 34 Jahre hindurch der Städtische Etat jährlich immer nur je 1000 M für Ankäufe von Museumsobjekten vorgesehen habe d. h., eine Aufwendung im ganzen von 34 000 M, woraus alles Vorkommende zu erwerben war, in der Naturgeschichte von der Mineralogie bis zur Zoologie, und in der Kulturgeschichte von der Ur- und Vorgeschichte des Menschen bis auf des jetzt regierenden Kaisers Zeit. Manche viel kleinere Stadtgemeinden verwenden jährlich für ähnliche Zwecke erheblich größere Jahresbeträge. Hier ist nun die Pflegschaft oftmals und mit gutem Erfolge eingesprungen und hat zur unentgeltlichen Erwerbung vieler Gegenstände beigetragen. Ebenso hat die Pflegschaft das Interesse für das M. M. in Berlin und in der Provinz in die weitesten Kreise getragen.

Auch der Brandenburgia ist die Verwaltung der Stadt Berlin zu vielfachem Danke verpflichtet. Die heimatkundliche Gesellschaft schließt satzungsgemäß eigene Sammlungen aus, überweist vielmehr geeignete ihr zugehende Gegenstände unentgeltlich dem M. M. Ebenso stellt sie ihre Bücherei dem letzteren jeder Zeit zwecks Benutzung zur Verfügung. Einer besonders wichtigen Aufgabe unterzog sich die Brandenburgia, als infolge des so lange Jahre verzögerten Museumsneubaues die Aufstellung der Sammlungen unmöglich war und die zahlreichen Fäden abzureißen drohten, welche das M. M. mit der Öffentlichkeit verbanden. Hier ist die Gesellschaft für Heimatkunde ein-

getreten, hat die von der Direktion vorgelegten, aber nicht mehr aufstellbaren Objekte in den Sitzungen besprochen, Anregungen mannigfacher Art zugunsten des M. M. gegeben und solchergestalt die Fühlung zwischen dem städtischen Institut und der wissenschaftlichen Welt und überhaupt mit dem großen Publikum aufrecht erhalten. Die Direktion spricht wie der Pflegschaft so der Brandenburgia den verbindlichsten Dank für die im Interesse der Wissenschaft und der Allgemeinheit uneigennützig aufgewendeten Bemühungen namens der Stadtgemeinde Berlin aus.



Hierauf begann die Führung in der Reihenfolge des von der Direktion herausgegebenen „Führer durch das Märkische Museum", der im folgenden vielfach wörtlich zitiert wird.

Von der großen Halle aus, deren Ausstattung noch nicht völlig abgeschlossen ist, gelangt man zum großen Hof, wo eine Säule in der Mitte steht, deren Kapitäl mit mittelalterlichen berlinischen Bürgermeister-Wappen (Strobandt, Blankenfelde, Wins usf.) geschmückt ist, aus dem 1889 abgebrochenen Blankenfeldischen Patrizierhause, Spandauer Straße 49. An einer Wand das steinerne Schild einer Ausspanne, Oranienburger Straße 13-14; eine ganz gute Abbildung dieses weit-

bekannten berlinischen Wahrzeichens befindet sich auf der gedruckten Einladung zum Stiftungsfeste der Brandenburgia am 6. März d. J.

Im Erdgeschoß befinden sich die ur- und vorgeschichtlichen Gegenstände, nur eine kleine Schausammlung, woneben vorläufig noch magaziniert, eine überaus reiche Lehr- und Studiensammlung vorhanden ist. — Die ersten Vitrinen enthalten urgeschichtliche Funde vor dem Diluvium, bearbeitete Mammutstücke vom Urrind, vom Rentier u. dgl. neben roh (eolithisch) zerarbeiteten Feuersteinen bis zu solchen aus der letzten Zwischeneiszeit, die bereits geschicktere Bearbeitung aufweisen. Der beiliegende Plan vergegenwärtigt die Lage der verschiedenen Zimmer 3 bis 9 zu einander.

Die ältere Bronzezeit (1. bis 3. Periode) etwa 2000 bis 1200 v. Chr. enthält in Raum 5 u. a. ansehnliche Funde aus den Hügelgräbern von Weitgendorf in der Ostprignitz ca. 1400—1200 v. Chr.

Saal 6 (jüngere Bronzezeit), 4. und 5. Periode, etwa 1200 bis 800 v. Chr. enthält u. a. den Hauptteil aus dem Königsgrab von Seddin bei Pritzwalk, über welches der Vorsitzende wiederholt in der Brandenburgia berichtet hat. Vgl. VIII. 271, 339, 381 und IX. 77 und 322. Es müßten nur noch ein Modell und Reste von dem rot ausgemalten Wandbewurf ausgestellt werden.

Raum 7 enthält die Hallstattzeit, während welcher im Süden und Südosten der Provinz sich der sogen. Lausitzer Typus mit ausgezeichnet typischer Keramik (Buckelurnen, Etagenurnen, Doppelgefäße, Drillingsgefäße, Kinderklappern, Räuchergefäße, Trommeln usw.) entwickelte, die Professor Dr. Kossinna, Mitglied der Brandenburgia, mit einem thrakischen Stamm, den Karpo-Daken, in Verbindung gebracht hat.

In dem die la Tène-Zeit (500 bis 1 v. Chr.) darstellenden Saale 8 befinden sich u. a. zwei Gesichtsurnen und eine Hausurne von Gandow, West-Prignitz. Folgt die Epoche der Römischen Kaiserzeit und im Raum 9 die Wendenzeit (6.—12. Jahrhundert) mit vielen Hacksilberfunden, die zum Teil in der Brandenburgia besprochen bezw. abgebildet worden sind.

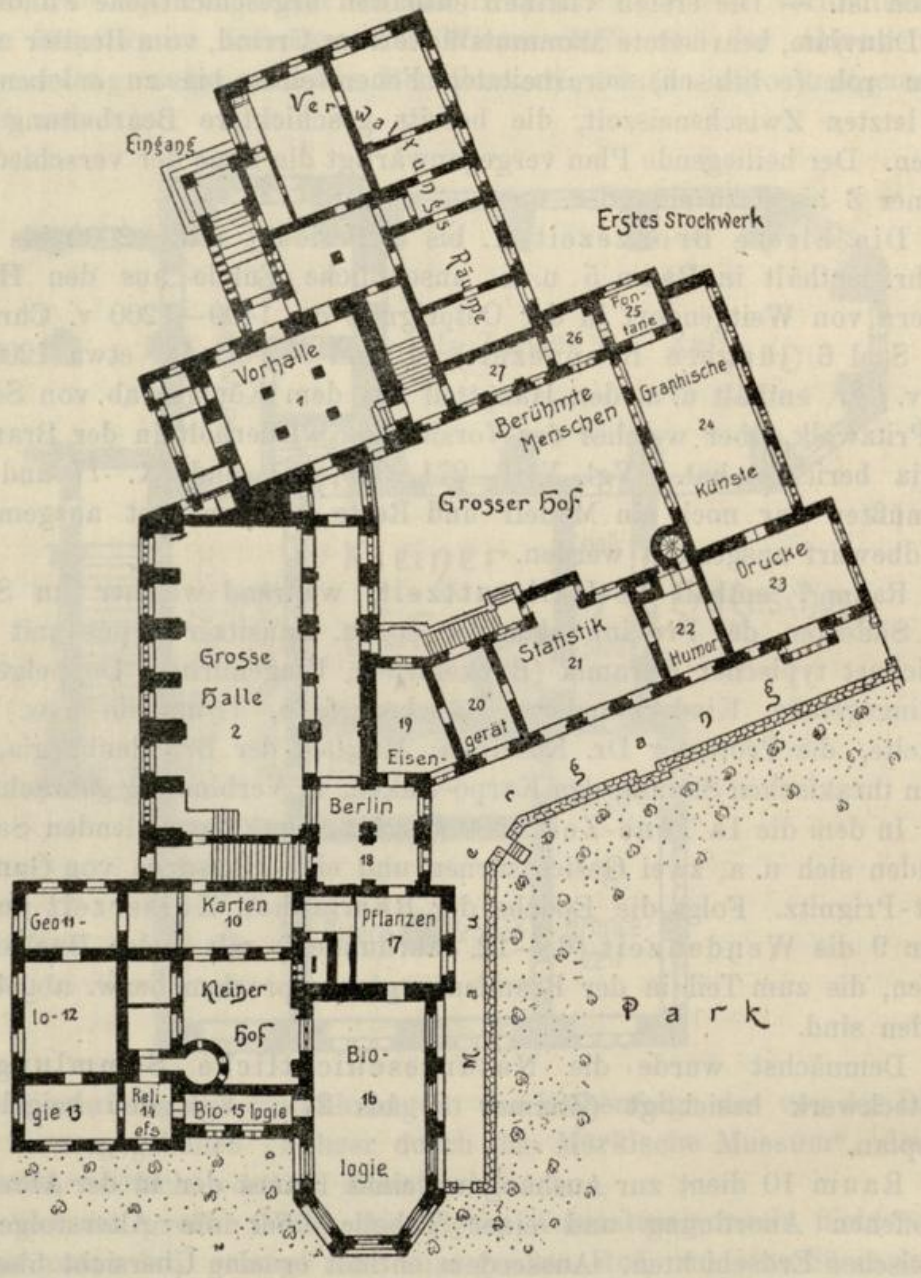
Demnächst wurde die Naturgeschichtliche Sammlung im 1. Stockwerk besichtigt (Zimmer 10 bis 27). Vgl. den beigelegten Lageplan.

Raum 10 dient zur Aushängung eines Planes der in der Abteilung getroffenen Anordnung und einer Tabelle über die Altersfolge der märkischen Erdschichten. Ausserdem enthält er eine Übersicht über die Entwickelung der märkischen Kartographie vom Beginne der Neuzeit bis auf die vollendeten Karten der heutigen königl. Landesaufnahme.

Durch ein hölzernes Gitter betritt man einen Vorraum der geologischen Abteilung, in dem einer der gewaltigen Baumstümpfe aus den Braunkohlenablagerungen von Gross-Räschen, ein Geschenk der

Grube Viktoria, Aufstellung gefunden hat. Diese Baumstümpfe sind die Überreste von Sequoien und Sumpfzypressen, die vor mehr als einer Million Jahren in großen Waldmooren der Tärtiärzeit wuchsen.

Die Grundlage für das Verständnis der märkischen Natur bildet der Boden. Zusammen mit dem Klima liefert er die Lebensbedingungen



für die Tier- und Pflanzenwelt. So beginnt denn die Aufstellung mit einer geologischen Abteilung. Hier werden zunächst in Raum 11 in der Mittelvitrine und rechten Seitenvitrine die vereinzelten Spuren von Ablagerungen aus dem Altertum und Mittelalter der Erdgeschichte, wie Sperenberger Gips und Rüdersdorfer Muschelkalk, vorgeführt. Zur

Erläuterung dieser Meeresbildungen alter Zeiten ist an der linken Wand eine kleine Übersichtssammlung der wichtigsten Mineralien und Gesteine sowie eine Auswahl von Meeresbildungen anderer Zeiten ausgestellt.

Den weitaus überwiegenden Anteil am Aufbau des märkischen Bodens haben Bildungen erdgeschichtlich viel jüngerer Zeiten, nämlich des Tertiärs, dem zwei technisch sehr wichtige Materialien angehören, der Septarienton und die Braunkohle, und vor allem des Diluviums, jener „Eiszeit", die fast all unsere Sande und Lehme geschaffen hat.

Tertiär und Diluvium sind in Raum 12 untergebracht.

An der Fensterwand läuft eine Ausstellung der wichtigsten Bodenarten und Versteinerungen aus diesen Zeitabschnitten entlang, denen sich die Verwitterungserscheinungen und Moorbildungen anschließen, die noch in der Gegenwart Veränderungen des Bodens unserer Provinz hervorbringen. Die Mittelvitrine enthält die Geschiebesammlung d. h. eine Auswahl der Gesteine, die wir in den Schichten des Diluviums eingebettet finden. Es sind die Trümmer der Felsarten, die einst die von Skandinavien zu uns gelangten Eismassen aus ihrem Heimatlande und von ihrem Wege mitbrachten. Sie gehören demgemäß den verschiedensten Zeitaltern der Erdgeschichte an und sind in der Vitrine nach diesem ihrem geologischen Alter geordnet. Am häufigsten sind Gneiße und andere Gesteine der Urformationen. Aber auch Silurkalke mit Trilobiten, Korallen und andere Versteinerungen kommen oft bei uns vor, ebenso der der Kreideformation angehörige Feuerstein. Der Bernstein unserer Diluvialschichten stammt aus tertiären Ablagerungen, die das Eis wahrscheinlich auf seinem Wege durch das nördliche Norddeutschland mitnahm.

An den Wänden verteilt hängen Knochenreste der Tierwelt, die während wärmerer Unterbrechungen der Eiszeit, der sogenannten Interglazialzeiten, und unmittelbar nach dem Diluvium bei uns gelebt hat (drei Elefantenarten, zwei Arten Nashorn, Urstier, Urbüffel, Riesenhirsch, Elch, Rentier, Edelhirsch, Bär, Löwe u. a.). Ferner erläutern Wandbilder und gehärtete Bodenausschnitte die Lagerungsweise unserer tertiären und diluvialen Schichten.

Raum 13 enthält Reliefdarstellungen und Wandbilder, die zeigen sollen, wie die in den vorigen Räumen, behandelten Schicksale des märkischen Bodens dessen Oberflächenformen beeinflußt haben. Besondere Beachtung verdienen die Endmoränenbildungen am ehemaligen Rande des Gletschereises und die Dünenbildungen in der auf die Eiszeit unmittelbar folgenden „Steppenzeit", in der unsere noch unbewachsenen Sandflächen dem Lande einen wüstenartigen Charakter gaben.

Als besondere Gruppe von Oberflächenformen sind in Raum 14 unsere Flußtäler abgetrennt und durch Reliefs und Bilder dargestellt.

Raum 15 leitet zur biologischen Abteilung über. Er enthält einige Karten und Tabellen über das märkische Klima und zeigt daneben an einzelnen Beispielen den Zusammenhang zwischen Boden, Klima, Pflanzen- und Tierwelt (Wintergäste in unserer Vogelwelt, Beziehungen zwischen Skelettbau und Lebensweise u. a.).

Die biologische Abteilung umfaßt die Räume 16 und 17. Hier wird keine systematische Sammlung der märkischen Tiere und Pflanzen gegeben, vielmehr sind die Tiere nach Lebensbezirken geordnet..

Raum 16. Rechts vom Eintretenden beginnt die Aufstellung mit den Wassertieren und Sumpftieren. Dann folgt die Tierwelt trocknerer Standorte, getrennt nach Wald und offener Feldlandschaft. In der Mitte des Raumes ist die Pflanzenwelt in ähnlicher Gliederung aufgestellt. Außerdem befindet sich dort eine Sammlung von Vogelnestern und Vogeleiern.

Raum 17 enthält Pflanzen, und zwar hauptsächlich unter dem Gesichtspunkte der Nützlichkeit und Schädlichkeit für den Menschen. Unter den Fenstern hat eine Auswahl jeweilig blühender Pflanzen Platz gefunden.

Die naturgeschichtliche Abteilung ist speziell unserem Mitglied Dr. Friedr. Solger unterstellt.

Mit dem Raum 18 wurde die Kulturgeschichtliche Abteilung betreten.

In diesem erhöhten podestartigen Teil der Großen Halle sind alte Truhen und Wetterfahnen aufgestellt, darunter diejenigen des einstigen Berliner Rathauses und der Marienkirche. In der Ecke links ist eine Grabplatte eingemauert mit dem Bildnis des kurfürstlich brandenburgischen Kammerrats Siegfried Utzberg. Sie stammt aus dem Grabgewölbe des alten Domes, der auf dem Schloßplatz stand.

Die beiden folgenden Räume 19 und 20 beherbergen Eisengeräte: reich und trefflich ornamentierte, in die Holzwände eingelassene Ofenplatten, wie sie in der Zeit vom 16. bis 18. Jahrhundert in Berlin und der Mark Verwendung fanden. Ferner eisenbeschlagene Truhen, Türklopfer sowie Schlösser und Schlüssel, meist mit historischen Beziehungen. Einige stammen aus der hiesigen Nicolaikirche, andere dienten zum Verschließen der ehemaligen Tore unserer Stadt. In den Vitrinen findet man höchst zierliche Erzeugnisse der Königlichen Eisengießerei in Berlin (Neujahrskarten, Vasen, Figuren, Medaillen u. a.). Besonders sei auf die Statuette hingewiesen, die Fritz Beckmanns populär gewordenen Eckensteher Nante darstellt. Die Eisengiesserei war im Jahre 1804 eröffnet worden und hat in der Invalidenstraße, da wo sich heute die naturwissenschaftlichen Museen erheben, bis zum Jahse 1874 bestanden.

Im Saal 21 wird beabsichtigt, die Entwicklung unserer Stadt nach der statistischen Seite hin in einer volkstümlichen Weise dar-

zustellen. In bildlich gekennzeichneten Gruppen wird das Wachstum des städtischen Gemeinwesens dargestellt. Die Bevölkerungszunahme wie -abnahme, die Entfaltung des Schulwesens wie des Handels und anderes wird tabellarisch verdeutlicht. In der Mitte sieht man wohl nur vorläufig aufgestellt ein Gesamtmodell des Rudolf Virchow-Krankenhauses, im Erker Modelle einiger Gebäude der neuen Irrenheilstätte in Buch.

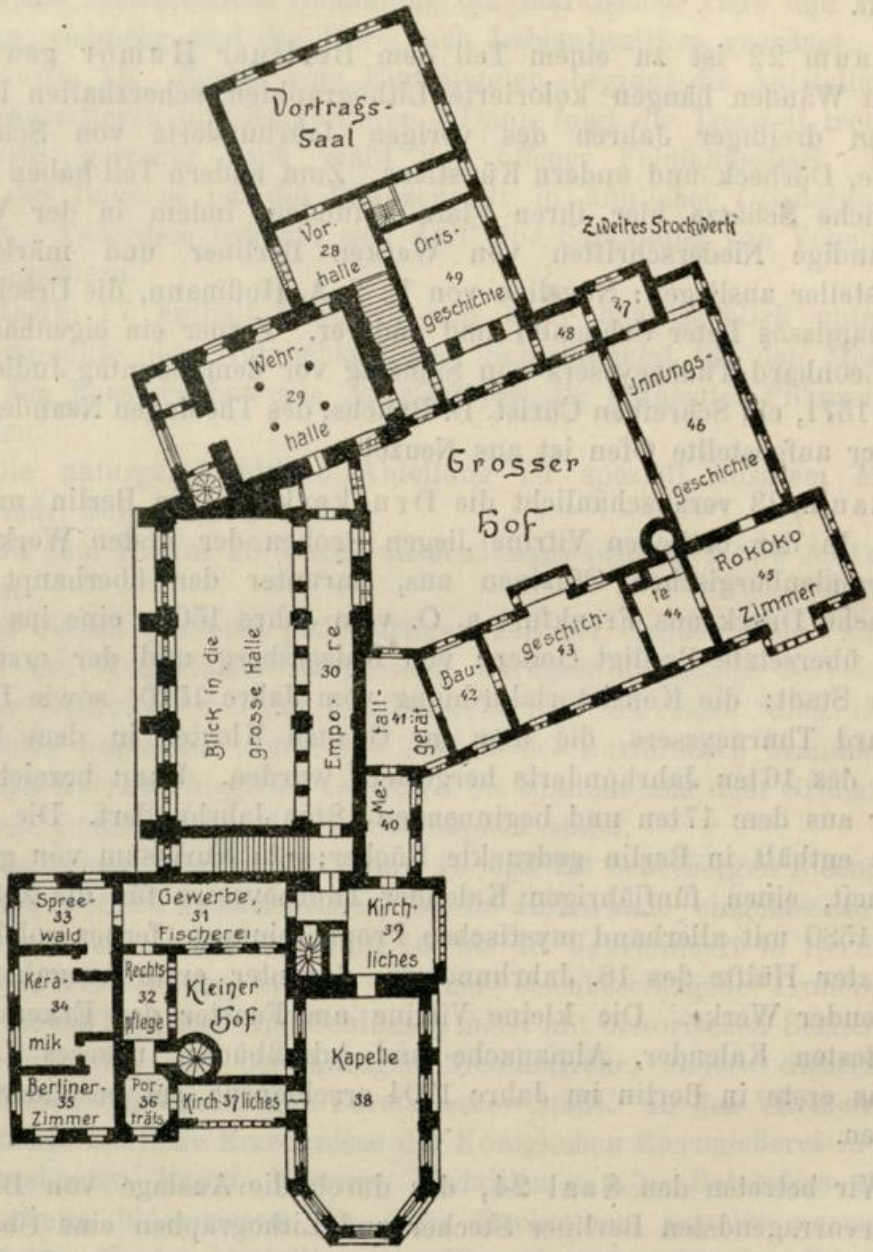
Raum 22 ist zu einem Teil dem Berliner Humor gewidmet. An den Wänden hängen kolorierte Lithographien scherzhaften Inhalts aus den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts von Schadow, Schoppe, Dörbeck und andern Künstlern. Zum andern Teil haben handschriftliche Schätze hier ihren Platz gefunden, indem in der Vitrine eigenhändige Niederschriften von Werken Berliner und märkischer Schriftsteller ausliegen: Novellen von E. T. A. Hoffmann, die Urschriften von Chamissos Peter Schlemihl und anderer. Ferner ein eigenhändiger Brief Leonhard Thurneyssers von Samstag vor dem Sonntag Judica des Jahres 1571, ein Schreiben Christ. D. Rauchs, des Theologen Neander usw. Der hier aufgestellte Ofen ist aus Neuzelle.

Raum 23 veranschaulicht die Druckerkunst in Berlin und der Mark. In der östlichen Vitrine liegen Proben der ersten Werke aus den brandenburgischen Offizinen aus, darunter der überhaupt erste märkische Druck aus Frankfurt a. O. vom Jahre 1502: eine ins Lateinische übersetzte Predigt Geilers von Kaisersberg und der erste aus unserer Stadt: die Konsistorialordnung vom Jahre 1540, sowie Drucke Leonhard Thurneyssers, die hier im Grauen Kloster in dem letzten Viertel des 16ten Jahrhunderts hergestellt wurden. Dann bezeichnende Bücher aus dem 17ten und beginnenden 18ten Jahrhundert. Die zweite Vitrine enthält in Berlin gedruckte Bücher: ein Kuriosum von größter Seltenheit, einen fünfjährigen Kalender Thurneyssers für die Zeit von 1575—1580 mit allerhand mystischen Prophezeiungen, ferner solche aus der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts, darunter erste Ausgaben hervorragender Werke. Die kleine Vitrine am Fenster des Erkers zeigt die ältesten Kalender, Almanache und Adreßbücher unseres Landes. Auf das erste in Berlin im Jahre 1704 erschienene sei besonders hingewiesen.

Wir betreten den Saal 24, der durch die Auslage von Blättern der hervorragendsten Berliner Stecher und Lithographen eine Übersicht über die Entwicklung der graphischen Künste in unserer Stadt von Samuel Blesendorff bis G. Feckert, d. h. von etwa 1700 bis 1850 bietet. Hervorgehoben seien die den Krönungszug von 1701 darstellenden Stiche von Wolffgang in der ersten, die Porträts von Georg Friedrich Schmidt in der zweiten sowie die Radierungen Bernhard Rodes in der dritten

Vitrine, in der letzten die prächtigen Bildnisse von der Hand Franz Krügers.

Von der Decke hängt ein Kronleuchter aus der hiesigen Spittelkirche, d. h. der Kapelle St. Gertraudt, die bis zum Jahre 1881 auf dem Spittelmarkt stand. Die Krone ist aus dem Jahre 1655, wurde aber wohl später zum Teil erneuert.



Die Verwaltung behält sich vor, hinsichtlich des Bestandes in den drei zuletzt genannten Räumen sowie in einigen der noch aufzuzählenden mit dem Inhalt der Auslagen zu wechseln.

Raum 25 ist dem Andenken Theodor Fontanes gewidmet. Er enthält sein in Öl gemaltes Porträt von Fechner und seinen Schreibtisch,

an dem wohl die meisten der von ihm veröffentlichten Werke entstanden sind. In dessen Schubladen werden die Manuskripte dieser Schöpfungen verwahrt. Einige Proben davon liegen auf der Tischplatte. An den Wänden hängen die Bilder der von ihm besungenen „Männer und Helden“ (Berlin 1850), eine ältere Ansicht seiner Vaterstadt Ruppin sowie eine Abbildung der ehemals Rose'schen Apotheke, die sich hier in der Spandauer Straße, Ecke Heidereutergasse, befand. Im Jahre 1840 war Fontane dort Gehilfe. Seitwärts auf einer Kommode liegen einige seltene, nicht im Handel erschienene Drucksachen, die sich auf den von Saphir im Jahre 1827 gegründeten Schriftstellerverein „Tunnel über der Spree“ beziehen, in dem sich der Dichter Fontane die Sporen verdiente.

Die beiden nächsten Räume 26 und 27 zeigen uns galerieartig die Porträtts hervorragender Männer Berlins von etwa 1750—1850. Zunächst die Musiker und Schauspieler. Zwischen den Bildnissen alte Theaterzettel und sonstige Erinnerungsstücke. In der Vitrine sieht man einzelne Schauspieler und Schauspielerinnen in einigen ihrer Rollen abgebildet, Gegenstände, die ihr Andenken wachrufen, sowie zwei eigenhändige Briefe E. T. A. Hoffmanns an Ludwig Devrient und einen an Dr. Speyer in Bamberg mit ergötzlichen Federzeichnungen, darunter einer Karikatur einer Berliner Schauspielerin, Frau Bader. Diese letzten drei unschätzbaren Stücke hat uns ein Gönner des Museums leihweise überlassen. In dem zweiten der genannten Räume, einer kleinen, gewölbten weißen Halle, sieht man die Bildnisse der hervorragendsten Berliner Gelehrten, Künstler, Geistlichen und Schriftsteller aus derselben Zeit. Von den hier aufgestellten Büsten ist die an dem Pfeiler zwischen den Porträts der Künstler und Gelehrten stehende ein Abbild Daniel Chodowieckis. Die rechts an dem nächsten Pfeiler befindliche gibt den Kopf des Staatskanzlers Hardenberg wieder. Die gegenüberstehende ist von Christian Rauch und stellt den patriotischen Dichter und Staatsmann Fr. Aug. v. Stägemann dar. Die folgende ist von Friedrich Tieck und zeigt seinen Bruder Ludwig in früher Jugend.

Bei der Füllung dieser Räume hat Herr Otto Göritz, der Begründer der reichhaltigen, der Stadt zugewendeten Göritz-Lübeck-Stiftung, die sich ebenfalls in dem Museumsgebäude, und zwar im Erdgeschoß befindet, das M. M. bereitwilligst unterstützt.

Nun zum Renaissance-Treppenhaus aufwärts in das Zweite Stockwerk, wo wir zunächst einen Vorraum (28) betreten, dessen Wände vier Bilder aus der Berliner Nicolaikirche zieren: „Jesus und die Samariterin“, „Der barmherzige Samariter“, „Die Opferung Isaaks“ und „Jesus und die Ehebrecherin“. Weiter erblicken wir über einem reichgeschnitzten und bemalten Schrank aus der Prignitz und unter den hochgelegenen kleinen Rundbogenfenstern zwei Supraporten, die ehemals das Haus Heilige Geiststraße 21 schmückten. Wir durchschreiten diesen

Vorraum und wenden uns links durch ein geschmiedetes Tor in eine Halle mit gotischen Sterngewölben, die Waffenhalle (29).

Sie enthält eine historische Sammlung von Stoß- und Schießwaffen, mittelalterlichen und neuzeitlichen Helmen und Harnischen sowie zwei Maximiliansrüstungen. In den Schaukästen zwischen den Säulen liegen Gewehrschlösser, Sporen, Zaumzeuge. Besonders hervorzuheben ist die in dem Wandschrank an der Rückwand untergebrachte Sammlung mittelalterlicher Schwerter. In die Wand links vom Eingang eingelassen ist ein Reliefporträt des Feldmarschalls Otto Christoph von Sparr mit Inschrifttafel, die sich einst im Garten des Hauses Spandauer Straße 21 befanden. An den Wänden sieht man noch zwei geschnitzte Epitaphien der Freiherren Johann Maximilian und Adolf Maximilian von Löben auf Schönefeld und Schenkendorf. In dem anstoßenden kapellenartigen Raum steht ein großer reich verzierter Zinnsarg. Daneben links hängt eine in Kupfer getriebene Gedenktafel für einen Offizier vom alten Georgenkirchhof.

Von der Waffenhalle aus begeben wir uns geradeaus in die Empore (30) der Großen Halle, einen hohen gewölbten Gang mit einem Crucifixus aus der hiesigen Marienkirche und gelangen durch ein feingemustertes, schmiedeeisernes Tor wiederum ins Gotische Treppenhaus, wo wir links oben ein Gemälde aus der Schule des Lukas Cranach „Verspottung Christi“ erblicken. Durch einen kleinen Raum mit Tonnengewölbe begeben wir uns rechts in den Raum 31, der der Veranschaulichung des Handels, des ländlichen Gewerbes und besonders der Fischerei dient. Hier ist ein großer Webstuhl aufgestellt, der aus Treuenbrietzen stammt. An den Wänden und in den Schränken sieht man landwirtschaftliche Geräte und solche für den Fischfang, früher gebräuchliche Gewichte und Maße (darunter das alte Berliner städtische Hechtmaß), Apothekergefäße u. dergl. Von der Decke hängen alte Geschäftswahrzeichen aus unserer Stadt.

Wenden wir uns links, so gelangen wir in den Raum 32, der die Rechtspflege der Vergangenheit vor Augen führt. Wir sehen eine beträchtliche Anzahl von Foltergeräten, Richtschwertern, Schandmasken und ähnliches. Hervorzuheben ist das Faksimile des Kaaks, jenes Bildwerks, das sich an einem Strebepfeiler der alten Gerichtslaube am Rathaus befand, und unter dem lange Zeit hindurch die Übeltäter an den Pranger gestellt und gebrandmarkt wurden. Ferner erblickt man hier die Armesünderglocke von demselben Gebäude, die bei Vollstreckung von Todesurteilen geläutet wurde, sowie die dort einst verwendete Armesünderbank. Die beiden Türen des Raumes schlossen einst die Zellen Gottfried Kinkels im Spandauer Zuchthaus und Fritz Reuters in der Hausvogtei in der Niederwallstraße.

Verlassen wir den Raum und wenden uns nach links, so erreichen wir das Spreewaldzimmer (33). Es ist im ganzen, so wie es zu sehen ist, mit Wänden, Decken und Fußboden einem Hause in Burg-Dorf, Kreis Kottbus, entnommen. Auch die Ausstattung entstammt völlig jenem wendischen Gebiet. Einige Truhen und Schränke sind aus Burg-Kolonie und Straupitz, Kreis Lübben.

Es folgt der Raum 34, in dem die Keramik zur Schau gebracht ist. An den Wänden über den vorderen Schränken sind Terrakotten aus der Schinkelschen Zeit zu sehen, die einst das Haus des Töpfers Gormann in der heutigen Gormannstraße schmückten. In diesen Schränken selbst stehen alte Potsdamer Krüge und Schüsseln, Rheinsberger Fayence, sowie Stücke rheinischer und thüringischer Herkunft, auch Delffter Gefäße, die in Berlin und der Mark Brandenburg Verwendung fanden. Ein Schrank enthält Proben von Ofenkeramik: Kacheln und Kachelfragmente, zumeist aus alten Berliner Häusern. Von den hier aufgestellten Öfen selbst ist der eine an den Fenstern befindliche aus Kumlosen bei Wittenberge, der andere stammt aus Prenzlau. In den Schränken an der Rückwand befinden sich mittelalterliche Gefäße aus Berlin und der Mark, darunter eine Seltenheit: ein tönernes Aquamanile in Form eines Löwen. Meist sind diese Gefäße, worauf in der Brandenburgia mehrfach hingewiesen, als Bauopfer vermauert worden.

Unsern Weg fortsetzend gelangen wir durch eine Nische in den Raum 35, der ein Berliner Zimmer um das Jahr 1830 im Biedermaierstil darstellt, mit einfachen Möbeln aus Birkenmaser. In dem Eckschrank findet man eine kleine Sammlung von Altberliner Porzellan. Unter den Bildern befindet sich eine Handzeichnung Gottfried Schadows vom Jahre 1812. Auf ihr ist die Familie des Musikers Lauska abgebildet. In dem folgenden achtseitigen kleinen Raum (36) sieht man Porträts von Mitgliedern des Hohenzollernhauses aus derselben Zeit, kleine Ansichten der Schlösser in Potsdam aus der gleichen Epoche und einige Uniformbilder.

Die drei folgenden Räume 37—39 sind der kirchlichen Abteilung gewidmet.

Der erste, ein niedriges Gemach mit Holzwänden, Holzdecke und steinernem Fenstermaßwerk dient gewissermaßen als Entree. Hier stehen an der Rückwand auf Konsolen kleine Holzplastiken. In den Schaukästen liegen Reformations-, Tauf-, Ehe- und solche Medaillen, die zu Berliner kirchlichen Ereignissen oder hervorragenden Geistlichen Beziehung haben. Der Hauptraum (38), an dessen Gewölbe alte Konsol- und Schluß-Steine Verwendung gefunden haben, hat die Form einer Kapelle. In ihm erblickt man größere Altäre aus der Mark. Der am Chorabschluß stammt aus Fehrbellin und gehört der Zeit um 1500 an. In dem geschnitzten und bemalten Mittelfeld und in den Innenseiten

der Flügel sind die Kreuzigung Christi sowie vier Szenen aus der Passion dargestellt, die bemalten Außenseiten der Flügel zeigen in vier Feldern: Kreuzabnahme, Auferstehung, Höllen- und Himmelfahrt. In der Predella ist die Grablegung geschnitzt. Der rechts daneben befindliche, derselben Zeit angehörige Altar aus Mellen enthält im Mittelfeld vier geschnitzte Figuren von Heiligen, auf den Innenseiten der Flügel je vier gemalte Heilige. An der Nordwand steht ein Altar aus Coritten. Er zeigt im Hauptfeld Maria zwischen Ursula und Bartholomäus. In den Flügeln sieht man innen vier Heilige, außen die gemalte Verkündigung.

Auf den Altären stehen alte Kirchenleuchter aus Bronze und Zinn.

Zwischen den Wänden Einzelfiguren von Heiligen, darunter einige von hervorragender künstlerischer Arbeit, wie beispielsweise der derbe Sankt Jakobus rechts von der Tür, durch die wir eintraten. An derselben Wand ein lebendig gemaltes Epitaph aus der Nicolaikirche in Spandau.

Auf den Altartischen und in vier kleinen Schaukästen sind Ciborien, Reliquiare und Aquamaniles zur Schau gebracht. Der Taufstein stammt aus der Laurentiuskirche in Cöpenick.

Der sich anschließende Raum 39 mit Holzbalkendecke über alten Konsolsteinen enthält in den Schaukästen an den Wänden gestickte Messgewänder und mittelalterliche Weihrauchgefäße von romanischer und gotischer Form aus verschiedenen märkischen Kirchen. An den Wänden wieder kleinere kirchliche Plastiken. In dem Schaukasten am Fenster liegen Kruzifixe, der obere Teil eines Bischofstabes, Hostienbüchsen, Klingelbeutel und Glockenfragmente. Der Taufstein in der Mitte ist aus Blumberg bei Berlin.

Es folgen zwei Räume (40 und 41), die im wesentlichen der Auslage von Metallgeräten dienen, aber auch allerlei Gegenstände verschiedensten Charakters bergen. Im ersten sieht man in den Wandschränken Leuchter, Lampen, Laternen, Lichtscheren, Wärmgefäße, Mörser und Grapen, z. T. mit Haus- und Hofmarken. Zwei Pultkästen enthalten eine hübsche Sammlung von Eßgeräten früherer Zeiten: Löffeln und Bestecken. Herum stehen alte trefflich gearbeitete Grabkreuze. Die Schränke im zweiten Raum bieten eine Anzahl messingener Taufschüsseln, Kaffemühlen, Bügeleisen, eigenartig gestaltete Untersätze dazu, Oblatenformen (Waffeleisen), dann Schmuck, Stücke von Trachten, Handarbeiten, Uhren, physikalische Instrumente und zum Spiel verwendete Gegenstände, darunter alte Karten. An der Rückwand erblickt man drollig bemalte Schilder einer ehemaligen Berliner Konditorei, gegenüber zwei hübsche Mangelbretter. Der Ofen in diesem Zimmer ist aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts. Er stammt aus dem abgebrochenen Hause Neue Promenade 4.

Wir gelangen jetzt zu den Räumen, die die Baugeschichte Berlins, d. h. die bauliche Entwicklung seines Weichbildes veranschaulichen. Der erste Raum 42 zeigt in Bildern und Karten das Wachsen der Stadt von etwa 1650 bis etwa 1830, wobei besonders diejenigen Bauten berücksichtigt sind, die eine Folge der unter dem Großen Kurfürsten (1658—1683) durchgeführten neuen Befestigung waren, wie Festungsgräben, Brücken, Tore. Ferner findet man hier eine kleine Zusammenstellung der Gesamtansichten Berlins. Die älteste vom Jahre 1650 hängt an der linken Fensterwand, darunter der Memhardtsche dazugehörige Grundriß aus derselben Zeit. Zugleich wird die Erweiterung der Befestigung, die sich unter den beiden Nachfolgern Friedrich Wilhelms vollzog, vor Augen geführt. Auch von den Bauten des beginnenden 18ten Jahrhunderts, besonders den Schlüterschen (Zeughaus, Erneuerung des Schlosses, Alte Post), sieht man Abbildungen. Ferner erblickt man an den Wänden ein Blatt von großer Seltenheit, eine friesartige, leider unvollständige lithographierte Ansicht der Straße „Unter den Linden“ aus dem Jahre 1820, die sie Haus für Haus darstellt.

Der Ofen in dem Zimmer stammt aus dem Schloß in Rheinsberg.

Saal 43 zeigt in Gemälden, Stichen und Steindrucken die bauliche Entfaltung Berlins im einzelnen, und zwar nach den verschiedenen Stadtteilen, ihren wichtigsten Straßen, Plätzen und Gebäuden. Dabei ist die Anordnung so getroffen, daß in den Vitrinen unter den Gemälden im allgemeinen im Anschluß an das auf ihnen Dargestellte die Bezirke in ihren historischen Wandlungen aufgezeigt werden. So ist unter dem Gemälde, das das Königliche Schloß i. J. 1695 vor dem Schlüterschen Umbau vorführt — das Bild ist eine von Friedrich Wilhelm IV. bestellte Kopie des im Schlosse Tamsel bei Küstrin befindlichen Originals — in den Schaukästen unter ihm ist die Entwicklung des Schloßplatzes vom Ende des 16ten Jahrhunderts bis zur Mitte des 19ten sichtbar. Darunter die älteste, freilich nicht ganz korrekte Abbildung des Schlosses, ein Stich aus Frankfurt a. M. vom Jahre 1595. In ähnlicher Weise sind unter dem Gemälde, das den französischen Dom etwa i. J 1785 zeigt, die Veränderungen des Gendarmenmarktes kenntlich gemacht usw.

In der mittleren Vitrine sind ältere Darstellungen hervorragender Gebäude Berlins und seiner Umgebung ausgelegt, überwiegend die Schleuenschen Prospekte, sowie zwei aus der Vogelperspektive genommene Ansichten des Einganges der Straße Unter den Linden.

Raum 44 enthält ein nicht ganz vollendetes Gemälde Adolf Menzels aus dem Jahre 1847. Es gibt einen Blick auf die Umgebung des Tempelhofer Feldes wieder. Sonst hängen hier Aquarelle von Julius Jacob, meist aus den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, die malerische Partien des alten, mehr und mehr verschwindenden Berlin: Häuser, Höfe, Innenräume u. a. darstellen, die so wenigstens im Bilde

der Nachwelt erhalten werden sollen. Nur der kleinere Teil dessen, was das Museum davon besitzt, ist hier ausgestellt.

In der Vitrine liegen Aquarelle von Calau vom Jahre 1830, in denen mit minutiöser Kunst Straßen, Plätze und hervorragende Häuser der Stadt fest gehalten sind. Der im Zimmer befindliche Ofen ist aus Fürstenberg.

Der folgende Saal 45 gibt eine Vorstellung von einem herrschaftlichen Zimmer in unserer Stadt aus der Rokokozeit. Die Wandgemälde stammen aus dem ehemaligen Podewils'schen Palais Klosterstraße 68. Sie mögen etwa 1765 entstanden sein und sind wahrscheinlich von Joh. Carl Wilh. Rosenberg hergestellt, einem Vetter des bekannteren Stechers der Prospekte Berlins Johann Georg Rosenberg. Vier dieser Prospekte hängen im Raum 42. In den Schaukästen ist die Hauptsammlung Alt-Berliner Porzellans sowie eine Sammlung Gläser untergebracht. In der flachen Vitrine vor dem Erker liegen Dosen meist berlinischer Herkunft und Miniaturen.

Der folgende Saal 46 ist dem Innungswesen gewidmet. An den Pfeilern die Laden der Berliner und einiger märkischer Gewerke, von denen manche künstlerisch bemerkenswert sind, wie beispielsweise diejenige der Schlosser und Sporer. Daneben stehen ihre Fahnen. In den Fensterleibungen hängen die bei der Beerdigung der Mitglieder verwendeten Sargschilder. Auf dem Mitteltisch sind die Willkommpokale aufgestellt, reich behangen mit silbernen Widmungsschildchen vom 17ten bis 19ten Jahrhundert. Dabei liegen einige Gesellen- und Meisterbriefe, darunter zwei für Maurer und Zimmerer aus den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts, die der junge Adolf Menzel entworfen und lithographiert hat. Ferner das von 1637 bis 1828 im Gebrauch gewesene Stammbuch des Berliner Fischergewerks.

In den beiden Schränken stehen Innungsgeräte, vor allem Trinkgefäße aus Silber, Zinn, Glas und Fayence.

Von der Decke hängen Gewerkszeichen herab. Der Kronenleuchter stammt aus der hiesigen Dorotheenstädtischen Kirche, der er im Jahre 1713 gewidmet worden war. Der in dem Saal stehende Ofen ist aus Potsdam.

Auf dem Tisch des anstoßenden rechts gelegenen Nebenräumchens steht, flankiert von zwei Humpen, eine wegen ihres Alters bemerkenswerte Zinnkanne der Berliner Tuchbereiter vom Jahre 1578.

In dem nächsten Raum 47 sind Erinnerungsstücke verschiedenen Charakters untergebracht: ein Ölgemälde aus dem 18ten Jahrhundert, das Leibniz, den Gründer der Berliner Akademie der Wissenschaften, darstellt, ein Porträt des von Goethe verspotteten märkischen Dichters Schmidt von Werneuchen in Pastell (rechts vom Leibniz-Bild), ein von dem Berliner Maler C. F. R. von Liszewski gemaltes Bildnis des Pastors

Chr. Friedrich Wilcke in Cottbus sowie ein Relief der Rahel Veit von Friedrich Tieck. Ferner sieht man an den Wänden und auf dem Spinett Autographen von Chodowiecki, dem Maler S. Rösel und Felix Mendelssohn-Bartholdy. Auf dem Tisch liegen berlinische Stammbücher. Das Titelblatt des einen ist von Gottfried Schadow mit der Feder gezeichnet. Das interessante Stück gehört dem Anfange der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts an. Es wurde von einem Enkel des berühmten Arztes Heim angelegt und enthält Eintragungen von fast allen Berühmtheiten des damaligen Berlin außer von Schadow, vom Schauspieler Fritz Beckmann, den Brüdern Grimm, Hosemann, Felix Mendelssohn-Bartholdy, Meyerbeer, Saphir, Seydelmann, Schelling, Ludwig Tieck und anderen. Auf der Kommode sieht man mit Blei gezeichnete und in Sepia ausgeführte Porträts, Blätter aus einem Stammbuch des Malers Schoppe.

In dem folgenden Durchgangsraum 48 hängen Gemälde von C. T. Fechhelm, die hervorragende Plätze Berlins darstellen. Ihr Schöpfer war in den achtziger Jahren des 18. Jahrhunderts in unserer Stadt tätig, siedelte dann aber nach Riga über. Zu den Bildern sind einige Kupferstiche gefügt, die derselben oder nächsten Zeit angehören und ebenfalls Ansichten Berlins bieten. Der in dem Zimmer aufgestellte Kunstschrank ist eine Berliner Arbeit vom Jahre 1801. Er stammt aus der Familie des Medailleurs Loos.

Wir betreten nun den Saal 49, der der Landes- und Ortsgeschichte gewidmet ist. Unter dem mittleren Gurtbogen steht die Stundenglocke des alten Berliner Rathauses vom Jahre 1583. An den Wänden Bildnisse von brandenburgisch-preußischen Regenten, teils in Öl gemalt (Friedrich der Große und Gemahlin nach Antoine Pesne an der Nordwand, Friedrich Wilhelm II. über der Ausgangstür), teils in graphischen Blättern (Friedrich Wilhelm I., Friedrich Wilhelm II. und Gemahlin). Eins (über der Eingangstür), den Kurfürst Joachim II darstellend, ist eine in Gips nachgebildete Kopie eines Reliefs aus dem 16ten Jahrhundert. An den Wänden ferner in Kupfer gestochene Darstellungen aus dem Siebenjährigen Krieg. In den Schränken und in der Mittelvitrine wird eine Fülle von ehrwürdigen Erinnerungsstücken aufbewahrt. Nur einige seien hervorgehoben.

In dem der Ostwand zunächst stehenden Schrank liegen die ehemaligen Stempel und Siegel der Berliner Stadtverwaltung, die die allmähliche Entwicklung des Wappenbildes, des schreitenden Bären, erkennen lassen. Von dem ältesten Stempel existiert ein Abdruck an einer Urkunde vom Jahre 1280. Dann sieht man hier ein silbernes Trinkgefäß in Gestalt eines Bären, das dem Rat von Berlin im Jahre 1474 gestiftet wurde, dessen Deckel mit einer Radschloßpistole jedoch 1689 erneuert worden ist. Ferner einen Vexierpokal, der im Jahre 1690 für die Feier der Verbrüderung der Städte Berlin und Cölln angefertigt wurde.

In der Mittelvitrine liegt das wohl überhaupt älteste Stück der historischen Abteilung des Museums, ein zugunsten der Georgskirche erlassener Ablaßbrief auf Pergament vom Jahre 1278. Weiter ein Brief des Markgrafen Johann, späteren Kurfürsten Johann Cicero an seinen Vater vom Jahre 1473. Einnahme- und Ausgabebücher der Kämmerei der Berliner Stadtverwaltung aus dem 16. Jahrhundert. Aus dem Jahre 1573 ist ein Flugblatt, das in Versen die Hinrichtung des Juden Lippold erzählt. Aus dem Jahre 1675 liegt ein Einblattdruck vor, auf dem in Abbildungen und Versen die Schlacht bei Fehrbellin besungen ist. Drastisch und höchst charakteristisch ist ein im Original vorliegender Bescheid Friedrichs des Großen auf eine Petition märkischer Pfarrer vom 2. September 1746. Auch ein Exemplar des berühmten Plakats vom Jahre 1806 „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht" ist zu sehen.

In den Vitrinen unter den Fenstern ist die Entwicklung der brandenburgischen Münzen und Wertzeichen von der wendischen Zeit bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts dargelegt.

Von der Decke des Vorraumes hängt ein Kronleuchter aus der Klosterkirche vom Jahre 1679.

Die Wanderung durch die für die Ausstellung bestimmten Räume ist damit beendet. Indem wir uns noch einmal durch das galerieartige Korridorfeld in die Waffenhalle begeben und sie durchschreiten, befinden wir uns wieder in dem Vorraum, zu dem uns das Renaissancetreppenhaus emporgeführt hat. Hier befindet sich der Eingang zum Vortragssaal, der jedoch, für wissenschaftliche oder sonst belehrende, den Zwecken des Museums dienende Vorführungen bestimmt, gewöhnlich für das Publikum geschlossen ist. In ihm sind Säulen eines Altars und eine Kanzel, ferner unter den Fenstern Zierstücke von einer Brüstung aus der Berliner Nikolaikirche, die der Barockzeit angehören, verwendet. Die Kronleuchter sind Kopien eines Stückes aus der Klosterkirche, das im Jahre 1746 hergestellt wurde.

Hoffentlich wird hier auch gelegentlich die Brandenburgia tagen können. Freilich gehen höchstens 200 Sitze in den Saal hinein.

Die schönen gärtnerischen Umgebungen des Museums, in denen Architekturstücke (z. B. Figuren, Säulenstümpfe etc. vom Kgl. Schloß von etwa 1700) sich befinden, werden von den Erschienenen mit Interesse besichtigt.

Dieselben sprachen dem Magistrat und der Museums-Direktion, sowie den Führern den wärmsten Dank für die gewährten wissenschaftlichen und ästhetischen Genüsse und Eindrücke Herrn Stadtrat Friedel gegenüber aus.

Die Mitglieder der Brandenburgia haben es sich selbstverständlich versagt, heute, wo sie als Gäste des Museums erschienen waren, an

dessen Einrichtungen, Ausstattungen und Ausstellungen irgend eine Kritik zu üben.

Von derselben Empfindung waren offenbar auch die Mitglieder der Pflegschaft beseelt, obwohl die letzte ein amtliches Organ des Museums und deshalb vollberechtigt ist, Kritik zu üben und Anträge zu stellen.

Soweit unsere Fühlung reicht, wurden nur von der Pflegschaft lediglich Wünsche geäußert, die ungefähr folgendes betreffen: Die Rückwand der großen Halle müßte besser ausgestaltet werden. Das Auge haftet unwillkürlich dort auf der Nachbildung des Wittstocker hölzernen Sakramentshäuschens, das nicht in die Mitte, sondern an einen Eckpfeiler gehört, wie die kirchliche Überlieferung es erheischt. Man würde seine unschön wirkende Schiefheit dort kachieren können. Der dahinter befindliche, trotz seiner scheinbaren Ältlichkeit, ganz moderne Wandteppich füllt die Wand nicht zweckmäßig aus.

Wenn ferner die Pflegschaft auch die Notwendigkeit einer Trennung zwischen Schau- und Studiensammlung willig anerkennt, so sollten doch noch in der Schausammlung einige wichtige Zweige der Volkskunde, wofür reichliches Material vorliegt, gezeigt werden, so z. B. die reichen Volkstrachten, die von Spreewälderinnen angefertigten Puppen mit Spreewaldtracht, die auf Aber- und Volksglauben bezüglichen Abteilwagen, der jüdische Kultus, die Kinderspiele (Dockenstuben), die Modelle unserer Bauernhäuser u. dergl. m.

Dagegen würde die Pflegschaft gern auf die jetzige Ausstattung des sogen. statistischen Zimmers 21, die deplaziert erscheint, verzichten.

In der vorgeschichtlichen Abteilung sollte u. a. die großartige Mannheimersche Spezialsammlung aus der Gegend von Ketzin und eine Folge von Grabmodellen ausgestellt werden. — Es sind dies alles nur einige flüchtige Andeutungen, die hoffentlich geneigtes Gehör bei der Museums-Direktion finden werden.

---

7. (5. ausserordentliche) Versammlung des XVII. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 20. Juni 1908.

Wanderfahrt nach Pichelswerder.

Die Teilnehmer des Ausfluges fuhren 1.38 nachm. vom Lehrter Hauptbahnhof ab und trafen um 1.57 in Spandau ein, von wo sie mit der Straßenbahn in 20 Minuten nach Pichelsdorf weiterfuhren.

Der Lehrer des Ortes, Herr Mähliß, hatte hier die Führung übernommen und zeigte der Gesellschaft zwei Häuser, welche für den Abbruch bestimmt sind, weil sie in der Linie der Döberitzer Heerstraße

liegen. Das eine, das Polzesche, ist schon von seinen Bewohnern verlassen und konnte in allen Einzelheiten besichtigt werden. Wir bringen seinen Grundriß, den unser Mitglied, Herr Architekt Kühnlein, an Ort und Stelle entworfen hat.

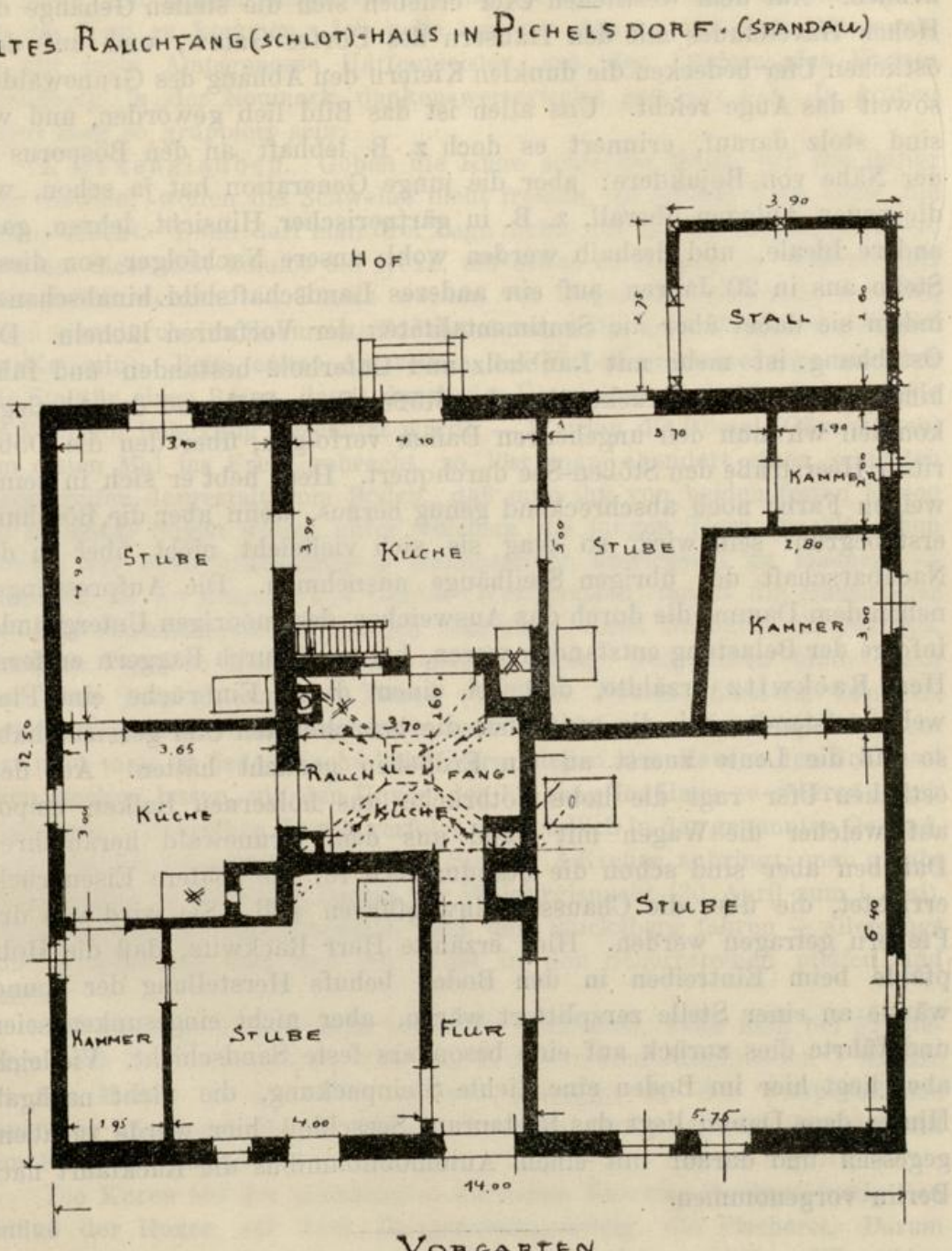
Es ist ein Rauchfanghaus, und wir konnten den aufgesetzten Helm über der Küche mit seinem Schornstein durch das Dach hindurch verfolgen. In dem bewohnten, dem Mertenschen, wurden wir in freundlichster Weise von zwei alten Leuten überall herumgeführt. Die Wohnstube enthält einen alten großen, grünen Kachelofen mit einem breiten sog. Lejen-Kachelofen. Die Stubendecke bildet ein sog. „ganzer Winkelboden", bei dem die Balken zu erkennen sind.

Als wir dann zum Ufer wanderten, um nach Pichelswerder überzusetzen, machte Herr Rektor Monke auf die Stelle aufmerksam, an der am 17. Mai 1807 aus den Fluten der Havel eine kleine Insel, die Pfingstinsel, emportauchte. Durch die Regulierung der Wasserstraße ist der ehemalige Pichelsee verschwunden, und die Insel ist von dem westlichen Ufer aufgenommeu worden. Unser verstorbenes Mitglied W. Pütz* hat eine Beschreibung dieser Stelle nebst Karten gegeben und die wissenschaftlichen Erklärungsversuche aufgeführt.

Nachdem wir uns hatten übersetzen lassen, stiegen wir den untersten Absatz des Pichelswerder in die Höhe und nahmen in der Veranda des Rackwitzschen Restaurants Platz mit der Aussicht auf das westliche Ufer der Havel. Sobald hier der Kaffee eingenommen worden war, hielt Herr Privatdozent Dr. Solger einen Vortrag über die Entstehung der Rinnen in der westlichen Grenze des Teltow-Plateaus. Wir hoffen den interessanten Vortrag als besonderen Aufsatz zum Abdruck zu bringen. Der I. Vorsitzende, Herr Geheimrat Friedel, dankte dem Vortragenden, erinnerte an die vorhergehenden Ausflüge unserer Gesellschaft in den Grunewald und sprach über die vielfachen Bestrebungen zur Erhaltung des Grunewaldes, an denen sich auch unsere Gesellschaft beteiligt habe. Was speziell die Erhaltung des Pichelswerders als Naturrelikt beträfe, so sei noch keine Entscheidung getroffen, und eine solche sei auch nicht vor Fertigstellung der Döberitzer Heerstraße zu erwarten.

Die Wanderung über den Pichelswerder wurde unter der Leitung des Herrn Rackwitz angetreten. Die schönste Stelle des Geländes ist der Steilhang an der Südspitze. Hier umgeben einige hohe Kiefern eine breite Grasfläche, von der aus man einen Blick auf das Wasser der Havel und ihre Ufer hat. Das Ufer hat hier ein so steiles Gehänge, daß man die Böschung nicht übersehen kann, sondern direkt in das Wasser blickt. Gerade vor dem Beschauer liegt die Nordspitze von

* Monatshefte der Brandenburgia, V. Jahrg., Seite 393 ff.



Zum Abbruch bestimmtes Wohnhaus in Pichelsdorf (Rauchfanghaus).

Schildhorn, und mit scharfen Augen kann man das Jazko-Denkmal erkennen. Auf dem westlichen Ufer erheben sich die steilen Gehänge des Hohen Havellandes mit den Häusern des Dorfes Gatow, und auf dem östlichen Ufer bedecken die dunklen Kiefern den Abhang des Grunewaldes, soweit das Auge reicht. Uns allen ist das Bild lieb geworden, und wir sind stolz darauf, erinnert es doch z. B. lebhaft an den Bosporus in der Nähe von Bojukdere: aber die junge Generation hat ja schon, wie die neuen Anlagen überall, z. B. in gärtnerischer Hinsicht, lehren, ganz andere Ideale, und deshalb werden wohl unsere Nachfolger von dieser Stelle aus in 20 Jahren auf ein anderes Landschaftsbild hinabschauen, indem sie dabei über die Sentimentalitäten der Vorfahren lächeln. Der Ostabhang ist mehr mit Laubholz und Unterholz bestanden und führt hinab zu der alten Brücke über den Stößen-See. Während des Abstieges konnten wir nun den ungeheuren Damm verfolgen, über den die Döberitzer Heerstraße den Stößen-See durchquert. Heut hebt er sich in seiner weißen Farbe noch abschreckend genug heraus, wenn aber die Böschung erst begrünt sein wird, so mag sie sich vielleicht nicht übel in der Nachbarschaft der übrigen Steilhänge ausnehmen. Die Aufpressungen neben dem Damm, die durch das Ausweichen des moorigen Untergrundes infolge der Belastung entstanden waren, hat man durch Baggern entfernt. Herr Rackwitz erzählte, daß bei einem dieser Einbrüche eine Flutwelle entstanden sei, die weit über die benachbarten Ufer gereicht habe, so daß die Leute zuerst an ein Erdbeben gedacht hätten. Auf dem östlichen Ufer ragt die hohe Notbrücke aus hölzernen Balken empor, auf welcher die Wagen mit Sand aus dem Grunewald heranfahren. Daneben aber sind schon die Standmauern für die spätere Eisenbrücke errichtet, die über die Chaussee hinwegführen soll. Sie wird von drei Pfeilern getragen werden. Hier erzählte Herr Rackwitz, daß die Holzpfähle beim Eintreiben in den Boden behufs Herstellung der Spundwände an einer Stelle zersplittert wären, aber nicht eingesunken seien, und führte dies zurück auf eine besonders feste Sandschicht. Vielleicht aber liegt hier im Boden eine dichte Steinpackung, die nicht nachgab. Hinter dem Damm liegt das Restaurant Seeschloß, hier wurde zu abend gegessen und darauf mit einem Automobilomnibus die Rückfahrt nach Berlin vorgenommen.

Kleine Mitteilungen.

Zum märkischen Volksglauben von R. Jülicher. Zur Fortsetzung unserer Mitteilungen im Juliheft (S. 109) wollen wir heute eine Anzahl märkischer Volksmeinungen über wichtige Dinge des Lebens hier zusammentragen, wobei wir uns der größeren Lehrhaftigkeit wegen zugleich nach Ent-

sprechendem aus benachbarten Provinzen umschauen wollen, um so zugleich der mehr oder minder weiten Verbreitung der einzelnen Züge alten Glaubens auf die Spur zu kommen. Ich gehe aus von den reichen Aufzeichnungen, die mir mein Amtsgenosse Harfenmeister aus den Dörfern des Kreises Friedeberg in der Neumark dankenswerterweise gemacht hat. In großen Zügen mag so gruppiert sein:

1. Hexenglauben. Geben die Kühe schlechte Milch, will die Butter nicht werden, wollen die Schweine nicht fressen, so ist das Vieh bezw. die Butter behext. Dann darf man drei Tage nichts aus der Wirtschaft verleihen, denn um diese Zeit kommt die Hexe, um etwas zu leihen; ihr Wunsch darf nicht erfüllt werden. — Pferde werden vor Ungemach (behexen) bewahrt, indem man durch den Zaum rote Tuchbändchen zieht. Dazu Pommern (Gegend von Kammin): Beim ersten Austreiben des Viehes im Jahre lege man vor jede Stalltür einen Besen, damit durch das Überschreiten dieser Gegenstände das Vieh vor Behexung geschützt werde. — Werden die Gössel (Gänseküken) zum ersten Mal ins Freie gebracht, so löst man ebendort einen schmalen Rasenstreifen dergestalt vom Boden, daß man ihn von beiden festen Enden her zu einem Bogen wölbt, unter welchem die jungen Tiere durchkriechen müssen, um etwa beabsichtigten Hexenzauber unwirksam zu machen. — Wiederum in der Gegend von Czersk (Westpreußen) taucht die Hausmutter vor dem Herauslassen der jungen Gänschen deren Schnäbel in Schnaps, damit die Tierchen nicht behext werden können. Desgleichen bindet man allen eben jung gewordenen Tieren (Geflügel, Fohlen, Zicklein, Lämmer, Ferkel) zu gleichen Schutzzweck ein rotes Bändchen an den Körper. Ebendort muß man in jeder Nacht beim Verschließen des Hauses den Schlüssel innen stecken lassen, um den Hexen den Eingang ins Haus zu wehren (auch Friedeberg). Denselben Zweck verfolgt man endlich in der genannten Gegend, wenn man am Johannistage an jeder Stalltür 3 Kreuze anbringt; man glaubt abweichend vom sonstigen Datum der Walpurgisnacht (30. April zum 1. Mai), daß die Hexen auf dem Besenstiel nach dem Blocksberg fahren — allerdings muß es stürmisch sein und der Wind in den Schornsteinen pfeifen und heulen.

Auf gewisser Hexenfurcht beruht es wohl auch, wenn man bei Friedeberg, auch bei Liebenwalde, über ein Brot vor dem Anschneiden 3 Kreuze mit dem Messer (in der Luft) zeichnet. Dasselbe tut der westpreußische Bauer vor Pferd und Wagen mit der Peitsche, bevor er eine Ausfahrt mit dem Fuhrwerk macht.

Die Kuren auf der preußischen kurischen Nehrung fürchten heftig den Einfluß der Hexen auf ihren Hauptnahrungszweig, die Fischerei. Darum haben sie eine ganze Sammlung von vorbeugenden Schutzmitteln. Wir zählen auf: Die zum Fischfang fertig gemachten Netze bestreut man mit Salz, um allem Bösen und den Hexen die Augen zu versalzen. Auch räuchert man sie mit allerlei Kräutern und bespricht sie mit Schlangenwasser, dann erst trägt man sie ins Haff. Doch vermeide man beim Netzaustragen an Brunnen oder Wasserschöpfern vorbeizugehen. Beim Absegeln vom Lande wird vor dem Segelbespritzen zweimal landeinwärts Wasser gegossen. — Kommen beim Einlassen der Winternetze in das Wasser Fischhändler mit Schnaps

vorbei und kredenzen solchen, so wird erst etwas aufs Netz gegossen, dann dieses bekreuzt (was auch sonst nie unterlassen wird) und nun erst trinkt man. Endlich soll man nur bei Nacht fischen, um dem bösen Blick zu entgehen. —

2. Brautstand, Hochzeit, junge Ehe. Friedeberg (auch anderwärts). Ein lediger Mensch, der Brot oder Butter frisch anschneidet (Prignitz: wer an einer Tischecke sitzt) muß noch 7 Jahre auf die Hochzeit warten. — Entgegen dem Brauch der alten Völker, die den Freitag (Dies Veneris) für einen Glückstag zur Eheschließung halten, darf am Freitag in Friedeberg und Umgegend keine Trauung stattfinden. — Eine Braut darf ihrem Verlobten keine Hosenträger stricken, sonst geht die Partie auseinander; dasselbe soll geschehen, wenn sie ihre Ausstattungswäsche mit dem Namen zeichnet, den sie als Frau führen würde. Man hüte ebenso den Trauring; denn geht er verloren, so bedeutet das Unglück, geht er beim Ringwechsel verloren, so löst sich die Ehe. — Will die Braut die erstrebte Herrschaft im Hause haben, so muß sie während der Trauung ihren Fuß auf den des Bräutigams stellen. Um immer Geld im Hause zu haben, wird der Braut geraten, vor der Trauung eine Münze in den Schuh zu stecken. Doch darf sie bei der Trauung nicht den Arm des Verlobten loslassen, sonst löst sich die Ehe, wie es auch beiden streng widerraten wird (auch in Berlin) während der Trauung hinter sich zu sehen; da glaubt man, derjenige sehe sich nach einer anderen Ehehälfte um. — Während des Brautstandes kann man dem andern zu Glück verhelfen, indem er beim Anblick einer fallenden Sternschnuppe für ihn einen Wunsch ausspricht; bewahrt er dabei Stillschweigen, so geht der Wunsch in Erfüllung. Dazu der hübsche Vers von Rudolf Baumbach:

Wenn ein Stern vom Himmel fällt,
Ist ein Wunsch dir freigestellt,
Aber sei behende!
Kommst du langsam hinterdrein,
Wenn erloschen ist sein Schein,
Ist der Zauber zu Ende.

In der Mark übrigens, wie auch an der pommerschen Ostseeküste ist der Glaube verbreitet, daß zur Erreichung ehelichen Glücks auch der Bräutigam am Hochzeitskleide der Verlobten einen Nähstich oder ihrer mehrere tun muß.

Inbezug auf die Ehesprößlinge weiß ich nur etwas von der schleswig-holsteinischen Insel Föhr mitzuteilen. Dort muß man sich nach dem Volksglauben gegen die Odderbaanki (Zwerge) schützen. Sie stehlen gern kleine Kinder aus der Wiege oder tauschen sie gegen ein Kind der ihrigen um. Darum muß man vor dem Einlegen des Kindes in die Wiege eine Schere hineinlegen, geöffnet, daß die Klingen die Stellung eines Kreuzes einnehmen. Beim Windeln muß man das Wickelband kreuzweise übereinander verbinden und zum größeren Schutz der Kinder ein Kreuzzeichen über Brust und Stirn machen. Ist das Kind erst getauft, so haben die Odderbaanki keine Macht über es. Es soll auch gut sein, kleinen Kindern eine Bibel oder ein Gesangbuch in die Wiege zu legen. —

Früher gab es auf Föhr auch Mondbalkchen oder Muunbälkchen; das waren kleine Männlein, die besonders des Abends bei Mondschein oder in Finsternis umherschlichen und kleine Kinder zu greifen suchten, die sie dann mitnahmen. Man sagt deshalb auf Föhr noch immer zu Kindern, die spät draußen laufen, die Muunbälkchen könnten kommen, sie zu holen.

Daß man das gute, frische und gesunde Aussehen der kleinen Kinder nicht loben soll, ohne mindestens zu sagen „unberufen", damit ihnen das Böse nicht schaden kann, ist wohl durch die ganze Mark und weiter verbreitet. Doch ist bezüglich der Hochzeit noch nachzuholen, daß man von einer Braut, an deren Ehrentage es regnet, sagt, sie habe die Katzen schlecht gefüttert. Das reicht tief in die klassische Mythologie zurück, nach welcher Freia, die Göttin der Liebe und Ehe, der auch der Freitag heilig war, mit einem Katzengespann die Lüfte durchfuhr. Der Zusammenhang mit dem heutigen Glauben ist nun leicht einzusehen.

3. Vorzeichen, Anzeichen, Deutungen. Bleigießen in der Sylvesternacht, um aus dem entstehenden Gebilde den Stand des Zukünftigen zu erkennen, ist in der Friedeberger Gegend ebenso gebräuchlich, wie das Holen des „Stillwassers." Das geschieht in der Nacht zum Karfreitag (stillen Freitag) zwischen 12 und 1 Uhr aus fließendem Gewässer. Doch muß dabei unverbrüchliches Stillschweigen bewahrt werden, dann hat das Wasser Heilkräfte und wird nicht stinkend. In anderen Dörfern geschieht es in der Nacht zwischen den beiden Osterfeiertagen. — Wo ein Schwalbenpaar nistet, zündet kein Blitz. — Gefundenes Hufeisen muß man zur Anlockung des Glücks auf die Türschwelle nageln. — In eine neu zu beziehende Wohnung muß man zuerst Brot und Salz hineintragen. — Wird jemand für tot gesagt, so lebt er recht lange (in der Mark allgemein). — Klingen die Ohren, so wird man beredet (allgemein). — Allgemein dort Leute bekannt, die Rose, Gelbsucht, Feuer und Blut besprechen können. — In der Friedeberger Gegend, wie auch in der ganzen Prignitz, glaubt man steif und fest an sogenannte „Spökenkieker"-Männer, die stets bestimmt wissen, wer zuerst aus dem Dorfe stirbt. Es sind solche Personen, die zwischen zwölf und ein Uhr nachts an einem Sonntag geboren sind. In der Prignitz erzählt man, sie können ihre schaurige Wissenschaft vererben, indem der „Spökenkieker" mit dem Begehrenden allein im Kahn auf einen See fährt und daß der andere dem Wissenden rückwärts durch den linken Arm über die Schulter schauen muß. — Ein in der Stube liegender Strohhalm zeigt Besuch an, wie auch das Putzen der Katzen, das außerdem noch gut Wetter ansagt. Ein glücklicher Traum darf niemandem erzählt werden, wenn er in Erfüllung gehen soll. Träumt man vom Zahnziehen, so bekommt man Trauer, helles Feuer im Traum bedeutet Glück in der Lotterie. — Ein Komet zeigt einen kommenden Krieg an, wie der über den Weg laufende Hase ein Unglücksbote ist. Eine Neuigkeit erfährt man, wenn einem die Nase juckt; andere sagen in diesem Fall, „man bekommt etwas Liebes zu sehen."

In der Sylvesternacht müssen Fische gegessen werden (auch Berlin und Umgegend). Je größer deren Schuppen, desto größer das Geld im kommenden Jahre. Als Unglückszahlen gelten 7 und 13.

4. Tod und seine Anzeichen, Vorzeichen, Gebräuche. Pickt die Totenuhr, schreit Eule oder Käuzchen vor oder über dem Hause, oder heulen die Hunde, so stirbt bald einer im Hause. — Kleine Kinder dürfen nicht in den Spiegel sehen, sonst sterben sie bald. — Steht eine Leiche im Hause, so muß der Spiegel verhängt werden (Westpreußen: „Denn der Tote will sich nicht mehr spiegeln") und die Türen sind zu schließen (Westpreußen noch: „Die Uhr ist anzuhalten, denn der Tote will nichts mehr hören"), Uckermark, Pommern und Westpreußen: Wird jemand zu Grabe geläutet und die Glocken halten nicht sofort gleichzeitig an, daß eine nachläutet, so holt der Tod bald jemand nach. Und zwar ein Kind, wenn die kleine, einen Erwachsenen, wenn die große Glocke noch einige Schläge nachläutet. —

(Westpreußen): Stirbt ein Besitzer, so muß man rasch ein Pferd ausspannen und es dem Sarge nachführen, dann bleibt das Glück den Hinterbliebenen hold. Friedeberg i. N.: Wird eine Leiche fortgefahren, so muß, wenn Stroh auf dem Wagen liegt, dasselbe auf fremden Grund und Boden abgeladen werden, sonst kommt der Tote wieder. Westpreußen: Dem Toten muß man seinen vollständigen Anzug mit in den Sarg legen; fehlt etwa ein Taschentuch oder eine Mütze, so kommt er wieder und holt sich den Gegenstand. — Die Spreewaldwenden, besonders aber die in der sächsischen Oberlausitz, sagen den Bienen gewissenhaft den Tod des Hauswirts an. —

In Schleswig-Holstein zeigt auch Hahnenkraht im Gehöft eines Kranken dessen baldigen Tod an. Nun vom Gebiet des Spukwesens noch etwas aus Schleswig-Holstein: Ein längst verstorbener Nachtwächter zu Wankendorf war ein durch „Besprechen" etc. wirkender Allerweltsdoktor. Seine Heilmittel und Sprüche hatte er sich in Büchern zusammengestellt; aus einem derselben teilt Fr. Kummerfeld aus Wankendorf in der Schleswig-Holsteinischen Monatsschrift „Die Heimat" 1896 folgendes mit:

1. Des Nachts zu sehen wie am Tag. Man will sagen, wenn man die Augen mit Blut einer Fledermaus bestreicht, so soll man des Nachts sehen als am Tage. 2. Nimm eine Gall von einem Rebhuhn, schmiere damit die Schläfe wohl alle Monat einmal, so überkommst du fast (sehr) ein gut Gedächtnis. (Das erinnert lebhaft an einen Gebrauch in Posen, West-, Ostpreußen: Bei der Geburt eines Kindes hebt man dessen Nabelschnur wohl eingebunden auf und gibt sie dem Kinde auf seinem ersten Schulgange mit, so soll es allezeit gut lernen!) 3. Einen traurigen Menschen fröhlich zu machen. Welcher beschwert ist am Geblüt, daß er allezeit traurig ist, der esse das Kraut Storchschnabel mit Poley (Art Minze) und Rauten gepulvert und esse das mit Brot, macht das Herz fröhlich. 4. Daß man einen nicht sehen könne. Stich einer Fledermaus das rechte Aug aus, und wenn du es bei dir hast, bist du unsichtbar. Oder nimm ein Ohr von einer schwarzen Katze und sichts mit Milch von einer schwarzen Kuh, danach mach dir ein Däumling daraus und steche an dem Daumen, so siehet man dich nicht. (Fortsetzung im nächsten Heft.)

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstr. 14.

Die rote Farbe.

(Volkstümliches aus alter und neuer Zeit.)

Vortrag, gehalten in der „Brandenburgia", Sitzung vom 27. November 1907.

Von Elisabeth Lemke.

Geehrte Anwesende, zu meinen frühesten Erinnerungen in meiner Heimat Ostpreußen gehört das rote Bändchen, das neugeborenen Kindern um ein Handgelenk geknüpft wird; auch die neugeborenen Kälber und das zum Verkauf getriebene Vieh, sowie der zu neuer Arbeit hergerichtete Webstuhl erhalten ein rotes Band. Es ist dies eine seit Urgedenken gepflegte und sehr weit verbreitete Sitte, so daß ich mich nicht über jenen Streifen roten Wollenstoffs wunderte, der in der Via Merulana in Rom eine Verkaufsbude zu schützen hatte; der schmale Lappen hing neben einem ebenfalls vielsagenden Ziegenhorn, zwischen Tomaten usw., als porta fortuna und als Abwehrmittel gegen den bösen Blick.

Wie oft doch hörte ich bei unseren Landleuten die mit vollster Überzeugung gegebene Versicherung: gegen die rote Farbe kämpfe der böse Zauber vergebens an.

Warum? — Sicherlich, weil die rote Farbe an Blut mahnt.[1])

Welches Geheimnis in der Natur konnte den Menschen wichtiger sein, als der innige Zusammenhang zwischen Blut und Leben? Und lag es nicht nahe, diese Beiden als die höchsten Opferwerte anzusehen? — Schon die Hingabe weniger Tropfen Blut (wie anderwärts abgeschnittenes Haar) wird als vollgültiges Opfer angesehen, um der (so vieles gewährenden, aber alles wieder beanspruchenden) Gottheit zu genügen. Nunmehr galt das Leben für geheiligt und gesichert.

---

[1]) Die nicht außer acht zu lassende, mitsprechende Sonderstellung der roten Farbe an sich erwähnte ich in einem viele Jahre zurückliegenden Vortrage im „Verein für Volkskunde", auf Herman Schrader hinweisend, der in seiner Abhandlung „Das Rot in sprachlichen Bildern und Gleichnissen" (Ztschr. f. deutsche Sprache; Jahrg. VIII, Heft 8) sagt: daß ein Blinder [Blindgeborener] — wenn er sich die rote Farbe vorstellen sollte — diese mit „Trompetengeschmetter" vergleichen würde. Ein solcher Vergleich wird Herrn Dr. Richard Cohn interessieren, der (nach meinem Brandenb.-Vortrage) Herrn Geh.-R. Friedel die weiter unten (im Nachtrag) gebrachten Mitteilungen übersandte.

Auch das Blut der Opfertiere vermochte zu heiligen und zu sichern. Wenn bei den Israeliten am Passahfeste die Türpfosten mit Opferblut angestrichen wurden, so geschah es zum Zeichen, daß der Würgeengel an diesen Häusern vorübergehen sollte (2. Mos. 12, 7). Und Rahab befestigte gewissermaßen zu gleichem Zwecke ein blutrotes Seil am Fenster ihres Hauses (Josua 2, 12—18; 6, 17—25). Ferner lesen wir: Moses und Aaron erhielten die Weisung, es solle eine „rötliche" Kuh geopfert werden, von deren Blut der Priester Eleasar siebenmal gegen die Stiftshütte zu sprengen habe, worauf zu der brennenden Kuh nicht nur Holz, sondern auch scharlachrote Wolle geworfen werden müsse (4. Mos. 19, 1—6). Auch bei einer andern Gelegenheit wird die zum Opfer gehörende scharlachfarbene Wolle erwähnt (3. Mos. 14, 4 u. 6).

Sowohl bei Hebräern, wie bei Ägyptern und Syrern war es Brauch, an bestimmten Tagen (Wintersonnenwende usw.) die Türen der Tempel, Paläste und Hütten mit einem blutdurchkneteten Teige anzustreichen. Ein Gleiches fand in Peru beim Sonnenfeste statt und gilt noch jetzt beim Nauruzfeste (d. i. der Neujahrstag in der Frühlings-Tag- und Nachtgleiche) in Persien, wo dann auch die Hörner der Tiere rot bemalt werden. [1])

Opferblut und Ablösung durch rote Farbe bilden einen eigenen, abgeschlossenen Kreis. Doch von einem bestimmten Gesichtspunkte aus erkennen wir, daß verschiedene Vorstellungen in diesen Kreis gezogen und (wie dies ja bei mythologischen Fragen als selbstverständlich vorauszusetzen ist) mit dichterischer Freiheit oder vielmehr kindlichem Deutungsbemühen in Wechselbeziehung zu einander gebracht werden.

So kamen auch das himmlische Feuer, der Blitz und die Gestirne, sowie allerlei kleine Fabelwesen in Verbindung mit der roten Farbe. Während sich (in sich begegnenden und wunderbar ergänzenden Anschauungen) der Glaube an die Feuerbeschaffenheit der Seele ausbildete, ward in bemerkenswerter Übereinstimmung die rote Farbe zum Zeugnis göttlicher Kraft und Macht; sie bekundete von jeher Größe, Würde, Pracht und Freude; sie wurde zugleich die Farbe der Leidenschaft, — daher der Liebe und des Zornes, sowie der Schreckliches mit sich führenden Gewalt. Bis auf den heutigen Tag haben Priester und Fürsten die rote Farbe bevorzugt.

Eine häßliche, wohl vereinzelte Erklärung für letzteres finden wir bei Ludwig Bechstein[2]) „Verrat und Mord kämpfen und ringen unter purpurnen Königsmänteln, die deshalb rote Farbe tragen, damit man das Blut nicht sähe, mit dem sie so oft befleckt werden."

---

[1]) E. L. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidn. Vorzeit. II, S. 227.

[2]) Ludwig Bechstein, Der Sagenschatz des Thüringerlandes. II, S. 8.

Dieser Meinung wird die Wage gehalten durch die Tatsache, daß auch revolutionäre Bestrebungen die rote Farbe für sich in Anspruch nahmen. Seit 1848 bezeichnete man mit „Rot" den äußersten, zu Gewalttaten geneigten Radikalismus, was zu den in Frankreich heimischen Bezeichnungen „Jakobinerrot", „Rote Republik" und „Partei der Roten" in Beziehung steht. In neuerer Zeit hat die Sozialdemokratie die rote Farbe zu ihrem Abzeichen erwählt.

Es bleibt jedem überlassen, hier an Zorn zu denken, im Anschluß an die Zornesröte des menschlichen Antlitzes, oder an zerstörenden Feuerbrand, der neuen Erscheinungen Raum verschaffen soll. Vielleicht ist die rote Farbe auch nur Ausdruck des Lebens, — des von Daseinslust und Leidenschaft erfüllten Lebens, auf dessen Rechte man nicht freiwillig verzichten möchte.

Gleichsam immer aufs neue die alten Gedanken weckend, begrüßt uns der Himmel selber — es ist nicht anders zu bezeichnen, als „an jedem Tage" — mit einem Sonnenaufgang, den oft ein weithin leuchtendes Morgenrot begleitet.

Wir fangen gewissermaßen das Leben von neuem an und hören zudem das angenehme Wort „Morgenstund' hat Gold im Mund'". Das ist bekanntlich in ganz anderem Sinne gemeint, als in jenem, der das Sonnenlicht ein goldenes nennt.

Das Gold gehört auch in den hier in Rede stehenden Vorstellungskreis, indem es u. a., wenn wir der germanischen Mythologie folgen, den Gestirnen entspricht. Sonne und Mond sind oft als feurige Kugeln gedacht; aber man sprach auch von goldenen Kugeln. [1])

Nach der älteren und jüngeren Edda waren Mani und Sol — „Herr Mond" und „Frau Sonne" — Kinder des Mundilföri, und göttliche Verehrung wurde ihnen gezollt. Die Sonne war mit dem Tage (dessen Eltern Morgenrot und Nacht waren) vermählt; und die Tochter von Sonne und Tag war Swanhild, genannt Goldfeder. Diese vermählte sich mit Alf und ward die Stammutter der Alfen (Elfen). — Den Namen Swanhild trägt eine Tochter des Sonnengottes Sigurd in der Heldensage; ihren blutigen Tod unter den Hufen der Rosse deutet Simrock auf das Abendrot. [2]) — Sigurds Tochter Swanhild wird in „Gudruns Aufreizung" dem Sonnenstrahl verglichen. „Der Schwan in ihrem Namen ist ein passendes Bild für das Licht." — Ein Sohn von Swanhild, genannt Goldfeder, hieß Swan der Rote. [3])

(Zum Vergleiche sei anderes herangezogen: Sonne und Mond sind nicht allemal als Geschwister, sondern auch als Gatten aufgefaßt. Bei

[1]) Otto Henne-Am Rhyn, Die deutsche Volkssage. 2. Aufl. S. 38.
[2]) O. H.-A. R., S. 29f.
[3]) Karl Simrock, Handbuch der deutschen Mythologie. 4. Aufl. S. 30.

den Griechen und Römern war die Sonne (Helios, Sol) männlich und der Mond (Selene, Luna) weiblich. Man erblickte am Himmel ein scheinbar rastloses Suchen, Finden und Fliehen. — Griechen und Römer verehrten auch die Morgenröte (Eos, Aurora) göttlich; sie, „die Rosenfingrige" genannt, öffnete dem Sonnengotte die Tore, und goldig erglänzte die Welt. (Lat. aurum Gold.) — Doch zurück zu den Germanen!)

Wie es nicht allemal leicht ist, sich in den vorausgesetzten Beziehungen von Sonne und Mond, Tag und Nacht, Morgen- und Abendrot zurechtzufinden, so sind auch die Familienverhältnisse der von allen Indogermanen am höchsten verehrten Gottheit, nämlich der des Gewitters, nicht überall deutlich erkennbar.

Die Gottheit des Gewitters ist im Norden in drei, in Deutschland in zwei oder auch drei Götter gespalten: 1. Thor-Donar, der den ältesten Charakter und den reichsten Mythus hat; 2. Tyr-Tiu-Ziu, Mars Thingsus, der den ältesten Namen besitzt; 3. Freyr. Während Thor-Donar vorzugsweise die wilde, kampflustige Kraftnatur der Gewitterriesen in idealer Form darstellt, ist Freyr ein veredelter Alf. Tyr-Ziu ist die verblaßte Grundform, Tor die Hauptform, Freyr eine Nebenform der Gewittergottheit. [1])

Bis zu dieser Stunde ist ein (natürlich unbewußt ausgeübter) Kultus des alten Gewittergottes nachzuweisen. Und Rot ist die Farbe dieses Gottes. („Die Hochzeitsfarbe ist Rot, schwerlich ursprünglich als Farbe der Liebe und Freude (Wackernagel Kl. Schr. 1, 149. 182. 204. 203. Rochh. D. Gl. 1, 142), sondern als Farbe Thors." E.H.M. S. 213.)

Zu den Kostbarkeiten, die dem Gewittergotte Thor-Donar zugeteilt wurden, zählt der Hammer, der ursprünglich als aus Stein gefertigt gedacht und u. a. „Zermalmer" genannt ward. Unter Blitz und Donner geschleudert, trifft das Meisterwerk der Zwerge stets (nur im Winter ist der Stiel des Hammers zu kurz), und immer kehrt es von selbst in des Gottes Hand zurück. Thors Bild ist mit dieser Waffe geschmückt, diesem „Donnerkeil", der sein Hauptsymbol ist und keinem andern Gotte oder Dämon zukommt. — Weitere Bezeichnungen für die Waffe sind „Goldhammer" und „Goldaxt". [2])

Bedenken wir, wie weit der Glaube an Thor-Donar von unserer Zeit entfernt ist, und wie sehr Kirche und Schule bemüht sind, die letzten hierhergehörenden, wie überhaupt derartige Überlieferungen einer uralten Vergangenheit zu vernichten, so muß es uns eigenartig berühren, immer wieder den Spuren jenes Glaubens zu begegnen. Da klammern sich in ursprünglicher Kindlichkeit die zaghaften Menschenherzen an

[1]) Elard Hugo Meyer, Germanische Mythologie. S. 201.

[2]) E. H. M. S. 204.

den Himmel, von dessen Segnungen und Schrecknissen sie sich abhängig wissen; — und das himmlische Feuer (durch den Blitz und die Gestirne vertreten, aber auch sonst als geheimnisvolle Macht anerkannt) erhält seinen Verehrungszoll.

Glühende Kohlen und eine Axt müssen (bei den sog. „armen Leuten“ in Ostpreußen) vor die Schwelle des Zimmers gelegt werden, wenn ein neugeborenes Kind zur Taufe getragen wird und wenn die Mutter ihren „Kirchgang“ hält; ja, ein Hammer wird gleich nach der Geburt herbeigeschafft und bleibt ganz nahe bis zur Taufe. Steckt man dem Täufling eine erloschene Kohle oder eine Kupfermünze in das Wickelzeug, so beschwört man herauf, daß das arme Wesen einst durch Feuer Schaden nehmen muß.

In den Tempeln schwedischer Inseln lagen schwere Thorshämmer, deren Schlag Gewitter erregte, gleichwie [bei den Deutschen] in Siebenbürgen gewisses Klopfen an einem heiligen Donnerstag das Wetter anzieht.[1])

Der Donnerstag war dem Thor-Donar geweiht. Im Schwedischen heißt dieser Wochentag Thorstag, der Januar Thorsmonat, das Himmelfahrtsfest der heilige Thorstag und jedes dröhnende Gewitter Thorsdön. Unter die Beschimpfungs- und Beteuerungsformeln gehört auch Philander von Sittenwalds „daß dich der Donnerstag!“ (1670) was auf den strafenden Thorshammer weist. Der erste Donnerstag je im dritten Monate (d. h. im März, Juni, September und Dezember) wird in einzelnen Gegenden für heilig gehalten.[2]) — In verschiedenen Gegenden Deutschlands sagt man: zum Himmelfahrtstage gehört Gewitter.

Thor-Donar war auch der Gott der Hochzeit; und in vielen Gegenden ist es Sitte, an einem Donnerstage Hochzeit zu feiern. In Berlin nimmt (s. Voss. Ztg. No. 80, 17. Febr. 1906) der Donnerstag die zweite Stelle ein; der Sonnabend hat die höchste Zahl aufzuweisen.

Thor-Donars Farbe, das leuchtende Rot — das dem Pelargonium zonale Ait. und einer Lychnis Art den Namen „Brennende Liebe“ eingetragen hat — erfuhr von jeher bei Hochzeiten eine großartige Verwendung, was (wie wir in Ernst Samter die Abhandlung „Antiker und moderner Volksbrauch[3]) lesen) eng mit Opferdienst verknüpft ist: „Wer ein rotes Gewand anlegt, der vollzieht — nur in etwas anderer Form — dieselbe Zeremonie wie derjenige, der mit dem Blute des Opfertiers besprengt wird oder sich mit dem Fell des Opfertiers bekleidet oder sich darauf niedersetzt; er vollzieht an sich symbolisch eine Opferhandlung. — Bei sehr vielen Völkern trägt die Braut ein rotes Kopftuch oder einen roten Schleier, so bei den alten

[1]) E. H. M. S. 208.
[2]) E. L. Rochholz. S. 29.
[3]) S.-A., Allgem. Ztg. No. 116, 25. Mai 1903. (München.)

Römern, bei den Albanesen, den Neugriechen, den altchristlichen Armeniern, aber auch bei den Chinesen. Bei anderen Völkern trägt sie wenigstens ein rotes Halsband oder einen bloßen Faden von roter Seide, ersteres bei den Indern, in der Oberpfalz, im Lechrain und sonst in schwäbischen und bayerischen Gegenden, letzteres im Havellande, in Westfalen, in Kärnten. Man hat dieses Rot bei der Hochzeit als ein Symbol des Feuers, des Herdfeuers, erklärt. Das kann deswegen nicht richtig sein, weil die rote Farbe, wie bei der Hochzeit und bei der Geburt, [man denke an das dem neuen Weltbürger umgeknüpfte rote Bändchen!] auch sonst im Kulte der Sühnungen sehr häufig verwendet wird.“ [1]) — Weil nun Thor-Donar weitaus die volkstümlichste und mächtigste Gottheit der Germanen war und weil das künftige Geschick der Neuvermählten von ihm abhängig gedacht wurde, wird die rote Farbe — die schon im allgemeinen einem Opferdienst entsprach — auf ihn im besonderen bezogen sein. Später ist die Verwendung der roten Farbe bei Hochzeiten höchstwahrscheinlich oder vielmehr selbstverständlich nur noch eine bloße Gewohnheitsfrage geworden.[2])

Rochholz (II. S. 242—247) sagt: Das Zeichen der Ehefrau war bei den Friesinnen auf Amrom der rote Gürtel und die rote Haube; Bräute hatten beim Kirchgang immer rote Handschuhe an. Die Frankfurter Braut ging gänzlich rot, der Nürnberger Bräutigam mit rotem Beinkleid. Auf den Ausrufsbildern der Stadt Zürich v. J. 1749 erscheint die Braut mit karmoisinrotem Reitkleide, der Bräutigam in rosenrotem Überrock. Im heutigen Stargard kommen bei einem Brautzuge zunächst die Malereien in Rot auf Kisten und Bettstellen in Betracht. Die Kissen sind rot verziert. Das rote Kunkelband am Rockenstiel überflattert die gesamte Ladung wie ein Schiffswimpel. Die Ohren der Wagenpferde sind rot befranst, Mähne und Schweif rot gezöpft. Der Schreiner, der alles kunstgerecht gefertigt und gepackt hat, geht — mit einem Hammer bewehrt — hinter dem Wagen einher, wie Thor[-Donar] selbst, dessen

[1]) Elbingische Anzeigen, 11. Febr. 1790: Über hundert Jahre alte Aufzeichnungen über die Wallachen sagen: „Der Bräutigam bekommt seine — stets rot verschleierte — junge Frau nicht eher, als nach der Hochzeit zu sehen.“

[2]) J. Frischlin's „Hohenzoller'sche Hochzeit“, 1598, schildert den Aufzug folgendermaßen:

Zwen Männer erstlich daher gehn,
Bekleydet rot vnd alls vergüldt,
Die Roß auch, wann du's wissen wilt,
Die Beckelhauben all rot waren.
Laggayen waren zween vorhanden,
Blutrot diselben giengen her,
Die trugen schön verguldte Wehr,
Die Scheyden waren samatrot
Von Farben. Die Roßdeckin war
Von Samat vnd verguldet gar.
Auf die Laggayen schön herkam
Der junge Herr vnd Bräutigam,
Rot kleidet ritt er überall,
Die Roß all daher flogen,
Mit rotem Atlaß vberzogen.

heiliger Hammer die Landesmarke, das Haus, die Rune, den Becher, die Braut und die Leiche einzuweihen hatte. Die Stangen und Ketten, mit denen dem Brautpaare der Weg gesperrt wird, sind rot verziert. Die Kopfbedeckung der Braut hat rote Bänder, und jeder Hochzeitsgast trägt ein rotes Taschentuch, das Geschenk der Braut. Zum Hochzeitsmahle verlangt man Safranbrühe. In Stilli an der Aare trug der Brautführer einen roten Rock, und zum Anzuge der Braut gehören ein „rot ausgeschlagener Rock, rote Strümpfe, Schuhe mit roten Stöcklein und rote Troddeln an den Zöpfen. Bei der oberbayerischen Braut sind die Zöpfe mit roten Bändern durchflochten; der meistens von der Kirche entliehene Brautgurt ist u. a. mit roten Glassteinen besetzt. Auch die Kränzeljungfern tragen rote Gürtel und außerdem rote Bänder. Einzelne Alpentaler zeichnen sich dadurch aus, daß die Frauentracht durchweg und stets schwarz ist; aber zur Hochzeitskleidung gehört etwas Verwendung der roten Farbe. Der Grödener Brauch setzt für die Braut ein scharlachrotes Mieder fest, das nur am Trauungstage getragen wird. — Rochholz weist auch darauf hin, daß der „Rotes Ordensband" genannte Schmetterling zugleich den Namen „Braut" hat. Die Hausschwalbe (Hirundo rustica), auch Rötelschwalbe genannt, die mit Thor[-Donars] Farbe geschmückt ist, gewährt nicht nur Schutz gegen Blitzschlag, sondern steht auch zur Ehe in Beziehung, indem das Mädchen, das ein Schwalbennest von der Hauswand herunterstößt, damit einen Freier verjagt.

Im Mittelalter bedeutete die rote Farbe ein liebebrennendes Herz.[1]) — A. Kuhn erwähnt von Hochzeitsgebräuchen in der Altmark den am „ersten" Tage der Hochzeit (Donnerstag) erscheinenden Reiter, der als Mantel einen roten Weiberrock trägt; und aus der Mark Brandenburg meldet er von Jüterbogk und Umgegend, wie es am Anfang des 18. Jahrhunderts Sitte war: daß man nach der Hochzeitsfeier ein altes Wagenrad entweder vor dem Hause oder auf einem Hügel ansteckte, und daß dann die Hochzeitsgesellschaft einen besonderen Tanz um das brennende Rad ausführte.[2])

Das brennende Wagenrad ist nicht ohne althergebrachte Bedeutung. Ja, das Rad allein schon ist ein ehrwürdiges Symbol, einem weitumfassenden Ideenkreise angehörig. Obgleich ich in unserm Verein (24. Febr. 1897) über diese symbolischen Ornamente gesprochen habe, so muß das dort Gesagte (s. Brandenburgia Heft V. Jahrg. 1896—97, S. 447 f.) doch hier wiederholt werden, zumal die Brandenburgia seitdem sich so erfreulich ausgewachsen hat.

---

[1]) Karl Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter. S. 438 u. 257.

[2]) Adalbert Kuhn, Märkische Sagen und Märchen nebst einem Anhang von Gebräuchen und Aberglauben. S. 361 f.

Zunächst sei das Sonnenzeichen erwähnt: ein millionenfach wiederkehrendes Ornament, das die Menschen wohl zu allen Zeiten und an allen Orten verwandten, so daß ein großer Teil der Forscher es als ein ganz zufälliges, garnichts bedeutendes ansieht, indessen andere ihm eine wohl überlegte Bedeutung nachsagen. Es besteht aus einem einfachen oder mehrfach gezogenen Kreis, in dessen Mitte ein Punkt sich befindet. Man trifft es auf zahllosen Gegenständen, sogar auf Felswänden (auf den Bilder- und Schalensteinen von Venezuela). Sowohl in vorgeschichtlichen wie in ethnologischen Sammlungen begegnen wir dem kleinen Ornament sozusagen auf Schritt und Tritt. — Die Sonne, die urewige Lebensspenderin, erfuhr allerdings außerordentliche Berücksichtigung, wo es sich um Ornamentik handelt, die dem Symbolischen sich anschließt. Da gilt nun das Triquetrum, d. h. die angedeutete Darstellung dreier laufender Beine, als Sinnbild der rollenden Sonne. An vorgeschichtlichen Gefäßen Schlesiens steht diese Verzierung genau auf den Stellen, auf denen früher bei ähnlichen Gefäßen ein wirkliches Sonnenbild angebracht wurde. Das Triquetrum kommt ebenfalls zu allen Zeiten und in weit von einander entfernten Ländern vor. Es hat sich z. B. in Lykien und Syrien unverändert erhalten, in Form von drei halbrunden Linien, die von einem gemeinsamen Mittelpunkt ausgehend, einander in gleichen Abständen folgen.[1]) — Das Radornament. „Als das großartigste Werk wird in der primitiven Periode der vedischen Arya das „Speichenrad“ genannt. In der Tat bedeutet der Bau des Speichenrades für den Naturmenschen einen gewaltigen Schritt vorwärts. Im Rigveda ist das Rad mit seinen Speichen, von denen „keine die letzte“ ist, und sein Bau ein beliebter Vergleich und ein oft ausgeführtes Bild. „Den vielgepriesenen Indra“ heißt es Rigveda 7, 32, 20, „biege ich durch das Lied hierher, wie ein Wagner einen Radkranz aus gutem Holze biegt“ oder [Çakra] „den Blitz in der Hand, herrscht über alle Menschen, wie

[1]) Olshausen, Anwendung symbolischer Zeichen. Verh. d. Berl. Ges. f. Anthr., Ethnol. u. Urgesch. 1886, S. 277 f. Virchow wies darauf hin, daß, wie auf einem aus Holstein stammenden Bronzemesser des Kopenhagener Museums das Triquetrum neben Sonnendarstellungen erschien, so auf einem bemalten Gefäße von Zaborowo in Posen innerhalb mehrerer Sonnen; dagegen sei es auf schlesischen Gefäßen ohne Sonnenbilder räumlich und der Bedeutung nach wohl an Stelle solcher. Zu vergleichen wäre damit die farbige Abbildung eines Triquetrums in einer Sonne auf einem Gefäße von Kaźmierz. (W. Schwartz, Materialien zur prähist. Kartographie d. Prov. Posen; Nachtrag II, Taf. 1, 6.) Die Sonnen auf jenen Gefäßen sind rote Scheiben mit dunkelm Zentrum und dunkeln Strahlen, oder rote Scheiben, die einen dunkeln Saum haben usw. Auf jenem Bronzemesser (wie auch anderswo) erscheint die Sonne in Gestalt mehrerer konzentrischer Kreise, mit einem Strahlenkranze, teils mit, teils ohne Punkt in der Mitte. Nach Ludwig Müller (Kopenhagen) bezeichnet das Triquetrum den ewigen Kreislauf. Bei den Kleinasiaten und den Phöniziern im westlichen Teile des Mittelmeeres ist es ein Symbol des Sonnengottes. (Olshausen a. a. O.)

ein Radkranz die Speichen umfaßt", Rigv. I, 32, 35. Das Rad bleibt für die indische Kulturwelt des Altertums bis in die Neuzeit hinab das Symbol geheimnißvoller Macht, das Thema zu großartigen, poetischen Vergleichen. Die Buddhisten nahmen das Rad geradezu als Abzeichen ihrer Religion.[1])" Wie eigentümlich muß es uns berühren und zu welchen Kombinationen können wir geführt werden, wenn uns das Radornament auf Scherben und Gefäßen aus unserer einheimischen Vorgeschichte in den Weg kommt! Und daß es nicht nur der Vorgeschichte angehört, beweisen radähnliche Ornamente von böhmischen Topfböden, die bereits ins 13. Jahrh. unserer Zeitrechnung hineinreichen. — Das Hakenkreuz ist ein Kreuz mit vier gleich langen Armen, die je an ihrem Ende einen Haken erhalten haben. Die Haken, von links nach rechts weisend (oder umgekehrt), entsprechen beständiger Bewegung; und so ward das Hakenkreuz das Sinnbild des ewig laufenden Zeitenrades, ein Sinnbild der höchsten Gottheit.[2]) „Wir finden die Fußtapfen [Buddhas] mit dem Zeichen des Rades oder mit der Swastika [= Hakenkreuz] als Symbol Buddhas."[3])

Hier und da weichen die Meinungen über diese und ähnliche symbolischen Zeichen von einander ab. Die meisten Zeichen könnten schon bei den Indogermanen Darstellungen des Blitzes, zur Abwehr böser Mächte, gewesen sein. Bereits das gewöhnliche Kreuz konnte solch' ein Zeichen des Donnergottes sein.[4]) Um allerlei Übel mit Thor-Donars Hülfe abzuwehren, wurden seine Hammerzeichen, Hakenkreuze usw. auf Waffen, Gerätschaften, Schmucksachen, Urnen und Grabsteinen des älteren Eisenalters im Norden, auf späteren Goldbrakteaten im Norden, in England und Deutschland angebracht, — ferner die verschieden geformten Kreuze an Truhen, Betten, Stall- und Kammertüren, wo sie gegen Hexen und Truden, Wetterschaden, Krankheit u. a. m. schützen sollten. Zu wundertätigen Schutzmitteln gehören auch die Belemniten, „Donnerkeile" genannt, die während des Gewitters vom Himmel gefallen sein sollen. Die Steinwerkzeuge aus vorgeschichtlicher Zeit werden ebenfalls „Donnerkeile" genannt und gelten an vielen Orten als ungemeiner Segen für das Haus, in dem sie aufbewahrt werden. Schließlich treffen wir im Nordwesten Deutschlands merkwürdige Mauerverzierungen an Bauernhäusern, welche Verzierungen besen- oder fächerförmig aussehen und „Donnerbesen" heißen.[5]) — An einem Bauernhause zu Achterschlag in

---

[1]) Albert Grünwedel, Buddhistische Kunst in Indien. (Handbücher der Kgl. Museen zu Berlin.)

[2]) Aug. Deppe, Die altdeutsche Gemeinde und ihre Namen. (Corr.-Bl. d. d. G. f. A., E. u. U. 1892, S. 35.)

[3]) A. Grünwedel, S. 120.

[4]) E. H. M., S. 57 f.

[5]) E. H. M., S. 210 f.

den Vierlanden bei Hamburg befindet sich ein aus roten Ziegelsteinen gemauerter Donnerbesen.

Wenn wir allen diesen Spuren nachgehen, die uns immer wieder den Glauben an die unvergleichliche Gewalt und Heiligkeit des himmlischen Feuers, an seine „ewige" Dauer, mithin an seine Unsterblichkeit verdeutlichen, so können wir es begreifen, daß das vom Himmel stammende Feuer eine so bedeutende Rolle in Schöpfungsgeschichten spielt und daß der Glaube an die Feuerbeschaffenheit der Seele bis heute noch nicht völlig erloschen ist.

In der Schweiz sagt man: „Vom Sterbelager steigt ein Feuerfunken auf und fährt in der Richtung durch die Luft, in der man die Leiche zu Grabe tragen wird".

Wiederkehrende, elend umherirrende Seelen sind Flämmchen (deren Farbe hier Nebensache sein mag, im Widerspruch zu der sonst d. h. bei anderen Veranlassungen so schnell gebrauchten Bezeichnung „feuerrot"). Ganz besonders sieht man die über Sümpfen schwebenden Irrlichter für arme Seelen an, die nicht zur Ruhe kommen können. Wenn die Kinder ohne Taufe sterben, werden sie in Irrlichter verwandelt, um nun in aller Ewigkeit den Menschen Unglück bringen zu müssen. Auch totgeborene Kinder werden Irrlichter. Eine Sternschnuppe bezeugt den Tod eines ungetauften Kindes oder überhaupt das Erlöschen eines Menschenlebens. [1])

Die Seele erscheint als Feuer, als Licht, — die Seele des ungetauften Kindes, des Geizhalses (der sein Geld vergraben), des ungerechten Landmessers oder Grenzsteinverrückers, des Erhängten oder Ertrunkenen: als Irrwisch; engl. elflight. Gereizt zündet der Irrwisch das Haus an, oder er bedroht das Leben. Die sog. „Stölkenlichter" schwärmen vornehmlich von Michaelis bis Weihnacht und fahren mit der wilden Jagd. [2])

Die Sterne sind [wie anderweitig ebenfalls] bei Griechen und Deutschen auch als goldige Bienen gedacht. Bei den Ausuariern in Syrien — die Sonne und Mond verehren — trägt jedes dieser Gestirne den Namen „Fürst der Bienen", und die Sterne werden umherschwärmenden Bienen verglichen. Dieser Feuerhimmel ist das Paradies, und jeder Stern ist die Seele eines Auserwählten. Nach dem neugriechischen Volksglauben kehrt die Seele eines Verstorbenen in Gestalt einer Biene zurück. [3]) — Man hat die Biene ein „Seelentier" genannt, und es muß ihr der Tod eines Hausbewohners, besonders der des Hausherrn, gemeldet werden. „Die Seele ist Biene, die auch Todesbotin ist." [4]) — In Ostpreußen heißt es: von Bienen träumen, bedeutet Feuer. — Es sei

[1]) Vgl. E. Lemke, Vorstellungen über das Treiben der Toten im ostpreuß. Volksglauben. (Central-Organ f. d. Interessen des Realschulwesens.) (1896; Februar.)

[2]) E. H. M., S. 62f.

[3]) Wilhelm Schwartz, Präh.-anthrop. Studien. S. 158f.

[4]) E. H. M., S. 113.

auch daran erinnert, daß bei so vielen Glaubensbekenntnissen und bei ganz verschiedenen Völkern das brennende Licht eine sehr große Rolle spielt, wo es sich um Gebräuche handelt, die Sterbende und Gestorbene betreffen.

Das englische Wort elflight für Irrwisch führt uns unmittelbar zur roten Farbe zurück, indem diese auch den Elben (d. h. den unter verschiedenen Namen auftretenden Fabelwesen oder kleineren Naturdämonen in Menschengestalt) zugeteilt worden ist.

Daß die Nixen [deren goldenes Haar so oft besungen wurde] von den Sternen abstammen, verraten sie durch ihre roten Kleider, aber noch viel häufiger durch ihre roten Mützen.[1]) — Die Wassermänner sind zum Teil rot gekleidet. Der Wassermann in Deutsch-Böhmen trägt rote Weste und rote Kappe. — Die Wetterzwerge, gewöhnlich „Rotmützchen" genannt, heißen in Thüringen „Rote Jungen". — Der verstorbene Geizhals Kruckergalli, der im Aarauer Jura das Wetter verkünden muß, trägt einen scharlachroten Brustlatz und wird zur Nachtzeit an seiner Laterne erkannt.[2])

Die Zwerge [im allgemeinen] tragen leuchtend rote Mützen, bisweilen auch rote Kleider, die die Adelsdiplome ihrer Sternenabkunft genannt worden sind.[3]) Sie heißen je nachdem Bergmännchen, Erdmännchen, Unterirdische usw. — Ein berühmter deutscher Zwergkönig ist Laurin, dessen Rosengarten mit einem Seidenfaden „gehegt" war.[4]) Die Unterirdischen (auch Untererdchen genannt), von denen das Volk so viel zu erzählen weiß, rächen schlechte Behandlung u. a. durch Feuer.

An einer roten Mütze kann man die (die Menschen vor Feuer schützenden) Heinzelmännchen und auch die Kobolde (z. B. auf den Faröern) erkennen. Der in kimbrischen Gegenden anzutreffende Hauskobold Puck trägt eine rote Schutzmütze. Die Tiroler Wichteln aber lieben rote Kleider. Die Kobolde sind [nach Otto Henne-Am Rhyn S. 311 f.] mitunter als Personifikationen des Herdfeuers betrachtet. Heilig ist ihnen der Donnerstag. Gleich Tor-Donar haben sie rotes Haar und roten Bart. Oft sind sie nackt „wie die Sterne". Will man sie zum Lohn für ihre Dienste mit Kleidern beschenken oder ihnen gar Geld geben, so entfernen sie sich. Manchmal tun sie dies gar betrübt, „weil die Sterne für ihr Leuchten keines Lohnes und überhaupt irdischer Dinge nicht bedürfen". Manchmal aber verlassen sie das Haus, weil sie sich zwar über die geschenkten Kleider freuen, jedoch — hochmütig geworden — nicht mehr arbeiten wollen. — Oft werden Zwerge zu

[1]) O. H.-A. R., S. 224.
[2]) E. L. Rochholz, II. S. 234 f.
[3]) O. H.-A. R., S. 283.
[4]) Karl Simrock, S. 428 u. 432.

Hochzeiten und Tauffestlichkeiten eingeladen. — Zwerge und Kobolde können weder Donner, noch daran erinnernden Trommellärm vertragen.[1])

Auch die walisischen Feen (die gern Menschenkinder stehlen und Wechselbälge zurücklassen) kleiden sich bisweilen in Scharlach. Neben Feen, Elfen, gutmütigen Klopfgeistern, die den Bergleuten helfen, und bösen Poltergeistern treibt in Wales der kleine Puck oder Pucca sein Wesen. Obgleich er sehr gutmütig ist, hat er die Leute doch hin und wieder auf Irrwege geführt.[2])

Durch die reiche Sagenmasse, wonach der Hausgeist als feuriger Drache in die Häuser fliegt, um seinen Lieblingen oder Herren Geld Korn, Milch usw. zuzutragen, ergibt es sich, daß auch hier die Auffassung als „Gewitterwesen" geltend war.[3])

Die Seelen, namentlich die im Winde fahrenden, verschmolzen leicht mit den Elbenarten, sodaß man von „Seelenelben" sprechen kann. Seelen kommen aus dem Elbenreich. Ungetaufte und mißgeborene Kinder galten für „Halbgeschöpfe" oder bloße Seelen und wurden oft zu Hauskobolden. Das Schröttel ist ein kleines Kind, ein verzweifelter Geist; der Alp gilt als die dem Körper entschlüpfende Seele; die Maar schlüpft sowohl aus dem Schlafenden wie aus dem Sterbenden. — In Norwegen spricht man von den Elben als vom „Grabvolk". — Oft ward behauptet: Graburnen rührten von Zwergen her. — Das Elbenreich wird zum Seelenreich. Die mit den Elben so vielfach verschmolzenen Seelen nahmen darin Wohnung, sowie andererseits die Elben engelgleich hießen und nach Engelland zogen, und ihr Reich zum Seelenreich, zum Paradies erhoben ward. — Die Bezeichnung „Rosengarten" für Friedhof ist darauf zurückzuführen.[4])

Viele Märchen und Sagen, die an jene Vorstellungen anknüpfen, sind von geradezu hinreißender Poesie; eine unendliche Sehnsucht nach Verständnis der tiefsten Lebensrätsel, ein Schwanken zwischen mächtig aufregender Scheu und kindlichem Vertrauen treten in ihnen zu Tage.

Aber wir müssen zu den fleißigen Zwergen zurück, die u. a. die Donnerkeile verfertigen. Sie sind auch der Metalle, ihrer Fundorte und ihres Bearbeitens kundig, — weil die Sterne wie Metall glänzen. Infolge der Sternenabkunft fehlt den Zwergen stets etwas von den Füßen, was sie gern verbergen möchten. Der Mangel an menschlichen Füßen ist ein uralter, mythischer Zug, der bei den verschiedensten Völkern erscheint und immer auf die Fußlosigkeit der Gestirne zurückzuführen ist. Ein indisches Rätsel sagt: „Ich habe einen Hirten gesehen, der

[1]) O. H.-A. R, S. 311f.

[2]) Julius Rodenberg, Ein Herbst in Wales. S. 98f. — (Eine Geschichte vom rothaarigen Simon: S. 121f.)

[3]) W. Mannhardt, Germanische Mythen. S. 270f.

[4]) E. H. M., S. 133f.

niemals seinen Fuß auf den Boden setzte und doch kam und ging auf den Pfaden. Die Lösung lautet: Die Sonne. „Apâd", fußlos, ist ein Beiwort des Sonnengottes und der Morgenrot-Göttin[1])

Neben die Morgenrot-Göttin stellte die naive Volksdichtung ein weibliches Wesen, das die Abendröte angeht: das uns allen von unsrer Kindheit her bekannte Rotkäppchen. Der Wolf, der das liebliche Kind verschlingt, ist die Nacht; und der Jäger mit seinen Pfeilen ist die Sonne mit ihren Strahlen. (Die Großmutter ist eine Zugabe späterer Zeit.) — Die griechischen Sonnengötter Apollon und Herakles waren gleichfalls ausgezeichnete Schützen.[2])

Es wurden, wie wir sahen, Feuer und Seele in Verbindung gebracht. Weitaus ungesuchter, überzeugender und wohl auch ganz allgemein bildete sich die Ansicht aus, die in den Bibelworten „Die Seele des Fleisches ist im Blute"[3]) und „Das Blut ist die Seele selbst"[4]) ausgedrückt ist.

Bei allen Völkern haben die Götter nach diesem Blut Verlangen getragen. Insgesamt [sagt Rochholz, I. S. 3 f.] bedürfen die alles erschaffenden und erhaltenden Götter ihres eigenen Geblütes; und hierin allein schon liegt der Grund alles blutigen Opfers; denn je blutreicher ihre göttlichen Körper durch den Genuß eines gediegenen Opfermahles gemacht werden können, um so dauernder wird ihre Gottheit sein, und um so herrlicher vermögen sie fortzufahren, eine immer in den Tod zurücksinkende Menschheit zu entsöhnen, zu erlösen, zu verjüngen. — Aber das eigentliche Blut der Götter dachte man sich doch abweichend vom bloß menschlichen und tierischen. Den Götterhimmel mit allen seinen Gestirnen, den Leib der Götter selbst, nicht minder auch den ihrer Lieblingswesen, ihrer Gefolgs- oder Wappentiere, durchrinnt ein Geblüt, das pures Gold ist. „Den ganzen Himmelsraum durchrinnt ein goldenes Liebes- und Glückseligkeitsblut. — Die Sonne streut im Aufgange Gold aus und geht im Westen wieder zu Golde. — Dem Regenbogen entstammen die kleinen goldenen Münzen, die der Volksmund ‚Regenbogenschlüsselchen" nennt." (Rochholz.) — Freyas Tränen sind rotes Gold.[5])

Doch wir müssen hier auf das rote Gold und die feurig leuchtenden Schätze verzichten und uns — der roten Farbe wegen — ein wenig nach Blut umsehen.

---

[1]) O. H.-A. R., S. 283 f.
[2]) O. H.-A. R., S. 7.
[3]) 3. Mos. 17, 11.
[4]) 5. Mos. 12, 23.
[5]) Ludwig Freytag, Die Nordisch-Germanische Mythologie. S. 191. (Anhang zu Friedrich Nösselt, Lehrbuch der griechischen und römischen Mythologie. 7. Aufl.)

„Blutsbrüderschaft" ist etwas Vielversprechendes, Einigkeit Gebietendes, — aber der Streit ist wohl nicht aus unsrer Welt zu schaffen. Auch der Krieg ist vorläufig nicht abzusehen. Aus dem Zusammenhang mit Krieg und Blut stammen nicht nur die fürchterlichen Bemalungen des Körpers mit roter Farbe, wie dies die Wilden lieben, sondern wohl auch — durch Spartaner (die sogar im roten Krigskleide bestattet wurden)[1], Römer usw. veranlaßt — unser Militärrot, sowie im Anschlusse an letzteres das (Samariterdienste ankündende) „Rote Kreuz" (im weißen Felde).

In meiner ostpreußischen Heimat hörte ich einmal unbemerkt dem Gespräche zweier Dorf-Frauen zu, die abwechselnd durch eine rote Fensterscheibe ins Freie blickten. „Ach du," sagte die eine, „so sieht's im Krieg aus." Und die andere rief entsetzt: „Ach mein Gottchen, mein Gottchen! Es ist ja alles wie mit Blut begossen; auch die Bäum', auch der Himmel. Ach du großes Gottchen!"

„Der Mann mit den roten Händen" ist in Amerika der, der eine Bluttat begangen hat. Andererseits schildert schon Jesaias (63, 1–2) einen Richter als rotgekleidet. „Wer ist der, so von Eden kommt, mit rötlichen Kleidern von Bazza? — Warum ist dein Gewand so rotfarben? — „Rotmantel" wird der Scharfrichter oder Henker genannt."[2])

Der Richter und der Henker sind in den Dienst der Wahrheit gestellt. Das Suchen der Wahrheit geschah einst auf sonderbare Weise: aus rinnendem Opferblut wurde die Zukunft gedeutet. Die Kimbern ließen ihre Priesterinnen aus dem Blute der geopferten Kriegsgefangenen weissagen.[3])

Die Sitte der „Rothäute", d. h. der Indianer, sich bei besonderen Anlässen rot anzumalen, war auch dem altnordischen Krieger eigen, der hochgeschminkt zur Schlacht ging. In der Triumpffahrt des Camillus beschreibt Livius das Sonnengespann und zugleich das mit Mennig bemalte Gesicht des Siegers. Götter-Statuen wurden an Festtagen rot geschmückt. [Lupercus oder Pan, der Gott der Hirten und Herden, erhielt ein rotbemaltes Gesicht.][4]) Weil solches Schminken auch dem Zeus in Arkadien u.s.w., sowie dem capitolinischen Jupiter zu teil wurde, ging die rote Farbe auf Priester, Cäsaren und Feldherren über. [Die Fasces oder Rutenbündel, das symbolische Zeichen der altrömischen Amtsgewalt, wurden durch rote Riemen zusammengehalten.] Schon seit Marius trug die römische Reiterei rote Standarten; und von den roten

---

[1]) Wilhelm Schwartz, Von altgriech. Todtenbestattung. (Z. f. Ethn. 1877, S. 285.)

[2]) Herman Schrader, Das Rot in sprachlichen Bildern und Gleichnissen. (Zeitschr. f. deutsche Sprache; Jahrg. VIII, Heft 8, S. 288 u. 285.)

[3]) Karl Weinhold, S. 55.

[4]) Nösselt-Freytag, S. 137.

Mänteln der römischen Senatoren rührt es her, daß noch im heutigen Rom die Kardinalswürde und die Bezeichnung „mit dem Purpur bekleidet werden“ zusammenfallen. [Übrigens berichteten s. Z. die Zeitungen eingehend: die Leiche Papst Leo XIII. sei mit rotseidenem Schleier bedeckt in den mit rotem Sammet ausgeschlagenen Sarg gelegt worden; neben sich drei rotseidene Börsen; ausser dem goldverzierten Ornat von roter Farbe, erhielt die Leiche auch rote Sandalen an die Füße und ein rotes, goldverbrämtes Bahrtuch.] — Mit rotgefärbten Segeln fuhr Belisar nach Karthago. — Die byzantinischen Kaiser haben ausschließlich mit roter Tinte geschrieben. Der einstige rotseidene Krönungsmantel des Deutschen Kaisers soll arabischen Ursprungs gewesen sein. Rotes Tuch kam u. a. in der Kirche zu großartiger Verwendung. Hartnäckig behauptete sich die Meinung über aufgefundenes Märtyrerblut, was die Wertschätzung des roten Tuches noch erhöhte. — Nach der Meinung des Olaus Magnus verehrten die Nordländer ein an eine Lanze genageltes rotes Tuch göttlich. — Die indische Priesterschaft betrachtet den Besitz von rotem Tuche als ihr Vorrecht; und Manus Gesetzbuch verbietet dem Brahmanen, wenn dieser aus Dürftigkeit Handel treiben muß, den Verkauf von roten Tüchern. — [Nach alledem dürfen wir uns nicht wundern], daß jenes Scharlachtuch, mit dem in Frankfurt bei Kaiserkrönungen die Straße belegt wurde, heilkräftig war. Wenn der gekrönte Kaiser zum Rathaus zurückgegangen war, gab man das rote Tuch dem Volke preis.[1])

Die volkstümliche Bezeichnung „Roter Rock“ für einen Verräter ist dahin gedeutet worden, daß ein solcher Mensch verbrannt werden müsse. [Wieder eine Beziehung zwischen Feuer und roter Farbe.] Man hat bei jener Erklärung auf Herakles verzehrendes Sonnengewand hingewiesen.[2])

Das Rot, besonders das rote Haar, wurde häufig die Farbe des Verräters, seit man Thor-Donar (der rotes Haar und roten Bart hatte) in den Teufel der Feuerhölle hatte verwandeln müssen.

Dem Worte „Gott schuf die Menschen nach seinem Bilde“ ist jenes „die Menschen schufen sich die Götter nach ihrem Bilde“ entgegenzuhalten. Thor-Donar, der mächtige Germanengott, mußte eben auch die rötliche oder goldige Haarfarbe der Germanen haben. „Rotbärtig oder Rotbart hieß ihn Freund und Feind.“[3])

Interessant ist Sven Nilsons Mitteilung, nach der im Innern Rußlands mehrere finnische Stämme leben sollen, von denen einige — [wer kann sagen, wie sie dazu gekommen sind!] — Gott „Thor“ nennen.

[1]) E. L. Rochholz, I, S. 226 f.

[2]) O. H.-A. R., S. 504.

[3]) Sven Nilson (übers. v. J. Mestorf), Das Steinalter oder die Ureinwohner des skandinavischen Nordens. S. 170.

Bei den Beresow-Ostiaken heißt die Schwalbe Torom-sischki, d. i. der Vogel Gottes, und am Irtisch Torom-voi, d. i. Gottes Tier.[1])

Der rote Bart ist oft zu Ruhm und Ehren gekommen. Aber i. J. 1684 mußte ein Manifest erlassen worden: gegen alle, die aus sonderbarer Mißgunst und Bosheit die roten und [sog.] güldenen Bärte beschimpften.[2]) So hatten auch die Ägypter Rothaarige beschimpft: Rot war die Farbe des Seth (Typhon), und Leute mit roten Haaren galten für seine Gefolgschaft.[3])

Das Haar des roten Fuchses möge uns zu einigen der vielen Tiere hinüberleiten, die (wie die Schwalbe) Beziehung zu Thor-Donar haben. — Der Fuchs ist ein Blitztier und geht [wie so manches andere Tier, das mit dem Erntesegen in Verbindung gebracht wird] durchs Korn und sitzt in der letzten Garbe. — Ferner ist vor allem der dumpf brummende Bär zu nennen, der ebenfalls durchs Korn läuft und sich in der letzten Garbe aufhält [gleichsam von dieser umhüllt, was noch heute bei den Weihnachtsspielen in Ostpreußen, mit Hilfe von Erbsenstroh, veranschaulicht wird]. In Schweden heißt er „der Alte" oder „Großvater", bei den Deutschen in Siebenbürgen „Buschherrgott". Der Bär macht die in Ställen verübten Hexereien unwirksam.[4]) — Das Eichhörnchen machten Farbe und Schnelligkeit ebenfalls zum Blitztier. Läuft es auf ein Dach, so bricht Feuer aus. — Der Specht mit der roten Haube und der Storch gehören auch in diesen Ideenkreis.[5]) [Der Storch erscheint auch bei den erwähnten Weihnachtsspielen.] — Vielleicht gehört auch der Hahn hierher. „Einen roten Hahn aufs Dach setzen", bedeutet Feuer.[6]) — Die Meinungen über den Hahn gehen auseinander.)

Auch die Pflanzenwelt hat so manche Beziehung zur alten Gewittergottheit erhalten. Hier nur wenige Beispiele. Die Erbse war Thor-Donar geheiligt, und ebenso war ihm die Haus- oder Donnerwurz (Sempervivum tectorum) geweiht. Letztere gilt noch zu dieser Stunde als eine Orakelpflanze, ein Heilmittel für Wunden und ein Abwehrmittel gegen Blitz und Hexen. In einigen Gegenden wird sie „Donnerbart" genannt. In einer alten Chronik[7]) ist sie (neben roten Läpplein, purpurfarbener Wolle, roten Seidenfäden, roten Schnecken, Kirschen und Erdbeeren, als Angellockung beim Fischfang empfohlen. — Nach einer in Kärnthen verbreiteten Meinung setzt sich der der Rache Thor-Donars aus, der Feuerlilien im Hause aufbewahrt.

[1]) Sven Nilson (übers. v. J. Mestorf), Das Steinalter oder die Ureinwohner des skandinavischen Nordens. S. 170.

[2]) E. L. Rochholz, S. 220f.

[3]) Georg Ebers, Aegypten in Bild und Wort. II., S. 190.

[4]) E. H. M., S. 217.

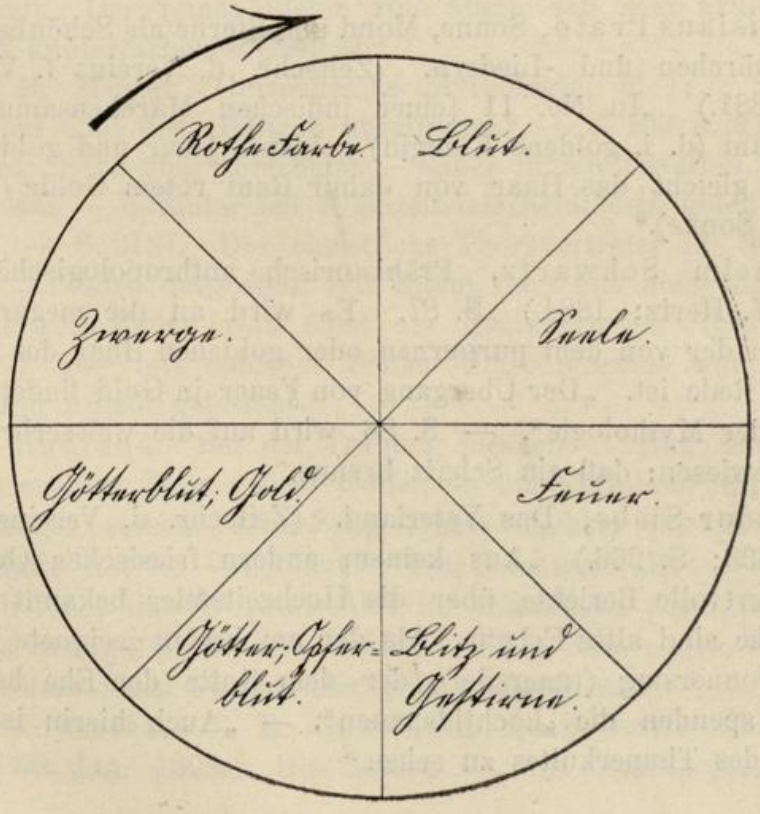
[5]) Ebenda. S. 110.

[6]) Ebenda. S. 110.

[7]) Colerus, Oeconomia Ruralis et domestica (1645). S. 644f.

Die Hinweise auf den alten Donnergott ziehen sich durch diese Mitteilungen, wie der rote Faden, der (in alles Tauwerk der englischen Marine eingewebt) seit Goethe ein oft gebrauchtes Bild für das abgibt, was sich durch die Teile eines Ganzen als mehr oder minder deutlich zu verfolgen hindurchzieht.

Es wäre noch mancherlei zu erwähnen, das wenigstens durch den bloßen Namen mit der roten Farbe in Verbindung steht (es sei nur an die Landschaft „Rote Erde" erinnert), doch es ist Zeit, zum Schlusse zu kommen; nur noch einige Kleinigkeiten mögen Erwähnung finden. Da haben wir unter den neuesten Tierschöpfungen den roten Auer-Licht-Löwen. (Der Löwe war längst ein Symbol der Sonne.) Ein anderes, sehr wohlgelittenes Tier ist der rote Adler, der unter die Ordenszeichen gehört. Wenn die Männerwelt mit ein wenig Rot am Halse oder auf der Brust zufrieden ist, — das weibliche Geschlecht verlangt mehr Verwendung. Rote Hüte, rote Gewänder! Und die Kinder könnten gleich als Rotkäppchen, Nixen und Kobolde auftreten. Die manchmal einen Schatz zu hütenden Dienstmänner in Berlin (die ja auch oft genug koboldartig aussehen mögen) tragen auch eine rote Mütze. Fünf rote Siegel bedeuten mitunter etwas recht Gutes und rufen dann gleich eine rosenrote Stimmung hervor. Solche geht auch von rosenroten Postanweisungen aus; d. h. wenn diese für uns bestimmt sind. Aber ein Trost für viele ist es: daß man auch glücklich sein kann mit wenig mehr, als einem roten Heller.



Nachtrag.

Nicht nur die rote Farbe, sondern auch Thor-Donar hatte mich zu der kleinen Arbeit gereizt. Dem gewaltigen Donnergotte erwuchs einst in ferner Zeit aus allgemeinen Götter- und Dämonen-Rechten ein besonderes Recht, indem das Rot seine Farbe wurde. Das konnte unmöglich unberücksichtigt bleiben. Die einmal heraufbeschworenen Geister haben sich freilich nicht mit einigen Worten abfertigen lassen.

Hier will ich noch einige Mitteilungen bringen, die indes nur z. T. dem gedachten Kreise angehören.

Aus der Gegend von Lyck (Ostpreußen) erzählte man mir: „Vom ersten Tag an bekommen die Fohlchen (Füllen) rotes Band in die Mähne geknüpft. Das behalten sie 14 Tage lang. Die Fohlchen werden immer gleich so viel besehen; da ist es nötig, daß sie rotes Band haben."

In Dirschau (Westpreußen) wurde soeben gepflanzten Bäumchen rotes Band umgebunden.

Paul Piger, Geburt, Hochzeit und Tod in der Iglauer Sprachinsel in Mähren. (Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde. 1896; S. 253f.) Das Kind wird am Tauftage in ein weißes Kissen gewickelt, „das mit einem brennend roten Band zusammengeschnürt wird, denn dies hilft gegen das Verschreien". — Auch die Kühe erhalten beim ersten Weidegang ein rotes Band als Schutz.

Stanislaus Prato, Sonne, Mond und Sterne als Schönheitssymbole in Volksmärchen und -Liedern. (Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde. 1895; S. 381.) „In No. 11 [einer indischen Märchensammlung] hat Sonahri Rani (d. i. goldene Königin) goldenes Haar und goldene Zähne. In No. 15 gleicht das Haar von Jahur Rani rotem Golde (der echten Farbe der Sonne)."

Wilhelm Schwartz, Prähistorisch-anthropologische Studien. (Berlin, W. Hertz; 1884.) S. 87. Es wird an die megarische Sage erinnert, in der von dem purpurnen oder goldenen Haar des Vaters der Skylla die Rede ist. „Der Übergang von Feuer in Gold findet sich auch sonst in der Mythologie". — S. 88 wird auf die weitverbreitete Vorstellung gewiesen: daß ein Schatz brenne.

Theodor Siebs, Das Vaterland. (Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde. 1893; S. 266.) „Aus keinem andern friesischen Gebiete sind mir so wertvolle Berichte über die Hochzeitsfeier bekannt geworden. Die Bräuche sind altes Erbgut. Als der am besten geeignete Wochentag gilt der Donnerstag (tunersdei), der dem Gotte der Ehe heilig war." Die Gäste spenden die „hochtidshanen". — „Auch hierin ist vielleicht eine Spur des Thunerkultes zu sehen."

W. von Schulenburg, Wendisches Volkstum in Sage, Brauch und Sitte. (1882.) S. 53. „Die Nyxe waren wie kleine Kinder, immer rot gekleidet," usw. — S. 74. Der Kobold (Koblik genannt) war ein kleines Männchen und hatte rote Mütze und rote Jacke." — S. 170. „Die Lutchen gingen (in Halbendorf) in roten Kleidern."

Paul Sartori, Der Schuh im Volksglauben. (Zeitschr. d. Vereins f. Volkskunde. 1894.) S. 290. „Über die rote Tracht des wilden Jägers vgl. Rocholz, Aargausagen I, S. 212f. Über die rote Farbe von Nebel- und Wolkensymbolen Laistner, Nebelsagen; S. 231, 295f." — S. 302. „In Tirol sagt man: Wenn ein Weib rote Strümpfe trägt, ist es eine Hexe. (Zingerle, Sitten usw. des Tiroler Volkes, S. 60.) — Rote Schuhe werden der Hexe mitunter als Lohn verehrt."

Rudolf Baumbach, Zlatarog. — Der Škrat ist ein kleiner, rauhhaariger Kobold, mit grüner Jacke und rotem Käppchen. Er führt seine Günstlinge zu verborgenen Schätzen oder schleppt ihnen Gold ins Haus. Nicht selten tritt er als Spukgeist auf. Zuweilen verwandelt er sich in eine Flamme und fährt durch einen Schornstein.

Julius Rodenberg, Ein Herbst in Wales. — S. 104. „Diese Leute (Feen oder Zwerge, unter der Erde wohnend) waren alle von der kleinsten Statur, aber sehr lieblich und ebenmäßig gebaut. Sie lebten nur von Milchspeisen, welche in den Schüsseln mit Saffran angerichtet wurden." — S. 134f. „Die Feen trugen sich rot, wie die Soldaten; auch die Taschentücher, die sie um den Kopf hatten, waren rot mit gelb gesprenkelt. Der (eine) kleine rote Mann sah sehr grimmig aus und hatte ein kupferfarbenes Gesicht."

E. H. Meyer, Germanische Mythologie; S. 17. „Thorsmythen werden auf Olaf den Heiligen übertragen." — S. 103 u. 213. Die Vermummung „Erbsenbär" erscheint — außer in den Zwölften, zu Fastnacht und im Mai — mitunter bei Hochzeitsfeierlichkeiten, geleitet von einem Schmied. — S. 218f. Der christliche Thorsvertreter im Norden ist der h. Olaf. Er wird dargestellt mit rotem Bart und einer Axt.

Der rote Faden war einst ein Rechtssymbol. (Salisches Recht; 5. Jahrh.) Der mit solchem Faden Umschlungene war dadurch „in Schutz und Pflicht gebracht."

In Rußland. Bei der Trauung müssen — zum Zeichen, daß sie fortan denselben Weg gehen wollen — die Verlobten auf einem Stück roten Zeuges stehen. Dies Zeug erhält nachher der Priester. — Der h. Wladimir hat im Volksmunde den Beinamen „Rote Sonne". — Bekanntlich führt eine Woiwodschaft im ehemaligen polnischen Reiche — u. a. das heutige Galizien umfassend — den Namen „Rotrußland"; und die Bewohner jenes Landstrichs heißen „Rotrussen".

In Sibirien. — B. Schwarz, Quer durch Sibirien. (Berl. Tagebl. 30. Jan. 1898.) Die Golden — ein eingeborener Stamm, der

nur am Ussuri vorkommt — haben als „Heiligtum“ einen leeren Holzkasten (von der Größe eines Bienenstocks), der mit einem brennend roten Tuch umwunden ist.

In China. (Leipz. Ztg., 2. Okt. 1897.) Das Schimpfwort der Chinesen (in Canton) für Europäer lautet „fanquai“, d. i. „Roter Teufel“. — Ernst Ruhstrat, Aus dem Land der Mitte. Der Auswechslung unserer Verlobungsringe entspricht in China der Austausch zweier mit rotem Papier überklebter Karten. Die Familie der Braut muß kurz vor der Hochzeit einen roten Zettel mit einem Verzeichnis der Möbel und sonstigen Gegenstände, sowie der Anzahl der Kulis, die die Sachen schleppen sollen, in das Haus des Bräutigams schicken. — (Königsb. Allgem. Ztg., 31. Mai 1898.) Beim Begräbnis des Prinzen Yi Ying wurde an der Spitze des Zuges ein großer scharlachroter Schirm getragen. Im Gefolge waren viele Personen, die scharlachrote Ehrenschirme mit braunen Stielen hielten. Etwa 30 rote Holztafeln wurden einhergetragen, auf denen die Titel und Ämter des Verstorbenen verzeichnet waren. Der Sarg (oder das goldene Kästchen, wie der Sarg von Mitgliedern der kaiserlichen Familie genannt wird) stand auf einer scharlachroten Plattform und wurde von 80 rotgekleideten Männern getragen. — (Berl. Lok.-Anz. 22. Jan. 1898). Das Amtsiegel eines jeden Mandarinen wird vor dem Neujahrsfest sorgfältig verpackt, eingeschlossen und unter Siegel gelegt, nachdem die für die notwendigsten Fälle erforderlichen blanken Papiere abgestempelt und mit vier „roten Zeichen“ versehen sind, die die vorherige Abstemplung bekunden. — Am Vorabend des Neujahrstages steht vor jedem Haus und jeder Hütte in einer Nische ein bemaltes Täfelchen mit einer Inschrift zu Ehren des Erdgottes. Daneben brennen rote Kerzen. — Zum Neujahrsfest gehören auch großes Knallfeuerwerk und Massenkanonade mit roten Papierschnitzeln, die „Geld für die bösen Geister“ bedeuten.

In Indien. — Karl Tanera, Indische Reisebriefe. (Danz. Ztg. 16. April 1897.) Ein Leichenzug naht. Die gestorbene Frau liegt offen auf einer Bahre. Ihr Gesicht ist rot geschminkt, ein rotes Tuch umhüllt ihre Lenden. — Die Bhutias am Himalaya. (D. Leseh. 27. März 1898.) Die meisten, manchmal sehr sonderbaren Sitten der Bhutias am Himalaya beruhen in ihrer Religion (Lamaismus); alles geschieht durch die Priester, die rötliche Bekleidung tragen und einen Donnerkeil [wohl eine Waffe] mit sich führen. — Curt Cramer, Weltreisebriefe eines jungen Kaufmanns. (Hamb. Vereinsbl. 11. Aug. 1889.) Die Lamas oder Priester sind rot gekleidet.

Herr Professor Dr. Johannes Bolte übersandte mir s. Zt. noch folgende Notizen: J. Grimm, Reinh. Fuchs 5 XXX. — Eiselen 533. — Stöber, Elsäss. Volkss., 1, 139. — Wander, Sprichwörter-Lexikon;

Rotbart usw. — v. Düringsfeld und v. Rheinsberg, D. Sprichwörter der germ. u. rom. Sprachen, II, 146—148. — Schönwerth III, 246; III 355. — Uhland, Volksl. No. 266 B. 10. — Kehrein II, 29. — Woefle, S. 76. — Curtre, Volksüberl. S. 537. — Berg, Aus dem Osten der österr. Monarchie (Dresden 1860) S. 118. Rothaarige hält man in der Walachei für Vampyre. — Grimm, Rotes Haar, No. 88. — R. Hunt, Pop. Romances of the West of England, II. 209. „Out! out! out! — Away! away! to the Red Sea — to the Red Sea — to the Red Sea!" ruft ein Geisterbeschwörer den Geistern zu. — Th. Zielinski, Die Mädchenkomödie in Athen. S. 49. — O. Crusius, Märchenreminiszenzen, S. 36f. — Pröhle, Harzsagen S. 89, 148, 211. — Arthur Köhler(-Dresden) schrieb [an Hrn. Prof. Bolte]: daß Isolde rotsammetne Kleider bringen ließ; (v. 1621) ir vorging daz große ungemach unde vorgas dere mühelichen clage unde hys im dare tragin nuwe cleider sammyt rot. — Panzer 2, 175 (Rot. Ritter). — v. Arétin, Älteste Sage über d. Geb. u. Jugend Karl d. Gr. „Nach der Weihenstephaner Chronik war König Pipins Hofmeister, der seine eigene Tochter an Stelle der zur Gemahlin Pipins bestimmten Königstochter Bertha von Kerlingen unterschiebt, ein mächtiger „roter Ritter". (Über den „roten Ritter" großes Material.) — K. Simrock, Bertha die Spinnerin. — Erdely, Die drei Königssöhne. (Der rote Ritter.) — Müllenhoff, No. XXI, S. 453f. — Campbell, I, 97. „A red-headed lad" giebt sich für den Befreier der Prinzessin aus. — S. Schleicher, 100, rotgekleid. Ritter. (cf. Hertz.)

U. M. Herr Dr. med. Richard Cohn bemerkte zu dem beifällig aufgenommenen Vortrag folgendes. Vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus wird sich die Frage aufwerfen lassen, ob nicht die Bedeutung, welche die rote Farbe nach den interessanten und eingehenden Ausführungen des Frl. L. in symbolischer Beziehung hat, sich aus der rein optischen Beschaffenheit des Rot erklären lasse. Nach der Wellentheorie ist Rot derjenige Bestandteil des zusammengesetzten Lichtes, welcher sich durch die größten Wellenlängen auszeichnet. Diese langen und kräftigen Wellen müssen, wenn sie das Auge treffen, demselben eine stärkere Empfindung machen als die übrigen Farben es vermögen. Daher zwingt uns das Rot seinen Farbencharakter stärker auf als die Wellen der übrigen Farben; aus einer Kollektion z. B. von farbigen Bändern oder Blumen wirken die roten als die stärksten Eindrücke. Rot ist immer vorherrschend und läßt sich aus seiner hervorragenden Stellung im Farbenspektrum nicht so leicht verdrängen, besonders da es bei jeder Beleuchtung leicht sein Feuer beibehält. Dazu kommt, daß Rot in der Natur nicht so häufig, und schönes, sattes Rot sogar selten ist. Diese relative Seltenheit hat ihren Einfluß auf unsere Farbenempfindlichkeit nicht verfehlt, denn auch aus diesem Grunde irritiert

es mehr als die anderen Farben und kann vom Auge nicht so lange als sie ertragen werden. Man wird sich nun denken können, daß ein Farbeneindruck von dieser Beschaffenheit, besonders wenn es sich um das volle, satte Rot handelt, dem Menschen, zumal dem einfachen Naturmenschen, von jeher als etwas besonderes gehalten haben mag. In seiner Umgebung das Landschaftsgrün, das Himmelblau, die gelben Töne des Herbstes, Bronze- und Goldtöne, Schneeweiß und vieles andere waren ihm gewohnte und geläufige Eindrücke, aber das Rot, das Seltene und stark Reizende muß ihn frühzeitig zu der Vorstellung beeinflußt haben, daß hier etwas Dominierendes, Prächtiges, Majestätisches, Weihevolles in Wirkung sei. Dazu wird das Bewußtsein, daß das von seinen ersten Lebenskeimen bis zur letzten Lebenssekunde im Flusse befindliche Lebensagens, das Blut, dieses gewaltige Sattrot als Farbe habe und daß dieses Rot in den Epochen gesteigerter Lebensenergie aufwalle, die Vorstellung erweckt haben, daß hier an diesem Farbenton etwas Erregendes, Antreibendes, Leidenschaftliches gebunden sei. Goethe hat bei der Bewertung der Farben nach ihrer sinnlich-sittlichen Wirkung hervorgehoben, daß das satte Rot einen Eindruck sowohl von Ernst und Würde, als auch von Huld und Anmut gebe und daß in diesem Farbenton gesehen Erde und Himmel gleichsam wie am Tage des Gerichts erscheinen müßten. Daß eine derartig eindrucksvolle Gesichtsempfindung im kulturellen Leben der Völker zu einer großen symbolischen Bedeutung gekommen ist, erscheint fast selbstverständlich.

Kleine Mitteilungen.

Zum märkischen Volksglauben von R. Jülicher. (Fortsetzung.)

5. Daß man einen nicht überwinden kann. Nimm Beifußsaft (?) aus der Apotheke, schmiere dich damit bis an die Ellenbogen und bestehe dann einen Kampf mit einem, so wirst du siegen. 6. Daß du behaltest, was du liesest. Nimm ein Aug von einem Wiedehopf und trag es bei dir. 7. Desgl. Bestreiche um Mitternacht das Haupt und die Stirn mit Rosenwasser, so bekommst du ein gut Gedächtnis. 8. Zu schießen was du willst. Nimm Herz und Leber von einer Fledermaus, tue es unter das Blei, wenn du Kugel gießest, so kannst du treffen was du willst und siehst. 9. Daß dich ein Feuer nicht brenne. Nimm Eisenkraut und Eierklacks, temporiers untereinander und schmiere die Hand damit. 10. Glück im Spiel hat, wer ein Eulenherz bei sich trägt. 11. Desgl. Nimm den Stein, den die Fledermaus im Rücken trägt und trag ihn bei dir, oder einen Wiedehopfkopf desgleichen. 12. Das Wiedehopfherz hilft dazu, daß man nicht betrogen werden kann. 13. Heimlichkeit zu erfahren. Nimm das Herz von einem Raben und lege es einem Schlafenden auf das Herz, so

erfährst du es. 14. Daß man einen liebe. Trag Wiedehopfsaugen bei dir, so bist du lieb und angenehm. (Der Wiedehopf ist ja demnach sehr vielseitig verwendbar zu Zauberei und Hexenkünsten). 15. Oder trag das Aug von einem Dachsen bei dir, so gefallest du jedermann wohl. 16. (Für eifersüchtige Ehemänner) Frauenheimlichkeit zu erfahren. Nimm eine Leber von einem Hasen und schreibe ihren Namen auf ein neues linnenes Tuch und lege es ihr unters Haupt, daß sie nichts davon weiß, danach sagt sie alles, wonach man sie fragt.

Die Nachtmähre, der Nachtmahr, die Moard in der Uckermark geheißen, wird dort ebenso gefürchtet wie in Schleswig-Holstein (besonders Norder-Dithmarschen). Es ist wohl das gar nicht seltene Alpdrücken und wird in seiner entschieden bösartigen Weise als ein weibliches Wesen geschildert (in der Hauptsache gleich wie in der Uckermark). Sie hat die Gestalt eines behaarten Tieres, treibt nur in der Nacht ihr Wesen und quält Menschen und Tiere. Es öffnen sich ihr geräuschlos alle Türen, auch wenn sie verschlossen sind, und schließen sich wieder hinterher. Nur bestimmte Personen und Tiere sind ihren Anfällen ausgesetzt. Sie kommt zur Tür herein, steigt zu den schlafenden Menschen ins Bett, geht zu den Rindern und Pferden in den Stall und wälzt sich auf ihr Opfer als schwere Last, daß es ächzt und jammert. Ruft man den also gequälten Menschen mit seinem Namen, so entweicht die Nachtmahr, steigt auf den Hausboden und verläßt das Haus durch den Eulengiebel. Rinder, deren Schwanzhaare, Pferde, deren Mähne verwirrt und verfolgt erscheinen, sind von der Nachtmahr gequält. Menschen können sie dadurch aufhalten, daß sie, nachdem sie zu Bett gegangen sind, die Pantoffeln mit den Hacken gegen das Bett gewandt hinstellen. — Ganz neu ist mir die Zaubereigenschaft gewisser Handstöcke der „Spökenkiekerei", dem „Voraussehen" Dienst zu leisten! Den Vorspuk (vgl. oben Friedeberg) kennt man auch in Dithmarschen, kann dort aber denselben übergeben, wenn ein Nichtsehender im Moment der Erscheinung des Vorgesichts (Braut- oder Leichenzug etc.) auf die Hacken tritt und über die linke Schulter sieht. Dann sieht der „Neuling" den Vorspuk zum ersten Mal und ist fortan mit der Eigenschaft des „Sehens" behaftet; der andere aber ist von da an davon frei. Jene Hand- (Spazier-)stöcke sind unvernichtbar und unverlierbar; gehen in der Familie durch Erbschaft auf den Erstgeborenen über, sie verleihen die Eigenschaft des „Voraussehens." Man mag sie wegwerfen, verschenken, verbrennen, zerhauen, immer stehen sie unversehrt am Abend wieder im Hause ihres Eigentümers, dem sie angeerbt sind, an einer bestimmten Stelle, und wenn nächtlicherweile denselben die unwiderstehliche Gewalt zum Schauen eines Vorspuks forttreibt, so muß er den Zauberstab ergreifen und seine Wanderung antreten.

Den Glauben an die Erscheinung kopfloser Männer etc. teilte man auch in Rüdersdorf. Dort erzählte mir eine Schulkameradin von 35 Jahren, daß ihr Vater in einem Gange zwischen zwei Hecken des Dorfes in einer Nacht (aber wiederholt) eine Kutsche mit 4 kopflosen kohlenschwarzen Rappen und einen Kutscher gleichfalls ohne Kopf gesehen habe. — Verwandt hiermit ist die Erscheinung des gespenstischen dreibeinigen Hasen, den ein heute noch lebender Tagelöhner zu Pinnow, Kr. Angermünde, sehr zu seinem Schaden

gesehen haben will. An einer auch mir gutbekannten, etwas unheimlichen Bodensenke am Wege Pinnow-Dobberzin „genannt Behrens-Bad", habe er eines abends von Angermünde ganz gesund und nüchtern kommend, dies Untier zuerst deutlich im Mondschein sitzen sehen. Nachdem er vorbei war, habe sich „etwas Dunkles" auf seinem Rücken gesetzt — unabschüttelbar — und sei eine immer unerträglichere schwere Last geworden, daß er sie kaum habe ertragen können. Tatsächlich ist der Mann seit jenem Tage sehr schwerfällig und schwächlich auf den Füßen geworden.

Der **Rietwurm** als Teufel. Wenn man einem Rietwurm mit einem alten Zweigroschenstück den Kopf abschneidet und mit einem Faden um den Hals des Kindes hängt, so ist es geschützt vor allem Ungemach. Bei der Taufe eines Kindes im Dorfe Bredereiche rief ein Bauer: „Herr Pastor, lassen sie den Segen, denn das Kind hat den Düwel im linken Zipfel seiner Windel." Als nachgesehen wurde, fand man im linken Zipfel der Windel einen Rietwurm eingenäht. Mitteilung (1882) von Fräulein B.

W. v. Schulenburg.

Zwölften-Gottheit. Frau Wodke, Mutter Wodke, Wuttke, fule Jreth. In Plattenburg (Kreis Westpriegnitz) sagte man: „Die Heede muss ab sein zwischen Weihnachten und Neujahr, sonst kommt die Frau Woodke ουι μοκτ φατ ιν. Die soll so in die Luft fahren mit die wilde Jagd. Hi-hu-ha! so auf die Art macht es und sollen so kleine Hunde sein, die so mit Frau Wodke in der Luft sind; [hochdeutsch] sagt man Frau Wuttke." So teilte mir (1903) Frau Engel mit, 64 Jahre alt. „Als ihr Vater (83 Jahre alt geworden) mal mit dem Herrn v. S. über die Weide gefahren ist, da haben beide es in der Luft gehört." Wodke = Wodeke, von Wode = Wodan.

Ebenfalls Plattenburg, Frau H. „Den Tag vor Lichtmeß [2. Febr. sagte man [zur Warnung], wenn jemand nicht abgesponnen hatte: „Mudda", Wodk'n kümmd süß, ... in de Heech, det man nich wida schpinnen kann.

In ein Dorf bei Havelberg kam in den Zwölften „Mutter Wuttke."

In Teetz, Gadow u. a. Dörfern (Kreis Ostpriegnitz) sagte man noch vor einigen Jahrzehnten: „An heilige drei Könige soll abgesponnen sein, sonst kommt de fule Jreth und steckt [der faulen Spinnerin] verfaulte Äpfel oder ροσσιπιλ in die Heede." [In Wirklichkeit taten andere heimlich solche hinein]. „Paßt mal up, nu kümmt de olle fule Jreth, hieß es, dann haben die Kinder gelauscht, aber keinen gesehen." Ebenso erschien die fule Jrethe in Alexanderhof (Kreis Teltow, nicht Alexanderdorf wie Brand. 1896, 234), ferner an h. 3 Könige bei Ahrendsee in der Altmark. Faule Magd war früher dort Name für die wilde Jagd bei Fürstenwalde (Kreis Lebus). Lahn und Engelien (Volksmund, 1868, 234) vermelden aus Schmarfendorf (Kreis Königsberg i. N.) als Hochzeits- und Eheweissagung: „Steckt sich ein Mädchen am Johannistage nachmittags einen Strauß Fri-Kraut (Fumaria officinalis, arzeneilicher Erdrauch) an den Busen und geht spazieren, so

begegnet ihr ihr zukünftiger Mann.“ Ich finde bei Höfler (Kult-Calendarium Oberbayerns, i. d. Zeitschrift d. D. u. Ö. Alpenvereins 1893) angegeben für Oberbayern „faule Gretl-Fumaria officinalis. Er setzt hinzu: „Zu St. Margarethen-Kirchen wallfahren namentlich Frauen um schöne Kinder zu erhalten.“ Der märkischen Margarethe (13. Juli) bei der Ärnte ist gedacht Brand. 1896, 219, für das Wetter Br. 1903, 272. Weineck (Laus. Mitt. 1898, 36) erwähnt von der unteren Unstrut (Nebra) die Schlüsselgriete mit langer Nase. Ebenso hat sie Frau Holla und Berchta und ist wohl auch für die Frick im Märchen bei Kuhn und Schwartz (Nordd. Sag. 1848, 319) anzunehmen, denn in einem gleichartigen von mir aufgezeichneten Märchen hat die alte Hexe eine Nase, die bis auf die Erde langte und in einem anderen märkischen Märchen drei Verwünschte im Wasser, die als Schwäne, als schöne Mädchen auf einer Wiese, unten im See und als alte Frauen im Schloß erscheinen, so große Nasen, daß man sie kaum übersehen konnte. Die große Nase bildet also, auf Grund von Sage und Volkstum, eine gemeinsame Beziehung bei jenen göttlichen Frauen.

Bei den Kamernschen Bergen (Kreis Westhavelland) einst dem Sitze der Frau Harke oder Harfe „wächst (Nordd. Sag. 114) der Frau Harfenbart, auch Flunkerbart oder Straußgras genannt“. — Etwa Agrostis vulgaris? Dieser Frau-Harkenbart scheint wenig zur Kenntnis genommen zu werden, auch Söhns (Unsere Pflanzen, 4. Aufl. 1907; Namen und Volksglaube) hat ihn nicht.

W. v. Schulenburg.

Anno 1806. Wie die unglücklichen Ereignisse von 1806 sich in der Seele unseres Landvolkes widerspiegelten, zeigen folgende Vorstellungen. „Napoleon hat gesagt anno 6: „Österreich habe ich geschlagen, mit den Russen will ich es wagen, mit den Preußen will ich es machen, daß die ganze Welt soll lachen.“ Damals haben sie die Preußen verkauft, die Patronen haben sie mit Asche gefüllt, da haben sie nichts können machen. Der alte — [ein angeblicher Minister, der längst verstorben] soll auch dazwischen gesteckt haben. Dafür hat er müssen sein Leben lang einen Strick tragen um den Hals. Der Scharfrichter hat alle Jahre kommen und nachsehen müssen, ob er ihn trug. Kann aber auch sein“, setzte der alte Bauer (1894) hinzu, „daß er eine Kette dafür um den Hals getragen hat, weil er Preußen an die Franzosen verkauft hatte. Das war früher solche Strafe bei hohen Offizieren, wer so etwas hatte verübt“. (Über den Volksglauben vom Stricktragen um den Hals s. Zeitschr. f. Ethnol. Verh. 1898, 76). Kreis Teltow.

W. v. Schulenburg.

Die Fastnachtssemmel als Liebeszauber (vor 1840). Sonntag fing der Faßnachten an. Da sammelten die Bauernsöhne und Knechte Wurst, Speck und Eier bei den Leuten im Dorf. Det Speck brotten am Montag in den Kröa siene Küchene einige Knechte und dann aßen Knechte und Bauernsöhne den Speck und die Würste. Auch die Jungen, die das Vieh hüteten, kriegten ihr Teil ab vom Tisch. Nun blieb Schmolt übrig von

dem ausgebratenen Speck, denn die Leute gaben fettet Speck, jeder wollte sich doch zeigen. Dieses hoben sie auf bis künftich Sunndach Abend, da teilten sie das Schmalz. Der Krüger mußte Semmeln anschaffen, die die Knechte sich kauften für das Geld, was übrig blieb. Für die Musik an Faßnacht sammelten die Mäkes das Geld und die Jungen (Burschen) kriegten es und zahlten es aus an die Spielleute. Auf die Semmeln schmierten sie das Schmalz, etwas davon nahmen sie sich auch zu Stiebelschmeer mit. Manche haben ihre Semmeln gegessen, manche sie mitgenommen und ein oder zwei Semmeln unter die Mädchen verteilt. Dazu wurden die Semmeln erst aufgeschnitten, die Hälften auf die Brust oder untern Arm genommen, daß sie warm wurden, und dann wurden sie geschmiert. Sonntag Abend, wenn sie aus dem Krug nach Hause gingen, dann brachten sie die Semmeln an das Kammerfenster von den Mädchen. Sie hatten den Glauben, die Mäkens müßten alleene [d. h. aus eigenem Antrieb] kommen, ihnen nachgehen, und auch nicht von ihnen ablassen. Und das ist wahr: wer die Semmel aufessen tut, muß dem Menschen nachgehen, der sie ihm gebracht hat, dann kann man nicht von ihm lassen. Kreis Teltow, Groß-Schulzendorf u. a.

Ebenso wie an Fastnacht gaben die Mädchen das Geld bein Rieden [Stollereiten]. Früher hatten sie große Stollen von Weizenmehl wie große Schrippen [d. h. wie ein Brot so lang]. Das Reiten war „8—14 Tage vor Pfingsten." Ebenda.

Faßnacht (Fasenacht z. B. im Schwarzwald) ist die ältere Form, mittelhd. vasenacht. Nach Kluge: Faß von faseln, „Unsinn treiben", die Form Fastnacht mag von der Geistlichkeit eingeführt sein; fasten schon altgermanisch. W. v. Schulenburg.

Gedenktafeln. In der Kirche zu Lenzen a. d. E. finden sich (1886) folgende Inschriften: „A et Ω. Sta viator, sta ad hunc lapidem, non tamen lapis super lapidem, lege quae lapis hic loquitur: tegitur sub hoc lapide lapis pretiosissimus, adamas ab omnibus adamatus M. H. Crusemarc Leontinensium ludi moderatur, post ecclesiae eorundem diaconus tegitur: non tegitur, vivit viva in animis viventium fama. Tu viator omnem move lapidem et olim placide quiescas sub lapide.

Ingenii capit Henricus Crusemarcus honorem,
Ast exorari nescia fila secat".
„Herr Heinrich Crusemarc, den Clio wohl getränket
Mit edlem Zimmetsaft, liegt hier ins Grab gesenket:
Die Atropos zerschnitt ihm seinen Lebensdraht
Da er kaum dreissig Jahr dies Rund beschauet hat.
1683.
Memento mori."

Eine ähnliche Anleihe im Steinreich macht der Verfasser einer Inschrift ut einer Gedenktafel in der Kirche zu Kemnath (Kreis Oststernberg), die

ich selbst gelesen, aber später durch jemand abschreiben ließ, wobei einige Fehler unterlaufen zu sein scheinen. „Grabschrift der Hoch-Wohlgebohrenen Frl: Mariane Charlottae von Binnig und Pinnow geb. Ao 1689 d. 1. Juni gest. 1712 d. 24. Jan: alt 22 Jahre.

Hier liegt ein großer Schatz, das Silber reiner Tugend.
Des Adels reines Gold, des Saphirs schönes Bild
Die Perle reiner Zucht, der Keuschheit Diamant.
Nun hat der harte Tod, den Schatz in seiner Hand
Hier ruht; auf dero Sarg die schöne (K ?) Fron gestanden
In dero Herze nichts, als Tugend war vorhanden
Des Himmels Bräutigam, giebt ihr den Himmelslohn
Und setzet auf ihr Haupt den (?) schönen Lebenskron."

Da die kleine und ärmliche, aber trotzdem in ihrer Art ansprechende Dorfkirche aus Fachwerk vielleicht inzwischen einem Neubau gewichen ist, so mögen hier noch zwei andere Inschriften dortiger Gedächtnistafeln folgen: „Denkmal des Hochwohlgebohrnen Herrn Alexander Ferdinand von (T ?) Froschke gewesenen königl. Hauptman Erb- und Gerichts Herrn und Kirchenpatron allhier zu Kemnath: er war gebohren im Monat November 1745 = gestorben 19 ten Januar 1789 sein Alter gebracht auf 44 Jahre, 2 Monat und 19 Tage."

„Anno 1. 6. 37 ist die Hoch-Wohl Edelgebohrne Viel Ehrenreiche, Mehr Tugendtsame Jungfer Aßmeria gebohrne Tückin, zur Welt gebohren u. an 5 ten July 1. 6. 72. Nach außgestandener harter Niederlage auff daß thewre Verdienst Jesu Christi sanfft undt Seelig eingeschlaffen Ihres Alters 35 Jahre."

W. v. Schulenburg.

Das Grab im Bücherladen. In der Chausseestraße 121 zu Berlin befindet sich ein Bücherladen und eine Lesehalle. Aus den vielen Büchern und Journalen, welche in diesem Laden aufgestapelt sind, erhebt sich im hinteren Teile desselben ein mit Inschrift versehener großer Grabstein. Die Geschichte dieses Steines ist folgende: An das Haus, in welchem sich der Laden befindet, grenzt der französische Kirchhof. Der größte Teil der Gräber wurde auf diesem Kirchhof infolge Verjährung entfernt und der kostbare Platz in der Chaussestraße 121 mit Läden bebaut, nur ein Grab war auf 100 Jahre gekauft und die Angehörigen waren nicht zu bewegen, das Grab entfernen zu lassen. Infolgedessen baute man kurzerhand den Grabstein einfach in den Laden mit ein. Jetzt sind 100 Jahre verflossen, und wird dieser historische Zeuge nunmehr bald verschwinden. Noch vor einigen Monaten besuchte ein Enkel, ein Greis, den unter diesem Stein Beigesetzten, das Grab täglich, indem er stundenlang in dem Bücherladen vor dem Stein Platz nahm.

Die Inschrift des Grabsteins lautet folgendermaßen:

Dieser Stein soll erhalten das Andenken
an
Antoinette Weiß
geb. Biancone
für
ihren trauernden Gatten
Caspare Weiß
den sie
VI Jahre und 11 Monate
mit treuer Liebe beglückte
und für ihre I I I I Kinder
die sie mit
mütterlicher Zärtlichkeit
pflegte.
Die Edle
starb XXVII Jahre alt
am XX Februar
MDCCCV

Max Kühnlein.

Der Name Berlin in Neu-Vorpommern. Es ist für uns interessant, allen Spuren, wo der Name Berlin vorkommt nachzugehen. Von Lassan in Neu-Vorpommern aus besuchte ich zweimal der Wassertiere wegen einen ansehnlichen Landsee, den Berliner See bei Buggenhagen (Meßtischblatt 680). Er ist neuerdings ausgemessen von A. Bellmer in Greifswald (vgl. X. Jahresbericht der Geogr. Ges. zu Greifswald 1907 S. 482, dazu eine Tafel, Fig. 4). Der Berliner See hat bei einem Areal von 6,9 ha eine NO-SW-Längserstreckung von 375 m, eine Breite von 150 m, besitzt die Form eines Parallelogramms mit abgerundeten Ecken und nimmt zwischen drei Geschiebehügeln gelegen, die tiefste Stelle des Geländes ein. Bei einer Höhenlage des Spiegels von ca. 7 m noch 9,5 m unter diesen hinab. Die Gegend einsam und romantisch, etwas bergiger als man in Neu-Vorpommern gewohnt ist.

E. Friedel.

Aus Rheinsberg. Mitglieder der „Brandenburgia“ und der Pflegschaft des M. Prov. Museum unternahmen am Sonntag, den 8. September 1907, unter Leitung des Geh. Regier.-Rats E. Friedel eine Studienfahrt nach Rheinsberg (Mark). Besichtigt wurden der an des Großen Königs Jugendzeit erinnernde Park, in welchem sich befinden die Grabpyramide mit den Gebeinen des Prinzen Heinrich von Preußen, das 1758 angelegte Naturtheater, der Salon, die düsteren Steingrotten, das große Portal, durch das der Besucher einen herrlichen Fernblick auf den sogenannten Leuchtturm genießt. Von diesem Turm ließ Kronprinz Friedrich, sobald er die Offiziere aus der Garnisonstadt Neu-Ruppin zu haben wünschte, Leuchtfeuer als Zeichen seines Willens aufsteigen. Besondere Wächter hatten das Beobachtungsamt solcher

Leuchtfeuer. Ferner wurden im Park besichtigt die Sphinxtreppe, die Billardbrücke, so genannt, weil sie direkt ins Billardzimmer des Kronprinzen führte, der Freundschaftstempel, die Malesherbessäule mit ihrem an den Tod des Trägers dieses Namens erinnernden Hinrichtungsbeile. Sehenswert war noch der große Obelisk, ein Denkmal, welches Prinz Heinrich allen von Friedrich II. verkannten Offizieren des Siebenjährigen Krieges errichtet hat. Fräulein Hedwig Scheibler von der Königl. Hofkammer, nach dem Tode des 43 Jahr amtiert gewesenen Kastellans Scheibler mit der Aufsicht des Schlosses gegenwärtig betraut, geleitete die Pflegschaft durch alle Räume desselben. 1734 von Friedrich Wilhelm I. gekauft, schenkte dieser Monarch das Schloß seinem Sohne, der es bis 1739 fertig bauen ließ. Erhalten sind noch die Zimmer des Kronprinzen, des Prinzen Heinrich, der Prinzess Heinrich und der Prinzeß Amalie.*) Im Kavalierhause befindet sich das noch 1774 benutzte Schauspielhaus mit seinem kleinen Parterre, seinen 2 Logenrängen und seiner geräumigen, jetzt leer erscheinenden Bühne. Lehrer Lamprecht führte nun die Besucher in die Stadtkirche, deren ältester Teil am Ende des 13. Jahrhunderts und deren neuerer Teil (⅔ der Kirche) von Achim v. Bredow 1568 in Renaissancestil erbaut wurde. Die Rückwand des Altars, geschenkt von v. Bredow, stellt dar die Kreuzigung Christi in Holzschnitt. In der Gruft, die 1822 zum ersten Male geöffnet wurde, liegen links des Altars Achim v. Bredow und seine drei Frauen, sonst waren noch 18 Särge und 67 Leichen vorhanden. Eine der Bredowschen Frauen hatte an der linken Hand sechs Finger- und einen Hornring. Die dritte Frau war 1594 beigesetzt. Ein Ritter war mit Degen- und einem Gesangbuch von 1612 versehen. Letzteres legte man ihm wieder in die Hände. Am 10. Oktober 1848 wurde diese Gruft zum letzten Mal geöffnet. Von den drei Glocken trägt die größeste den Namen des Prinzen Heinrich und seiner Kammerherren. — Nach dem Mittagsmahle wurde das Genesungsheim der Landesversicherungsanstalt Brandenburg unter Führung des Oberinspektors besichtigt. Zwischen Seen und dichten Wäldern belegen, bietet es mit seinen neuzeitlich eingerichteten Versammlungs-, Speise- und Schlafsälen, seiner Koch- und Waschküche modernster Anlage, seinen Wasser-, Dampf-, Kohlensäure- und Sandbädern eine wirkliche Genesungsstätte erholungsbedürftiger Männer. — Nach einem Besuch der benachbarten Remus-Insel wurde noch Lindows uralte, 1638 zerstörte Klosterstätte besichtigt, und hochbefriedigt kehrte die Pflegschaft von den erinnerungsreichen Stätten altmärkischer und friederizianischer Zeit heim.

Max Kühnlein.

Sylvesterbrauch in Berlin N. Man tut auf je einen Teller etwas Sand, ein Stückchen Brot und einige Geldstücke. Dann werden dem, der wissen will, was ihm im neuen Jahre bevorsteht, die Augen verbunden;

*) Aus einem der Wirtschaftszimmer wurde bei obigem Besuche für 100 M. kurzer Hand ein runder brauner Kachelofen im Rokkokostil mit weißem Fayence-Aufsatz für das neue Märkische Museum erworben, woselbst er bereits aufgestellt worden ist.

sind nun die Teller gehörig vertauscht, so muß er sich einen derselben aussuchen, wobei er nur den Sand berühren darf. Greift er den Teller mit dem Gelde, so wird er im kommenden Jahre reich; trifft er den Teller mit dem Brot, so wird er stets satt zu essen haben. Wer aber den mit dem Sande nimmt, der muß im nächsten Jahre sterben. Die Tochter eines Grünkramhändlers in der Gerichtstraße erzählte mir, am Sylvesterabend 1904 sei die Nachfrage nach Sand in ihrem Geschäft so lebhaft gewesen, daß sie sich schließlich erkundigt habe, wozu der Sand gebraucht werden solle. Dabei erfuhr sie, daß man ihn für den obengenannten Zweck verwenden wolle.

Otto Monke.

Graapschsteine werden in Schönfließ-Neumark die „Vipselsteine" genannt, welche man beim Spiel mit der inneren Handfläche oder mit dem Handrücken auffängt.

„Graapschen" sagt man im Havellande für greifen. Angrääpsche Wär ist eine solche, die dem Gelegenheitsdiebstahl leicht ausgesetzt ist, z. B. Eßware. Auch in Berlin ist das Wort „grapschen" bekannt und bedeutet hastig zugreifen, um etwas fortzunehmen. Otto Monke.

Aus Schönwalde bei Bernau. Die seitens Leopold von Ledebur in seinen Altertümern des Regierungsbezirks Potsdam enthaltene Mitteilung über die Auffindung einer alten Glocke bei Schönerlinde soll nach Ansicht des Gemeindevorstehers von Schönwalde auf die Sage von versunkenen Glocken zurückzuführen sein, welche sich an den sogenannten „alten Hof" in der Nähe der Station Schönwalde der Groß-Schönebecker Kleinbahn knüpft.

Otto Monke.

Der Weihnachtsbaum und die Kartoffel. In den Berlinischen privilegierten wöchentlichen Relationen der merkwürdigen Sachen aus dem Reiche der Natur findet sich vom 30. Juni 1755 folgende Bemerkung: „Die Erdäpfel genießen allhier die Menschen mit großem Appetit und richten selbige auf vielerlei Arten zu. Der gemeine Mann wird sie mehrenteils gesotten mit Salz, teils mit, teils ohne Brot essen. Ja, man pflegt solche unter das Brot zu backen. Ich könnte auch Exempel anführen, daß Leute zu etlichen Wochen ohne Brot zu haben, allein von Erdäpfeln gelebt und sich frisch und gesund dabei befunden. Sie nehmen auch keineswegs so viel Zeit, sie zuzurichten, hinweg. Nun ist dieser Vorteil dabei, daß man solche vorerst aufsieden läßt, ehe man dieselben schälet. Als ein lächerlicher Nutzen der Erdäpfel wird beigefügt, das in hiesigen Gegenden manche Leute um die Weihnachtszeit grüne Fichten in die Stuben bringen und selbige mit vergoldeten Erdäpfeln putzen lassen, um den Kindern eine Gestalt von Paradiesäpfeln vorzuspiegeln.

Diese einem Aufsatz des uns aus Vorträgen der Brandenburgia wohl bekannten Herrn Pastor Siegfried Passow zu Hohenfinow („Wie die Kartoffel

nach Hohenfinow kam“ in „Aus der Heimat“ vom 15. November 1907) entnommenen Angaben sind in doppelter Beziehung denkwürdig: einmal als eine der ältesten Angaben über den Weihnachtsbaum (oder seine unmittelbaren Vorläufer) bereits aus der Mitte des 18. Jahrhunderts und dann die Verwendung der Kartoffel, vergoldet als Ersatz der üblichen Weihnachtsäpfel. Damals galt die Kartoffel als etwas vornehmes, jedenfalls vornehmer als der Apfel und dieser mußte bescheidentlich zurücktreten: heut würde der Ärmste bei uns nicht die gemeine Kartoffel als Schmuck an den Weihnachtsbaum hängen. Als Weihnachtsbaum werden 1755 für die Mark bereits Fichten d. h. Rottannen = Picea excelsa (nicht Kiefern = Pinus silvestris oder Weißtannen = Abies alba) angeführt, was auch Beachtung verdient.

E. Friedel.

Fragekasten.

Was sind Fordermeister? Bei den Innungen ist es seit unvordenklicher Zeit Sitte unter dieser Bezeichnung Mitglieder zu ernennen, welche die ausstehenden Forderungen einziehen. Ist z. B. eine Forderung der Innung gegen ein Mitglied rechtskräftig eingeklagt, so soll die letztere nicht gleich die Vollstreckung nachsuchen, sondern der Fordermeister erst hingehen und versuchen die Zahlung ohne gerichtlichen Zwang einzufordern. E. Fr.

Was bedeutet der Ausdruck „mulmig“? In dem Disziplinar-Verfahren gegen den frühern Gouverneur Jesko von Puttkamer kam vor dem Reichsdisziplinarhof zu Leipzig am 13. Januar folgendes zur Sprache. Der Angeklagte von einer Zeugin: „Ich schrieb ihr: Die Sache ist mulmig! Ein Unberufener scheint sich einmischen zu wollen, verweigern Sie Aussage.“ — Der Vorsitzende bemerkt: „Was heißt das, daß die Sache mulmig ist, woher stammt diese Redensart? — v. Puttkamer: Aus der Berliner Ackerstraße. (Heiterkeit.) Sie bedeutet so viel wie faul und nicht richtig. (Erneute Heiterkeit.) Es ist ein Ausspruch, der sich überhaupt nicht übersetzen läßt.“ „Mulmig“ in übertragenem Sinne ist eine in Berlin allerdings bekannte Ausdrucksweise. Mulm ist fauliges Holz. F. Fr.

Der Patenpfennig. Ein „Wünschchen“ heißt hie und da der Patenpfennig, Plapper- oder Klapperpfennig, der in einen Brief gewickelt, dem Kindchen von den Paten ins Taufkissen oder Bettchen gesteckt wird und Geld von allen Münzsorten oder auch Spielpfennige enthält, damit es sich bald in den Münzsorten auskenne und es ihm niemals am Gelde fehle. Was ist mit einer solchen halb „abergläubischen“ und ganz „materiellen“ Sitte zu machen? Es fanden sich kürzlich, so erzählt H. v. Lüpke in der „Dorfkirche“, auf solch einem einhüllenden Briefe bei einer Taufe folgende Reime, die an Volkssprüche und Reime anknüpfen, dann aber der Sache eine Wendung ins Innere geben:

Hier, Patchen, hast du das Deine,
Laß jedem das Seine!
Nimm deinen Plapperpfennig,
S' ist von allem ein wenig.
Willst du großen Schaden meiden.
Lern die Münzen unterscheiden.
Merke bald, was falsch, was echt,
Merk, was gut ist und was schlecht,
Was nur scheint und doch nicht frommt
Und was aus dem Herzen kommt.
Merke, was ein ewig's Gut
Und was nur so blenden tut
Wie ein blanker Kupferpfennig
Und bedeutet doch sehr wenig —
So wird fest dein Herz sich gründen
Und den Weg zum Himmel finden.

Wer von unseren freundlichen Lesern weiß noch mehr solcher Patenpfennige mitzuteilen?

Mitt. des Herrn Rudolf Schmidt in „Aus der Heimat", Eberswalde den 15. Januar 1908.

Wir ersuchen unsere Mitglieder um bezügliche heimatkundliche Notizen.

O. M. Im Hochdeutschen in der Uckermark, Vor- und Neuvorpommern, Rügen und Mecklenburg sagt man allerdings, hier und da für die Röhre (Ofenröhre), der Eimer, der Teller das Neutrum, also „das Röhr", „das Eimer", „das Teller", z. B. ganz gewöhnlich „stell das Teller und das Eimer ins Röhr." Fr.

NN. Vorkommen des Heerwurms in der Provinz Brandenburg. Unser Ehrenmitglied Geh.-Rat. Dr. Paul Ascherson bemerkt dazu: „Meine Mitteilung über den im Park zu Petzow bei Potsdam am 26. Juni 1870 beobachteten Heerwurm (meines Wissens die einzige Beobachtung dieser Erscheinung in der Provinz) befindet sich in den Sitzungsberichten der Ges. naturforschender Freunde in Berlin 1870 S. 21."

Unter Heerwurm versteht man nach Taschenberg in Brehms Tierleben die zu Millionen und aber Millionen dicht zusammengedrängten Larven der Trauermücke Sciara militaris, welche sich dreifinger- bis handbreit in Länge bis 376 cm gleich einer grauen Schlange, langsam fortbewegt, ohne sich durch Hindernisse, sofern sie irgend wie überwindbar sind, aufhalten zu lassen, den geeigneten Weideplatz aufsuchen. Vergl. auch Beling in Band IX und X der Zeitschrift „Der Zoologische Garten." Unzähliger Aberglaube knüpft sich an das Auftreten des Heerwurms; im allgemeinen bedeutet er dem Volk nichts Gutes. Fr.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Über die Notwendigkeit einer persönlichen Volkskunde.

Von **Ernst Friedel.**

Vor Kurzem erging die Einladung zu einer Zusammenkunft in Graz, welche sich mit sachlicher Volkskunde beschäftigen soll. In dem Anschreiben wird darauf hingewiesen, daß die Volkskunde in der Hauptsache bislang vom philologischen und mythologischen Standpunkt betrieben worden sei. So dankbar das auch zu begrüßen — in der Tat ist die Anregung zur Begründung und Zusammenfassung einer wissenschaftlichen Volkskunde, als eigenartiger und besonderer Disziplin — von Sprach-, Sagen- und Sitten-Forschern hauptsächlich ausgegangen, so dankbar es zu begrüßen, daß nunmehr den volkstümlichen Gegenständen mehr Beachtung geschenkt werden soll, sowohl den in Museum und Sammlung aufgestellten, den von unserm Volk auf dem Acker und Felde, im Wald und auf dem Wasser noch jetzt benutzten als auch dem Wirtschafts- und Hausgerät und den Tausenden von sonstigen Gegenständen (z. B. Kleidung und Tracht) die volkstümlich sind und an die sich eine lange Entwickelungsgeschichte anreiht, trotzdem und alledem, giebt es noch eine Seite der Volkskunde, welche so gut wie brach liegt, das ist die persönliche Volkskunde. Alles was ich bisher aufgeführt: Die Sprache und die Mundarten, die Sagen, Sitten und Gebräuche, die Häuser und Wohnungen, die Ställe und sonstigen Nebengebäude, die unendlich scheinenden Reihen der volkstümlichen Gegenständen sind doch nur die Erzeugnisse des Volksgeistes, wie aber steht es mit unserer Kenntnis der Persönlichkeit der Deutschen, der Persönlichkeit ihrer einzelnen Stämme in Niederdeutschland, Mitteldeutschland, Oberdeutschland? Wie steht es mit den Personengruppen innerhalb dieser Stämme (Alemannen, Schwaben, Franken, Bayern, Thüringen, Niedersachsen usw.) und noch weiter in Unterabteilungen mit den Personengruppen innerhalb dieser Stammesbezirke, wie mit unserer Personalkenntnis der Stadt- und Landbevölkerung, wenn wir sie als Küsten- oder Binnenbewohner, als Bewohner der Ebene und Steppe, als Bewohner des Mittel- und des Hochgebirges, als Bewohner einer bevorzugten warmen Gegend beziehungsweise als solche einer sehr trockenen oder einer sehr feuchten, einer

rauhen Gegend ferner einer Gegend mit starker Bevölkerung oder einer mit nur schwacher Bevölkerung näher betrachten?

Es ist Keiner unter uns, dem nicht bei diesem Hinweis sofort Volksgruppen vor die Seele treten, die sich markant abheben, die einen bestimmten, in sich abgeschlossenen Typus bilden, der wo anders sich nicht vorfindet.

Die Beschäftigung mit diesen Volkstypen will ich unter der Bezeichnung persönliche Volkskunde verstanden wissen.

Gewöhnlich treten Einem, wenn man dies Thema streift, die Bekleidungen der einzelnen Völkergruppen, die Trachten der Stände, die Volkstrachten vor die Augen. Allein, wenn es auch vielfach zutrifft, daß Eigenart der Volkstracht mit körperlicher Besonderheit, der sie benutzenden Einzelwesen verbunden ist, so trifft dies doch keineswegs allemal zu. Eigenart der Volkstracht und Eigenart des körperlichen Verhaltens (des Körperbaus) des äußerlichen Auftretens, Benehmens und Verhaltens decken sich durchaus nicht immer.

Es ist nun die Aufgabe der persönlichen Volkskunde, diese verschiedenen Völker und Stammesgruppen zu ergründen, zu individualisieren in Bezug auf ihre äußere Körperlichkeit und auf ihr besonderes Verhalten und Gebahren im täglichen Verkehr und damit des Weiteren die Lebensweise, die Angewohnheiten, die Tracht, die sonstigen volkstümlichen Gegenstände und schließlich auch die Sagen, Sitten, Gebräuche, sowie die Mundarten zu vergleichen.

Es hat an Anläufen, die verschiedenen Typen, aus denen sich die Individuen des deutschen Volkes und seiner Stämme zusammen setzen, somatisch zu erfassen und klarzulegen nicht gefehlt und muß ich in dieser Beziehung dankbar die Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, besonders die hochangesehene Berliner Gesellschaft gleichen Rubrums erwähnen, welche in ihrem unermeßlichem Forschungsgebiet versucht hat, auch die verschiedenen deutschen Volkstypen zu ergründen und zu spezialisieren. Hierauf bezüglich hat der Altmeister Rudolf Virchow in anerkennenswerter Weise vielfältig Anregungen gegeben, auch selbst vielerlei gesammelt und geschrieben. Das kann als die anthropologische Erforschung des Volkes bezeichnet werden, leider hat dieselbe, wie vorauszusehen, das, was wir im Sinne haben und als persönliche Volkskunde betrachten, nicht erreicht.

Die anthropologische Volkskunde hat sich vorzugsweise mit dem Knochengerüst insbesondere mit den Schädeln beschäftigt und nach dieser Richtung hin ein kostbares Material zusammen gebracht, von dem diluvialen Neandertalmenschen und den jungsteinzeitlichen Menschen der großen Steingräber hinauf bis zu den alemannischen, schwäbischen und bayrischen Beinhäusern der Gegenwart. Es sind bei dieser Gelegenheit

Gruppierungen vorgenommen, die auch der eigentlichen Volkskunde zu Gute kommen. Ich will nur erinnern an die Sonderung der Schädeltypen, wonach die norddeutsche Bevölkerung (insbesondere Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Oldenburg usw.) die meisten Langschädel, Süddeutschland und Südwestdeutschland die meisten Spitz- und Rundköpfe aufweist.

Das Alles aber betrifft das Knochengerüst und den Toten, nicht den lebenden Menschen. Auch diesen hat man allerdings durch Körpermessungen, durch Feststellung der Augenfarbe und der Haarfarbe zu ergründen, zu gruppieren versucht und damit einige Resultate erzielt z. B. daß die blauäugige und blonde Rasse mehr im Norden, am wenigsten im Süden und Südwesten vertreten ist. Aber Eins hat man bisher nicht zu ermitteln und festzustellen versucht, das ist der Gesichtsausdruck, die Haltung und die Bewegung der einzelnen Person.

Damit komme ich auf den Kernpunkt der persönlichen Volkskunde das ist die Physiognomik. Vergeblich hat sich Rudolf Virchow bemüht, auch nach dieser Richtung hin vom anatomisch-atheologischen Standpunkt Anhaltspunkte zu gewinnen. Man hat z. B. auf einem Frauenschädel aus den schweizerischen Pfahlbauten (die sogen. Frau von Auvernier) nach Maßgabe des Knochengerüsts die Weichteile zu rekonstruieren versucht, dabei aber nur ein unvollkommenes Resultat etwa vergleichbar dem aus den besterhaltenen Mumienschädeln, gewonnen. Man hat von verstorbenen zu wilden Stämmen gehörigen Individuen die Totenmaske abgenommen, man hat von einzelnen Wilden (Patagoniern, Grönländern, Südseeinsulanern pp.) und zwar von den lebenden Menschen Kopf-Abgüsse abgenommen, allemal aber nur Zerrbilder erhalten, die der eigentlichen Physiognomie durchaus nichts Befriedigendes zu geben vermochten.

Rudolf Virchow, indem er den volkskundlichen Wert der Physiognomik vollinhaltlich anerkannte, hat markante Physiognomien in genauster Weise zu messen versucht, Mund, Nase, Augen, Ohrenproportionen, aber die eigentliche Physiognomik hat er durch Messungen nicht festzustellen vermocht. Dazu ist der Gesichtsausdruck ein zu wechselnder, was niemand besser zu beurteilen versteht, als die Künstler, die Maler, insbesondere die Bildhauer, die zwar auch das Messen der einzelnen Gesichtsteile nicht verschmähen, den eigentlichen Gesichtsausdruck, die Physiognomie aber nur mühsam aus fortgesetzten Beobachtungen künstlerisch zu fixieren und zum Ausdruck zu bringen vermögen.

Wenn ich mich auf den wichtigsten Teil der persönlichen Volkskunde, die Physiognomienkunde beschränke, so meine ich, daß dieselbe mit Hülfe der Photographie in der Hauptsache in der Tat zu befriedigen sein wird.

Ich möchte also bei den volkskundlichen Vereinigungen anregen, daß sie die hervorragendsten Personentypen ihrer Gegend photographisch sammeln.

Dabei müßte Geschlecht, Alter, soziale Stellung und möglichst auch der Stammbaum, wenigstens die Herkunft der Eltern und Großeltern festzustellen sein.

Wer sich, sei es auf dem Lande, sei es in der Stadt, aufmerksam umsieht, wird bald gewahren, daß es dort bestimmte der Örtlichkeit eigene Physiognomien giebt. Auf diese kommt es an. Man wird dabei nicht bloß auf die Äußerlichkeit des Gesichts, sondern auch auf den eigentümlichen Ausdruck zu achten haben, den Ausdruck bei besonderer Gelegenheit z. B. bei Freude, beim Lachen, bei Schmerz und beim Weinen pp. Man wird bald gewahren, daß man sich hiebei nicht überall in Deutschland gleichgeberdet, daß verschiedene Gegenden und verschiedene Berufsklassen einen besondren persönlichen Ausdruck haben, der wo anders nicht wiederkommt.

Es müßte eine Zentralstelle geschaffen werden, bei welcher diese physiognomischen Bilder gesammelt, gesichtet und geordnet werden. Es ist die Überzeugung des Verfassers, daß sich hieraus recht wertvolle Ergebnisse für die Kunde der verschiedenen Volks- und Stammeselemente und für die Erkenntnis des Volksgeistes und der Volksseele des Deutschen Volkes ergeben werden.

Der Verfasser möchte die Gelegenheit, bei welcher sich die Vertreter der volkskundlichen Gesellschaften und Vereine deutscher Zunge im Oktober 1908 zu Berlin zu gemeinsamer Arbeit und Aussprache zusammenfinden, nicht vorüber gehen lassen, ohne die Notwendigkeit einer persönlichen Volkskunde betont und die Wege gewiesen zu haben, wie man die letztern unterstützen und auf das wesentlichste fördern kann.

Kinderlieder aus der Zauche.

Mitgeteilt von **Dr. Gustav Albrecht.**

In einigen Dörfern der Zauche, so in Kemnitz und Drewitz zwischen Brandenburg und Werder, haben sich neben alten Sitten und Gebräuchen auch Reste einer alten Kinderpoesie erhalten, deren Ursprung sich, wie auch an anderen Orten, bis in die graue Vorzeit zurück verfolgen läßt. Es sind Reigen- und Spiellieder, Abzählverse und Tierliedchen, Scherz- und Spottverse und Wiegenlieder, von denen manche in anderer Fassung auch im Havellande, in der Prignitz und in der

Mittelmark vorkommen. Einige dieser Lieder und Verse, die mir vor mehreren Jahren durch Herrn Lehrer H. Böge in Kemnitz mitgeteilt worden sind, lasse ich nachstehend in der überlieferten Form mit einigen Bemerkungen folgen. Mögen die meisten auch schon bekannt sein, so werden sie vielleicht wegen der abweichenden Lesart und der Dialektformen von einigem Interesse sein.

Wenn die Kinder im Dorfe Kemnitz Flöten aus Weiden- oder Erlenruten, auch Piepen oder Schalmeien genannt, anfertigen und mit dem Messer auf die Rute klopfen, um die Rinde zu lockern, damit sie diese als Röhre abstreifen können, dann sagen oder singen sie:

Ru, ru, Röte,
Mock mi 'ne Flöte.
Et sall jo joarnich mine sin,
Et sall den Plundermann sine sin.

In diesem Verse findet sich ein Nachklang an die Runenlieder die in der Vorzeit beim Ritzen der Runen in die Buchenstäbe gesungen wurden, dies läßt die Beschwörungsformel der dritten Zeile erkennen. Die Kinder wollen den Zauber, der nach dem Volksglauben mit einer selbst gefertigten Weidenflöte verknüpft ist, von sich selbst abwenden und Schaden verhüten. Nach dem Volksglauben dient die Flöte dazu, mit ihren Tönen den Wassermann aus dem Teiche hervorzulocken, damit er Regen bringt. Ein Hinweis darauf findet sich in anderen deutschen Flötenliedern, so z. B. in:

Zapf, zapf, Pfeife!
Auf dem Mühlendeiche
Steht ein Mann,
Der heißt Johann,
Der hat rote Strümpfe an.

Dieser rotstrümpfige Mann ist der Wassermann, der aus dem Teiche heraussteigt und die Kinder mit einem Haken ins Wasser zieht. An die Stelle des Nickelmanns ist im märkischen Liede der Plundermann oder Plundermatz getreten, der in märkischen Sagen und Erzählungen vielfach als geheimnisvolle Person erscheint und gleich den Müllern und Schäfern Kenntnis von Zaubermitteln hat. Wie hier im angeführten Liede die Rute (Röte) selbst aufgefordert wird, die Flöte zu machen, so werden in anderen deutschen Liedern die Heiligen zu gleichem Zweck angerufen, so z. B. „Niklos, Niklos, mach' mir meine Pfeife los!" oder „Anne Margret, mach', daß meine Pfeife geht!", worin auch wieder Nachklänge alter Beschwörungsformeln enthalten sind.

Andere Lesarten bieten die nachstehenden Verse, die gleichfalls in der Zauche beim Flötenschneiden zur Anwendung kommen:

Ru, ru, Röte.
Mock mi 'ne Flöte.
Lot de Hinder leien[1])
Bes Mareien[2]),
Lot die Sunne schien'n
Bes Martin'n[3]),

und:

Ru, ru, Röte,
Mock mi 'ne Flöte.
Von Thymioahn un Bastioann
Lot mine Flöte jüt afgoahn.

In diesen Versen scheinen Überreste anderer Lieder mit dem Flötenliede vereinigt zu sein, da das Eierlegen der Hühner in keinem Zusammenhange mit dem Flötenschneiden steht. Ob Thymioahn und Bastioahn die beiden Heiligen Timotheus und Sebastian bezeichnen sollen, wie man angenommen hat, will ich dahingestellt sein lassen.

Ein viertes Flötenlied lautet:

Flötpiepkin, Flötpiepkin, joah af, joah af!
Wenn dine Jungen ruter koamen,
Schmiet ick se in'n Graben,
Fräten se de Hinder[4]) un de Raben.

„Jungen" soll nach Böges Anmerkung „Knospen" bedeuten, doch ist nicht recht klar, in welcher Beziehung die Knospen der Weiden zur Flöte stehen sollen, da die Kinder zur Herstellung des Instruments ein ganz glattes Stück der Weiden- oder Erlenrute zu benutzen pflegen. Mir scheint vielmehr hier eine Entlehnung aus einem anderen Kinderliedchen vorzuliegen, denn ein Tierlied, mit dem die Kinder die Schnecke ansingen, lautet:

Schneck, Schneck, Schneck,
Wies mi dine vier Finger.
Wenn du det nich dast,
Schmiet ick di in'n Graben,
Doa bieten di de Hunne un de Raben.

Die beiden Schlußzeilen, die in ähnlicher Form auch in dem bekannten Reiterliedchen (s. unten) vorkommen, scheinen einer älteren Verwünschungsformel entlehnt zu sein.

[1]) Laß die Hühner legen.
[2]) Bis Mariä Verkündigung (25. März).
[3]) Bis Martini (11. November).
[4]) Hühner.

Andere Lesarten des Schneckenliedchens, das in der Form „Schnecke, pumpecke, stecke deine sieben Hörner 'raus!“ in ganz Deutschland bekannt ist, lauten in der Zauche:

Schnecke, Schneckedohne,
Zeig' mi dine Krone.
Wenn de det nich balle dûst[1]),
Schloa'ck[2]) di Hus un Hof inzwee!

oder:

Schneckhus, biedebeckhus,
Steck' dine lange Fingerkens rut.
Wenn de det nich balle dûst,
Braak ick di din Hus.

Das geheimnisvolle Verschwinden der Schnecke im Schneckenhaus hat seit altersher die Phantasie des Volkes beschäftigt, und man versucht den Zauber, der die Schnecke als gehörntes Teufelstier umgiebt, zu brechen, indem man das Tier mit der Vernichtung seines Gehäuses bedroht. Das Wort „biedebeckhus“ scheint keine Bedeutung zu haben, sondern ist wohl, wie das obenerwähnte „pumpecke“, des Reims und des Rhythmus wegen eingeschoben.

Wollen die Kinder in der Zauche die Lietzen, die großen Wasserhühner, tauchen sehen, so rufen sie:

Lietze, Lietze, schiet noa'n Grund,
De Jäger kömmt un schitt di dot.

Der Krähe, die sich geringer Beliebtheit bei den Kindern erfreut, wird nachgerufen:

Kräh', Kräh', Klatterkopp,
Hät sich noch nich de Hoare gemockt.

Dieser Vers wird auch als Spottruf auf Kinder, die ungewaschen und ungekämmt herumlaufen, angewendet.

Dem Liebling von Groß und Klein, dem Klapperstorch Adebar, rufen die Kinder nach:

Klapperstorch, du jûder,
Brenge mi'n kleen'n Brûder

oder:

Klapperstorch, du bester,
Brenge mi 'ne kleene Schwester,
Leg' se in de Molle[3]),
Det ick se kann beholle.

---

[1]) bald tust.
[2]) Schlage ich.
[3]) Mulde, Backtrog.

Ein anderes Liedchen, in dem die auch im Havellande übliche Bezeichnung des Storchs „Kläppner“ bezw. „Kneppner“ vorkommt, lautet:

Kläppnär, du Langbeen,
Stött sich an'n Dammsteen,
Hät de rode Strimpe an
Un löpt wie so'n Eddelmann.

Von der Fledermaus, die wegen ihrer Lebensweise und des Herumfliegens am Abend die Phantasie des Landvolkes beschäftigt, handeln die beiden folgenden Verschen:

Fleddermus, Fleddermus,
Kumm in min Hus
Un kehre mine Stubbe üt.

und:

Fleddermus, Fleddermus,
Flöh ebber[1]) dät Hus
Und bringe den Segen Gottes in't Hus.

Der Storch und die Krähe treten auch in einem Spielreim, der an einen ähnlich lautenden Abzählvers erinnert, auf; er hat folgenden Wortlaut:

De Kräh'
Saht up de Wäh'[2])
Un wollt de Diern
De Bibel liern.
Doa kömmt de Storch
Un nämmt se weg
Un fleht[3]) doamet noa Engelland.
Engelland woar tuigeschloaten
Un der Schlöatel[4]) woar terbroaken.

Hurrah, burrah, beck,
Schnieder licht in'n Dreck
Eens, zwee, drei,
Schnister licht doabei!

Der Abzählvers, an den dieser Spielreim anklingt, ist sehr verbreitet und lautet beispielsweise in der Mittelmark und in Berlin:

---

[1]) Fliege über.

[2]) Saß auf dem Wege.

[3]) fliegt.

[4]) Schlüssel.

Eine kleine Kaffeebohne
Wollte gern nach Engelland,
Engelland ist zugeschlossen
Und der Schlüssel abgebrochen usw.

Er verdankt seinen Ursprung einem alten angelsächsischen Liede mit dem Wortlaut:

Kranich, Kranich — weißer Schwan!
Mancher soll nach England gahn,
Engelland ist zugeschlossen
Und der Schlüssel abgebrochen usw.

Anklänge an Lieder der Vorzeit finden sich auch in diesem Spielreim; in der Zauche ist an die Stelle des Kranichs die Krähe, an die des Schwans der Storch getreten. Engelland oder das Holderland, wie es in einem andern Liede genannt wird, ist das Reich der Holda oder Berchtha, das die Sehnsucht der Kinder bildet und auch als „Hollerbusch" im Ringelreihen oder als „Pommerland" im Maikäferliede vorkommt. Das Lied „Maikäfer, fliege!" und das vom Johannis- und Marienkäfer ist in der Zauche gleichfalls bekannt und hat hier den gleichen Wortlaut wie in anderen Gegenden der Mark Brandenburg.

Eine eigenartige Rolle spielt der Regen und besonders der Sonnenregen in der Kinderpoesie der Zauche. Während sonst dem Sonnenregen heilsame Wirkungen zugeschrieben werden, z. B. daß er das Wachstum der Kinder günstig beeinflußt, suchen die Kinder in der Zauche sich vor dem Regen zu schützen. Sie singen:

Sunn'nrähngk[1]) mock mi nich natt,
Mock andrer Lüdens[2]) Kinder natt

oder:

Sunn'nrähngk, mock mi nich natt,
Mock Barliner Kinder natt.
Manns sitt'n upt Dack un aaten wat,
Joahn vorbei un segg'n: „Jaid'n Dag!"
Jaabn mi aber keen'n Happ'n af

oder:

Rägenblatt mock mi nich natt,
Mock'n Schulte sien'n Hoahne natt!

ferner:

Rähnge[3]), rähnge feste,
De Jungins up de Weste,

[1]) Sonnenregen.
[2]) Leute.
[3]) Reg'ne (Nasallaut).

De Mäkins up de Schoh,
Die häm'm[1]) keene Roh.

Von Spielreimen finden sich in der Zauche folgende weniger bekannte:

Bure, bing'[2]) den Pudel an,
Dat hä mi nich bieten[3]) kann.
Bitt hä mi, denn stroaf ick di,
Hundert Doaler kost et di.

Kumm, wie will'n noahn Kelder krupen[4]),
Will'n den Bure det Bier utsupen.
Wenn hä kömmt un will uns schloahn[5]),
Segg'n we, wi häm't nich gedoahn.

Plücke, plücke Erften[6]).
Wenn der Jäger nu kähme,
Denn schläge er met de Beene.

Pannemann, Pannemann, husch, husch, husch!
Wie sitten in dinen Busch, Busch, Busch!
Wenn nu Pannemann kieme
Met sine blanke Rieme,
Min Korv[7]) is all lange vull.

Das letzte Lied wird bei einem Kinderspiel gesungen, wobei ein Kind den Pannemann (Pfändermann), der die anderen greifen muß, darstellt; von den anderen Spielen fehlen nähere Angaben.

Bei Pfänderspielen werden die nachfolgenden Verse schnell gesprochen; wer sich dabei verspricht, müß ein Pfand geben:

Sall ick — seät se[8]),
Mi — seät se,
Den — seät se,
Verfluchten Kerl — seät se
Neahm'n — seät se,

---

[1]) haben.
[2]) Bauer, binde.
[3]) beißen.
[4]) in den Keller krauchen.
[5]) schlagen.
[6]) Erbsen.
[7]) Korb.
[8]) sagt sie.

Lieber — seät se,
Will ick — seät se,
'ne Jumfer — seät se,
Blöwen — seät se,
So — seät se,
Lange — seät se,
Wie ick — seät se,
Leabe — seät se,
Dät hät se geseät un seät se immer.

Juid'n Dag — seät se,
Schön'n Dank — seät se,
Kön'n se — seät se,
Mi — seät se,
Det Fatt — seät se,
Det Botterfatt — seät se,
Borgen? — seät se,
Nee — seät se,
Unse Voater — seät se,
Schimpft — seät se,
Se häm'm — seät se,
Letzt dicke Moaden insitten loaten.

Diese Verse werden auch benutzt, um Leute, welche das „seät se" sehr häufig gebrauchen, ohne es zu merken, zu verspotten.

Das bekannte Reiterliedchen, das man kleinen Kindern vorsingt, wenn man sie auf den übereinander geschlagenen Beinen reiten läßt, lautet in der Zauche folgendermaßen:

Hopp, hopp, Reiter!
Wenn hä fallt, denn schreit er,
Wenn hä fallt in'n Sumpf,
Seät der Reiter: „Plumps"!

Die beiden letzten Zeilen lauten auch:

Wenn hä fallt in'n Moratz[1]),
Seät der Reiter: „Batz!"

oder:

Wenn hä fallt in'n Graben,
Fräten ämm de Raben.

Zum Schluß seien noch einige Wiegenlieder aufgeführt, die in der Zauche üblich sind, zum Teil aber auch in anderen Gegenden der Mark Brandenburg in gleicher oder ähnlicher Form vorkommen:

---

[1]) Morast.

Schloap, Kindekin, schloap!
In'n Goarten sind zwee Schoap,
Een schwartet un een wittet;
Un wenn dät Kind nich schloapen will,
So kömmt dat schwarte un biet et.

Bählämmken un Buhköhken[1])
Gingen beede in groasen.
Eh' se an dät Hedekin[2]) kiem'n,
Stäken er de Doasen[3])
Grote Löcker un Bloasen.

Ru ru ru ru rei,
Den Erpel dheit de Buhk so weih[4])
Er will nich mehr in schnaddern[5]) goahn,
Er will blos immer in'n Strohstall stoahn,
Ru ru ru ru rei.

Suse, Putthinn'kin, wat ruschelt in't Stroh?
Dät sin de Hielegänse, die häm'm keene Schuh,
De Schuister hät Läder un keen Leesten doto,
Drum häm'm de Hielegänsekins oach keene Schuh.

Suse, Putthinnekin, suse,
Wo woahnt denn Peter Kruse?
Wo de blanke Tübbekins[6]) stoahn,
Wo de Mäkins in danzen goahn,
Doa wohnt Peter Kruse.

Schloap, Kindekin, fest,
Wi krïen fremde Gäst'.
Se koam'm von hingen[7]) un vörne rin,
Dät wär'n woll Vädder un Muhme sin.
Schloap, Kindekin, fest.

---

[1]) kleine Kuh, Kalb.
[2]) kleine Heide.
[3]) Stechfliege.
[4]) tut der Bauch so weh.
[5]) er will nicht mehr (in Gemeinschaft mit den anderen Gänsen) schnattern.
[6]) Töpfchen.
[7]) hinten.

Hulder di bulder — der Wa'[1]) is enzwei
De Pärekins[2]) sin verdrunken.
Ei, wie hült un düllt[3]) der Knecht,
Ei, wie schelt der Junker.

Hulder die butz noa de Möllen![4])
Peter rit up dät Föllem[5]),
Fritze up de bunte Kuh,
Rid'n se alle beede noa de Mölle tu.

Bäh! schreit der Buck.[6])
Soll ick denn min Pelz verlier'n
Un den ganzen Winter frier'n?
Bäh! schreit der Buck.

Ru, ru, risch!
In'n Winder is et frisch,
In'n Summer singt de Nachtigalln,
Denn soll unse Kindekin barfot[7]) goahn.
Ru, ru, risch!

Schloap, Kindekin, ick busse[8]) di,
Wärst du grötter, denn schlüg' ick di;
Aber nu bist de noch ville tu klein,
Da müt ick di bussen un gedullig sein.
Schloap, Kindekin, schloap!

Ru, ru, ru, reiken!
Kocht det Kindekin en Eicken,
Leat[9]) en Stücksken Butter dran,
Dät unse Kindekin pappen kann.
Ru, ru, ru, reiken!

---

[1]) Wagen.
[2]) Pferdchen.
[3]) heult und tollt (lärmt sehr).
[4]) Mühle.
[5]) Füllen.
[6]) Bock.
[7]) barfuß.
[8]) bussen = wiegen.
[9]) legt.

Ru, ru, ru, reiken!
Johanne is gut freiken[1]).
Der Michel[2]) is een böser Mann,
Der steckt alle Lüdens Lampen an.

Hottepärekin[3]), führe noa de Stadt,
Bränge doch unsem Kindekin wat! —
Wat sall ick em denn bringen? —
Zucker, Rosin'n un Mandelkern.
Dät aet unse Kindekin gern.

Ru, ru, rinnikin!
Der Fuchs, der frett det Hinnekin.
Er frett et nich alleene,
Unse Gottlieb kriet[4]) de Beene.

Sagen aus dem Dorfe Lögow bei Wildberg i. d. Mark.

Mitgeteilt von **Friedrich Wienecke** in Berlin.

Wie jeder Ort, so hat auch das Dorf Lögow bei Wildberg i. d. Mark seine Sagen, seine Orte, an denen es spukt, und seine Personen, die mit einem geheimnisvollen Schleier umgeben sind.

1. Der Taterberg.

Nördlich von Lögow führt die Landstraße von Neuruppin nach Wusterhausen a. d. Dosse. Der Verbindungsweg zu dieser geht über die steinerne Brücke des Strenggrabens. In ihrer Nähe liegt der „Taterberg" d. i. Tatarenberg. Seinen Namen führt er deshalb, weil auf ihm ein Zigeuner, der im Volksmunde früher Tatar genannt wurde, seine Frau erschlagen hat. Der Geist der Erschlagenen geht in der Mitternachtsstunde von 12—1 Uhr um; er klagt über den Mord und über das

---

[1]) Um Johanni (24. Juni) ist gut freien.

[2]) Michaelis (29. September).

[3]) Hottepferdchen. — Eine Variante des vielverbreiteten Wiegenliedes: „Buhkäveken von Halberstadt", das den kinderlieben Bischof Burkhard von Halberstadt verherrlicht.

[4]) kriegt.

Schicksal der hinterbliebenen Kinder. Aber auch der Geist des Mörders kommt nicht zur Ruhe. Er muß zur Strafe „umgehen“ und suchen, sich mit seiner Frau zu versöhnen; erst dann kann er Ruhe finden.

Der Mörder kehrt nachts zurück, sucht seine Frau, die stets ängstlich vor ihm flieht, und übt dann gern Schabernack gegen die nächtlichen Wanderer aus. So „hackt he hinnen upp“ d. i. er hängt sich hinten auf die fahrenden Wagen und beschwert sie so, daß die Pferde ihn nicht fortschaffen können. So konnten einmal Lögower Bauern, die über den „Tatar“ gewitzelt hatten, einen Wagen, der mit einem halben Klafter Holz beladen war, nicht mit vier Pferden fortbringen, bis einer sagte: „Tatar! ick bann' di“, d. i.: „Tatare! ich banne dich!“, da kam der Wagen frei. Auch den Wanderern bereitet er Ungelegenheiten. Er stellt ihnen das Bein, stößt sie in den Graben oder macht, daß sie irgend etwas verlieren müssen und es nicht wiederfinden können.

Wenn Frau und Mann sich wiedergefunden und versöhnt haben, wird das „Umgehen“ aufhören.

2. Die Viechelschen Kinder.

Der Weg von Lögow nach dem Flecken Wildberg führt über eine steinerne Brücke des Landwehrgrabens. Hier bei dieser Brücke ist es nicht geheuer. Es gehen nachts zwei kleine Kinder, dürftig bekleidet, den Weg. Sie gesellen sich stillschweigend zum Wanderer und gehen auch schweigend neben ihm her. Verscheucht man sie, so bereiten sie Unglück; läßt man sich mit ihnen in ein Gespräch ein, so kann man unbehelligt weitergehen. Auf die Frage: „Wo wollt Ihr hin?“ antworten sie stets: „Nach Viechel, nach Viechel!“ Sie erzählen dann folgende Geschichte: Vor mehr als hundert Jahren heiratete ein Bauer aus Lögow eine Witwe aus dem südlich von Wildberg gelegenen Dorfe Viechel. Sie brachte zwei Kinder mit in die Ehe, die sie über alles liebte. Dem Bauer waren die Stiefkinder ein Dorn im Auge, und da sie Geld von ihrem verstorbenen Vater besaßen, hätte er sie am liebsten beiseite geschafft und beerbt. Darüber grämte sich die Mutter sehr, und der Gram verzehrte ihre Kräfte. Sie starb, und nun trieb der hartherzige Stiefvater die kleinen Kinder, Knabe und Mädchen, dürftig bekleidet, in die kalte Winternacht mit den Worten hinaus: „Jetzt schert Euch nach Viechel!“ Die Kinder zogen weinend ab und erfroren. Der Vater wurde bestraft und endete sein Leben an der Karre. Die Kinder aber gehen noch oft den Weg, um ihre Mutter auf dem Kirchhof zu besuchen. Sie begegnen nur Männern, um diese vor Hartherzigkeit zu warnen.

Der alte Schäfer auf dem nahe gelegenen Vorwerk Emilienhof hat sie gesehen; ihm haben sie ihr Schicksal erzählt, und er hat zur Warnung es den Dorfbewohnern wiedererzählt.

3. Das Schlüsselbuch.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lebte in Lögow eine Witwe mit Namen Berkholz. Sie wurde vom Gute unterhalten und wohnte in einem alten, zerfallenen Gebäude. Im Dorfe wurde sie nur „Mutter Berkholz“ genannt und stand in dem Rufe, daß sie Diebe entdecken könnte. Zu diesem Zwecke besaß sie ein „Schlüsselbuch“. Es war ein altes Gebetbuch, das sie von „Enn to Wenn“ d. h. vom Ende bis zu Anfang durchlesen hatte. Das Gebetbuch hatte ein Mörder auf seinem letzten Gang benutzt, und vom Urgroßvater hatte es sich fortgeerbt. Kam jemand zu Mutter Berkholz, um einen Dieb ausfindig machen zu lassen, so forschte sie genau nach den Umständen, unter welchen der Diebstahl geschehen war, und hieß ihn am Freitag Mitternacht wiederkommen. Sie setzte sich dann ihre große Hornbrille auf, verhüllte das Licht und nahm das „Schlüsselbuch“ mit feierlicher Miene aus dem Koffer. Sie legte das starke Buch so hin, daß die Blätter von einer Seite zur andern schlagen mußten und rief, indem sie drei Kreuze schlug: „Schlüsselbuch, ich tu' Dir fragen, ob Du mir den Dieb willst sagen!“ Das geschah dreimal schnell hintereinander und während dieser Zeit hatte der Bestohlene die Namen der Verdächtigen schnell zu sprechen. Bei welchem Namen nun die Blätter stehen blieben, das war der Dieb. War die Sache versehen, oder hatte sich das „Schlüsselbuch“ nicht deutlich erklärt, so mußte die Frage am nächsten Freitag um dieselbe Zeit wiederholt werden. In dringenden Fällen gab auch das „Schlüsselbuch“ am Sonntag unter der Predigt Antwort. Die Kraft des „Schlüsselbuchs“ lag darin, daß der Raubmörder in der Nacht des Freitags in dem Buche gelesen hatte und durch die Gebete bekehrt worden war.

4. Der Seher.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte in Lögow ein Mann, der bei den Dorfbewohnern in dem Rufe stand „He kann watt sehen“, d. h. „Er kann etwas sehen.“ Er war am Neujahrstage, der ein Sonntag war, geboren, an einem Sonntage getauft worden, und alle seine bedeutendsten Lebensschicksale hatten sich an einem Sonntage zugetragen. Mit ihm war es nicht richtig; er konnte etwas sehen. Er wußte genau wer im Jahre im Dorfe starb. Er begleitete die Kranken vor ihrem Tode zum Kirchhof, damit sie sich eine Grabstätte aussuchen möchten. Während der Sylvesternacht wurden ihm die Namen der Sterbenden bekannt. Erkrankte jemand, so hieß es: He is joa woll met em tom Kirchhof weßt“, (d. i. Er ist ja wohl mit ihm zum Kirchhofe gewesen). Vor dem Tode des Gutsherrn (Oberstleutnants v. Zieten, gest. 1834) sah er diesen in die hell erleuchtete Kirche gehen. Er wollte ihn zurückhalten; aber der Herr sprach finster zu ihm: „Johann! bleib' zurück!

halt' mich nicht auf!" Er konnte ihn nicht halten, und Zieten mußte sterben.

5. Der Müller und der feurige Drache.

An der schon genannten Landstraße, die von Neuruppin nach Wusterhausen a. d. Dosse führt, erhebt sich ein Hügel, der noch jetzt der „Möllenberg", d. i. der Mühlenberg, genannt wird, weil auf ihm eine Mühle gestanden hat. Der Müller war ein reicher, geiziger Mann, der es nicht genau mit dem „Metzen" nahm, von dem man spottweise sagte: „Vör dänn hett de Schäpel ok mir as sößtein Matten", d. i.: für den hat der Scheffel auch mehr als sechzehn Metzen. Man wollte damit sagen, daß er zu Unrecht das Mahlkorn nahm, um sich zu bereichern. Aber das alles hätte ihn nicht so reich gemacht, wenn er nicht noch überdies einen Packt mit dem Drachen geschlossen hätte. Dieser feurige Drache saß in einem Erlengebüsch am nahen See. Er schaffte dem Müller, wenn er es verlangte, Geld und immer wieder Geld, sodaß sein Reichtum ungezählt war. Dem Müller war die Frau gestorben, und er ging auf die Suche nach der zweiten. Niemand im Dorfe mochte ihn heiraten. Endlich fand er ein frommes, stilles Mädchen, das nichts von seinem bösen Treiben wußte. Einst saß er mit seiner Frau im Zimmer; Knechte und Mägde waren zum Tanz im Dorfe. Sie gerieten in Streit. In der Erregung rief der Müller: „Droak, kumm und hoal de Frau!" d. i. „Drache, komm und hole die Frau!" Der feurige Drache kam, um die Frau zu holen. Diese rief den Namen Gottes an und floh. Eben hatte sie das Haus verlassen, da krähte der rote Hahn auf dem Dache. Das Haus stand in Flammen; die Mühle wurde mitergriffen. Während die Leute aus dem Dorfe kamen und retten wollten, sahen sie, wie die Schaufeln der brennenden Mühle sich drehten. Sie sahen eine Feuerkugel dem Elsenbusch zufliegen. Der böse Müller, der seine erste Frau dem Drachen geopfert hatte, mit seinen Schätzen verbrannte.

Lebenssprüche aus der Grafschaft Ruppin.

Mitgeteilt von **Friedrich Wienecke** in Berlin.

1. Bei der Übergabe eines Patenkindes.

Hier bring' ich meinen Paten,
Mag er Euch wohlgeraten,
Mög' er auch wohlgedeihn,
Daß Menschen und Engel sich über ihn freu'n.

Einen Heiden hab' ich fortgetragen,
Einen Christen bring' ich wieder.
Ich lege die Hoffnung zu frohen Tagen
In Deinem Schoße nieder.

Gottes Segen, Gottes Schutz
Sei mit meinem Paten.
Allem Bösen biet' er Trutz!
Gott lass' ihn wohlgeraten.

---

2. Aus dem Kindesleben.

Kinnermoat und Kälwermoat münn oll Leu weten.
(Kindermaß und Kälbermaß müssen alte Leute wissen.)

Kinner dohn all' nist Googs!
(Kinder tun alle nichts Gutes!)

Kinnerhand ist bald to füllen.
(Kinderhand ist bald zu füllen.)

Lia, lia, leut, geff' ne googe Fleut,
Loat se nich verderwen, loat se goot werden.

Hopp, hopp, hopp, hopp Basterjahn, loat den Bast int Holt rin gahn,
Loat se nich verderwen, loat se good werden.

Beide Sprüche werden bei Herstellen der Pfeife aus Weidenrinde gebraucht; es wird dabei auf den Zweig geklopft, um die Rinde zu lockern.

Um die taktmäßige Bewegung bei dem Braken (Flachsbrechen) den jungen Mädchen beizubringen, müssen sie folgende Worte sprechen:

Trineri, trinerack — All' Leu racken!

Um die Aufmerksamkeit auf das Formen des Fadens beim Spinnen zu lenken, ruft man ihnen zu:

Trinlies, kiek upp'n Foagen!
(Katharina-Luise, sieh auf den Faden!)

Beliebter Stammbuchvers:

Ins Herz wird die Freundschaft geschrieben,
Der Name ins tote Papier.
Es sollte mich innig betrüben,
Gedächtest du meiner nur hier.

Um Sommersprossen zu vertreiben, muß in mondheller Nacht siebenmal gesprochen werden:

De Rölen de ropen, de Sommerpläck lopen.
(Die Frösche, die rufen, die Sommerflecke laufen.)

---

3. Zur Konfirmation.

Als ich ein Kind war, redete ich wie ein Kind.
Da ich ein Mann war, tat ich ab, was kindisch war!

---

4. Jünglings- und Jungfrauenzeit.

Wer watt Leiws hatt, de löppt dana,
Wer watt leges hatt, de fött dana.
(Wer etwas Liebes hat, der läuft danach,
Wer etwas Schlimmes hat, der faßt danach.)

Hurtig, fleißig, folgsam, rein
Müssen junge Mädchen sein!

Ein Mädchen muß wie rhein'scher Wein
Bald herbe und bald süsse sein!

---

5. Zur Hochzeit.

Der Tischdecker schickt während der Tafel bei der Hochzeit einen Teller herum, um eine Geldspende zu erhalten, mit folgendem Spruch:

Ich wetzte das Messer und putzte die Gabel,
Ich wischte den Löffel und deckte den Tisch,
Darauf nun stehet der gebratene Fisch!

Die Köchin sendet zu gleichem Zweck einen Teller den Gästen mit dem Spruch:

Auf dem Teller ist weißes Salz,
An dem Braten ist Butter und Schmalz.
Auf der Schüssel ist süßer Reis.
Gedenket meiner Mühe Preis!

Der Bierzapfer heischt sein Trinkgeld durch folgenden Spruch:

Zu guten Speisen guter Trank.
Dafür gebühret mir ein Dank!

Der Brautdiener überreicht Wasser, Seife und Handtuch nach der Mahlzeit dem Brautpaar mit den Worten:

Ich bringe das Wasser und das grüne Kraut.
Das setz' ich hierher vor der Jungfer-Braut.
Der Jungfer-Braut mag es nicht verdrießen
Und einen Dukaten (Taler) lassen drein fließen.

Auf dem Wege zur Kirche oder im Hochzeitssaal wird ein Marsch gespielt, darin kommt die Melodie „Es ritten drei Reiter zum Tore hinaus" vor. Es wird von den jungen Mädchen oder von den Unverheirateten gesungen:

Bedauert das Mädchen, das hinter uns geht! Tra — — —
Das aus den Freuden ins Elend reingeht! Tra — — —

Das jüngste Kind unter der Hochzeitsgesellschaft überreicht der Braut eine Gabe und spricht:

Ich bin die kleine Dicke und weiche nicht zurücke.
Ich wünsch' der Braut ein langes Leben.
Sie soll mir ein groß' Stück Kuchen geben!

Bei dem Empfang des Brautpaares im Orte:

Gott sei mit Euch an diesem Orte.
Er seg'ne Euren Lebensbund.
Er sei mit Euch mit seinem Worte.
Drum danket ihm zu jeder Stund.

Bei dem Eintritt ins Haus:

Tretet ein! Bringt Glück herein!
Das Unglück sei fern! Dienet dem Herrn!

Die Leiper Steine und der liebe Gott als kleiner Junge.

Von **W. v. Schulenburg.**

Das Dorf Leipe im Oberspreewald erhebt sich wie ein Eiland aus dem umliegenden Wiesengelände, und über die ganze Anhöhe dehnte und dehnt sich ein Lager von vielen Steinen aus, kleineren, wie auch sehr großen; ebenso unter den Äckern und zum Teil unter den Wiesen. Ingleichen lagen früher wenigstens viele Steine, „fast wie ein Pflaster", auf dem Grunde des Fließes, das Leipe durchschneidet, und eines anderen Fließes, das am Anfang des Dorfes nach Norden sich abzweigt. Von diesen Steinen sollen aber nicht mehr so viele vorhanden sein, weil die Leiper viele herausgenommen haben. Spreewälder schätzten die Ausdehnung des Steinlagers auf ungefähr einige hundert Schritt in die Länge und Breite. Es handelt sich jedenfalls um eine Ablagerung aus der Eiszeit.

Diese Steine, besonders die großen, haben immer eine auffällige Erscheinung hier in der Gegend gebildet. Dazu kommt, daß die Leiper vormals durch Leibesgröße sich auszeichneten. Die alten Sagen wissen mancherlei von ihrer Herstammung, besonders von den Riesen her, die sonst in der Lausitz weniger bekannt sind. So sollen auch drei Riesen-

weiber von Leipe die Erde zum Schloßberg von Burg hingebracht haben. Dieser Schloßberg besteht, wie bekannt, aus einer alten Erhebung, die später durch Menschenhand umgeschaffen worden ist. Einzelne jener Sagen sind sehr wunderlicher Art.

Nebenher sei bemerkt, daß der ehedem sagenkundigste Mann zu Burg, Kito Pank im Volke genannt, der ganz abgeschlossen lebte, aus alter Überlieferung zu berichten wußte, daß die Leiper überhaupt aus Pommern stammten. Jedenfalls wurden sie früher von den wendischen Bewohnern der Umgegend für eine Art Fremdlinge ihrer Herkunft und ihrer Sprechweise nach gehalten. Wenn nun auch die äußere Erscheinung der alten Leiper mit zur Herleitung von Riesen mag beigetragen haben, so mögen doch auch die großen Steine von Leipe nicht ganz ohne Einfluß für solche Auffassung gewesen sein. Denn sehr vielfach, in alter Zeit wahrscheinlich ganz allgemein, wurden in der Mark, und sonst in Norddeutschland, ungewöhnlich große Steine mit Riesen zusammengebracht. Riesen haben solche Findlingsblöcke aus der Eiszeit durch die Luft geschleudert und niederfallen lassen, und als ihr Nachfolger auch der Teufel, dieser besonders in der Lausitz und in der Neumark. Wo solche Steine im Altertum heilige Steine waren und bei Einführung des Christentums eine Kirche an ihre Stelle trat, da wollten die heidnischen Riesen, und auch der Teufel, die Kirchen damit einwerfen. Unsere Riesensagen sind gewiß uralt. Es erscheint wohl denkbar, daß hinsichtlich der Riesen Überlieferungen sich erhalten haben aus Zeiten, die auf die Vereisung folgten. Wußte man doch früher gerade in dieser Gegend aus alter Überlieferung, daß die Wilischtscha, ein Höhenzug im Oberspreewald, aus einem großen Regengusse entstanden sei, und daß vormals der Wind in einer Nacht Krügers-Berg, einen Sand-„Berg“ beim Dorfe Burg dahin getrieben habe von Ssykoriz-Kaupe, einer anderen Erhebung dort, also ein Vorgang, nur schneller als bei den Wanderdünen. Im Norden begegnen uns überall die Frost- und Eisriesen. Als Hymir ging „in den Saal, die Gletscher dröhnten“. Berggeschlecht und Felsungetüme nennt die Edda die Riesen. Sie sind Urgewalten des Erdalls. Wie die Wala spricht: „Riesen acht ich die Urgebornen“. Sie waren, ehe die Götter waren. Auch die Götter sind geboren. Von manchen weiß man, daß sie Knaben waren (Osiris, Indra, Bachus). Kampf war meist zwischen den germanischen Göttern und Riesen. Die Sage weiß auch von der Herkunft der Leiper Steine. „Als Gott noch als kleiner Junge war,“ hieß es im Volksmund, „da hat der Teufel Erde geworfen dort, wo jetzt die Peitzener Teiche sind (bei der Stadt Peitz), wie früher das Getreide geworfen wurde, es zu reinigen, und es ist die Spreu dort niedergefallen, wo jetzt der Schloßberg von Burg ist, und die Körner sind niedergefallen in Leipe.“

Ein Pfingstbrauch in dem Altenburger Holzlande.

Von Realschuldirektor a. D. **Dr. F. Weineck.**

Ein Pfingstbrauch hat sich noch im Altenburger Holzlande erhalten, wo in den meilenweit ausgedehnten Fichten- und Kiefernwaldungen die Leute immer noch neben mäßiger Landwirtschaft vornehmlich von der Holzindustrie leben, d. h. Bau- und Grubenholz zurichten, Bretter schneiden und Mulden, Karren, besonders aber Harken und Leitern verfertigen, die dann die hiesigen Händler weit hin ins deutsche Land bis zum Rhein verfahren und verkaufen. Erst neuerdings ist, wie fast in ganz Thüringen, Porzellanfabrikation hinzugekommen.

Hier nun, in Kloster-Lausnitz, in dem nahen Hermsdorf und dem etwas entfernteren Oberndorf wird zu Pfingsten der Maibaum gesetzt, in den beiden erstgenannten Dörfern am 3. Feiertage, in Oberndorf zu Klein-Pfingsten, d. i. am Sonntage nach Pfingsten.

Die Burschen des Dorfes kaufen dazu eine mehrere meterhohe Fichte, köpfen diese und glätten sie sorgfältig und befestigen oben daran eine kleine grüne Fichte mit eisernen Klammern. So liegt der Baum am bestimmten Tage fertig auf dem Dorfplatze, hier Markt genannt, wo er stehen soll. Nun holen die Burschen von den Mädchen lange, bunte Bänder zusammen, die sie an die Zweige der kleinen Fichte binden. Am Nachmittag des 3. Feiertags versammeln sich zum Aufrichten des Maibaums Burschen und Mädchen, festlich geputzt, und überdies füllt sich der Platz mit den gleichfalls festlich gekleideten Kindern des Dorfes und vielen Alten. Das Loch, in das der Baum kommt, ist ausgehoben, die Musik steht bereit, der Bursche, der das Ganze kommandiert, gibt das Zeichen mit einem lauten Hoch! in das die ganze Menge einstimmt und die Musik mit einem Tusch einfällt, und der Baum wird von den Burschen mit Leitern, ohne alles Tau- und Strickwerk aufgerichtet, erst mit kleinen, dann immer größeren, und zuletzt, wenn auch die längsten Leitern nicht mehr zulangen, mit Scheren, die aus 2 sehr langen, oben kreuzweis verbundenen Fichtenstangen bestehen. Zu jedem neuen Anhub gibt der Kommandeur das Zeichen, alles schreit von neuem Hoch, und die Musik bläst ihren Tusch, bis das schwierige Werk vollendet ist und der mächtige Baum steht und unten festgemacht ist. Dann ziehen die Burschen mit ihren Mädchen trinkend und johlend unter Musik dreimal um den Maibaum und darauf in den nahen Gemeindegasthof zum Tanz.

Dieser Maibaum steht nun bis zum nächsten Pfingsten; da wird er versteigert, und der ihn ersteht, muß ihn rechtzeitig fällen, um dem neuen Platz zu machen. Das geschieht am frühen Morgen, wenn der

Platz noch leer ist, daß der niederstürzende Baum niemand trifft und totschlägt. Man weiß nicht, daß jemals dabei ein Unglück vorgekommen ist. Aber in dem ganz nahe bei Kloster-Lausnitz gelegenen großen Dorfe Weißenborn ist seit etlichen Jahren das Setzen des Maibaums verboten, weil durch dichteren Ausbau der Platz zu eng geworden ist für den fallenden Baum, der leicht auf ein Haus oder anderes Gebäude schlagen könnte.

Die Kinder setzen sich in Gärten und Höfen kleine Maibäume, die getreu dem großen nachgebildet sind; und in dem ½ Stunde von hier entfernten Tautenhain haben bis vor etwa 25 Jahren die Kinder des Dorfes zusammen in einem Garten sich einen ordentlichen Maibaum aufgerichtet und dazu eine 12—15 m hohe Fichte ordentlich gekauft und diese im nächsten Jahre an einen Leitermacher verkauft, wie die Großen. Das dürfte wohl ein sicheres Zeichen dafür sein, daß in alten Zeiten auch hier der Maibaum von der erwachsenen Jugend ebenso gesetzt worden ist wie noch bis jetzt in den 4 genannten Dörfern, und so wohl auch in den übrigen Dörfern des Holzlandes, in denen sich aber keine Spur oder Erinnerung dieses Pfingstbrauches erhalten hat.

Den Pfingsttanz hat die Jugend von Tautenhain bis etwa vor einem Menschenalter in einem dicht beim Dorfe gelegenen Waldtale, „in den Buchen“ (die hier in den großen Nadelholzforsten selten sind) gehalten auf einer dort hergerichteten und ringsum mit grünem Gezweig umsteckten und überwölbten Diele, und damit war meist ein Vogelschießen verbunden. Aber die Kultur, die alle Welt beleckt, hat dieses frohe Vergnügen im grünen Walde weggeleckt und an dessen Stelle einen „Ball“ im neuen Gemeindegasthause gesetzt. — Das habe ich an Ort und Stelle erfahren.

In vielen andern Orten Thüringens, so bei Jena und in meiner Heimat an der unteren Unstrut, wird oder wurde in meiner Jugendzeit der Pfingsttanz in solchen aus Maien (Birkenreisig) hergestellten Lauben gehalten, die, wo eine Dorflinde ist, um diese herum im schönsten kühlen Schatten hergerichtet wurden bzw. werden; und wo die Linde fehlt, da wird hier und da auch in der Mitte eine Birke als Maibaum gesetzt.

Johannisfeuer.

Von Realschuldirektor a. D. **Dr. F. Weineck.**

Wieder sind am wunderschönen Abend des Johannistages die Höhen des Saaltales bei Jena von den uralten Sonnwendfeuern erstrahlt, die von unsern Voreltern dem auf der Höhe wandelnden, nun bald aber

hinabsteigenden Tagesgestirn oder vielmehr dem Sonnengott Balder oder Phol (vgl. die 1. Merseburger Zauberformel) als heilige Opferfeuer entzündet wurden.

Emsig sammelt dazu in Stadt und Dorf die Jugend alle Holzabfälle und Reisig, vornehmlich alte Teer- und Petroleumfässer; in Jena aber holen sich die Knaben der 3 Bürgerschulen in dem jeden zugeteilten Bezirk der Stadt auch die inzwischen verdorrten Pfingstmaien aus den Häusern zusammen. Und hier brennen nicht nur die Knaben dieser 3 Schulen, sondern auch die 3 Burschenschaften und zwei Corps und andere Studentenvereine, ferner die Künstlergesellschaft und die Fuchsturm- und die Jenzig-Gesellschaft, die ihre Häuser auf den hervorragendsten Berghöhen haben, Johannisfeuer. Und ebenso zünden auch alle kleineren Orte im Saaltale und auf den anstoßenden Hochflächen solche Feuer an. Doch bleiben die Höhen im Altenburgischen dunkel, wo, wie ich glaubhaft erfahren habe, vor langer Zeit die Feuer wegen des dabei verübten Unfugs polizeilich verboten worden sind.

Zahlreich sind die Scharen von Jung und Alt, die aus Jena mit hinausziehen, und ebenso lagern sich um die Feuer der Dörfer Groß und Klein bis zu den Kleinsten herab, die die Mütter im Kinderwagen mit heraufbringen: schon das ein sehenswertes lebendes Bild. Prachtvoll ist der Anblick, wenn dann mit hereinbrechender Dunkelheit auf all den Höhen bis zu den Hügeln im Tale unten in rascher Folge, bald hier, bald da und wieder dort die Feuer aufflammen, deren ich mehr als 20 gezählt habe, und in die Nacht hineinleuchten, manche stundenlang, andere früher verlöschend, und wenn um das große Feuer zahllose kleine Lichter, die geschwungenen Fackeln, tanzen. Und an dem Berghange zum Forst hinauf erglänzen zu gleicher Zeit die Schrebergärten von Hunderten bunter Laternen und Lichter, die sich wie leuchtende Schnüre darin hinziehen. Prächtig besonders ist noch der Abschluß, wenn die Feuer niedergebrannt sind und in der dunkelen Nacht lange, lange Züge von Fackelträgern auf den gewundenen Wegen vom Hausberg und Jenzig, vom Landgrafen und Forst und von der Schweizerhöhe sich wie feurige Schlangen nach der Stadt herabziehen. Es lohnt wahrlich einen Johannisabend in Jena oder vielmehr auf einer der Höhen bei Jena, auf denen ja meist auch für Trank und Speise wohl gesorgt ist, zu verleben.

Von altem Brauch und Glauben hat sich freilich sonst nichts erhalten. Nicht mehr zündet die Jugend am großen Feuer abgekehrte Besen, wie ehedem und wie es im alten Glauben begründet war an, sondern moderne Fackeln aus Kienspänen, die oben vielfach gespalten, geteert und mit Werg umwickelt sind, freilich auch länger vorhalten; nicht mehr werden diese sorgfältig im Kreise (als Abbild der Sonnenscheibe) geschwungen, nicht mehr zum Schluß auf die Felder oder zum Heerdfeuer

getragen; nicht mehr umziehen Burschen und Mädchen und die Knaben singend und die Fackeln schwingend das große Feuer, noch springen sie, wenn dies niederbrennt (um sich vor Unheil zu feien) paarweis darüber. Nur die Studenten pflegen in künstlicher Erneuerung z. T. solchen alten Brauch.

Vor einem Menschenalter noch wurden auch im mittleren Unstruttale, von Nebra aufwärts bis Kindelbrück, und von da aus auf der Finne und Schmücke bis Cölleda und auf der andern Seite bis zum Kyffhäuser und über Sangerhausen und Eisleben hinaus bis zu den Vorhöhen des Harzes Johannisfeuer angezündet. Ob sie dort noch gebrannt werden, wie zu vermuten, oder für immer erloschen sind, kann ich nicht sagen.

Schimpf- und Scheltworte.

Von **Robert Mielke.**

Im Volksmunde ist das Schimpf- und Scheltwort ein bevorzugtes Element. Doch auch die oberen Kreise verschmähen es nicht, die Ungeduld durch ein Scheltwort auszudrücken. Wie häufig das Scheltwort selbst im friedfertigsten Sinne gebraucht wird, hat wohl ein jeder an sich schon erfahren, wenn sich ihm ein Esel oder Dummkopf auf die Zunge drängte, wobei es ganz gleichgültig ist, ob es ausgesprochen oder unterdrückt wird. Es ist eben das ursprünglich scharf charakterisierende Begriffsbild zu einem Sprachsiegel erstarrt, zu einem Floskel, der in dem Maße häufiger gebraucht wird, in dem der Sprecher mehr an Empfindung und Temperament und weniger an Erziehung verfügt. Man kann weiter feststellen, daß Stamm und Volk, ja, daß selbst Beruf und Stand neben ganz allgemeinen Scheltworten wie Esel, Dummkopf, Rindvieh u. a. noch besondere haben, die nur innerhalb eines beschränkten Interessenkreises Anwendung finden. Das studentische Philister steht hier neben dem ermländischen Kott = Dummkopf und dem polnischen Schubjack oder dem jüdischen Schaute. Noch etwas anderes offenbart uns die Beobachtung, indem sie zeigt, daß einzelne fast gedankenlos, andere mit einer sehr viel sicheren Unterscheidung gebraucht werden. Man denke nur an die durchaus verschiedene Gesinnung, aus der heraus man in der Großstadt Esel, Affe, Hund oder Ochse hören kann, um auf eine stärkere oder schwächere Empfindung zu schließen.

Die Volkskunde hat dem Scheltwort im allgemeinen noch wenig Beachtung geschenkt, mindestens hat sie noch nicht versucht, ein Inventar lebender und toter Scheltworte anzulegen. Das ist zu bedauern, weil uns eine solche Aufstellung manches in der Denkweise der Völker aufhellen würde. Sie würde dem Scheltwort nicht nur nach der sprach-

lichen und kulturlichen Seite hin eine besondere Bedeutung geben, sondern häufig auch das Gefühlsleben ganzer Interessengenossenschaften wie in einem Blitzlicht festlegen. In Nachfolgendem soll auf Grund nur gelegentlich gemachter Beobachtung der Versuch gemacht werden, einen bescheidenen Beitrag für ein solches Inventar zu liefern.

Von neueren Schriftstellern ist mir nur Bludau dadurch aufgefallen, daß er den Schimpf- und Scheltworten einige Beachtung schenkt. In seiner Landeskunde [1]) stellt er für Ostpreußen folgende Schimpfworte zusammen: schtobekop = Dummkopf, schuprînche = Schopf, Döskopf, Dossel, Fleetz (Flötz), Laps, Lorbas = Taugenichts, Schubjack, Schemperzagel, Kott = Dummkopf zusammen. Aus meinen eigenen Beobachtungen kann ich ihnen anreihen: Törnebock = störrischer Junge (Nichel bei Treuenbrietzen), wendscher Pinak = wendischer Säufer (ebenda), Schlampampe (Kuhlewitz bei Belzig), alter Kathole [2]) (Dahlewitz bei Berlin), Dreck..sch (Trebur bei Darmstadt); in Hamburg hört man ferner oft ein Üz als Ausdruck verächtlicher Geringschätzung, dem sich als schroffere Steigerung Fratz anschließt. Sehen wir uns die landläufigen Schimpfworte etwas näher an, dann zeigt es sich, daß die größere Anzahl einen Mangel an Verstand und Einsicht anzeigen wollen. Für Berlin finde ich: Aas (Doves A.), Dämel (Dämelack), Dösel, Droomlade, Dusche, Dussel, Dummkopf, Esel, Fatzke, Grützkopp, Heupferd, Hornvieh, Kruke, Ochse, Rind (Rindvieh), Schaf (Schafskopp), Schaute, Sch..ßer (Sch..ßkerl), Hosensch..ßer (hamburgisch Schietbüchs), Schlafmütze, Stiesel, Teekessel (Teepot in Hamburg), Transuse. Diesen vielen, dem Sinne nach gleichbedeutenden, nur wenig abschattierten, Worten stehen solche Scheltworte an der Seite, die einen körperlichen Mangel verkünden oder örtliche Zufälligkeiten angeben wie Affe (Affengesicht, Affen..sch), Bolle (ne riedige Bolle), Böhmake, Beest (Biest), Dreckfink (Dreckpatsch, Dreckhammel), Ekel, Flaps, Fleetz, Flegel, Fratz, Geizhammel, Jaljenstrick, Jammerlappen, Krauter, Laban, Latsch, Lausejunge, Lümmel, Lulatsch, Mistfink, Quatschkopp (Quatschneese), R.tzjunge (R.tzbengel, R.tzliese, R.tzlöffel, R.tzlümmel, R.tzneese, R.tztrompete, R.tztulpe), Sau (Sauigel, Saumichel), Schlumps, Schweinigel, Tele (Hundetele), Tollpatsch, Üz, Unke, Waschlappen. Verhältnismäßig klein ist dagegen die Liste jener Scheltworte, mit denen eine wirkliche Gehässigkeit

[1]) Bludau. Oberland, Ermland, Natangen, Barten. Stuttgart 1901. S. 185 bis 187, 208. Über R.tzlöffel und Ölgötze hat v. Schulenburg in den Verhandl. der Zeitschrift f. Ethnologie (1888 S. 156) Mitteilungen gemacht.

[2]) Man beachte dabei das Berlinische „es ist um katholisch zu werden". In Riedebeck bei Luckau bezeichnete mir der Lehrer vorgeschichtliche Scherben als „katholische Scherben", ein Hinweis, daß in dem Wort nur zurückgeblieben, alt steckt.

zum Ausdruck zu kommen sucht: Hund (Hundsfott), Aas, Hallunke, Kröte, zu denen unter Umständen noch Luder und Ochse mit seinen Abwandlungen kommen.

Es ist ein fast unbezähmbarer Drang in den unteren Schichten, eine Rede durch das Scheltwort besonders wirkungsvoll zu steigern. Vor mir gingen einmal zwei Berliner Arbeitsburschen in einem eifrig geführten Gespräche: „Jelangweilt habe ick mir, du Affe", sagte der eine freundschaftlich zu dem anderen. Nach einer kleinen und für das Thema unwesentlichen Auseinandersetzung drückte derselbe Redner seinen Unmut über das schwere Verständnis seines Kollegen durch die Worte aus: „Ick habe ja een Bild von ihm, du Affe". Hier war kaum noch eine bestimmte Absicht mit dem Scheltwort verbunden, sondern dieses zur reinen Sprachgewohnheit geworden, mit der der Redner seinen Worten Nachdruck gab.

Auch die Necklust erzeugt manchen Spottnamen, der mit der Zeit zum Scheltworte wird und nicht selten der Ausgang blutiger Händel werden kann. So nennen die Luckenwalder die Bewohner der benachbarten Stadt Zinna nach den Früchten, die sie zur Stadt bringen, Korrüben, was diese mit Fettlappen und nach einer dunklen Begebenheit im Kriege 1806/07 mit Kienräuber vergalten. Die Stimmung wird dadurch oft genug bis zu Prügeleien, namentlich unter der Jugend, erhitzt. Diese ist überhaupt ein wichtiger Faktor für die Lebensdauer mancher, gelegentlich erstandener, Scheltworte. Nach den eine zeitlang beliebten gelben Handschuhen wurden z. B. die Schüler des Berliner Kaiser Wilhelm-Realgymnasiums von den Kameraden des gegenüber gelegenen Friedrich Wilhelm-Gymnasiums als Rehpfoten bezeichnet, während diese den in einer natürlichen Gegenstimmung erzeugten Namen Gummilatschen einstecken mußten und ihn vermutlich kaum wieder loswerden. Eine andere Seite des Scheltwortes enthüllt uns eine Hamburger Redensart, die mir berichtet wurde, die ich aber auf ihre Glaublichkeit bisher nicht prüfen konnte. Danach gab es dort ein altes Original namens Hummel [1]), dem die Jugend überall diesen Namen nachrief. Da er stets durch das stereotype M.rs antwortete, dessen nähere Bedeutung im Götz von Berlichingen nachzulesen ist, so sind beide Worte derart in enge Beziehung zu einander getreten, daß der Zuruf „Hummel" und die entsprechende Antwort zu einem gewissen landsmannschaftlichen Erkennungszeichen geworden ist.

Alles dies sind einzelne Proben von der Art, in der das Volk die kennzeichnenden Eigentümlichkeiten eines anderen erspäht, um ihm ein — zumeist harmloses — Scheltwort anzuhängen. Die stehenden

[1]) Es erinnert dieses Geschichtchen an den Berliner Neckruf „Vater Pietsch", der ja eine gleiche geschichtliche Entstehung hat.

Scheltworte haben indessen eine andere Herkunft. Schon in der Art der Anwendung kann man erkennen, daß hinter dem Sprachsiegel der Rest einer ganz klaren Stimmung steht. Ja, man wird noch heute ohne Mühe bestimmte Vorstellungen je nach der Energie des Scheltwortes empfinden, bestimmte Gedanken, die auf ein Ziel hinleiten. Wird von einem Abwesenden gesprochen, dann sucht man durch das Wort die Eigenschaften kurz anzudeuten, die man dem Betreffenden zumißt (Schlafmütze, Bolle, Kruke, Tollpatsch u. s. w.). Zumeist sind dies durchaus harmlose Worte. Anders ist es schon in der An- und Gegenrede, bei denen man sich im allgemeinen gleichfalls harmloser Worte (Esel, Schaute, Männeken usw.) bedient, so lange die gegenseitigen Beziehungen noch nicht schroff abgebrochen sind. Es findet dabei offenbar eine Auslese aus den zur Verfügung stehenden Scheltworten statt, die erst bei der Erhitzung der Gemüter aufgegeben wird. Je nach der Feindseligkeit der Gesinnung schattieren sie in Berlin von dem bösartigen Ochse, bezw. Heu- oder Hornochse, Hallunke, Hund, Rindvieh, zu den blasseren Schafskopf, Stiesel, Tele (Hundetele), Affe, Schlumps, Fatzke, Flaps, Flegel, Teekessel, Quatschkopf, und zu dem, einen geistigen oder anderen Mangel anzeigenden, Dummkopf, Hammel (Dreckhammel), Dämel (Dämelack), Dussel. Harmlos ist dagegen das Wort „Ihr Unglücksmenschen", das ich in einem märkischen Dorfe einstmals in der Form „Ihr Unglücke" hörte. Das für Berlin sehr charakteristische Sch..ßer ist heute mehr in einem gemütlichen Sinne gebraucht und verliert diese Harmlosigkeit erst, wenn jemand dem Gegner eine entschiedene Geringschätzung recht deutlich zu erkennen geben will. Daß man das Wort selbst nicht immer als harmlos auffaßte, bezeugen die Perleberger Ratsprotokolle von 1630 [1]), nach denen mehrere Bürger den Jürgen von Salzwedel einen „Sch..ßmatzen" und „Hundesfötzen" genannt haben. Ob damit Hundsfott zusammenhängt?

Viele dieser Scheltworte sind Eigentum, zum Teil aber auch Erzeugnis der Großstadt. Bei jüngeren, wie bei Teekessel, Schlumpse, Schlampampe u. a. scheint nur Klangmalerei zugrunde zu liegen, obwohl daneben vielleicht auch Gedankenlosigkeit eingewirkt hat. Ich selbst war einmal Zeuge einer unerheblichen Straßenschimpferei, bei der A den B einen Rindskopf hieß. Obgleich B anscheinend durchaus nicht auf den Kopf gefallen war, war er sichtlich bemüht, seinem Gegner ein recht wirkungsvolles Scheltwort an den Kopf zu werfen. Das Ergebnis war nach einer sekundenlangen Überlegung: „Sie ollet Pferdebahnschienenjeleise". Dieses gedankenlose, ich möchte fast sagen, aus einer Ulkstimmung heraus geborene, Wort milderte die ursprünglich

[1]) Veröffentlicht zunächst in einem Privatdruck von Gymnasialdirektor Vogel in Perleberg.

etwas gespannte Lage sofort dahin, daß A kopfschüttelnd seines Weges zog und nur noch ein „So'n Hosensch . . ßer" murmelte. In einem anderen Falle, der mir berichtet wurde, soll in den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein geringschätziges „Sie oller Differenzialtarif" zu einer gerichtlichen Auseinandersetzung geführt haben.

Die stärksten Antriebe für die Anwendung eines Scheltwortes sind aber Haß und Verachtung. Sie lassen häufig zu recht scharfen Ausdrücken greifen, aber sie vermeiden — wenigstens bei den klassischen und germanischen Völkern — das Obscöne. Beschimpfungen, die, wie ich sie mir in den betreffenden Ländern habe übersetzen lassen, selbst vor der Jungfrau Maria (Spanien) nicht Halt machen, oder in der höchsten Wut eine geradezu gemeine Beschimpfung der gänzlich unbeteiligten Mutter des Gegners (Rußland) aussprechen — beides soll nicht vereinzelt, sondern typisch sein —, solche Beschimpfungen dürften sich in Deutschland selbst in dem 17. und 18. Jahrhundert nicht nachweisen lassen, in denen Schimpfreden offenbar zum guten Ton gehörten. Dagegen ist die Kraft eines Scheltwortes nicht immer aus der gegenwärtigen Geltung zu entnehmen, da manche ihre ursprüngliche Bedeutung etwas verloren haben. Denn hinter der, durch den Gebrauch abgeschliffenen und verblassten Form einzelner Scheltworte, die heute ohne bestimmten Zweck, höchstens als eine nachdrückliche Bestätigung tiefster Erregung gebraucht werden, steht in der Vorzeit die zielbezußte Absicht einer schweren aufreizenden Kränkung, in weiterem Sinne einer Schädigung des Gegners, die geradezu plastisch in dem Gegenwert der gebräuchlichsten Tiernamen (Hund, Kröte, Schlange) zu den geschätzteren Tieren (Wolf, Bär, Adler usw.) hervortritt[1]). Pausanias (IV. 8. 2.) schildert diese kränkende Absicht einmal ganz einwandfrei bei der Beschreibung der Schlacht zwischen Lakedämoniern und Messeniern, wenn er sagt: „Da sie näher aneinander waren, begannen sie mit Drohungen durch Schwenken der Waffen und durch grimmige Blicke; dann gingen sie zu Schimpfreden über". Über die Natur dieser Schimpfreden gibt die Ilias (11.$_{361}$) einen Anhalt:

> Doch mit dem Speer nachstürmend, begann der Held Diomedes:
> Wieder entrannst du dem Tode, du Hund usw.[2])

Auch das Walthari-Lied bestätigt diesen Zweck des Scheltwortes mit den Worten: „Und entfachte die Wut des Siegers durch bittere

[1]) In einer Sage bei Fredegar, Chronik der Frankenkönige, ist durch einen Traum des Childerich, Vaters des Chlodovech I., die Rangordnung der Tiere in der Volksanschauung deutlich gekennzeichnet. Es folgen sich hier Löwe, Einhorn, Leoparden, Bären, Wölfe, Hunde und kleinere Tiere. Vergl. auch Gregor von Tours II. im Anhange der „Ausgaben deutscher Geschichtsquellen" S. 272.

[2]) S. a. Ilias 22. 345. Odyssee 22. 35.

Schmähung.“ (Str. 1055.) In alten Dorfordnungen und städtischen Verordnungen ist das Schmähen oft mit hoher Buße belegt, ein Beweis für die starke Nachwirkung eines uralten Gebrauches. In Perleberg ist in der Buße[1]) sogar Schmähen und Hauen gleichgestellt.

In diesen Ordnungen ist Schelten oft gleichgesetzt mit dem Fluchen, eine sicher unbewußte Erinnerung an den Ursprung beider Äußerungen. Denn das Scheltwort reiht sich derselben Kampfstimmung ein wie der Fluch. Auch bei ihm ist die alte Bedeutung, die Beziehung auf die Gottheit, bei der heutigen Anwendung verblaßt. Indessen ist doch auch der große Unterschied in dem Gebrauche von Fluch- und Scheltworten in keiner Weise völlig verschwunden. Die letzteren reizen den Gegner, wollen ihn schädigen, während es bei dem ersteren zunächst ein Schutzbedürfnis ist, oder die Abwehr einer Schädigung, die das Wort auf die Lippen zwingen. Das natürliche Sprachempfinden hat diesen Ursprung in keiner Weise verwischen lassen, obwohl die Häufigkeit der Anwendung und die dadurch unbewußt herbeigeführte Bedeutungslosigkeit immer mehr auf diesen Ausgang hinstrebten. Fluch- und Scheltwort sind eben zu sprachlichen Ornamenten geworden, die als Füllsel gebraucht werden, wie in der bildenden Kunst so manches, einst geheiligte, Symbol nur noch als Linienwert sein Dasein fristet.

Wie sehr indessen bei dem Scheltwort noch uralte Vorstellungen weiterwirken, geht aus einer ganz bestimmten Anwendung hervor, bei der es sich um leblose Gegenstände oder Tiere handelt. Wie in den alten Heldenliedern die ersteren oft als beseelte Geschöpfe gedacht und benannt werden und selbst sterben können, so tritt diese Anschauung auch unverhüllt hervor, wenn der Mann aus dem Volke in Erregung gerät. „Du dummes Luder“ hörte ich in Berlin einen Schlosser ausrufen, dem beim Anziehen einer Schraube das Eisen abbrach. Daß Kutscher mit ihren Pferden, Jäger mit ihren Hunden, Viehmägde mit ihren Kühen sich der Scheltworte bedienen, kann man oft genug beobachten. Eine charakteristische Rede, die ein Kutscher aus der Umgebung Berlins an sein Pferd hielt, mag dies beleuchten: „Schafskopp du. Wat fällt dich denn ein? Wie kannste de Decke runterschmeißen; wat jloobste

[1]) Vogel. Vergl. Perleberger Geschichten S. 57. Bezeichnender Weise sagen diese Statuta civitatis Perlebergensis, die aus dem Anfang des XVI. Jahrhunderts stammen daß „niemand soll übel reden oder sprechen auf Fürsten, Herren, Prediger, Priester, Rat, Jungfrauen und Frauen“. Der einfache Bürger und Bauer sind nicht geschützt; bei ihnen setzte der Gesetzgeber jedenfalls voraus, daß sie in diesem Punkte weniger feinfühlig wären als jene Stände. Umgekehrt aber kann man auch annehmen, daß gerade in diesen Kreisen die Anwendung von Schimpfworten allgemein üblich war. Süddeutsche Dorfordnungen sind darin anscheinend genauer; sie untersagen, „vor der Gemeind einander zu schmähen“. Siehe Fromlet, Hällische Dorfordnungen in „Württembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte“ XIII 1904. S. 383 u. f.

denn, wat soll det wern?“ — „Miserables Vieh“ oder „So'n Hallunke“ und ähnliche Äußerungen kann man im Berliner Droschkenkutscher-Ton häufig hören, ohne daß diese Eigentumsbewertung etwas anderes ist als der Ausdruck einer Augenblicksstimmung.

Ursprünglich, wie der Schlag selbst, wirkt noch heute das derbe agressive Scheltwort, durch das sich die Gegner in eine immer wachsendere Erregung hineintreiben lassen, genau wie in der Vorzeit. Um den Gegner zu reizen, ihn zu einer unvorsichtigen Tat zu veranlassen, bediente man sich der Scheltworte, die bei diesem soviel Verständnis voraussetzten, daß er das Herabwürdigende heraushören mußte. Das erzählen nicht nur die homerischen Gesänge und unsere Heldenlieder, sondern das tritt auch in den wüsten Konfessionsschimpfereien der Kanzelredner des 16. und 17. Jahrhunderts hervor. Doch finden wir unten den Scheltworten oft Namen von Tieren, die ihre ursprüngliche Wertung längst verloren haben, denn sie kennzeichnen Tiergattungen, die keineswegs etwas Feiges oder Schwächliches an sich haben. Das ist um so auffallender, als die Mehrzahl der Scheltworte älterer Zeit von einer sehr guten Tierbeobachtung zeugt. Was hat z. B. das Rind — noch heute ist es der Stolz unseres Bauern — zu einem Scheltwort herabgewürdigt, während das Pferd, das doch von der Geistlichkeit in jeder Weise verlästert und verdächtigt wurde, keineswegs zu dieser Rolle gekommen ist? Das vereinzelte Heupferd ist offenbar eine junge und städtische Bildung. Wir haben allerdings keinen Nachweis für oder gegen die mögliche Tatsache, daß auch das Rind seinen Namen in der Vorzeit für ein Schimpfwort hergegeben hat. Nur die Beobachtung läßt sich stützen, daß Scheltworte selten ihre Bedeutung wechseln. Dagegen verlieren sie öfter ihre scheltende Kraft. Wenn u. a. in dem Salischen Gesetz die Beschimpfung als Fuchs mit 120 Pf. oder 3 Schill. gebüßt wird, so tritt die Schwere der Beleidigung nicht nur in der unverhältnismäßig hohen Buße hervor, sondern auch in der Tatsache, daß wir in diesem Wort kaum noch eine Beschimpfung erkennen. In der Fassung „so'n schlauer Fuchs“ ist es eher noch zu einer Anerkennung geworden. In dem Salischen Gesetz wird der Ausdruck höchster Verachtung, den wir bereits kennen und der so wenig schriftfähig ist, daß man ihn nur mit Punkten andeuten kann, gleichfalls mit 120 Pf. gebüßt [1]). Andererseits gilt auch der Hase, den wir im allgemeinen als Sinnbild der Furchtsamkeit eher in gutmütiger Weise bewerten, bei den Saliern als eine schwere Beleidigung.

[1]) „Si quis alterum concacatum clamaverit, 120 dinarios qui faciunt solidos 3 culpabilis iudicetur“. Lex Sal. XXX 2.

Im großen und ganzen scheint sich der Schatz anerkannter Scheltworte nur langsam durch neue zu bereichern. Zwar verschwinden einzelne durch die wachsende Kultur, die Hauptmasse aber bleibt jahrhundertelang bestehen und wird höchstens durch neuere wie Kamel (Dromedar), Rhinozeros, Nilpferd u. a., die schon im Klange etwas Erheiterndes haben und sich als städtisches Sprachgut erweisen (Kasernenhof!), ergänzt. Interessant ist das Scheltwort Kröte, das eine merkwürdige Tatsache in der Psychologie des Scheltens bloßlegt. Wir wissen, daß dieses Tier in der Volksanschauung verachtet und verfolgt wird, ja, daß man es widerwärtig genug findet, um als höchste und schwerste Aufgabe bei der Erlösung der verwunschenen schönen Prinzessin einen Krötenkuß zu fordern.[1]) Andererseits spielt dieses Tier in der Volksmedizin, und hier besonders in der Vorstellung über ein inneres menschliches Organ, eine sehr merkwürdige Rolle,[2]) während es in der Sage ganz allgemein mit Hexen, Schatzhütern, mit dem Teufel und mit anderen Spukgeistern teils in Verbindung gebracht, teils identifiziert wird.[3]) Als Scheltwort dient es heute vorwiegend in dem Sinne einer wegwerfenden Gehässigkeit, wenn z. B. jemand von einem Gegner sagt: „Na, so' ne Kröte". Doch ist es als Schimpfwort sehr alt und sehr verbreitet. Das im 15. Jahrhundert angelegte Gerichtsbuch der Stadt Seehausen in der Altmark kennt es bereits als ein böses Schimpfwort[4]) (Krade), was auch die märkische Chronik des Enzelt von Salvelt aus dem Jahre 1579 für dieselbe Gegend bezeugt, wenn er sagt: „Es mag Crodo ein Kradenteuffel sein, daher noch die Sachsen per execrationem sagen Kradenteuffel".[5]) Auch das von 1497 bis 1518 reichende Stadtbuch von Münchberg im Fichtelgebirge erwähnt „gelbe Kröte" als ein bösartiges Schimpfwort.[6]) Bludau[7]) gibt für Ostpreußen eine ganze Reihe von Varianten an, die als Schimpfworte oder doch mindestens als derbe Koseworte, wie man sie in unteren Kreisen so oft in Schimpfwortform findet, gebraucht werden. So Kreet, Beeskreet, falsche Kreet, krätsche Kreet, Aaskreet und Wetterkreet. Falsche Kröte und Aaskröte sind ja auch in Berlin üblich, wo es als Blitzkröte, Fuchskröte u. a. sich weiter gewandelt hat.

Dieses Scheltwort läßt sich also urkundlich eine erhebliche Zeit zurückverfolgen. Bei eingehenderen Studien dürfte sich das zeitliche

---

[1]) Henne am Rhyn. Deutsche Volkssagen. Leipzig 1878. S. 30.

[2]) Zeitschrift des Vereins für Volkskunde XI. 1901. S. 341.

[3]) Henne am Rhyn. A. a. O. S. 30. 31.

[4]) v. Ledebur. Archiv für Brandenburgisch – Preußische Geschichte XIII. S. 179.

[5]) Chronicon oder Kurtze einfeltige vorzeichnüs etc. Von Entzelt von Salvelt. Ausgabe 1579. S. 53.

[6]) Archiv für Geschichte und Altertumskunde von Oberfranken XII 1874. S. 44.

[7]) Bludau. A. a. O. S. 208.

und räumliche Gebiet noch bedeutend erweitern. Auch bei anderen Worten dürfte sich ein etymologischer Stammbaum feststellen lassen. Aus meinen eignen, nur gelegentlich gemachten, Sammlungen seien von älteren Scheltworten mitgeteilt: In dem oben erwähnten Seehausener Stadtbuch ist neben Krade noch erwähnt die „blinde Tilze“ als Bezeichnung einer Frau.

Ein in dem Alvenslebenschen Archiv zu Calbe aufbewahrtes Protokoll über einen Streitfall mit tödlichem Ausgange erwähnt 1776 „Du Lekker“, ein Schimpfwort, dem durch einen Faustschlag seitens des Beschimpften ein deutlicher Inhalt gegeben wurde.[1])

Das bereits angeführte Münchberger Stadtbuch stellt für die Zeit um 1500 folgende Schimpfworte fest: schalck, wucherer, lusner, wantner, mördersson, diebsgeschlecht, gelbe Kröte, pößwicht, schantvogel, panckhardt, peck, peckne (letzteres bei Frauen).

Daß auch „Mörder“ und „Kranzhure“ nicht ganz harmlos waren, berichten die Protokolle über einen Hexenprozeß in Göttingen 1649.[2])

Von allen diesen Scheltworten muten die Tiernamen alt an; sie sind jedenfalls älter als jene Worte, die unmittelbar von einer hervortretenden Eigenschaft des Beschimpften herzuleiten sind. Aber auch von den Tiernamen erscheinen Hund und Kröte wie ein fernes, der grauen Vorzeit entstammendes Sprachgut. Die Beziehungen der letzteren scheinen dabei auf dunkle Vorstellungen von vorgeschichtlichen Sauriern hinzuweisen. Die Schatzsagen von Fafner und anderen Drachen bis zu den von Kröten bewachten Schätzen erklären wenigstens die verächtliche Rolle, die sowohl die Kröte selbst im Volksglauben wie ihre Bewertung als Schimpfwort gewonnen hat. Sie teilt diese Rolle mit der Schlange, die gleichfalls mit Schätzen in Verbindung gebracht und als Schimpfwort recht verächtlich gebraucht wird, die aber in der Sage vom Tatzelwurm auch als ein Mittelding zwischen Schlange und Kröte vorkommt.

Etwas anders liegt die Sache bei dem Hund. Ist bei der Schlange und der Kröte noch ein Rest von Furcht vorhanden, der auch in der Anwendung als Schimpfwort sich nicht verbergen läßt, so läßt der Hund nur Verachtung erkennen, eine Verachtung, die sich offenbar auch auf das Tier selbst erstreckt. Andererseits sind aber auch die Intelligenz und Kraft des Tieres nicht verkannt[3]); sie treten in dem eddischen

---

[1]) Mitteilungen des Vereins für Geschichte und Naturwissenschaft in Sangerhausen und Umgebung. Sangerhausen 1907. S. 97.

[2]) Protokolle des Geschichtsvereins in Göttingen 1897. S. 20.

[3]) Man wird die Redensart: „Weiß der Hund“, die bei Platon (Hippias der Größere) in dem Sinne unseres „Weiß der Kuckuck“ vorkommt, wohl kaum anders als Anerkennung der hündischen Intelligenz auffassen dürfen.

„Höllenhund“ auf, der auch als Schimpfwort noch weiter lebt, wie in den vielen Sagen, in denen der Hund als Nachtgespenst und Hüter unterirdischer Gespenster und verzauberter Jungfrauen erscheint. Trotz dieser und anderer Zeugnisse, die den Hund als Unterweltsdämon charakterisieren, ist sein Name das Merkmal tiefster Verachtung. Der „Trunkenbold mit dem hündischen Blick“ der Ilias (I. 225) kennzeichnet diese Lage wie das bekannte Schweinehund oder die alte deutsche herabwürdigende Strafe des Hundetragens. Dieser Zwiespalt in der Charakteristik des Hundes löst sich indessen, wenn man seine Herabwürdigung durch seine Gepflogenheiten erklärt. Wie dabei allerdings eine Redensart, die ich in dem Oderbruch einmal als einen Ausdruck niedrigster Einschätzung hörte, „Du kannst ja nich mal'n dodigen Hund aus dem Backofen holen“ zu erklären ist, ist mir noch nicht ganz klar geworden. Vielleicht handelt es sich nur um eine sprachliche Verdoppelung des Schimpfes.

Wir dürfen indessen in der Psychologie des Scheltens noch einen Schritt weiter gehen. Es liegt auf der Hand, daß der Scheltende den Gegner in seinen Kräften und seiner Erscheinung herabwürdigen will, daß er aus dieser Absicht heraus nach einem Sinnbild sucht, das diese Herabwürdigung kurz und präzise ausdrückt. Nach dem Vorangegangenen scheint sich die Auswahl ursprünglich auf Hund und Kröte zu beschränken, die vielleicht schon früh durch Affe und erst in den letzten Jahrhunderten durch eine Reihe minder klarer Schimpfworte ergänzt wurden. Trotzdem diese Auswahl sicher schon in einer sehr frühen Zeit stattgefunden hat — nach dem Hunde der homerischen Gedichte zu urteilen für die Griechen mindestens im 8. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung —, so müssen doch bestimmte Vorgänge dahin geführt haben, eine gewisse Übereinstimmung in der Bewertung des Schimpfwortes und in seiner Anwendung zu bewirken. Andererseits aber ist es unerklärlich, bei solchen unentwickelten Verhältnissen eine Empfindung für eine Beleidigung durch ein Tierwort anzunehmen, noch dazu durch ein solches, dessen Träger offenbar einst in anderem Ansehen stand, mindestens aber das Gegenteil von feige oder schwach war. Dieser Widerspruch aber löst sich, wenn man sich den Ausruf ursprünglich als Fluch- oder Schadenwirkung erklärt und ihn damit in die Reihe der Neidsymbole und -handlungen stellt. Daß man sich einer solchen Wirkung noch bis in die geschichtliche Zeit hinein bewußt war, bezeugen die Schleuderbleie mit der Inschrift Feri Pomp(ejum) = „Triff den Pompejus“, die bei der Belagerung von Asculum im Bundesgenossenkriege zur Verwendung kamen. Auch das gesprochene Wort, wenn es die Hilfe eines göttlichen Bundesgenossen anruft, hat diese Wirkung, wie es die Fluchworte zum Teil belegen. Unter dieser Voraussetzung gewinnen Kröte und Hund einen anderen Inhalt als den eines Schelt-

wortes, weil sie noch eine Vorstellung verdeutlichen, in der ihre Kräfte dem Kämpfer zur Seite stehen, den Gegner aber arg schädigen können.

Jedenfalls aber werden die Schimpf- und Scheltworte ein wichtiges Material für den Volksforscher geben, falls sie einmal systematisch gesammelt werden, vielleicht in Verbindung mit den Flüchen. Diese Sammlung anzuregen ist der Zweck dieser Skizze, die keine bessere Organisation dafür voraussetzen kann, als den Verband der Vereine für Volkskunde.

Kleine Mitteilungen.

Der Pritzstabel zu Spandowe. Unter diesem Titel machte u. M. Herr Oberpfarrer Recke in Spandau am 26. November 1907 im Gemeindesaal der St. Nikolai-Kirche daselbst folgende Mitteilungen.

Die germanistische Deutung des Namens (= Brettstaben, Beamter, der den Schulzen auf das Brett, den zugelassenen „Knüttspan" im Fischernetz, „in den Eid stabte", vereidigte) wurde abgelehnt, hingegen der slawische Ursprung (pristav, pristavu = Aufseher, Fischerei-Aufseher) eingehend begründet. Die späteren Umformungen des Titels in pristabell, pristabel, priestabel, prietzstabel, pritzstapel sind germanische Abformungen des inzwischen fremd gewordenen altwendischen pristavu. Seit Mitte dieses Jahres führen die drei letzten Pritzstabel in der Mark — zu Spandau, Cöpenick und Alt-Ruppin — den amtlichen Titel „Königlicher Fischmeister".

Die Geschichte des „Pritzstabel zu Spandowe" ihr sehr interessant. In die heidnische Vorzeit der wendischen (slawischen) „Kietzer" zurückweisend, tritt uns die eigenartige Gestalt des „Fischmeisters" sonderlich in der Geschichte des Amts Spandow, des alten Schloßamts, sodann des Kurfürstlichen, später Königlichen Domänenamts deutlich entgegen. Das Landbuch Kaiser Karls IV. von 1374, weiterhin die Fischerei-Verordnungen des Kurfürsten Joachims II., des Großen Kurfürsten, Friedrichs des Großen, der neuern und neuesten Zeit nennen und kennen ihn. Im 18. Jahrhundert wurden als Pritzstabel zu Spandowe Michel Mannkopf und Johann Gottfried Wegener genannt. Das Gehalt war gering. Neben der Nutzung der „Pristabelwiesen" (Uklei- oder Uklandswiesen am Grützmachergraben) bezog der Pritzstabel zu Spandowe, der übrigens kein Berufsfischer zu sein brauchte, außer einigen geringen Naturalabgaben, Renten und Akzidentien, die er persönlich in den Fischerdörfern einzuziehen hatte, lediglich ein Jahresgehalt von „12 Thl. und 12 Sgr.". Das Gehalt wurde bereits 1738 seitens der „Kurmärkischen Kriegs- und Domänen-Kammer", sodann selbstverständlich in der Neuzeit angemessen erhöht.

Das Amt des Pritzstabel war und ist ein sehr weitgreifendes und vielseitiges. Als staatlichem Binnenfischerei-Aufseher mit lokal-polizeilicher Ge-

walt untersteht ihm die Aufsicht über das gesamte Fischereiwesen von der Hennigsdorfer Brücke bis zum Mühlendamm in Berlin und wiederum von dort bis zum Damm in Brandenburg an der Havel. Wehe dem „Kleinfischer“ (Kloster-, Schloß-, Küchen- oder Beifischer), der „dem Kurfürsten (Fiskus) in das große Garn fischt“; wehe dem „Kietzer“ oder „Dämmer“, der mit einem Fischgarn (poverte, pehre, tolle, ballreuse), dessen Netzweite unter 2,5 Zentimeter hinuntergeht, sein Handwerk treibt, von der streng verbotenen „Zure“ (Strohnetz) ganz zu geschweigen, oder der gar die gesetzlichen Schonzeiten, Schonreviere, Fischpässe und Wehre unrespektiert läßt; wehe dem Dörfler, der die Grenzen der „Watefischerei“ mutwillig überschreitet; wehe dem Angler, der eine Darge (Bläuker) führt, oder gar ohne Angelkarte erfunden wird; wehe endlich dem armen Fischlein „Plötze“ (slawisch „ploc(z)ica“), das unter 15 Zentimetern Mindestmaß auf den Markt kommt! Der Pritzstabel muß alles kennen, alle Wasser und Gewässer mit ihren Lanken, Gelägen, Liepen, Werdern, Hörnern, Rohrdämmen, Wiesen, Gräben, Harden und Weichten, den Aalemann, den Chrienick, den Münchewinkel, den Gerinnekolk, die große und kleine Malche, den Sengeken-Graben, die Wulwelanke, dazu der Fische seltsames Leben und mannigfache Art; der Pritzstabel muß weiter alle „Dienstbarkeiten“, sowie alle „Gerechtigkeiten“ und „Gerechtsame“ schirmen und schützen, aber auch alle Übertretungen und Vergehen im Wege der Beschlagnahme oder Anzeige klagen oder ahnden: er ist ein „König im kleinen“, in dem geheimnisvollen Reiche des Wassers, der Fischerei und der Fische! Der Vortrag schloß mit einem Hinweis auf die alten Fischereiurkunden der „Kietzer vom Tiefwerder“ (die Pichelsdorfer sind ohne Dokumente), die, auf Pergament oder Schweinsleder geschrieben, bis zum Jahre 1393 zurückreichen. Die Dokumente, die übrigens in den „Märkischen Forschungen“ Band XVII veröffentlicht sind, waren mit freundlicher Bewilligung der alten Innungslade entnommen und zur öffentlichen Einsicht ausgelegt.

Herr E. Friedel bemerkt hierzu folgendes: Die Ableitung des Namens Pritzstabel aus dem Wendischen ist zweifellos. In dem dem Wendischen mehr verwandten Russischen bedeutet Pristav soviel als Vogt, Aufseher.

Was die Tiefwerderschen Urkunden, darunter eine pergamentene des Markgrafen Jobst von Mähren, Statthalter der Mark, anlangt, so wurden uns dieselben auf einer Pflegsschaftsfahrt des Märkischen Museums am 8. Dezember 1907 von Herrn Gemeindevorsteher Weiss in Tiefwerder freundlichst zur Einsichtnahme vorgelegt, ebenso der Drehstern und die drei Kopfbedeckungen der Knaben, welche als die Heiligen Drei Könige Kaspar, Melchior, Balthasar mit einem Liede hereinziehen, dessen Wortlaut Herr Rektor Otto Monke aufgeschrieben hat.

Zum Schluß kann ich nur dem Bedauern Ausdruck geben, daß der altehrwürdige Name Pritzstabel abgeschafft und durch den gewöhnlichen Namen Fischmeister ersetzt worden ist. Die geschichtliche Pietät hätte die Beibehaltung der seltenen volkstümlichen Bezeichnung erfordert.

Die Krähe als Fischfänger.*) Ich habe, in der Gegend von Himmelpfort bemerkt, daß die Krähe ein Fischräuber sein kann, weil sie nicht nur angetriebene Leichen, sondern eben gefangene Fische frißt. Himmelpfort, im Kreise Templin, liegt inmitten von vier Seen; einer von diesen ist der große Stolpsee. Wo die Ufer ganz oder teilweise mit Wald bestanden waren, sah ich, hatten sich die Krähen geeignete freiere Stellen ausgesucht, wo sie die Fische verzehrten. Ich glaubte aber, daß sie die Fische auch ganz auffräßen, vielleicht unter besonderen Umständen. Denn ich fand öfter nur Schuppen oder sonstige geringfügige Überreste von Fischen, wo die Krähen ihr Gewerbe trieben. Einmal überraschte ich am Modderfitzsee zwei Krähen, die an einer freien, aber abgelegenen Stelle gemeinsam und friedlich einen Fisch verzehrten, obwohl Krähen sonst um Beute sich oft streiten. Beim Nähertreten nachher fand ich nur den feuchten Fleck, wo der Fisch gelegen hatte. Öfter habe ich auch von Krähen angefressene Fische vorgefunden, ein- oder mehrmals einen Fisch, dem der Kopf abgefressen war, habe indessen nicht genauer zugesehen. Auf dem Haussee, durch den viele Flößer kommen, sah ich wiederholt hinten auf den langen Holzflößen Krähen sitzen, an den Enden der Hölzer, offenbar wohl um zu fischen. So ließen sie sich längere Strecken durch den See fahren. Hier sah ich zum erstenmal — es waren keine Menschen auf dem Wasser — eine Krähe mitten auf dem See auf einen Fisch niederstoßen. Sie schwebte einen Augenblick mit zwei Flügelschlägen wie rüttelnd über dem Wasser. Als sie wieder hochflog, hing ihr ein längerer, scheinbar schmaler Fisch zum Schnabel herunter.

Bei den Anwohnern gerade dieser Gewässer stehen die Krähen in üblem Ruf als Räuber der „Lietzeneier", die man, von ihnen ausgefressen, an den Ufern findet, ebenso wie sie den Möweneiern nachstellen auf einem Möweneiland im Modderfitzsee, weshalb sie auch von den kleinen Möwen dort angegriffen und verfolgt werden. Damals lagen im Haussee an einer Stelle viele Baumstämme zur späteren Bearbeitung in der Sägemühle. Wenn darauf Möwen saßen und Krähen sich niederlassen wollten, wurden sie sogleich von den Möwen verjagt. Ob vielleicht nicht nur aus Feindschaft wegen der Eierräubereien, sondern auch aus Futterneid, da unter dem Holze Fische standen? Anwohner dieser Seen sagten mir gelegentlich: „Wenn die Krähen Junge haben, sitzen sie am Wasser, wo die Lietzen Nester haben, und nehmen die Eier weg. Sie sollen die Eier zwischen die „Poten" nehmen, und nehmen auch lebende Fische mit." Diese letztere Tatsache ist also dort ganz bekannt. Ich habe auch schon in der „Märkischen Fischerei" vermerkt (Festschrift des Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg 1903, 57), und zwar nach den Angaben von Fischern, im besonderen des Fischereibesitzers Hankel, der gewiss große Erfahrung in der Fischerei hatte, daß die Krähen als Fischfeinde gelten. Nebenbei nur möchte ich erwähnen, daß mir neulich in einem Vororte bei Berlin die Eigentümerin,

---

*) Aus Mitt. des Fischerei-Vereins für die Prov. Brandenburg 1907 S. 31 und Aufsatz von K. Bugow-Potsdam in Heft 5/6. August 1906 ebendaselbst.

eines größeren Gartens, der inmitten von Waldstücken liegt, bei Aufzählung der Gartenfeinde sagte, daß bei ihr die Krähen sogar die Goldfische aus dem Aquarium holten, das unter Bäumen unweit des Hauses steht.

Die Zeit, wo ich bei Himmelpfort Krähen frische Fische fressen sah, war Ende Mai und Monat Juni. W. v. Schulenburg.

Das verschwindende Dorf Schiedlo, Kirchdorf bei Wellmitz, Kreis Guben. Der 33 Mitglieder zählende Kriegerverein in Schiedlo feierte sein letztes Fest. Seine Auflösung ist mit diesem Tage erfolgt, da das Dorf in nächster Zeit von der Erde verschwinden muß. Zahlreiche Mitglieder, die schon in ihrem neuen Heim sind, hatten sich zu dem Feste eingefunden. Neun Veteranen bedauern die Auflösung des seit 22 Jahren bestehenden Vereins. Die acht Gewehre des Vereins sind an den Kriegerverein in Polenzig, Kreis Krossen, verkauft worden. Der Erlös (131 Mk.) ist an sämtliche Kameraden verteilt worden. Darauf fand der letzte Umzug des Vereins mit Musik durch das Dorf statt. Auch der Schiedloer Schifferverein wird sich auflösen. Die Fahne ist bereits verkauft worden. Das Dorf Schiedlo an der Mündung der Neiße in die Oder ist der Hochwassergefahr derartig ausgesetzt, daß es ohne ernstliche Gefährdung der Bewohner nicht länger zu halten ist. Die Mitteilung stammt vom Ende Januar 1908.

Vom Rittergut Wilsickow. Im Jahre 1889 übernahm Herr von Holtzendorff das väterliche Gut. Wilsickow ist mit Neuhof 4500 Morgen groß, und wird durch Herrn von Holtzendorff mit Hilfe eines Inspektors bewirtschaftet. Er war früher Offizier im 2. Garde-Regiment zu Fuß, und ist jetzt ein passionierter Landwirt. Durch viele Verbesserungen hat er die Ertragfähigkeit des Bodens sehr erhöht. Die das Gut durchziehende Hügelkette hat Herr von Holtzendorff mit Laub- und Nadelbäumen bepflanzt, ebenso im Tanger hat er weise gewirtschaftet, so daß das Gebrauchsholz allein vom Gut bezogen werden kann. Herr von Holtzendorff hat in 16jähriger Tätigkeit viel geleistet, trotz aller materieller Arbeit hat er aber stets Zeit gefunden, sich der Kunst und Wissenschaft zu widmen. Als großer Shakespeare-Verehrer gilt sein Hauptstudium diesem großem Dichter. Der Brite ist der Lieblingsdichter des Herrn von Holtzendorff, weil seine Werke unerschöpflich an Lebensweisheit sind, und die Sprache so wunderbar schön ist. 310 Jahre sind seit Shakespeare verflossen, und trotzdem passen seine Gedanken und Aussprüche in unser modernes Zeitalter. Zu Ehren dieses Dichters setzte Herr von Holtzendorff einen Gedenkstein. Das Denkmal steht am Wege, der von Wilsickow nach Groß-Luckow führt. Der Stein wurde auf dem Felde gefunden, konnte aber seiner Größe wegen nicht weiter fortgeschafft werden. Er ist daher nicht weit von der Fundstelle am Wege gesetzt worden und steht 1 Meter tief in der Erde. Wilsickow besitzt aber noch ein Denkmal: das Bismarckdenkmal, das 1891 gesetzt wurde. Es steht am Park, einen stimmungsvollen Hintergrund dazu bilden die Bismarcksanlagen. Eine Brücke

führt zur Bismarcksinsel, die das Erbbegräbnis derer von Holtzendorff werden soll. Das Bismarckdenkmal besteht aus zwei Teilen. Der untere Teil ist ein roher Stein, in dessen Mitte ein großes eisernes Kreuz ist, umgeben von einem goldnen Lorbeer- und Eichenlaubkranz. Auf diesem Untergestell steht ein kleinerer, oben abgerundeter, polierter Stein. In der Mitte ist ein goldenes Kleeblatt eingemeißelt, darum steht der Spruch: In Trinitate Robur. Darüber leuchtet in goldnen Buchstaben uns der Name: Bismarck, entgegen, unten steht die Jahreszahl: 1. April 1891. Zum 80jährigen Geburtstag des Kanzlers war eine große Feier, zu der viele Freunde des Hauses Wilsickow erschienen waren. Ein Begrüßungs- und Glückwunsch-Telegramm wurde abgelassen. Das Denkmal war reich geschmückt. Zwei Rundbogen erhoben sich über dem Stein. Sie waren mit Tannenreisern umwunden und mit schwarz-weiß-roten Schleifen verziert. Im Hintergrunde wallten Flaggen herab, über dem ganzen schwebte ein großes eisernes Kreuz. Beim Tode des Fürsten war derselbe Schmuck mit Trauerflor überzogen. Beide Denkmäler sind genau nach den Entwürfen und Angaben des Herrn von Holtzendorff gemacht. Man sieht daraus, mit welcher Lust und Liebe er sich der Kunst und Wissenschaft widmet. Der Wilsickower Park ist auch reich an Schönheiten und ebenfalls ein Werk des Besitzers.

(Prenzlauer Zeitung. 11. 12. 1904.)

Eine neumärkische Hünin. Die Charlottenburger Zeitung (Neue Zeit) vom 18. September 1907 meldet aus Plagow, Kreis Arnswalde, Folgendes. Ein weiblicher Nachtwächter, und noch dazu ein solcher mit nur einem Arm, ist gewiß eine erwähnenswerte Seltenheit. Unser Dorf kann sich eines solchen Besitztums rühmen und hat zudem allen Grund, mit seinem Nachtwächter überaus zufrieden zu sein. Das Mädchen, das nachts ihre Runde macht, geht am Tage ihrer sonstigen Beschäftigung nach. Trotzdem sie nur den rechten Arm hat, fährt sie Dung, pflügt, eggt, ladet Korn und verrichtet schwere landwirtschaftliche Arbeiten, die sonst zumeist nur von Männern ausgeführt werden. An zwei Tagen der Woche fährt sie noch den Bäckerwagen, verkauft Backwaren und Brot und waltet hierbei ihres Geschäftes in musterhafter Weise. Sie ist aber noch vielseitiger: Sie verschneidet mit Vorliebe den Männern das Haar und hat selbst den Schmuck ihres Geschlechtes, das lange Haar, willig der Schere geopfert. Furcht kennt sie nicht. Sie verfügt bei einem Körpergewicht von zirka 190 Pfund über derartige Körperkräfte, daß sie kürzlich einen robusten Schlächtergesellen, der sie mit unnützen Redensarten belästigte, von seinem Wagen herunterholte und so nachdrücklich in den wasserhaltenden Chaussesgraben tauchte, daß ihm Hören und Sehen verging. Man bringt dem Mädchen hier allgemeine Achtung entgegen.

Leinöl war früher im Havelland ein beliebtes Volksnahrungsmittel, und in vielen Dörfern befand sich eine Ölmühle. Das Öl wurde an manchen

Stellen mit einer Federpose auf das Brot gestrichen, z. B. in Zachow bei Ketzin. Die Schuljugend duftete in der Ölzeit stark nach Leinöl, und auf Jacke und Weste sah man im Oktober gewöhnlich eine Schlitterbahn, hervorgerufen durch abgetropftes und verwischtes Leinöl. Leinöl galt als Heilmittel bei Husten und Heiserkeit; ja gegen Schwindsucht sollte es helfen. Es gab eine „frische Stimme", wurde aber auch angewandt, um Brandwunden zu heilen. Ich habe als Kind Leinsamen in die Ölmühle zu Berge bei Nauen getragen und bin bei der Herstellung des Öls um 1868 häufig zugegen gewesen. Otto Monke.

Sehr beliebt ist Leinöl als Speise noch jetzt in der Niederlausitz, besonders im Spreewald. E. Friedel.

Pütten, Teerofen bei Schönwalde, Kreis Nieder-Barnim. Nach dem Katasterbuch von 1792 gehörte zu dem in Jagen 121 der Königlichen Forst gelegenen Teerofen Pütten (Vergl. auch Bratrings Angaben vom Jahre 1805) 1. ein Wohnhaus mit einem Feuerkassenwerte von 200 Rthlr., 2. eine Scheune im Werte von 100 Rthlr. und 3. ein Nebenhaus im Werte von 100 Rthlr. Besitzer war 1792 ein Ephraim Beyer, vermutlich ein Verwandter des Christoph Beyer, welchem der Beyersche Teerofen (südwestlich von der Mennigsbrücke) gehörte. Es ist dies vorläufig die älteste Nachricht über Pütten. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stand an Stelle des Teerofens die Försterei Pütten, welche 1847 abbrannte und 1848 am Gorinsee als Forsthaus Gorin wieder aufgebaut wurde. O. Monke.

Von märkischen Handwerksburschen. Aus einem alten Gesellenbuche. Mitgeteilt von R. Jülicher. Im 15. Jahrg. seiner interessanten „Mansfelder Blätter", 1907, teilt der Herausgeber Prof. Dr. Größler aus einem „Gesellenbuch für die in Eisleben als Fremd-Gesellen einwandernden Seifensieder" eine lange Reihe von meist poetischen Eintragungen der Wanderburschen in jenes gewissermaßen ein Fremdenbuch bildende Heft, mit. Wir fanden darin auch verschiedene Brandenburger mit Niederschriften vertreten und halten diese Kleinigkeiten für interessant genug, auch zur Kenntnis der Brandenburgia-Gemeinde gebracht zu werden. Interessant für die Zeit ist noch, daß ein Handwerksbursche seinen Heimatsort Schmiegel, in „Südpreußen" gelegen, nennt; ein anderer am 13. November 1808: Quedlinburg in „Neuwestphalen" es war ja dies die Eintagsgründung des Königreichs Westfalen. Erteilen wir jetzt den ehrsamen Seifensiedergesellen aus der Mark das Wort:

1. Alle Mädchen sollen leben,
   Die uns was zu naschen geben.

7. Oktober 1801, Friedr. Westphal aus Havelberg und Andre. (Erweitert unterm 16. Juli 1804 v. Gottlieb Pechle-Warschau.):

Und wenn wir das Höchste wagen,
Uns nicht auf die Finger schlagen.
(scheint etwas obscön zu sein!)

2. Der erste verewigt sich nochmals 26. September 1804:

Freund, am Ziele Deines Lebens
Freue Deiner Taten Dich,
Keine ihrer sey vergebens,
Jede finde Lohn für sich.

Auch Christian Lindemann aus Gransee hat sich zweimal verewigt:

3. 16. Mai 1805.

Hoffnung, führ' mich dahin,
Wo ich in Gedanken bin.

4. 13. Januar 1806.

Ich wünsche dem Herrn Meister
1000 Dukaten in der Not,
Und das ewige Leben
Nach dem Tod.

5. Gottl. Ladisch aus Landsberg a. W. schreibt:

Beglückt ist hier
Der diese Welt
Für kein Elisium,
Für keine Hölle hält.

6. Ein gottvertrauender Wanderer ist Gottlieb Brandt aus Dahme; von ihm lesen wir: 10. Oktober 1805.

Ich reise ganz allein,
Gott wird doch bei mir sein.

7. Es philosophiert 6. August 1810 Carl Rosenthal von Neudamm (Neumark) also:

Nichts ist tröstender, als das Bewußtsein guter Handlungen; nichts ist angenehmer, als die süße Umarmung eines wahren Freundes; nichts ist reizender, als die nachgebende Sprödigkeit eines wohlanständigen Mädchens.

8. Ein dankbares Gemüt stellt sich uns vor in C. F. Schulz von Halbau in der Niederlausnitz:

Ich wünsche Ihnen ein unumwölktes Leben,
Und einen Weg zu jedem Glück.
Der Genius des Glückes möge Sie und Ihre werte Familie stets umgeben,
Bis einst im Tode bricht Ihr Herz und Blick.

(Das ist seine eigene poetische Leistung!)

9. Ein bekanntes Zitat bringt:
17. Juni 1818, Friedrich Bredow von Brandenburg:

Laß die Winde stürmen
Auf der Lebensbahn,
Ob die Wogen türmen
Gegen Deinen Kahn:
Schiffe ruhig weiter,
Wenn der Mast auch bricht;
Gott ist Dein Begleiter;
Er verläßt Dich nicht.

10. Ausführlich behandelt das äußerst beliebte Thema der Handwerksgesellen — „vom Mädchen".

20. April 1819 Carl Blumenthal aus Berlin:

An eines sanften Mädchens Seite,
Das tugendhaft und reizend ist,
Sei voll von Zärtlichkeit und Freude,
Dein ganzes Leben hochversüßt.
Von ihrem schönen Arm umwunden,
Von ihrer zarten Hand gedrückt,
Dies, liebster Freund, dies sind die Stunden,
Wo man des Lebens Wert erblickt.

11. Ein Philosoph wiederum ist Rudolf Mützel aus Frankfurt a. O., er schreibt: 14. September 1821:

Stürmt's ins Leben, so blick' in die Natur;
Stürmt's in der Natur, so blick' ins Leben!

12. Nach der guten Seite der Biedermaierzeit — wünschenswert auch für die heutigen Beziehungen zwischen Meistern und Gesellen neigt endlich der Vers: (Ludw. Marzahn aus Zossen b. B.):

Den Herren Meistern sei das beste Glück beschieden,
Sie gehen froh durchs Leben hin.
In ihrem Herzen wohne Frieden,
Auch sei für uns Seifensiedergesellen ein Raum darin.

Zur Geschichte des märkischen Oder-Handels gab in der Sitzung des Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg am 11. Dezember 1907 Herr Dr. Rachel interessante Aufschlüsse betreffend den Schiffs- und Waren-Verkehr auf dem unteren Stromlaufe, kurz bevor die brandenburgisch-pommersche Handelssperre von 1572 ihm einen tödlichen Stoß versetzte, nach einer im hiesigen Geheimen Staatsarchiv gefundenen Abschrift aus den

Küstriner Zollregistern, umfassend den Jahrgang von Ostern 1570 bis Ostern 1571. Zwei Handelszüge vereinigen sich bei Cüstrin: der schlesisch-Stettiner Verkehr und der Warthehandel. Jener ist zum größeren Teil in den Händen der Stettiner, ihre Schiffszahl übertrifft die der Frankfurter um das Dreifache. Daneben sind ganz vereinzelt einige märkische und pommersche Städtchen hier vertreten und merkwürdigerweise eine Anzahl Glogauer, Gubener und Krossener Schiffe, obwohl die Frankfurter die Oder oberhalb ihrer Stadt geschlossen hielten. Breslauer Schiffe finden sich infolgedessen nicht auf der Oder; die Breslauer brachten ihre Waren auf der Achse nach Frankfurt; von hier wurden diese durch ihre Frankfurter Faktoren weiterspediert, damals wohl noch zum größeren Teil oderabwärts nach Stettin. Die häufigsten schlesisch-Lausitzer Handelsprodukte sind Röte*, Eisen und andere Metallwaren, Leinwand und Garn, Mühlsteine, Landwein, Hirse. Von Stettin kommen die Oder herauf hauptsächlich Hering und andere Fischwaren, Salz und überseeische Kramwaren, daneben preußisch-litauische Produkte: Honig, Wolle, Flachs, Fellwerk, Talg. Auf der Warthe wurden ausschließlich polnische und neumärkische Waldwaren abwärts geschifft, da die Warthefahrt aufwärts seit Markgraf Hans verboten war, um die Stettiner nicht nach Polen vordringen zu lassen. Da also die Gelegenheit zur Rückladung fehlte, so kamen hier nur Holzflöße und leichte polnische Kähne herab, um Bauholz, Klappholz (Böttcherholz), Teer und Pech nach Stettin zu bringen. Die Landsberger beteiligten sich an dieser wenig lohnenden Schiffahrt gar nicht, sondern handelten zu Lande nach Stettin. Auffällig ist, daß aus Polen in diesem Jahre wenigstens kein Getreide zu Wasser kam, daß überhaupt ziemlich wenig Getreide an Cüstrin vorübergeschifft wurde, und daß es ausschließlich aufwärts nach Frankfurt ging. Das lag einerseits an der schlechten Ernte von 1569, dann aber wohl auch an dem seit 1569 auf die ganze Kurmark ausgedehnten sehr hohen neuen Grenzzoll auf Getreide, der die Durch- und Ausfuhr zweifellos stark beschränkte. Aus der Zeit, die hin- und zurückfahrende Schiffe gebrauchen, um wieder den Cüstriner Zoll zu passieren, läßt sich entnehmen, daß die Frankfurter nicht über Stettin und die Stettiner nicht über Frankfurt hinausfuhren, sondern an diesen beiden Orten ihre Geschäfte abwickelten, allerdings damals noch nicht notwendig und ausschließlich mit den dortigen Bürgern; die Frankfurter z. B. bezogen die überseeischen Waren meist von Lübeck und bedienten sich der Stettiner nur als Faktoren und als Schiffer, und umgekehrt werden die Stettiner zu Frankfurt mit den Schlesiern unmittelbar den Warentausch bewirkt haben. Der Versuch Stettins, statt dieses freien Verkehrs 1571 einen Monopolbetrieb einzuführen, hat den Handel auf der unteren Oder nahezu vernichtet.

Was ist Röte? Ist es mit »Rötel« übereinstimmend, so ist es das Erzeugnis, was bei der Bildung von Wiesenerz oder Rostwiesenerz als Nebenprodukt (Ackererde) gewonnen wird und zum Färben dient (aber auch z. B. von den Kupferschmieden beim Aushämmern der Kessel um die angenehme, gedämpfte Farbe des Kupfers zu bewirken, gebraucht wurde und noch jetzt gebraucht wird. Bei einer Pflegschaftsfahrt des Märkischen Museums nach der Obermühle bei Eberswalde, Kreis Nieder-Barnim, am 20. Oktober 1907 fanden wir dort noch Reste einer früher schwunghaft betriebenen Rötelfabrikation. E. Friedel.

Zur Volkskunde. Sprichwörter und Redensarten aus der Uckermark. Mitgeteilt von R. Jülicher. Aus den leider nur sehr unvollständig aufbewahrten Papieren der Hinterlassenschaft des längst verstorbenen Lehrers Pracht zu Röpersdorf am großen Unter-Uckersee kann ich hier von dem schon vor 50 Jahren volksforscherisch sehr interessierten Mann folgende in der Uckermark in lebhaftem Gebrauch stehende sprichwörtliche Redensarten mitteilen.

1. Du grienst (greinst) as wenn du 'ne Kröt' an 'n Strick hest.
2. Du grienst als ein Pfingstfoß (. . . . fuchs).
3. Du mökst (machst) so'ne (solche) Oogen as 'n geprügelter Koater (als ein geprügelter Kater).
4. Du rönnst (rennst) as en Büdel (Beutel) vull Steene (Steine).
5. Du goh na Hus (geh nach Hause) un stopp di' d' Strümp' (und stopfe dir die Strümpfe)!
6. Du springst as en Zickenbuck.
7. Du sühst ut (siehst aus) as en Pöttken (Töpfchen) vull Müs (voll Mäuse).
8. Du horkst so hoch (horchst so hoch = lauschst) as wenn d' Katt (wenn die Katze) dunnern hört.
9. Jajajajaja, seggt de Bur, wenn er ne werre wett (wenn er nicht weiter weiß).
10. Is woll'n Broatappel ut' d' Röa' trüdelt (Ist wohl ein Bratapfel aus der Röhre getrudelt).
11. Mi freart as en Schnira. (Mich friert wie einen Schneider).
12. De is so eegen as Hans Finken sin Katt, soll gris Mehlsupp freten und hat nischt. (Der (die) ist so eigen wie Hans Finks Katze, soll graue Mehlsuppe fressen und hat nichts.)
13. Ick hebb' su'n Schreck kregen, dat mi 't Hemd to Linewand worden is. (Ich habe solchen Schrek gekriegt, daß mir das Hemd zu Leinwand geworden ist).
14. He kaut so hoch (ißt so langsam), as wenn d' Katt heeten Brei frett (heißen Brei frißt).
15. De is ok woll met 'en Dämelsack schloan. (Der ist auch wohl mit dem Dämelsack geschlagen.)
16. He (Er) lacht, dat em de Lus' (Läuse) von 'n Buk trüdeln (daß ihm die L. vom Bauche trudeln).
17. Ung'nög't Gast' wäre met d' Näs' upt Dischecck stött'. (Ungebetene Gäste werden mit der Nase auf die Tischecke gestoßen.)
18. Dit Metza schnitt' as' d dodig Hunn bitt. (Dies Messer schneidet wie der tote Hund beißt.)
19. Du sühst so nüll (rundlich?) ut, as 'n Pellnudel (Pellkartoffel).
20. Wen (Wer) Geld hat, kricht ok (auch) Schoh (Schuh).
21. Wenn d' Mus dick is, is't Mehl bitta.
22. De (Die) süht so ni (neu) ut, as wenn s' hüt erst backt (gebacken) is.
23. Du löttst (läßt das) Mul so heng'n (das Maul so hängen) as wennt Perd (Pferd) von d' Nachthood kümmt (von der Nachtweide kommt).

Eine Baum-Chronik. Wanderer, der du durch unsere heimatlichen Dörfer streifst, geht dir nicht das Herz auf beim Anblick ihrer alten schönen Bäume? Zumeist sind's Linden. Am Dorfteich betrachten sie ihr Bild im Spiegel oder lauschen der Zwiesprache, die dort in ihrem Schatten gepflogen wird; sie grüßen dich an Tür und Tor, schirmen Dach und Giebel, sie schauen über Dachfirst und Torbogen hinein in Hof und Haus, als wollten sie sagen: Was hierdrin passiert, das geht uns auch an, wir erleben's mit, hier sind wir zu Hause und vieles können wir erzählen aus längst vergessenen Tagen. Fragst du aber die Leute, wie alt wohl ihre Bäume sein möchten oder wer sie gepflanzt hat, so lautet die Antwort: „Das wissen wir nicht!" Schade. Sie schätzen und lieben sie ja, sonst hätten sie sie doch längst „verwertet". Warum denn wissen sie so wenig von ihnen? Das ist aber nicht schwer zu sagen: vom Mangel heimatlicher Geschichtspflege kommt's. Und doch wäre sie eine gar schöne und segenbringende Sache. Nicht allein die großen Städte, auch die kleinen, ja jede Dorfgemeinde sollte ihren Stolz darein setzen, ein wenn auch noch so bescheidenes ortsgeschichtliches Archiv zu besitzen. Aber nicht etwa würde sich's lediglich um Niederschriften handeln, um zu berichten, wie die Zeitgeschichte mit ihrem Arm auch in das entlegene Dorf hineinlangen kann oder wie der Zeitgeist im guten oder üblen Sinne seinen Einzug hält: ebenso wichtig für die Berichterstattung wären die jeweiligen örtlichen Geschehnisse und ihre Wirkung auf die Gedanken- und Gefühlswelt der Gemeindeglieder. Wenn der Hans die Grete freit, so ist das bekanntlich eine so wichtige Sache, daß es ins Kirchenbuch eingetragen wird. Daß aber derselbe Hans unter Hintansetzung seines eigenen Lebens einen Buben aus dem Mühlenteich gezogen hatte, der dort durchs Eis gebrochen war, davon berichten die Akten nichts. Oder: die Vorfahren des Kirchbaues in N—dorf sind ausweislich des Kirchenbuches seit Menschengedenken im Besitz des stattlichen Hofes gewesen. Nun bezeugt der hochbetagte Auszügler des Nachbarhofes, daß die beiden herrlich ragenden Linden zwischen Hof und Kirche vom Urgroßvater zum 300. Geburtstag Dr. Martin Luthers, also am 10. November 1783, und die beiden mit ihnen wetteifernden am Torweg am Reformationsfest 1817 vom Großvater des Bauern gepflanzt worden seien. Wenn die späteren solches in den Blättern ihres dorfgeschichtlichen Archivs verzeichnet fänden: gelt, würden sie nicht die Bäume mit ganz anderen Augen ansehen? „Seht", würden sie mit innerem Anteil sagen, „das sind unsere Luther-Linden und das sind die Reformationslinden unserer Kirchbauern. Wie sie groß und schön geworden sind!" Und wie viele „Reformationsbäume" werden 1917 gepflanzt werden? fügen wir fragend hinzu. Handelt es sich endlich darum: wer soll die Akten führen? Schon jetzt gibts in deutschen Landen zerstreut einzelne Geistliche, Lehrer und Privatleute, denen es ein Bedürfnis ist, solche Niederschriften zu machen und zu sammeln; ihr Verdienst um Heimat und Volkstum wird nicht ungewürdigt bleiben! Möchten Kirche, Staat und die Vereine für Volkskunde, Ortsgeschichte und Heimatpflege ihre Tätigkeit und ihre Anregungen auch auf die schöne Gepflogenheit örtlicher Geschichtsschreibung richten, damit diese ihre Kreise immer weiter ziehe und sich in „Archiven" verdichte. Dann werden auch unsere alten schönen Bäume in

Dorf, Aue und Wald ihre „Geschichtsschreiber“ finden. — Diesen wohl zu beherzigenden Aufruf veröffentlicht Herr Rudolf Schmidt, Pfleger des Märkischen Museums, in „Aus der Heimat“ von 15. Dez. 1907, der der Heimatkunde in dankenswerter Weise dienenden halbmonatlichen Beilage zur Pflege heimatlicher Interessen, gleichzeitig Beiblatt zur Eberswalder Zeitung.

Aus Schönow, Kreis Nieder-Barnim. In der Kirche zu Schönow bei Bernau wurde bei Anlage einer Heizvorrichtung vor einigen Tagen ein Gewölbe entdeckt, in welchem man einen Schädel, einen Degenknauf mit einem Stücke der dazu gehörigen Klinge, eine Schnalle, Teil einer Perücke und ein Stück bunten Seidenzeuges fand. Um 1720 hat auf dem früher zu Bernau gehörenden Kämmereigute Schmetsdorf, das jetzt von der Stadtgemeinde Berlin angekauft worden ist, ein Pächter Kraatz, ein Hauptmann, gelebt, der nachweislich in Schönow beigesetzt worden ist. Vielleicht rühren die Fundstücke wenigstens teilweise von ihm her. Die Gruft in der Kirche stand mit der Außenwelt weder durch ein Tor, noch durch ein Fenster in Verbindung; daher wußte man bisher nichts von dieser Begräbnisstätte. Doch befindet sich an der äußeren Kirchenwand eine vermauerte Tür, über deren ursprünglichen Zweck nichts bekannt war. Herr Lehrer Specht-Schönow sagte mir, dort sei nach seiner und des Pastors Ansicht die ehemalige Eingangstüre zur Kirche gewesen. Als solche scheint sie mir aber viel zu schmal und auch zu niedrig zu sein, und ich glaube, sie war früher die Eingangstüre zur Gruft, die wahrscheinlich schon vor 1720 angelegt worden ist, vielleicht schon vor 1443, seit welcher Zeit sich Bernau im Besitze des halben Dorfes Schönow befand. Über die früheren Besitzverhältnisse geben Berghaus und Riedel (Bernauer Urkunden) Auskunft. Hinzufügen will ich noch, daß man die obengenannten Funde wieder eingemauert hat; sie waren auch wohl an sich wertlos. Die ganze Sache hat nur insofern ein Interesse, als dadurch die Bedeutung der vermauerten Tür erklärt wird.

Otto Monke.

Über die Kietze und ihre Bedeutung ist mehrfach in der Brandenburgia die Rede gewesen, doch fehlt noch immer, trotz aller Anläufe, eine genaue Zusammenstellung des Materials, was u. a. daraus erhellt, daß, gleich den Planetoïden, immer noch einzelne, der Wissenschaft bislang entgangene Kietze auftauchen.

U. M. Herr Rektor Monke bemerkt:

In vielen märkischen Städten führt der am Wasser oder in der Nähe einer sumpfigen Niederung gelegene Stadtteil den Namen Kietz, z. B. in Spandau, Potsdam, Freienwalde, Cüstrin, Sonnenburg, Biesenthal, ja in dem wasserarmen Werneuchen. Auch einige märkische Dörfer (Berge bei Nauen, Birkenwerder bei Oranienburg usw.) besitzen einen Kietz. Ferner kommen in Pommern (Wollin) Kietze vor. Der Name stammt aus dem Wendischen und wird von Kaiza, Kitza = Fischerhütte abgeleitet. Ursprünglich bezeich-

nete man mit dem Worte Kietz in Ortschaften mit gemischter Bevölkerung den wendischen Teil der Niederlassung, deren Bewohner sich vorzugsweise mit der Fischerei beschäftigten, aber auch im Acker- und Gartenbau wohlerfahren waren. Trotzdem sahen die Deutschen häufig mit Verachtung auf die Reste der wendischen Bevölkerung herab, und noch heute gilt allerorts die Redewendung „er wohnt auf dem Kietz" als eine Schmähung. Dieser Umstand hat im Jahre 1905 die Bewohner des Kietzes in Birkenwerder veranlaßt, die offizielle Umnennung des Kietzes zu beantragen. Seit kurzem hat der dortige Amtsvorsteher den historischen Namen in „Werder" umgetauft und die Straßenschilder dementsprechend ändern lassen. Da die Städte ihre Kietze bisher nicht verleugnet haben, lag auch in Birkenwerder für die Umnennung kein genügender Grund vor, und es bleibt zu hoffen, daß der alte Name dem Gedächtnis des Volkes nicht verloren gehen wird.

Dem füge ich hinzu, daß die Redensart „oller Kietzer" oder: „Det haben Se wohl uf'm Kietz gehört!" u. dgl. als Schmähworte in Berlin und anderen märkischen Orten noch vielfach gebraucht werden. Ich entsinne mich aus dem Anfang der siebziger Jahre v. J., als ich Kreisrichter in Cöpenick war, dieselben Redensarten von Cöpenickern in bezug auf Bewohner des dabei an der Wendischen Spree oder Dahme belegenen Kietzes gehört zu haben.

Gleichzeitig bitten wir, daß Notizen über das Vorkommen über die Bezeichnung Kietz dem Herrn Rektor Monke, N, Ravené Straße 12, der dieselben sammeln und verarbeiten wird, mitgeteilt werden. E. Friedel.

Ende des Wirtshauses „zum Kuhstall" in Berlin. Am Sonntag, den 22. September 1907 hat das Kuhstall-Restaurant Invalidenstrasse 110 für immer seine Pforten geschlossen. Ich selbst habe noch dort ein Glas Roten zum Abschiede getrunken. Wie ich hörte, soll mit dem Abriss sofort begonnen werden. Die kurze Geschichte des Kuhstalles ist mir wie folgt bekannt:

1796 wurde das Vorderhaus und der an dasselbe stossende erste Seitenflügel gebaut. Bis 1820 diente das Haus seinem wahren Zweck als Kuhstall, in dem Milch verkauft wurde. 1820 erhielt der Seitenflügel eine Verlängerung bis zur hinteren Grenze, also dem 2. Flügel, links. Mit der Einführung des Weissbieres wurde ein Restaurationsbetrieb eingerichtet. 1851 trank man dort zum ersten Male Bayrisches Bier. Am 22. September 1907 Kehraus und Abbruch dieses für Berlin historischen Wirtshauses.

A. Kühnlein.

Im Volksmunde wurde das letztere häufig scherzweise „der gesittete Kuhstall" genannt. Die Brandenburgia hat ihn vor einigen Jahren besucht.

Fr.

Fragekasten.

N. N. Anthropophyteia. Die von Ihnen gefragte Zeitschrift heißt: „Jahrbücher für Folkloristische Erhebungen und Forschungen zur geschlechtlichen Moral". Herausgeber ist Herr Dr. Friedrich S. Krauss in Wien, Neustiftgasse 2. Es ist ganz ausgeschlossen, daß diese Zeitschrift, die in 1100 numerierten Exemplaren in Leipzig erscheint, 30 Mark pro Band kostet, und nur auf spezielle motivierte Anfrage von dem Verlag „Deutsche Verlagsaktiengesellschaft" verabfolgt wird, obwohl mancherlei Volkskundliches auch aus unserer Heimat in den Mitteilungen enthaltend, in der „Brandenburgia" vorgelegt und besprochen werde. Sie müssen sich an Herrn Dr. Krauss direkt wenden.

Briefkasten.

N. N. Gegen Kunstfeinde. Die lateinischen Zitate, welche Sie zu wissen wünschen, lauten: „Ars nisi ignorantem non habet inimicum" (eingewebt auf alten flandrischen Gobelins) oder „Artem non odit nisi ignarus" (an der Front des Neuen Museums nach der Wasserseite zu angebracht). F.

M. V. Die Benutzung der Städtischen Säle für Vereins- und andere Versammlungen ist folgendermaßen geregelt. Die Erlaubnis zur Benutzung der großen Festsäle im Rathaus muß durch übereinstimmenden Gemeindebeschluß gewährt werden; die Erlaubnis für den Bürgersaal erteilt die Rathausverwaltung im Auftrage des Magistrats. Im übrigen hat der Magistrat am 28. Januar 1908 folgende Bestimmung getroffen: „An Private, Vereine, Gesellschaften usw. können nur im Rathause und in den Städtischen Schulgebäuden Räumlichkeiten zu Vorträgen, Versammlungen pp. unter den vorgeschriebenen Bedingungen überlassen werden. In allen anderen städtischen Gebäuden ist dies nicht gestattet." — Sie fragen, wie es dem gegenüber mit dem etwa Ende Mai 1908 zu eröffnenden neuen Märkischen Provinzial-Museum gehalten werden wird. Da in dem Bau-Programm ausdrücklich ein Saal zu Vorträgen (auch mit Lichtbildern) genehmigt und dem entsprechend auch hergestellt ist, so nehme ich an, daß dieser Vortragssaal nicht unter jenen Ausschluß fällt, denn sonst hätte seine Anlegung für die Allgemeinheit nur geringen Vorteil. Im übrigen wollen Sie diesen Saal nicht überschätzen: er hat nur etwa einhundertfünfzig Sitzplätze, ist also nur für intimere Vorführungen und Vorträge verwendbar. Fr.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstr. 14.

Eene Purte dun oder Näpfchen und Näpfchensteine.

Ein Beitrag zur Heimatkunde
von **Karl Wilke.**

Motto: „*Rufe die Erdkraft an beim Trunk des Wissens,*
Vom Rausche befreit sie, wie Feuer von Suchten."
Wodans Trinkregel aus d. Lodâfafnismâl.

Näpfchen in Berlin. Um diese ehrwürdigen Wahrzeichen einer altersgrauen Vergangenheit und eines geschwundenen Glaubens von Angesicht zu schauen, bedarf es keiner weiten Reise, unsere nächste Umgebung, sowie die Reichshauptstadt bieten darin lehrreiche Beispiele, z. B. an den östlichen Außenfronten der St. Nikolai- und St. Marienkirche, wo sich sogenannte Näpfchen im Sockel und Plinthengesims eingerieben vorfinden. Welche Bewandnis es mit diesen Näpfchen hat, das soll an einigen Beispielen gezeigt werden, wie sich hierbei die Vorzeit mit der Gegenwart noch immer die Hände reichen. — Seit unvordenklichen Zeiten nahmen auch unsere heidnischen Vorfahren die Gottheit als im ewigen Licht wohnend an und daraus entstand bei ihnen der Sonnen- und Feuerdienst, weil das Feuer das reinste, geistigste und sonnenähnlichste Element, als mächtigste sowie durchdringendste Kraft stets sichtbar zum Himmel, das Ziel aller Gottverehrung, emporstrebte. Wo immer der Sonnenkult in deutschen Landen geübt ward, da entzündete er in bestimmten Zeitabständen die ihm geheiligten Feuersäulen, besonders gern auf Höhen, am Meere oder an landschaftlich ausgezeichneten Orten, um die Erhaltung des Lichts und der Wärme als Lebenspender, als Inbegriffe des Guten und Reinen zu erflehen. Seine emporlodernden Feuerflammen gaben dem geängstigten Volk in Tagen der Bedrängnis, der Lichtarmut, der Kälte und des Todesbangens die beruhigende Gewähr, daß das Licht gewißlich als Sieger im Kampf mit den finstern Mächten wiederkehren würde, und Hoffnungen haben allezeit einen wunderbaren Reiz in Nöten gehabt.

Das Brandland unserer Heimat. Unsere engere Heimat, der Barnim besonders ist als ein attavistisches Brandland anzusprechen und mit brennen und leuchten sind fast alle alten Siedlungsnamen darin durchsetzt, von Pardwin-Brandenburg bis auf Kölln-Berlin. Diese alten Traditionen aus den Tagen der Kindheit unseres Volkes verbinden uns mit andern Völkern und sicherlich waren wir dabei nicht immer die

Empfangenden, bei aller uns anhaftenden Bescheidenheit gegenüber dem wertgeschätzten „Vonweithersein“, das uns Deutsche leicht das Naheliegende gering achten läßt.

Einreibung und Streichen als Heilmittel. Wie nun der Brahmane Indiens noch heutigentags sein heiliges Feuer beschwört, es möge erscheinen, indem er sich dabei eines gespitzten Stabes bedient, mit welchem er trocknes Holz anbohrt, durch schnelle wirbelnde Umdrehungen ein Brandloch ein Näpfchen schafft, dabei intensive Reibungswärme erzeugt, daran sich schließlich leicht entzündliche Stoffe entflammen. Auf die gleiche Weise erneuerten auch die alten Römer und andere Zeitgenossen bekanntlich ihre heiligen Feuer, wie es zur Jetztzeit im Norden, in Schweden noch Sitte ist, um ansteckende Krankheiten, Seuchen zu bannen, ein Notfeuer auf solche „einreibende“ Art zu entzünden, das sicher, dem Volksempfinden nach, half. Man erwartet das Gleiche von jeder medizinischen Einreibung und auch Streichen und Pusten beim Böten sind Merkmale des Feueranblasens, das plattdeutsch „Büten“ heißt „anbüten“. Unsere märkische Heimat hat in größter Anzahl eigenartige Anknüpfungspunkte an diesen Feuerdienst uns aufbehalten, die sogar im heutigen Sprachgebrauch mehr oder minder sinnfällig sich bemerkbar machen. Der Stecken, plattdeutsch Sticken für Stab; stechen und sticken für töten; anstechen für befestigen, bannen oder binden; anstecken für in Brand setzen, ebenso wie für Seuchen und Krankheiten üblich.

Der Stab galt schon deswegen als das Zeichen der höchsten irdischen Gewalt, wie sie die Sonne verlieh, denn der Lichtgott, in der Sonne personifiziert, war allezeit der höchste Herrscher. Deshalb trugen den Stab als Ehrenzeichen die Könige, Priester, Richter und sonstige ausgezeichnete Persönlichkeiten, aber auch die Zauberer bedienten sich seiner. Der deutschen Götterlehre zufolge benutzt ihn Wodan, die Zeiten zu ordnen, er versetzt damit die Erdgottheit in den Winterschlaf, wie ihn der Griechengott Hermes gebrauchte, Menschen damit einzuschläfern. Moses vollbringt mit seiner Hülfe den Wasserzauber, den viel ursprünglicher der deutsche Allvater Wodan ausübt, symbolisiert alle Frühjahr machen muß, damit es eben Frühling werden kann.

Durch den wirbelnden Stecken wurde das Näpfchen, kurzweg Loch mit verschiedenen Nebenbedeutungen geschaffen, als ein Sinnbild für das ursprüngliche Sühne- und Weiheopfer des Feuers und schließlich sah man diese Löcher als bleibende Zeichen für die heilige Feuerhandlung selbst an. Einlochen heißt bei uns gefangensetzen, vulgär ins Kittchen stecken, dabei ist Kittchen sowohl das Gefängnis wie auch derjenige Raum, wo das Feuer brannte oder gehegt ward. Locken ist soviel wie in Wonne versetzen bei Frohlocken und ebenso leckt die Sonne das Eis

und den Winter hinweg, woraus die Nebenbedeutung für tröpfeln entstand, wie die Frühlingssage im nordischen Hâvamâl bezeugt.

Fürbüten (to beat). Bevorzugter Anlageplatz für diese symbolischen Bohrnäpfe der Menschen waren geheiligte Orte und zugrunde lag der Gedanke des Feueranzündens, des Feuerfangens, plattdeutsch des Füerbütens, des Feuerzaubers durch den benötigten Fürsticken oder Feuerstock. In der Sprache der Uckermark heißt diese Handlung eine Bohrte oder Purte dun, eine Bohrung machen, um in dem Bohrloch etwas hineinzubannen. Durch die Baumverehrung, Feuer- und Baumverehrung sind bei allen Mythologien gleichlaufend, kam man darauf, Bohrten an Bäumen zu machen, um das Leid, die Krankheit zu verbohren, in den Saftlauf des Baumes, den Kreislauf der Natur durch den Stecken zu bannen d. i. binden. Es entflammt der Blitz die Bäume, gewisse heilige Arten darunter mit Vorliebe und außerdem erwies sich das schwammige Holz als ein natürlicher Lichtträger, sein faulendes Holz phosphoresziert.

Birke und Weide als Bannbäume. In Deutschland war deshalb der Weidenbaum ein bevorzugter Bannbaum bei Leid und Krankheit, seine weißgeschälten Ruten geben den zu brechenden Richterstab ab, wie der gerichtlich Verurteilte ehedem mit weidenen Rutenfesseln (Weäden) geschnürt ward. Auch die Gepflogenheit der österlichen Stiepruten verweist darauf, neben solchen von der Weide waren auch die der Birke gebräuchlich, die ihren Namen „Birke“ vom Anbohren und Feuer trägt. Das grüne Birkenholz brennt bekanntlich von allen heimischen Holzarten am leichtesten an, es braucht nicht lange im Winter zu trocknen. Der Glaube, daß das erbohrte Birkenwasser im Frühling verjünge und schön mache, haftet ihm wie dem Osterwasser im allgemeinen an.

Das Stiepen oder Sträken = (to strike prügeln auch Feuer anschlagen). Die Sitte des Stiepens hat folgende heidnische Unterlage. Die in Winterbanden befindliche Erde ist durch Wodans Bohrte davon ledig geworden, an diesem ihrem Fest- und Ehrentage, dem Osterfeste, sollen sich ihre Kinder den Menschen durch Streiche mit den geheiligten Birken- oder Weidenreisern die Erinnerung daran einschärfen, sich dieser Freiheit wertzuhalten. Zur Verschärfung des Erinnerungsvermögens dient nach altgermanischer Ansicht die Züchtigung, und das nannte man vulgär „Einremsen“.

Altdeutscher Rechtsbrauch. Die Züchtigung des Stiepens hat sich u. a. bei mittelalterlichen Grenzfeststellungen erhalten, symbolisiert bis heute in dem sogenannten Ritterschlag, und man geht nicht fehl, das Wort „Remter“ damit in Verbindung zu bringen. —

Die Bohrte an Steinen. Neben Holz wurden auch Steine, natürliche und künstliche, als Bohrtenplätze im übertragenen Sinne benutzt.

Beliebt waren hierfür die Opfer- und Gräberdecksteine, denn auch das Gestein enthält scheinbar Feuer, das es durch „pinken“ d. i. schlagen in Funken von sich sprüht. — Mit der Verlegung der gottesdienstlichen Handlung von Baum und Stein innerhalb Gebäude, übertrug sich die Bohrteidee und das Näpfchenbohren späterhin auf Tempel, Kirchen und auf einzelne Gebäudeteile, die für geheiligt galten. Es waren das die Schwellen, die Türeinfassungen, der Sockel, der Herd, der Altar, wenn man dazu gelangen konnte. Unsere Steinsockel und Plintengesimse hatten zum Vorbild die hölzernen Schwellrahmen, die das im Tageslicht emporragende Gebäude von dem Erdbereich trennten, wo gewissermaßen die „Ungererdschen“ mit den lichtholden Gottheiten in Vertrag standen und dort glaubte man eine besonders wirksame Bohrte zu vollführen, um etwas bannen zu können, was im Bauopfer schon eine Begründung hat.

Die Dunkelheit gebirt das Licht, letzteres muß in ihren Schoß zurückkehren und dort büßen, damit es in ungemindertem Glanz wiedererstehen kann. Aus dem dunkeln Schoß der Erde tritt, nach dem Germanenglauben, die Sonne, das Licht und das Feuer hervor, wo es sich zeitweilig vor feindlichen Nachstellungen „bergen“ mußte. Aus der dunkeln Wetterwolke zuckt gleichfalls der Blitzstrahl, das Feuer des Himmels hernieder, dessen Sinnbild u. a. der funkensprühende Steinhammer, des göttlichen Donners war, der damit die Erde segnet, wie es Gebrauch gewesen, mit seinem Symbol den Schoß des Weibes bei einer Eheschließung zu heiligen und sonst manchen andern Rechtsbrauch zu festigen. Die Vorliebe für Feuersteinwaffen und steinernes Opfergerät hat sich weit über die Steinzeit hinaus erhalten, wie die Anrufung des Donners als Bekräftigung noch heute gilt. — Das Bohrtemachen, jetzt als Aberglauben betrieben, war ehedem wohl Teil des heidnischen Götterdienstes und erfolgte gewiß ganz öffentlich. Zurzeit ist es mit einer ergreifenden Heimlichkeit umkleidet, zumal auch die Kirchenbußen ihre Öffentlichkeit mehr oder weniger abstreiften. An Sonnenfesttagen oder auch mitternächtlich, wenn das tägliche Neulicht geboren wird, muß man „stillverschwiegen“ an geheiligten Orten ankommen können z. B. an den Apsiden der Kirchen. Hier sind Haupteingang und Altar, nach uralter Satzung, genau nach dem Sonnenlauf gerichtet und das Sockelgesims war beliebter Angriffspunkt. Ältere, vorhandene Löcher konnte man weiterbenutzen, je emsiger und tiefer man mit dem Holzstab bohrte, je inniger und heilkräftiger ward die Wirkung der Bohrte. Bei dem Bohren mußte man intensiv an das denken, was man verbohren wollte und zum Schluß wurde der Bohrstab zerbrochen, wovon der volkstümliche Ausdruck „die Suchten bräken“, für die Krankheit beseitigen, kam.

Schleifsegen und Rillenschliffe. Auch eisernes Schneidezeug und Waffen wetzte man heimlich gern in späteren Zeiten an Altären,

Grabsteinen und Kirchenwänden, um die Waffen zu weihen, wovon viele Rillen Kunde geben und kenne ich einen Schleifsegen dafür:

Scheerenschlyper, Schlangengryper,
Mock myn Metzer scharp,
Surr, Wurr, Purr!

Dann mußte die Schneide dreimal angehaucht, also gepustet, werden. Man konnte auch die heilige Dreieinigkeit anrufen mit dem Beding, das Amen dabei zu vermeiden, aber gepustet mußte die Klinge dabei dennoch werden, als wollte man das Feuer anblasen.

Trudensteine. Mit den Näpfchensteinen in enger Verbindung stehen die sogenannten Trudensteine, kleine schwarze Steine mit natürlichen Näpfchen oder Löchern, die im Volksglauben gegen Nachtspuk, Alpdrücken oder Marrieden schützen sollen. Diese Trudensteine vergrub man unter der Hausschwelle oder hängte sie am Bettpfosten auf, um das Eindringen alles Bösen und Finstern zu verhindern.

Gleichfalls gehört hierher die Sage von den Krötensteinen und Krötenringen. Wie die Sonne und das Licht, sowie deren Lieblinge im Innern der Berge vor feindlichen Nachstellungen zeitweilig sich sichern müssen, um wieder im alten Glanz und alter Herrlichkeit hervordringen zu können, so wurde der Sage nach aus dem Sonnensohn „Michel“ d. i. der großgewaltige Sieger mit Eintritt der langen Nächte ein kleiner, verächtlicher Muchel d. i. die Kröte im Plattdeutschen, die sich tief im Innern der Berge oder Steine verkriecht, als ein Sinnbild für den eingeschlossenen Licht- und Feuergott, der der Eingelochte nordisch „Loki“ heißt und Herr dieses Geziefers ist. Ja, dieses eddische Bild für den winterlich schwachen Licht- und Wärmegott läßt sich noch weiter verfolgen in dem Plattdeutschen Pomuchel in Fischgestalt, denn im Winter ist das Wasser bekanntlich eine bescheidene Wärmequelle für die Erde. Wer gedenkt hierbei nicht des schönen Märchens von dem in Krötengestalt gebannten Prinzen, der durch die Liebe einer Erdenjungfrau aus dem Banne erlöst werden soll?

Lebkuchen, Michelswecken, Michelsminne. Auf alten Grabsteinen findet man vielfach Näpfchen eingerieben, germanische Sitte war es, hier das Totenopfer in Gestalt der Michelsminne zu bringen, um mit dem Lebkuchen, ein Gemisch von Honig, Mehl und Wasser, wie mit dem Meth und den Michelswecken die Geister der Toten zu versöhnen. Ähnlich opferten die Griechen den Abgeschiedenen in Erdspalten. Die Näpfchengestalt der vorgeschichtlichen Aschenkrüge, Tränennäpfe sind den Bohrnäpfchen sicher nachempfunden, gleichwie die ältesten Lichtträger die Lampenbehälter diese Form nachahmen.

Wenn unser märkischer Chronist J. C. Beckmann bereits vor 200 Jahren in den alten Näpfchensteinen einen Zusammenhang mit dem

Sonnenjahr mutmaßt, so hat er darin nicht ganz unrecht. Sonnen- und Erdengottheit hatten sich alljährlich gleich allen Irdischen einer Buße zu unterwerfen, so glaubten unsere Voreltern und zwar wird die Sonne durch Wasser und Erde geheiligt und entsühnt, während die Erdgöttin durch den Feuerzauber der Waberlohe makellos ward. Licht und Finsternis sind wie Leben und Tod, Wärme und Kälte, Sommer und Winter, Feuer und Wasser aufeinander angewiesen und dieser hehre Glauben ließ unsere Voreltern osterfroh sterben.

Die Bohrte Wodans im Frühling. Von der vorerwähnten göttlichen Bohrte Wodans, im Hâvamâl der Edda besungen, will ich nun sagen. Sie wird angewendet, den Menschen den Frühling zu bescheren, um in den Besitz des Sinnregers zu gelangen, den die Winterriesen in Haft haben. Um das zuwege zu bringen, verwandelt sich der Licht- und Sonnengott Wodan mit dem Stab als Zeitenordner in einen Bohrer, dann in eine Schlange, schließlich in einen Vogel, um aus dem dunkeln Schoß der Erde, aus ihrer winterlichen Hut den lebenspendenden Trank zu erbohren, welchen die Winterriesen mit ihrer Tochter, der winterlichen Erde, in dem Winterberg gefangen halten. Es ist das in Eisfesseln geschlagene Wasser der Erde und die Winterriesen verhindern, daß das Wasser als befruchtender Tau und Regen die Erde bewässert und zum Wohle der Menschheit wie der Götter müssen alljährlich die Riesen überlistet werden, denn als Verkörperer der rohen Naturgewalten sind sie nicht anders zu überwinden. Die Erdenjungfrau im Innern des Winterberges als Bewahrerin des Tranks wird von dem bohrenden Lichtgott, dem Sonnenstrahl erreicht in ihrer Bergeshaft und durch den Zauber der Bohrte zur Liebe gezwungen. Sie kann nicht widerstehen und bietet von selbst dem Lichtgotte den Trank dar, den er für seine österliche Heiligung ebenso dringend bedarf, wie das Menschengeschlecht für seine Weiterexistenz und den Frühling. Hierauf verwandelt sich der Sonnengott in eine wassersaugende Wolke und entflieht in dieser mit der Feuchtigkeit, denn die Frühlingssonne hüllt sich bald in Wolken und entführt in solchen das Schmelzwasser über weite Länderstrecken, verfolgt von den Winterriesen. Der erste warme Frühlingsregen macht jedoch ihrem Dasein ein Ende, denn die Natur erwacht zu neuem Kampf, d. i. zu neuem Leben. Es wurde daher der erste Frühlingsregen besonders heilig gehalten und genoß dieselbe Wertschätzung bei den schönheitsdurstigen Frauen wie das Osterwasser. Auf die Geistestätigkeit und Dichtkunst bezogen ward er Sinnreger geheißen, denn es beginnen sich alle Geisteskräfte mit neuer Frische zu regen. Das schließt aber nicht aus, daß man in abgünstiger Weise von „geriebenen“ Menschen spricht, von einer „verbohrten“ Ansicht, deren Träger man einen verbohrten oder bornierten Menschen nennt, obgleich Feuer und Wasser mit Erleuchtung gleichbedeutend waren.

Jugendspiele. Der Stab, der Bohrer, die Schlange, der Vogel, der Speer, das Messer, der Dorn, alles das sind mythologische Attribute Wodans und uralte Sinnbilder für den wolkenzerteilenden Blitzstrahl, gleichzeitig für den Sonnenstrahl als Waffen des Licht- und Sonnengottes, wie die Edda, die deutschen Sagen und Volksmärchen an vielen Stellen bekunden. Nicht zuletzt ist die Jugend in ihren Spielen ein getreuer Hort, der alte Erinnerungen an die Vorzeit wachhält, welche vordem Teile des Naturgottesdienstes waren. Ich meine die Ballspiele, insbesondere den Lochball, das Murmelspiel im Frühling u. a. m. Ein hierunter gehörendes Kinderspiel ist das in Berlin unter dem Namen „Messerstich", in der Uckermark unter dem bezüglicheren Namen „Lämpenspell" bekannte Frühlingsspiel. Lämpe ist im Plattdeutschen die Messerzunge oder die Klinge und in dem alten Namen liegt schon ein Stück ungeschriebene Geschichte.

Das Lämpenspell oder der Messerstich. Es wird gemeinhin von zwei Partnern betrieben, es können aber beliebig viele sein, und zwar unter Zuhilfenahme eines spitzigen Messers und eines Fleckens Erde, auf dem sich die Spieler in der Runde niederlassen. Jeder Teilnehmer macht vor seinem Sitz ein winzig kleines Erdnäpfchen, sein Grab mit der Messerspitze in die Erde und schichtet daneben sorglich die hieraus entstammende Erde auf. Es muß sein Bestreben sein, recht viel fremde Erde aus andern Löchern der Mitspielenden zu gewinnen und aufzustapeln, damit man das Näpfchen nicht nur ausfüllen, sondern zum Schluß des Spiels tunlichst überhäufen kann. Das Messer wird nach der Spielregel von dem Spieler an der Spitze der Lämpe gefaßt und so einigemal wirbelnd durch die Luft geschleudert in dem Bestreben, daß seine Spitze tunlichst in die Erde zu stechen kommt, was einige Übung verlangt. Wenn der Einstich nicht gelingt, gibt er das Messer an den Nachbar ab, der nun seinerseits versucht. Sticht es mit der Spitze, so kann er sich von den unterlegenen Vorspielern aus dessen oder deren Näpfchen eine Portion Erde ausheben, soviel er mit einemmal auf der Messerklinge an Erde transportieren kann. Herunterfallen darf ihm davon nichts, sonst muß die gewonnene Erde zurückgegeben werden. Hat das Spiel einige Zeit gedauert, wobei oft ziemliche Löcher entstehen, so heißt es füllen und wer nicht genug erbeutete Erde hat, sein Lochnäpfchen auszufüllen, „liegt bloß" und hat verloren. Gewinner ist der, der den größten Erdhügel über sein Näpfchen zu häufen vermag. Es ist das eine alte Reminiszenz an den heidnischen Begräbnisbrauch, wo man hervorragende Volksgenossen zu ehren, wahre Berge um deren sterbliche Überreste schichtete, wahrscheinlich gleichfalls im Wettbewerb, denn unsere Voreltern waren als unlustige Erdarbeiter bekannt. In Oderberg i. M., wo das Lämpenspell im Schwange ist, ist auch noch eine alte hierher gehörende Sage geläufig, die Kuhn u. Schwarz, Märk. Forschungen IV, etwas geändert wiedergeben.

Sage vom Gewittermüller zu Oderberg i. M. Sie handelt von einem erbsenfahrenden Bauern aus Stolzenhagen, der einem Wirbelwind dabei begegnet und aus Einfalt sein Messer in den Windkreisel hineinwirft mit der Spitze. Wie er nun sein Messer wieder auflangen will, ist und bleibt es trotz eifrigen Suchens verschwunden. Als er kurze Zeit darauf Weizen nach der Oderberger Wassermühle am Berliner Tor bringt, bemerkt er mit Erstaunen, daß der sonst stattliche Müller stark hinkt, was er vordem nie getan hatte, und auch siech aussah, als hätte er „Suchten" gehabt. Wie er genauer zusieht, bemerkt er auf dem Fensterbrett beim Müller sein verlorengegangenes Messer liegen und kann vor Schreck kein Wort darüber herausbringen. Der Müller gibt darauf ohne Zögern dem Bauern das Messer zurück mit der eindringlichen Warnung:

„Hüede dy my't nomoals in't Been tue drywen,
Dittmoal sall't by de ollen Löeker blywen.
By'n Küselwind lott't Metzer steäken,
Süß mutt ick dy den Halz awbreäken."

Der Bauer hat sich das gesagt sein lassen und daraufhin nie wieder dem allmächtigen, hälsebrechenden Gewittermüller vorgegriffen, denn Gottes Mühlen mahlen langsam, aber trefflich sicher.

Eine denkwürdige Luther-Inschrift auf Burg Rabenstein.

Von Lic. theol. Dr. phil. Julius **Boehmer.**

Genau drei Meilen nördlich von Wittenberg, der Geburtsstätte der Reformation, da, wo die preußischen Provinzen Brandenburg und Sachsen sowie das Herzogtum Anhalt zusammenstoßen, steht eine Burg, die spätestens im 12. Jahrhundert erbaut wurde, an einem in naturschönheitlicher Hinsicht sehenswertesten Punkt der näheren und weiteren Umgebung Wittenbergs, der Rabenstein (ursprünglich Ravenstein) genannt. Inmitten des Fläming, auf einer das Tal um reichlich 20 m überragenden Kuppe, die unmittelbar in das Tal der in geringer Entfernung entspringenden Plane (Nebenfluß der Havel) hineinragt, steht das alte Schloß, das einst bis zur Zeit der Reformation hin die Gerichtsbarkeit über 15 umliegende Dörfer hatte. In der etwa 8 m dicken Mauer des Turmes befindet sich ein Raum, der ursprünglich als Rüst-

kammer gedient haben mag, mindestens aber seit dem Jahre 1717 als Burgkapelle eingerichtet und in Gebrauch gewesen ist. In diesem Jahre hat der damalige Besitzer der Burg, der königlich preußische Steuerrat Gottfried Leyser, ein Nachkomme (vermutlich Enkel) des bekannten Theologen Polykarp Leyser, die Kapelle begründet (oder vielleicht renoviert). Der Raum ist 2 bis 3 m breit und etwa 6 m lang; er hat nämlich ovale Form, ist an beiden Spitzen abgeplattet und in der Mitte ausgebauscht. Das Tageslicht erhält er nur durch ein einziges kleines Fenster, das sich an der einen abgeplatteten Spitze befindet, und unterhalb dessen der steinerne Altar eingebaut ist, welcher die ganze Breite des Raumes einnimmt; so daß also eine Annäherung an das Fenster nur durch Hinaufsteigen auf den Altar möglich ist.

An der Vorderseite dieses Altars, genau in der Mitte, ist folgende Inschrift (in bunten Farben gemalt) zu lesen[1]):

Am Tage Martini
1717 d. 11. Nov. war der 31. Octob.
alten Calenders wurde die er-
ste Predigt hier gehalten.

Auf der linken Seite davon steht folgender Hexameter:

LVtherVs post bIs CentVM
fLorens reDIt annos,

auf der rechten dieser:

En post bIs CentVM LVtherVs
fLens reDIt annos.

Was bedeutet die Inschrift, besonders die auf den ersten Blick so merkwürdig klingenden Hexameter?

Was erstlich die Notiz über die erste in der Burgkapelle gehaltene Predigt angeht, so ist sie klar und verständlich und bedarf als solche

---

[1]) Burg und Schloß Rabenstein waren mehrere hundert Jahre, etwa von 1450 bis 1625, im Besitz der sächsischen Kurfürsten, deren Gebiet sich bis hieher erstreckte und kaum zwei Meilen weiter nördlich an die Mark Brandenburg stieß. Die rechtmäßigen Nachfolger der sächsischen Kurfürsten, die Könige von Sachsen, führen unter ihren Titeln noch heute als letzten den eines „Herrn zum Ravenstein", eben nach der genannten Burg. Seit 1815 ist der Rabenstein wie die Umgegend preußisch• Burg und Schloß waren seit 1804 und sind bis heute im privaten Besitze des Herzogs von Anhalt, der sich ja in gewissem Sinn auch als Nachfolger der sächsischen Herzöge und Kurfürsten betrachten kann. Wenn nun auch seit anderthalb Jahrzehnten, nachdem das zur Burg gehörige Rittergut sich aufgelöst hat, kein Gottesdienst mehr in der Burgkapelle gehalten wird, sondern die Bewohner des Schlosses in das 1 km weit entfernte Pfarrdorf Raben eingekircht sind, so ist doch der Besitzer des Rabensteins, ohne die Kosten zu scheuen, bemüht, Schloß und Burg mit allem, was daran und darin ist, in seinem jetzigen Stande zu erhalten.

keines Wortes der Erläuterung. Auffällig ist vor allem, daß sie, nach ihrem Wortlaut zu urteilen, mit dem großen Ereignis in der lutherischen Kirche jener Zeit, dem soeben gefeierten 200jährigen Jubelfest der Reformation, nicht in Zusammenhang gebracht wird. Am Sonntag den 31. Oktober (im Jahre 1717—23. Sonntag nach Trin. nach neuem Stil), Montag den 1. und Dienstag den 2. November ward das Jubelfest auf Befehl Friedrich Augusts, des Kurfürsten von Sachsen und Königs von Polen, in großartigster Weise gefeiert. Das nähere darüber findet man bei Ern. Sal. Cyprian, Hilaria evangelica oder Theologisch-historischer Bericht vom andern evangelischen Jubelfest (Gotha, Weidemann 1719), der übrigens in den zahlreichen von ihm gesammelten Inschriften (Teil IV jenes Werks) die Inschrift auf dem Altar der Burgkapelle von Rabenstein nicht erwähnt. Daß die Einweihung der neuen oder erneuerten Burgkapelle am Donnerstag den 11. November 1717 (seitdem fand bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein allwöchentlich am Donnerstag, nicht am Sonntag, wohl wegen des Dienstes in den übrigen fünf Kirchen, die dem Pfarrer von Raben zugewiesen waren und sind, in der Kapelle Gottesdienst statt) mit jenem 200jährigen Jubelfest der Reformation irgendwie in Zusammenhang steht, die Annahme liegt ja nahe genug. Soweit darüber vorläufig.

Wer die Hexameter zum ersten Mal liest, glaubt in der Tat vor einem „Rätsel" zu stehen. Der berühmte Archäologe Aloys Hirt († 1836) hat gelegentlich sich so ausgedrückt und hier eine „Weissagung" gefunden, die alles Nachdenkens wert sei. Mühlmann[1]) ist in seine Fußtapfen getreten und bemerkt zu den Versen: „Man hört die Klage eines Lutheraners aus jenen Versen heraus, der in der Zeit der Auflösung der protestantischen Orthodoxie und des durch den Pietismus hervorgerufenen Umschwungs, also vielleicht im Anfang des 18. Jahrhunderts, die Blütezeit der lutherischen Theologie des vergangenen Säkulums preist und im Hinblick auf das neuerwachende, nichtdogmatische Christentum um ihn her mit wehmütigem Blick in die Zukunft der Kirche, weissagt, Luther würde, wenn er nach abermals 200 Jahren, also am Ende des 19. Jahrhunderts, zurückkehrte, bei dem Anblick der neuen Zustände in Tränen ausbrechen . . . Die Inschrift wird ganz erklärlich, wenn man sich den Gründer der Kapelle, den Dr. Gottfried Leyser, als ihren Verfasser denkt. Dieser war ein Nachkomme, vielleicht ein Enkel des ehrwürdigen, im Jahre 1576 nach Wittenberg berufenen

[1]) Felix Theodor Mühlmann (jetzt Regierungs- und Schulrat in Merseburg) Wanderung durch die Geschichte der Stadt Belzig, des Schlosses Eisenhardt und der Umgegend, Belzig 1870 (als Manuskript gedruckt), S. 137 f. Neuestens hat August Trinius in seinem „Märkischen Streifzügen" S. 336 f. über die Inschrift einfach wiederholt, was Mühlmann vorher gesagt hatte.

Pastors und Professors Polykarp Leyser, der, ein eifriger Anhänger der lutherischen Lehre, die Aufgabe erhielt, die damals entstandene Konkordienformel in der Diözese Wittenberg einzuführen und die Kirchen- und Schuldiener darauf zu verpflichten. Sein milder Charakter ging nicht auf seine Söhne Wilhelm und Polykarp, beide Professoren in Wittenberg, über, welche die in der Praxis nicht befolgte Theorie ihres Vaters, mit den Papisten lieber Gemeinschaft zu haben als mit den Calvinisten, leider mehr betätigten. Dieser Familiengesinnung dürften die beiden Hexameter in der Rabensteiner Schloßkapelle entsprechend sein. Sie sind ein Denkmal der scheidenden Orthodoxie, gewidmet von einem Gegner des siegreich aufkeimenden Pietismus".

Diese Deutung der beiden Hexameter hat, im ganzen genommen, etwas Ansprechendes. Doch stehen ihr manche Bedenken entgegen. Denn erstlich ist die Beziehung auf den Gründer der Kapelle völlig gegenstandlos. Daß Gottfried Leyser, der Besitzer der Burg, Verfasser der beiden Hexameter war, ist bloße Vermutung, für deren Recht kein Grund namhaft gemacht werden kann. Nicht bloß ist ebensowohl der Pfarrer von Rabenstein in Raben oder irgend sonst ein Beauftragter Leysers als Verfasser denkbar, sondern es dürfte auch die „Familiengesinnung" der Leyser hier rein gar nichts entscheiden. Söhne und Enkel haben durchaus nicht in der Regel dieselbe Gesinnung wie ihre Väter und Großväter. Ja, gerade in der Familie Leyser ist um so weniger auf „Familiengesinnung" Bezug zu nehmen, als schon die Söhne Polykarps, wie Mühlmann selber anführt, nicht die Milde der Gesinnung von ihrem Vater ererbten. Demnach haben wir für das Verständnis der Hexameter von der Person Gottfried Leysers bis auf weiteres gänzlich abzusehen. Zweitens aber und vor allem hat Mühlmann nicht erwähnt, daß die groß geschriebenen Buchstaben, welche in den Hexametern vorkommen, zugleich römische Zahlzeichen sind und addiert in beiden Hexametern je 1717[1]) ergeben. Wäre die von ihm im Anschluß an Hirt gegebene Auffassung einer im zweiten Hexameter enthaltenen Weissagung richtig, wäre hier auf die Zeit 200 Jahre nach 1717 hingezielt, also 1917 gemeint, so müßte letztere Jahreszahl im zweiten Hexameter enthalten sein. Daraus ergibt sich zugleich, daß die Hexameter nicht „am Anfang des 18. Jahrhunderts" entstanden sind, sondern speziell auf das Jahr 1717 gehen, aller Wahrscheinlichkeit nach also für die Einweihung der Rabensteiner Burgkapelle selbst gedichtet sind.

Ist nun in beiden Hexametern dasselbe Jahr 1717 gemeint, so enthalten sie dem Anschein nach einen direkten Widerspruch: laut dem

---

[1]) L (50) + V (5) + I (1) + C (100) + V (5) + M (1000) + L (50) + D (500) + I (1) = 1717.

einen kehrt Luther 1717 in großer Herrlichkeit zurück, laut dem anderen kehrt derselbe Luther 1717 mit Tränen wieder. Allein der Widerspruch ist doch keineswegs ein unauflöslicher, und man hat keine Ursache zu meinen, die Verse bedeuteten nichts als eine harmlose Spielerei. Dazu war denn doch die Kirche auch dem Geschlechte damaliger Zeit ein zu heiliger Ort, als daß sie ungereimte, sinnlose, nichtssagende Dinge in Versen hineingeschrieben hätten und dies obendrein in die Mitte der Vorderseite des Altars, welcher das Allerheiligste des neuen Bundes trägt; damals kam es nicht vor, wie heutzutage, daß profan gesinnte Baumeister innerhalb des Kirchengebäudes irgendwo anbringen, was sich nicht ziemt. Vielmehr kann recht wohl ein und dasselbe Jahr nach zwei Seiten hin, sogar in entgegengesetztem Sinn, beschrieben werden. 1717 ist ein Jahr der Herrlichkeit, nicht minder aber ein Jahr der Tränen zu nennen. Zum Verständnis des ersten Hexameters ist zu beachten einmal, daß wenige Tage zuvor (s. o.) das 200jährige Jubelfest der Reformation in dreitägiger Feier begangen worden war und die Einweihung dieser Gottesdienststätte als ein Nachhall jenes Jubiläums gelten durfte. Indem Luthers Gedächtnis in der dreitägigen kirchlichen Jubelfeier erneuert wurde, war er allerdings florens wiedergekehrt. Sodann soll Luther selber einst auf dem Rabenstein gewesen sein und hier gepredigt haben. Ist das auch nicht urkundlich nachzuweisen, so ist doch beglaubigte Tatsache, daß er in Belzig 1530 Visitation gehalten und gepredigt (vgl. Chronicon Belticense 1742, S. 30 ff.) und demnach auch die zugehörigen Parochieen, zu denen Raben mit dem Rabenstein gehört, aufgesucht hat. Jedenfalls gilt in der ganzen Gegend noch heute die alte Überlieferung, daß Luther auf dem Rabenstein gepredigt habe (sogar daß er der Pfarrkirche in Raben Glocken und Uhr geschenkt habe), und diese Überlieferung ist ohne Zweifel schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts vorhanden gewesen. Hat nun Luther, sei es in Wirklichkeit, sei es nur gemäß der alten Überlieferung, auf dem Rabenstein gepredigt, so will der erste Hexameter sagen, daß Luther jetzt in seinen Nachfolgern bez. Geisteskindern wiedergekehrt sei, indem nunmehr seine Nachfolger oder Geisteserben auf dem Rabenstein predigen. Luthers Predigt steht also zweihundert Jahre nach ihm insofern in Herrlichkeit, als sie immer noch eine Stätte, dieselbe Stätte wie damals, die Burg des Rabensteins findet.

Zugleich freilich, das will der zweite Hexameter, hat Luther jetzt Ursache zu klagen. Er findet es nicht mehr so wie zu seiner Zeit. Seine Predigt erschallt, und doch ist es nicht mehr seine Predigt. Die Lehren des Orthodoxismus, der sich für den einzig echten Erben lutherischer Lehre hielt, wurden von dem neu aufgekommenen und überhand nehmenden Pietismus angefochten: Luther würde seine Lehre im Gewande des Pietismus nicht wiedererkennen. Mühlmann hat ja Recht,

wenn er den Gegensatz zwischen Orthodoxismus und Pietismus im Beginn des 18. Jahrhunderts in der Inschrift wiederhallen hört. Aber im Jahre 1717 konnte selbst der eingefleischteste Optimist kaum noch von einer Blüte des Orthodoxismus reden, nachdem Calov († 1686), Quenstedt († 1688) und selbst Hollaz († 1713), nicht minder aber auch Spener († 1705) längst die Augen geschlossen, nachdem schon Benedikt Carpzov († 1691), Deutschmann († 1695), Schelwig († 1695) von orthodoxer Seite ihn befehdet, also als gefährlichen Gegner erkannt hatten. Der letzte nennenswerte und zugleich kräftigste Gegenstoß gegen den Pietismus stand doch auch schon vor der Tür (Löscher, Timotheus Verinus 1718. 21). Die Ursache der Tränen des wiederkehrenden Luther ist einfach der Pietismus damaliger Zeit: 1717 weint Luther über den Zustand der Kirche.

Erst wenn man weiß, daß Luther auf dem Rabenstein (in Wirklichkeit oder nach der Überlieferung) gepredigt hat, versteht man recht, warum er hier an einer neugeweihten oder renovierten Predigtstätte mit redit eingeführt wird. Freilich würde das redit noch einen ganz besonderen Sinn gewinnen, falls an eine bloße Renovierung der Kapelle zu denken wäre. Dem widerspricht allerdings, daß nach vorhandenen Akten aus dem 17. Jahrhundert (mindestens gelegentlich, vielleicht immer) in einem Zimmer des Schlosses Gottesdienst stattfand. Auch sei hier wenigstens erwähnt, daß eine Überlieferung besteht, wonach Luther selber die Kapelle auf dem Rabenstein eingerichtet habe.

Dagegen kann das redit sicher nach einer anderen Seite noch einen reicheren Sinn gewinnen. Wenn man sich nämlich billig darüber wundert, daß die Einweihung der Burgkapelle nicht in den Tagen des 200jährigen Reformations-Jubelfestes selber, also zwischen dem 31. Oktober und 2. November gehalten worden ist, so gibt darüber die deutsche Inschrift in der Mitte Aufschluß. Man fragt sich hier naturgemäß, warum die Datierung nach dem alten (julianischen) Kalender beigefügt ist, da doch der gregorianische seit 1700 auch im protestantischen Deutschland eingeführt war, nachdem die katholischen Staaten ihn schon mehr als ein Jahrhundert zuvor angenommen hatten. Allein der 31. Oktober erklärt alles Der 31. Oktober neuen Stils war ja der Anfang des 200jährigen Reformations-Jubelfestes gewesen. Der 31. Oktober alten Stils wurde für den Rabenstein insbesondere wie für die Rabensteiner Kapelle ein Jubeltag, das rechte Reformationsfest. Ob der damalige Besitzer der Burg, oder wer sonst den Tag der Einweihung zu bestimmen hatte, ein persönlicher Anhänger des alten Stils war, oder ob ein anderer Grund ihn nötigte, gerade an diesem Tage die Einweihung der Kapelle geschehen zu lassen, jedenfalls war es ihm ein Reformationsfest, an dem der erste Gottesdienst in der Kapelle gehalten wurde. Daß es der Tag Martini, d. h. der Tauftag Luthers war, stand vorne an: das war ein

zweiter Grund, gerade an diesem Tage das Reformationsfest durch die Weihe der Gottesdienststätte zu feiern. So gilt in zwiefachem Sinn das redit beider Hexameter. Luthers Person (darauf weist der Martini-Tag), Luthers Werk (darauf weist der 31. Oktober hin) kehren wieder. Ob zwischen dem Martini-Tag und dem redit im ersten Hexameter sowie zwischen dem 31. Oktober und dem redit im zweiten Hexameter vielleicht gar je eine Beziehung für sich anzunehmen ist? Etwa in dem Sinn, daß zwar Luthers Person, welcher der Martini-Tag gilt, noch in voller Ehre steht (florens), da Luthers Person auch von den Pietisten hochgehalten wurde, daß dagegen Luthers Werk, woran der 31. Oktober erinnert, seit dem Auftreten des Pietismus (nach Ansicht des Verfassers der Verse) jämmerlich daniederlag? Die Vermutung wenigstens darf gewagt werden, wenn auch die Mangelhaftigkeit und Undeutlichkeit des Materials einen sicheren Schluß nicht zulassen.

Ist also auch die Inschrift auf der Vorderseite des Altars in der Rabensteiner Burgkapelle nicht geeignet, uns neue historische Aufschlüsse zu gewähren, so haben wir immerhin doch ein ebenso interessantes wie instruktives Dokument (neben anderen), welches Zeugnis ablegt von der Stimmung, mit welcher die orthodoxe Seite das siegreiche Fortschreiten des Pietismus begleitete. Einerseits ist das hohe Bewußtsein vorhanden, daß Luther und seine Lehre siegreich bestehe und bestehen werde (florens). Anderseits ist mit jenem Bewußtsein das Leid darüber verbunden, daß die Zustände anders geworden, daß Luthers Werk (mindestens vorläufig) zurückgegangen sei (flens). Indem jedoch Luther wiederkehrt, so oder so (redit), überwiegt die Gewißheit, daß Luthern wie die Vergangenheit, so auch die Zukunft gehöre. Auf alle Fälle verdient die Inschrift eine bessere Beachtung und Würdigung, als ihr bisher gelegentlich (durch einen klassischen Archäologen und einen Lokalgeschichtsschreiber) zu teil geworden ist.

Der Rabenstein und seine Geschichte.

Von Pfarrer **J. F. Hennig** in Raben 1866 verfaßt und vom derzeitigen Pfarrer Dr. **Boehmer** überarbeitet, berichtigt und ergänzt.

Das Schloß Rabenstein auf steiler, mit kräftigen Buchen und altem Unterholze bewachsenen Anhöhe, zwischen Wittenberg und Belzig am Rand des Planetals gelegen, ist unbestritten eine der größten mittelalter-

lichen Zierden der Provinz Brandenburg. Rings um das Schloß herum sind tiefe Schluchten und freundliche Täler, hohe und niedrige Laub- und Nadelholzwaldungen, schroffe oder anmutig sich abdachende Berge. Lage und Aussehen des Schlosses künden jedem, daß es vor Zeiten eine für die Gegend bedeutungsvolle Aufgabe gehabt hat. Überall begegnet man in ihm Spuren der alten kriegerischen Zeit. Starke Bergmauern tragen die jetzigen, im Dienste einer neuen Zeit aufgerichteten Gebäude. Der Eingang in den Burghof führt durch ein tiefes Tor, dessen Pforte sich ehemals nicht öffnete, bevor die Zugbrücke herabgelassen war. Auf der rechten Seite des Tores erhebt sich der stolze Wartturm, der weithin die Gegend beherscht. Der Schloßhof, von fast ovaler Abrundung, ist zwar enge, aber für seine ehemaligen Bestimmungen geräumig genug, da sich auf ihm eine kleine kriegslustige Mannschaft tummeln konnte. In einer Mauernische zur linken Seite des Hofes zeigen zwei eiserne Geschosse, ein Mörser und eine Kanone, ihre Mündungen und erinnern durch ihre Gestalt an das 16te Jahrhundert. Die Kapelle im ersten Stockwerk des Turmes verrät noch durch gewisse Haken in der Decke ihre frühere Bestimmung als Rüstkammer.

Muß schon die Geschichte dieser Burg fesseln, so findet man andererseits auch reiche Befriedigung durch den Genuß, den ein Blick auf ihre nächste, umgemein schöne Umgebung bietet. Durch eine auf der linken Seite der dicken Mauer durchgebrochene Pforte tritt man auf einen Balkon, von dem aus man den südlichen und westlichen Abhang des Schloßberges übersieht. Ein weniger durch Kunst, als von der Natur hübsch ausgestatteter Park mit vielen Gängen und buntem Gemisch der verschiedensten Gesträuche und Bäume erquickt das überraschte Auge. Noch ist keiner von den vielen Besuchern des Schlosses zurückgekehrt, der nicht dem Gedanken Raum gegeben hätte, daß er etwas derartiges in dieser Gegend nicht gesucht hätte.

In Summa: Das Schloß ist es wert, daß man ihm ein schriftliches Denkmal setzt und seine reiche Vergangenheit mit der Gegenwart in Zusammenhang bringt.

Die geschichtlichen Anfänge des Rabensteins sind in der Mitte des 13ten Jahrhunderts zu suchen. Sichere und zusammenhängende Nachrichten über seine Entstehung und Geschichte in den folgenden zwei Jahrhunderten sind nicht vorhanden, da die darauf bezüglichen Urkunden in den vielen Kriegen, die das Schloß ausgestanden (besonders der dreißigjährige Krieg und die französische Invasion 1806—1813), verloren gegangen sind. Man könnte wünschen, daß der alte Wartturm des Schlosses, der in stolzer Höhe über die ganze Umgegend hinauslugt, und alle Geschicke Rabensteins vom ersten Anfang an mit durchlebt hat, sein ernstes Schweigen bräche, um unserem Mangel abzuhelfen.

Die Quellen, aus denen die folgende Darstellung geschöpft ist, sind in der Hauptsache:

1. Chronik der Stadt Belzig 1740.
2. Geschichte der Stadt Belzig 1837.
3. Das Archiv des Rabensteins.
4. Die Akten der Pfarr-Registratur in Raben.

Der Name des Schlosses wird in den ältesten Urkunden Ravenstein geschrieben. Noch in der Verkaufsurkunde vom Jahre 1625 kommt neben Rabenstein auch Ravenstein vor; später ist die Schreibart Rabenstein die allein gebräuchliche. Es wurde früher angenommen, daß der Name Ravenstein soviel als Grafenstein, also Feste, Bergfeste eines Grafen bedeutet (vgl. Königstein, Giebichenstein). Diese Annahme hängt an der Überlieferung, daß der Burggraf Bederich, der um das Jahr 1250 starb, den Rabenstein gegründet und damit zugleich den Grund zu dem späteren Schloßamt Rabenstein gelegt hätte. In den Urkunden des Stiftsprengels Brandenburg, zu dem die Gegend kirchlich gehörte, wird zwischen 1160 und 1200 der Rabenstein nicht erwähnt. Zum ersten Male steht er in einer Dahnsdorfer Urkunde aus dem Jahre 1277. Die Erbauung der Burg fiele danach in die Zeit, wo das Wendentum in der Umgegend seinem Erlöschen entgegenging, deutsche Kultur die Oberhand gewann und das frühere Burgwartturmswesen, das seiner Bestimmung nicht mehr entsprechen konnte, aufhörte.

Doch, wie dem sei: der Name Rabenstein hat schon vielen Forschern Not gemacht. Die sich mit ihm beschäftigten, zuletzt Mühlmann (jetzt Schul- und Regierungsrat in Merseburg, Sohn des weil. Superintendenten Mühlmann in Belzig), haben alle darauf verzichtet, hier Klarheit schaffen zu können. Man stand und steht nämlich vor dem Doppelrätsel, daß der Rabenstein (ein deutscher Name nach dem Augenschein) inmitten lauter wendisch benannter Dörfer liegt, und daß Raben als Ortsname in irgend welcher Weise mit dem Rabenstein zusammenhängen muß. Aber in welcher?

Ich glaube, des Rätsels Lösung, nachdem es mich seit langen Jahren beschäftigt hat, geben zu können. Raben ist ein wendischer Name, so gut wie die Dörfer ringsherum wendische Namen tragen. Heißt Klepzig „Brötchen“, Lotzschke „Vogelfalle“, Mützdorf „Mausdorf“, wird Rädigke nach dem wendischen Kriegsgott, Marzähns nach einer Göttin genannt, so bedeutet Raben „der leibeigene“ Flecken. „Leibeigen“, also zu Dienst und Fron verpflichtet war Raben nämlich von Haus aus d. h. mindestens vor 1200 der Burg und den Burgherren von Rädigke. Denn in Rädigke bestand im frühesten Mittelalter, ebenso wie in Belzig, Niemegk und Wiesenburg, eine Burg, der die Bewohner der umwohnenden Dörfer untertan waren. Um das Jahr 1200 ist die Burg Rädigke unter-

gegangen, und die Burg Rabenstein hat ihr Erbe angetreten. Einzelheiten darüber wissen wir nicht. Daß der Rabenstein erst damals entstand, ist mit Sicherheit anzunehmen. Er wurde auch Schloß Raben genannt, was ja dem Sinne nach dasselbe ist (Stein meint Fels, dann die Burg oder das Schloß darauf). Was lag näher, als den Rabenstein, der 1 km von Raben entfernt liegt, so zu benennen, nämlich und namentlich im Gegensatz zu Burg Rädigke, da fortan die Dörfer ringsum den Herren von Rabenstein untertan zu sein hatten? Leicht konnte es dann auch geschehen und ist so geschehen, daß auch der Flecken Raben den gleichen Namen wie das Schloß, also „Flecken Rabenstein" erhielt.

Es ist nichts mit dem, was man wohl vermutet hat, daß „Rabenstein" soviel als „Grafenstein" sei; noch weniger, daß Graf Bederich von Belzig diese Burg erbaut habe. Auch darf man nicht sagen, daß Raben die Abkürzung von Rabenstein gewesen sei. Sondern Raben war ein „Leibeigenes", war wendischen Ursprungs. Der deutsche Ritter, der den Rabenstein baute oder erwarb und benannte, hat den Sinn des Wortes „Raben" kaum gekannt, sondern das Wort deutsch genommen, also an die bekannten Vögel gedacht, oder auch, falls er gelehrt genug dazu war, Ravenna (in Italien, verdeutscht: Raben) im Sinne gehabt und so den Namen „Rabenstein" gebildet, der nun seit mindestens 700 Jahren der Burg anhängt.

Tatsache ist nur, daß der genannte Graf Bederich von dem ihm verwandten Herzog von Sachsen, Bernhard, dem Sohne Albrechts des Bären, der (nach der von Kaiser Friedrich I. über den Herzog Heinrich den Löwen 1180 ausgesprochenen Achts-Erklärung) das sächsisch-askanische Land erhielt und die frühere Burgwart Wittenberg zu seiner Haupt- und Residenzstadt machte, zum erblichen Grafen von Stadt und Amt Belzig ernannt, und die Burgwart selbst zum erblichen gräflichen Schloß erhoben wurde.

Allein mit Graf Bederichs Tode hörte, da er keinen männlichen Erben hatte, das Belziger Grafentum wieder auf. Seine Grafschaft fiel als offenes Lehn an die Herzöge von Sachsen zurück. Diese ließen sich in Belzig, der nördlichen Grenzstadt ihres Landes, durch Schloßhauptleute vertreten.

Der Rabenstein dagegen war keine Burgwart, sondern ein privater Herrensitz, „Herrenhus" (Herrenhaus) genannt. Er wird auch in den Urkunden des Brandenburger Stiftsprengels niemals als Burgwart aufgeführt. Wohl aber gilt als solche das benachbarte Radice (jetzt Rädigke s. o.) und das zwei Stunden entfernte Niemegk.

Schwierig ist die Frage, wann und wie das Schloß Rabenstein zum Besitz der Amtsgerichtsbarkeit, zu seinem Charakter als Schloßamt gekommen ist. Man darf vermuten, daß, da die Burgwart Radice um 1200

einging, und am Fuße des Rabensteins der Flecken (oppidum) Raben bestand, daß damals der Rabenstein die Gerichtsbarkeit von Radice über 15 Flämingsdörfer erhielt. So entstand ein besonderes, unabhängiges, landesherrliches Amt, das für die Zeit um 1400 beurkundet ist. Es hörte aber schon um das Jahr 1500 auf und wurde von dem Kreisamte Belzig abgelöst, dem alle zum Rabenstein gehörigen Dörfer unterstellt wurden. Doch blieb der Rabenstein bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ein „schriftsässiges" Rittergut, dem die Flämingsdörfer wie bisher Zins-, Spann- und Ackerbestellungsdienste leisten mußten.

Die Flämingsdörfer, die zum Amt Rabenstein gehörten, stammen aus der Zeit, wo Albrecht der Bär die durch lange und blutige Wendenkriege entvölkerte und verwüstete Gegend wieder zu bevölkern suchte. Zu diesem Zweck rief er die infolge von Überschwemmungen heimatlos gewordenen und ausgewanderten holländischen Flandern herbei. Ihnen verdanken die Städte Niemegk, Brück nebst den Flämingsdörfern bis nach Dahme hin ihren Ursprung. Die dem Amte Rabenstein unterstellten, erwähnten 15 Dörfer sind: Garrey, Groß-Marzehns, Hohenwerbig, Haseloff, Klein-Marzehns, Klepzig, Lobbese, Lotzschke, Mützdorf, Neuendorf, Pflüghoff, Raben, Rädigke, Zeuden und Zixdorf.

Unter den Rittern, die am Ende des 13ten Jahrhunderts den Rabenstein besaßen, wird der Ritter Theodorich von Rabenstein namhaft gemacht. Gegen 1300 erhielten die Herren von Oppen den Rabenstein zu Lehn, doch ohne die Dörfer. Diese Familie besaß ihn bis in das 15te Jahrhundert hinein. Erwähnt werden Cuno von Oppen, Hans von Oppen mit sechs Kindern, von denen ein Sohn Rudolf auf dem amtssässigen Rittergut Niemegk wohnte, mit dem Rabenstein aufs engste zusammenhing.

In jener Zeit war der Rabenstein ein beliebter Versammlungsort der Fürsten. Hier stellte 1303 Herzog Rudolf von Sachsen dem Kloster Zinna eine Urkunde aus, durch die er dem Kloster wegen des vom Voigt zu Schlieben getanen Fehdeschadens eine Entschädigung von 900 M. Silber zubilligte. Hier kamen 1377 auf der Straße am Kirchhof von Raben (in maiori plateo quasi circa cimiterium) Herzog Wentzel von Sachsen und Bischof Dietrich von Brandenburg zusammen und ließen durch Gebhard von Schrapelan und Rudolf von Oppen einen Streit über das mortuarium der Geistlichen schiedsrichterlich beilegen.

Gegen Ende des 14. Jahrhunderts hatte der Rabenstein auch seine erste Kriegsnot zu bestehen. In der ersten Fehde, die 1395 zwischen Rudolf III. von Sachsen und dem Bischof Albrecht zu Magdeburg tobte, wurde das Schloß, das sich in gutem Verteidigungszustand befand und von Mannschaften der herzoglich-sächsischen Voigte von Belzig besetzt

war, durch die magdeburgischen Reisigen berannt, genommen und verbrannt. Das Schloß muß bald wieder hergestellt worden sein, da bereits 1401 auf dem Schloß ein Vertrag, der die Veranlassung jener blutigen Fehde beseitigte, geschlossen wurde. Noch 1455 saßen die Oppen auf dem Rabenstein: damals wird wieder ein Herr Cuno von Oppen erwähnt. Er hat nämlich zusammen mit seinem Vetter Matthias von Oppen an Niklas von Bysatz, den Propst der Allerheiligen Kapelle in Wittenberg, einen Sandberg im Dorfe Senst für ein halbes Schock Groschen (auf Wiederkauf) verkauft.

Von der Familie von Oppen ging der Rabenstein in der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts an die Herren von Lypsk oder Leipzig über. Sie behielten ihn aber nicht lange, sondern traten ihn an den Kurfürsten von Sachsen, Friedrich den Sanftmütigen, ab. Im Besitz des kurfürstlich-sächsischen Hauses blieb er dann bis zum Jahre 1625. Gleich nach der Reformation wurde Schloß Rabenstein der Pfarrei in Raben einverleibt und wie man sagt, von Dr. Martin Luther mit einer Glocke und Uhr beschenkt. Eine andere größere Glocke, die auf dem Plateau des Turms stand, wurde von Kurfürst August († 1586) geschenkt. Dieser Fürst, bekannt durch seinen Eifer für den lutherischen Glauben, verweilte oft mit seiner Gemahlin auf dem Rabenstein. Er besuchte sowohl die Kirche in Raben fleißig, als er sich auch oft auf dem Rabenstein durch den Rabener Prediger Gottesdienst halten ließ.

Ob freilich diese Gottesdienste in der jetzigen Burgkapelle stattfanden, kann bezweifelt werden. Diese Kapelle scheint doch späteren Ursprungs zu sein, da in den Akten des Rabensteiner Archivs hin und her Andeutungen vorkommen, daß der Prediger in einer heizbaren Stube seine Amtspflichten verrichtet habe. In der Kirche zu Raben erhielt der Rabenstein für seine Insassen besondere Sitzplätze, deren Anzahl aber in den ältesten Stuhlregistern nicht angegeben ist. Die Pflichten und Rechte des Pfarrers in Raben in bezug auf die kirchliche Versorgung des Rabensteins bestehen laut Pfarrmatrikel von 1575 darin, daß der Pfarrer alle Donnerstage „droben“ den Katechismus Luthers predigen, auch „oben“ taufen, Sakrament reichen und Kranke besuchen sollte, „welcher Zeit sie es begehren“. Dafür solle er auf Befehl des Kurfürsten von alten und neuen Äckern den Getreidezehent, die 30te Garbe und Mandel erhalten. Das Rabener Kirchenbuch von 1777 bringt dazu noch die Ergänzung, daß der Pfarrer droben jeden Donnerstag nach Martini bis zum Grünen Donnerstage predige, auch dreimal des Jahres das heilige Abendmahl austeile, die Taufen von den Vorwerken bei ungünstiger Witterung wegen der Entfernung derselben von Rabenstein in der Behausung verrichte, die Aufgebote in der Rabener Kirche abkündige, die Trauungen selbst aber in der Kapelle auf Rabenstein vollziehen sollte. In Sachen Stolgebühren des Pfarrers stehe Rabenstein gleich

mit Raben und den anderen Ortschaften, nur daß, da die Einwohner Rabensteins und der Vorwerke kein Häuslergeld (jährlich 50 Pfennige) für jede eingesegnete Person geben, ausbedungen sei, daß alles Gesinde, so auf dem Schlosse dient, zum wenigstens 1 gr. Beichtgeld geben müsse. Der „Custos“ (Küster) in Raben hatte bei den Gottesdiensten auf Rabenstein nichts zu tun. Vielmehr mußte damals der Pastor bei den Gottesdiensten selbst Vorsänger sein, was erst in späterer Zeit abgeändert worden ist.

Über 100 Jahre war der Rabenstein bei dem kurfürstlich-sächsischen Fürstenhause. Der Kurfürst Johann Georg I. verkaufte ihn 1625 an Dr. Erasmus Unruh, Assessor des kurfürstlichen Hofgerichts und Professor publicus in Wittenberg, für 20000 Gulden Kapital in Meißnerischer Währung. In der Verkaufs-Urkunde wird nächst dem Gute Rabenstein das Vorwerk Rabenstein genannt, womit nichts anderes als das Vorwerk Zehrensdorf gemeint sein kann. Dieses wird nämlich seit dieser Zeit immer als zum Rabenstein gehörig aufgeführt. Der Name Zernsdorf soll mit dem wendischen czerno, schwarz, besser mit Czernobog, dem „schwarzen Gott“ zusammenhängen (während wir allerdings von Bielbog, einem „weißen Gott“ der Wenden, von dem man Belzig, Beelitz usw. abzuleiten pflegt, keinerlei zuverlässige Kunde haben). Unrichtig ist es jedenfalls, wenn die Belziger Geschichte von Brandt Zehrensdorf als ein Lehn von Coswig betrachtet: dafür fehlt jeder geschichtliche Anhalt. Denn während für die später vom Rabenstein erworbene Wendemark, die allerdings bei dem Coswiger Stifte zu Lehn ging, sämtliche Lehnbriefe seit 1568 vorliegen, ist nicht ein einziger für Zehrensdorf vorhanden, auch nirgends erwähnt, daß es irgend eine Abgabe an Coswig zu leisten gehabt habe.

In der erwähnten Verkaufs-Urkunde wird auch der Rabensteiner Voigt genannt, durch den der Käufer „die Frohndienste zu beaufsichtigen, die Leute dazu aufzufordern und die Ungehorsamen zu bestrafen befugt sei“. Dieser Rabensteiner Voigt vertrat die Stelle des sogen. „Landesknechts“. Er hatte sich deshalb beim Belziger Amt zweimal in der Woche einzustellen und Anweisungen entgegenzunehmen. Außer den Gebühren als Exekutor erhielt er als feste Einnahme von der Landschaft an Roggenkörnern 27½ Scheffel, an Gerste 3 Scheffel, Hafer 7 Scheffel, Garben 20 Mandeln, Roggen 2 Mandeln, den Lämmerzehnt je zwei Jahre, während derselbe im dritten Jahre dem Pfarrer zufiel, und an Geld 168 ggr.

Einen eigenartigen Streit hatte der Rabenstein bald nach seinem Übergang an Dr. Unruh mit der kurfürstlichen Jagdbehörde. Sie verlangte von dem Rittergut, daß es zwei Jagdhunde für den Landesherrn aufnehme und verpflege. Die Familie Unruh, die diese Zumutung zurückwies, siegte in dem entstandenen Rechtsstreit erst nach langjährigen Verhandlungen, und zwar auf Grund der unumstößlichen Tatsache,

daß laut Verkaufs-Urkunde das Gut vollständig servitutenfrei übergeben worden sei.

Nach dem Tode von Dr. E. Unruh, der keine Kinder hinterließ, ging das Schloß Rabenstein mit allem Besitz im Jahre 1628 in den Besitz seiner Witwe Caecilie geb. Leyserin über. Sie erwarb von Benedictus Straß, sächsischem Amtsschosser zu Wittenberg, für 600 Gulden die zwischen Klepzig und Gr. Mahrzehns gelegene Wendemark, ein Lehngut des Propstes und ersten Pfarrers zu Coswig, das vor Zeiten letzterem auf Anordnung des Fürsten Wolf zu Anhalt vom Stifte zugelegt worden war, und dem der jeweilige Besitzer von Wendemark einmal für den Lehnbrief 2 Species-Dukaten und 1 Dukaten Schreibegebühr, sodann alljährlich zu Michaelis 8 Groschen zu geben hatte. Diese Last ist erst 1841 durch Auszahlung eines Kapitals von 35 Thaler 13 Groschen $4\frac{4}{5}$ Pfennigen aufgehoben worden.

Während der Zeit, wo der Rabenstein im Besitz von Dr. Unruh und dessen Witwe war, wütete der dreißigjährige Krieg. Die Schweden nahmen das Schloß Rabenstein in Besitz und warfen eine Schanze auf, welche noch heute Schwedenschanze heißt. Sie ist auf dem nordöstlichen Abhange des Schloßberges gelegen. Was Schloß Rabenstein damals ausgestanden hat, das läßt sich aus dem Schicksal ersehen, das seine Amtsdörfer erlitten. In Garrey war kein Mensch am Leben geblieben, seine Häuser waren zur Hälfte verbrannt, zur Hälfte in Trümmer gefallen. In Groß-Mahrzehns blieb nur ein Mensch übrig, der sich in Wittenberg aufhielt: es war vollständig niedergebrannt. In Hohenwerbig fanden sich nur zwei Männer wieder ein, die sich in Niemegk im Tagelohn ihr Brot verdient hatten. In Haseloff war die Hälfte der Häuser verbrannt und nur fünf Einwohner am Leben geblieben. Klein-Marzehns hatte dasselbe Schicksal wie Groß-Marzehns. Der einzige Überlebende, der Schulze, hatte inzwischen in anderen Orten um Tagelohn gearbeitet. Klepzig lag ganz wüst, nur der Förster Leonhard Letz blieb am Leben. Lobbese wurde von den Schweden 1636 niedergebrannt. Dies Jahr war überhaupt für die Gegend das böseste, weil auch die Pest wütete und Hungersnot zu den unnatürlichsten Nahrungsmitteln trieb. Lotzschke war zerstört; es fanden sich nach dem Kriege zwei Menschen wieder ein, die im benachbarten Anhalt sich aufgehalten hatten. In Mützdorf war es ebenso wie in Lotzschke. Neuendorf war vollständig zerstört; Pflüghoff lag 12 Jahre wüste. Hinter diesem Dorfe auf dem Wege nach der Brietzener Haide wurde 1644 ein Treffen zwischen den Schweden und den Kaiserlichen geliefert: noch 1730 grub man hier Spieße, Helme, Degen und andere Waffen als Überreste des blutigen Kampfes aus. Raben war verwüstet und kein Einwohner mehr am Leben. Raedigke teilte das Los Rabens. Zeuden war zur Hälfte abgebrannt, seine übrigen Güter eingezogen. Zixdorf, gänzlich verwüstet, war ohne Einwohner.

Nur sehr allmählich erholte sich die Gegend von den schweren Drangsalen. Die verlassenen Pfarren wurden wieder besetzt. Wegen des Mangels an Predigern waren öfter mehrere Pfarren miteinander verbunden. So wurden seit 1650 die Pfarren Raben und Raedigke vereint, und mit dem neuen Prediger in Raben, Christoph Fladerus, Verabredung getroffen, wie die Gottesdienste in beiden Parochien zu verteilen seien. Dieser Zusammenschluß dauerte bis zum Jahre 1680, wo Raedigke in Wolfgang Laurentius Becker einen eigenen Pastor erhielt.

Aus der Vokation des Fladerus, sowie aus anderen Nachrichten, die sich in den Akten des Rabensteiner Archivs vorfinden, geht hervor, daß das Recht der Besetzung der Pfarre und Küsterei in Raben dem Landesherrn zustand, daß aber die jedesmaligen Gutsherren von Rabenstein aufgefordert wurden, der Einführung der Berufenen in eigener Person oder durch Vertreter beizuwohnen, auch sich zu erklären, ob sie gegen Lehre und Leben derselben etwas einzuwenden hätten, und endlich zur Abnahme von Kirchenrechnungen und zu sonstigen Besprechungen über äußere Pfarrangelegenheiten zu erscheinen. Wenn dessenungeachtet manchmal die Gutsherren patroni genannt werden, so gehört zu diesem Patronat wenigstens nicht das Pfarrbesetzungsrecht.

Zu den in Raben und Rabenstein zu veranlassenden Trauerfeierlichkeiten bei dem Ableben des Gutsherrn und seiner nächsten Angehörigen, über die in späterer Zeit wiederholt verhandelt worden ist, muß bemerkt werden, daß die Witwe von Dr. Unruh das Ableben ihres Mannes ihrem Verwalter auf Rabenstein mit der Aufforderung meldet, er solle den Prediger davon in Kenntnis setzen und ihn zu dem ordnungsmäßigen „Prolog“[1]) veranlassen. So ist es auch geschehen.

Die Witwe Unruhs besaß den Rabenstein bis zu ihrem 1665 erfolgten Tode. Durch testamentarische Verfügung setzte sie ihren „um sie wohlverdienten Vetter“, Dr. jur. Wilhelm Leyser, zum Generalerben ein. Bei ihm und seinen Erben verblieb der Rabenstein bis zum Jahre 1720.

Der letzte seiner Erben, Gottfried Leyser, königlich preußischer Steuerrat, ist der Begründer oder der Erneuerer (s. S. 291) der Burgkapelle.[2]) Die noch immer deutliche Inschrift an der Vorderseite des steinernen Altars lautet: „Am Tage Martini 1717 den 11. November (war der 31. Oktober alten Kalenders) wurde die erste Predigt hier gehalten“. Umgeben ist diese Inschrift zu beiden Seiten von folgenden lateinischen Worten:

LVTHERVS-POST-BIS-CENTVM-FLORENS-REDIT-ANNOS-
EN-POST-BIS-CENTVM-LVTHERVS-FLENS-REDIT-ANNOS.

---

[1]) Kanzel-Abkündigung.

[2]) Näheres s. im vorigen Aufsatz S. 279—286.

In den groß geschriebenen Buchstaben, welche Zahlen bedeuten, und jedesmal als Summe die Jahreszahl 1717 ergeben, hat man ohne Grund Rätsel und Prophezeiung erkennen wollen.

Derselbe Gottfried Leyser vergab auf dem Vorwerk Zehrensdorf ein kleines Grundstück, „der Mühlberg" genannt, in Erbzins. Dort sollte ein Wohngebäude nebst Windmühle errichtet werden. Der ernste Widerspruch der Wassermüller zu Raben und Raedigke, die dadurch ihren Erwerb gefährdet glaubten, konnte dagegen nichts ausrichten. Die Mühle bestand bis 1814. Sie wurde damals, ziemlich baufällig, von einem Sturm umgeworfen und nicht wieder aufgebaut. Das Erbzinsverhältnis wurde dann aufgehoben und das Grundstück wieder zum Gutsacker geschlagen.

Von der Familie Leyser kam der Rabenstein mit Vorwerken an die Familie Lösecke. Gottfried Leyser nämlich verkaufte das Gut an den anhaltinischen Amtmann von Lindau, Johann Heinrich Lösecke, im Jahre 1720. Seinen Namen nebst der Jahreszahl 1721 tragen das zinnerne Taufbecken und die zinnerne Taufkanne in der Kapelle. Auch die ebendort vorhandenen silberhaltigen Abendmahlsgeräte, Kelch und Patene, dürften ein Geschenk seiner Hand sein. Wegen der Beerdigung der Leichen von der Wendenmark kam Lösecke mit der Gemeinde Raben in Konflikt, da diese jene Leichen auf ihrem Kirchhofe nicht aufnehmen wollte. Ein kurfürstliches Dekret von 1725 ordnete diese Angelegenheit zugunsten des Rabensteins. Die Erben des 1729 verstorbenen Amtmannes Lösecke verkauften den Rabenstein an die Miterbin, Löseckes Witwe, Anna Blandine geb. Heinring. Diese aber überließ ihn 1749 käuflich ihrem Sohne Ludwig Maximilian Lösecke. Ob zwischen ihm und der 1772 verstorbenen Marie Elisabeth Lösecke, verehelicht gewesenen Frau Kammergerichts-Kommissarius Lau, die auf Schloß Rabenstein gewohnt, noch andere der Löseckeschen Erben das Rittergut besaßen, ist nicht zu ermitteln. Von Frau Lau jedenfalls kam es an Johanne Elisabeth Grast, geb. Lösecke. Ihr Gatte Georg Friedrich Grast, Königlich preußischer Hoffiskal, vererbte es 1784 auf seinen ältesten Sohn Georg Christian Friedrich Grast. Dieser wieder verkaufte es schon zwei Jahre später (1786) an den Anhalt-Dessauschen Hofmarschall Carl August von Stangen zum Preise von 40 800 Thlr.

Eine neue Zeit brach für das Rittergut Rabenstein an, als das Anhalt-Dessausche Fürstenhaus seinen Besitz übernahm. Im Jahre 1804 nämlich trat der Hofmarschall von Stangen den Rabenstein an die Erbprinzessin zu Anhalt-Dessau, Christiane Amalie geb. Landgräfin zu Hessen-Homburg, käuflich für 72 000 Thlr. ab.

Die schweren Zeiten, von denen bald darauf infolge der französischen Invasion die ganze Gegend heimgesucht wurde, lasteten auf Schloß

Rabenstein besonders schwer. Im Jahre 1813 erst, nach fast siebenjährigen Leiden, begannen bessere Zeiten. Damals hatte der Kronprinz von Schweden einige Tage lang auf dem Rabenstein sein Hauptquartier aufgeschlagen. Er weilte hier bis zum Aufbruch zur Schlacht bei Dennewitz. Schwedische Offiziere, welche bei dem Pfarrer in Raben in Quartier lagen, sollen auf die Frage desselben, ob sie von Schloß Rabenstein Genaueres wissen wollten, geantwortet haben, dass sie alles zur genüge und mehr als er wüssten: sie hätten es aus den Urkunden, die im dreißigjährigen Kriege mit nach Schweden gekommen seien.

Nach der Beendigung des Freiheitskrieges fiel das bisherige Herzogtum Sachsen an Preußen und damit auch (in politischer Hinsicht) das Rittergut Rabenstein. Es wurde obenein samt der Umgegend aus seinem bisherigen Verbande gelöst und der Provinz Brandenburg, genauer dem Potsdamer Regierungsbezirk einverleibt. Jetzt erhob sich die Frage, ob das Rittergut Rabenstein als Lehngut zu betrachten sei und es also einer Lehns-Erneuerung bedürfe. Seitens der Herzoglichen Rentenkammer wurde geltend gemacht, daß es, mit Ausnahme der Wendemark, nicht als Lehngut gelten könne, wie denn auch keine Lehnbriefe aus früherer Zeit aufzuweisen seien, sondern daß es ein Erb- und Allodialgut sei und als solches eine Belehnung unnötig sei; es werde der Huldigungseid anstatt des verlangten Lehneides genügen. Die Akten des Rabensteins enthalten die von seinem Instituarius Gerus in Belzig abgegebene Erklärung, daß nach der Kabinettsordre vom 30. März 1777 der Huldigungseid zwar den Lehnseid ersetze, die Belehnung aber nicht nachgelassen werden könnte. Die Erbhuldigung erfolgte dann am 13. Oktober 1819 durch Vertretung.

Aus Anlaß des Ablebens der Gemahlin des regierenden Herrn Herzogs Friedrich wurde über die Trauerfeierlichkeiten auf dem Rabenstein 1812 näheres bestimmt. Nach der sächsischen Kirchenordnung sollte, abgesehen von der auf Rabenstein observanzmäßigen Bekanntmachung des Todesfalles an die Insassen, der Danksagung und der Abänderung im Kirchengebete, vierzehn Tage geläutet werden. Der preußische König entschied dann aus besonderen Rücksichten und ohne Konsequenz für die Zukunft, zugunsten eines vierwöchigen Läutens. So wurde es schon bei dem 1814 erfolgten Ableben des Erbprinzen Friedrich zu Anhalt und auch bei dem des ältesten regierenden Herzogs von Anhalt-Dessau, Leopold Friedrich Franz, 1817 gehalten. Eine weitere Bestimmung wurde infolge des Todes der jungen Prinzessin Auguste von Anhalt im Jahre 1822 gegeben. Nicht bloß nach sächsischem, sondern auch nach preußischem Recht durfte nur beim Ableben eines Gerichtsherrn, Patrons und seiner Gemahlin das observanzmäßige Läuten geschehen. In diesem letzten Falle hatten daher die üblichen Trauerfeierlichkeiten stattgefunden, das Läuten aber unterblieb.

Mit dem Regierungsantritt des Herzogs Friedrich Leopold im Jahre 1817 beginnt die Zeit, wo auf dem Rabenstein nach allen Seiten hin durchgreifende Regelungen und Änderungen der Verhältnisse angebahnt wurden. Vor allem die im Jahre 1823 beginnende Separation und die darauf folgende Ablösung der auf den Amtsdörfern haftenden Servitute, wodurch das Besitztum Rabensteins um ein Bedeutendes vergrößert wurde. Die Ablösung erfolgte in Körnern und in Land. Die Körner-Entschädigung wurde 1850 in Kapital umgewandelt und etwa 20000 Thlr. in die herzogliche Fideikommiskasse eingezahlt. Die Land-Entschädigung erfolgte von den nächstliegenden Amtsdörfern Raben, Klepzig, Gross- und Klein Marzehns (514 Morgen): eine von Klepzig angekaufte Parzelle (137 Morgen 71 Quadratruten) und eine vom Fiskus im sog. Hagen abgetretene und mit Holz bestandene Parzelle (92 Morgen) kamen hinzu. In Summa handelte es sich um 1189 Morgen 80 Quadratruten, die zur Rabensteiner Forst geschlagen wurden, sodaß diese jetzt samt den Holzbeständen des 1843 für 9080 Thlr. angekauften Rückertschen Bauernhofes in Raben (233 Morgen Acker und 46 Morgen Wiesen) einen Flächeninhalt von 2818 Morgen 76 Quadratruten umfaßte. Die Holzbestände enthalten alle Altersklassen im kräftigsten Wuchse. Vorherrschend ist Kiefer, mit etwas Birken durchmengt. Beim Rabenstein selbst findet sich nur Unterholz und einzelne Kiefern, die ein Alter von mindestens 200 Jahren haben. Dazu kommen Eichen von 300—400 Jahren und sehr alte Rüstern, der sogenannte Buchengrund am nördlichen Abhange des Schloßberges und die im Jahre 1862 vom Fiskus abgetretene Eichenschonung im Hagen von 13 Morgen Umfang, fast 100 Jahre alt; sie sind Zierden der Forst. In der Eichenschonung schlug übrigens Bernadotte 1813 sein Lager auf und vernichtete dadurch die junge Pflanzung derart, daß sie im Jahre 1815 neu angelegt werden mußte. Zwei Reihen alter hoher Pappeln begrenzten damals den Weg, welcher zur Burg hineinführt. Leider haben sie längst der Übermacht des Alters erliegen müssen. Drei uralte Linden breiteten auf der Ostseite der Burg ihre Zweige aus, zwei von ihnen stehen bis auf den heutigen Tag.

Die Aufsicht und Pflege der Rabensteiner Forst führte vormals der in Klepzig wohnende Förster. Der letzte hieß Pohle. Mit dem Jahre 1837 übernahm sein Amt der herzoglich anhalt-dessausche Förster Hitschhold, dem 1847 zu Zehrensdorf ein Forsthaus mit Zubehör erbaut wurde. Sein Nachfolger, dem bald ein besonderer Holzaufseher untergeordnet wurde, war der Förster Krüger.

Der Wildbestand Rabensteins ist nur gering. Der kalte Boden, sowie die Füchse, die reichlich vorkommen, tun dem Aufkommen der Hasen viel Schaden. Doch zeigen sich öfter wilde Schweine, welche wohl aus der nahe gelegenen Brands-Heide herüberkommen. Auch ist ein ziemlicher Rehbestand vorhanden, wie auch hin und wieder ein Dachs sich zeigt.

Der erste Pächter Rabensteins, nachdem die Burg in den Besitz des anhaltischen Herzogshauses übergegangen war, wurde der Amtmann Zimmermann, der Urgroßvater des späteren Amtsrats Witte, von 1804—1814. Dann übernahm der Amtmann Zesch die Pachtung. Ihm folgte 1832 Rittmeister von Schönebeck und nach dessen Tode seine Gemahlin geb. Schierstedt. Als die revolutionären Unruhen auch die Landbevölkerung aufsässig und widerspenstig gegen die Herrschaft machten, übergab diese Dame die Pachtung mit Genehmigung des damaligen Herzogs Leopold Friedrich zu Anhalt an den Amtmann Wilhelm Witte am 15. Dezember 1848.

Auf dem Rabenstein befand sich ein 157 Fuß tiefer Brunnen, an der Nordseite des Schloßberges, etwa 15 Fuß tiefer als der Schloßhof gelegen. Er gab ausgezeichnetes, reines, klares Wasser von köstlichem Geschmack. Eimer von 40 Quart Inhalt, die an großen Ketten hingen, beförderten das Wasser mittels einer starken Holzwelle, welche gedreht wurde, herauf. Im Jahre 1850 ließ der Herzog eine Pumpe mit eisernem Gestänge setzen. Der Brunnen versiegte aber in dem Maße, als der Wasserspiegel der bei Raben entspringenden Plane wegen der sich immer mehr ausbreitenden Entholzung sich senkte. Der Wassermangel auf dem Rabenstein war manchmal so groß, daß halbe Tage lang kein Tropfen Wasser im Brunnen war, bis es sich allmählich wieder sammelte. Aus diesem Grunde wurde 1863 die Wasserleitung angelegt, welche durch die in der Brennerei aufgestellte Dampfmaschine von etwa acht Pferdekräften aus dem bei der Brennerei und in der Nähe der Planequellen gelegenen Brunnen das Wasser in 1100 Meter langen eisernen Röhren, den Schloßberg hinan, in ein eisernes Reservoir leitet, welches sich in einem freundlich gelegenen Bassinhause vor dem Schloßhofe, am Anfange des großen Gartens, beschattet von den erwähnten 300jährigen Linden, befindet. Die Anlage der Wasserleitung hat 7000 Thlr. gekostet.

In früheren Zeiten hat sich das Dach des alten, ganz von Feldsteinen aufgeführten Wartturmes, dessen Mauern eine Stärke von drei Metern haben, nach der Mitte zu in eine mäßige Spitze erhoben. Doch ist die Spitze, nachdem sie baufällig geworden, abgetragen und das dadurch entstandene Plateau mit Zinkplatten belegt, der äußere Rand von Sandsteinen mit durchbrochener Brüstung umgeben worden.

Amtmann Witte erwarb sich durch seine christliche Gesinnung wie auch durch seine patriotische Ergebenheit gegen das preußische Königshaus und das Anhaltische Fürstenhaus solches Ansehen, daß ihm die besondere Auszeichnung zuteil wurde, daß er im Juni 1849 den Herzog Leopold Friedrich nebst seinem Bruder Prinz Friedrich bei sich sehen durfte. Beide kamen, um die alte Burg, ihren Besitz, in Augenschein zu nehmen. Dem Herzog gefiel es so gut, daß er mit seiner Gemahlin Friederike geb. Prinzessin von Preußen und seinen beiden Töchtern,

Prinzessin Agnes, späteren Herzogin zu Altenburg, und Prinzessin Marie Anna, später Prinzessin Friedrich Karl von Preußen, wie auch seinem Bruder Friedrich im Juli desselben Jahres wieder einen Tag dem Rabenstein schenkte. Dem hohen Besuch zu Ehren wurden Freudenschüsse aus den beiden dem 16. Jahrhundert entstammenden Geschossen, einer Kanone und einem Mörser, abgefeuert. Bei Gelegenheit dieses Besuches verehrte Herzog Leopold Friedrich der Kapelle als Fensterstück ein kostbares Bild in gebranntem Glase, das Maria mit dem Jesuskinde darstellte. Die Herzogin schmückte die Kapelle durch Bekleidung des Altars und des die Kanzel vertretenden Pultes sowie der herrschaftlichen Sitzbänke mit grünem Tuch. Die Altardecke trägt die in weißer Seide gestickte Inschrift: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken! Matth. 11. 19.“ Das Kanzelpult zeigt in ebensolcher Stickerei die von einem Eichenlaubkranz umgebene Anzeige: „Friederike regierende Herzogin von Anhalt geb. Prinzessin von Preußen 1849.“ Prinzessin Agnes schmückte den Altar mit zwei Engelfiguren. Dem Amtmann Witte ließ der Herzog durch seinen Kammerdiener die Bilder des Herzogs und der Herzogin in schönem Rahmen überreichen. Im August 1849 erschien dann der Herzog zum drittenmal mit seiner ganzen Familie auf dem Rabenstein, um von dort aus, von Amtmann Witte geleitet, zur feierlichen Einweihung des Denkmals auf dem Schlachtfelde zu Hagelberg unweit Belzig zu fahren. Auch der König Friedrich Wilhelm IV. war bei der Enthüllung zugegen. König und Herzog nahmen dann zusammen in Klein-Glien bei dem damaligen Landrat von Tschirschky das Mahl ein. Der Herzog aber kehrte mit seiner Familie von dort über den Rabenstein nach seinem Schloß Wörlitz zurück.

Das kirchliche Verhältnis des Rabensteins war jahrhundertelang das gleiche geblieben. Nur wurden im 19. Jahrhundert statt der Donnerstag-Predigten, welche ausfielen, jeden vierten Sonntag, also im Jahre zwölfmal, Predigten des Pfarrers von Raben auf dem Rabenstein eingerichtet. Der Küster zu Raben ferner mußte jetzt die kirchlichen Dienstleistungen verrichten, wofür er jährlich 8 Thlr. erhielt. Außerdem aber ist der Rabenstein nebst Vorwerken in die Kirche zu Raben eingepfarrt. Der Herzog hat daher auch 1858 zum Ausbau derselben ein Gnadengeschenk von 150 Thlrn gestiftet.

Durch fortgesetzte Ankäufe haben sich Land- und Forstbesitz des Rabensteins in den letzten Jahrzehnten außerordentlich vergrößert und reichen jetzt weit nach Süden und Südwesten in die Nachbargemeinden hinein. Die Bewohnerzahl stieg, die Vorwerke Zehrensdorf und Wendemark, die je $^1/_2$ Stunde entfernt lagen, in den siebziger Jahren sogar auf 150, und überflügelte zeitweise selbst die des Dorfes Raben.

Einen entscheidenden Wendepunkt für die Geschichte des Rabensteins bedeutet das Jahr 1889. Am 1. Oktober d. J. wurde das Rittergut aufgelöst, weil der ganze Grund und Boden in Forstkultur angelegt werden sollte. Der letzte Pächter und die Tagelöhner verließen ihre Wohnungen. Ein herzoglicher Privatförster mit dem Titel Revierförster übernahm die Verwaltung. Das Vorwerk Wendemark wurde aufgegeben, es liegt in Trümmern. Zehrensdorf behielt seinen Förster und eine Arbeiter-Familie. Ebenso blieb auf dem Rabenstein nur eine einzige Arbeiter-Familie. Seitdem schwankt die Seelenzahl des Rittergutbezirks Rabenstein zwischen 10 und 20. Die notwendigen Forst- und Feld-Arbeiten werden von kleinen Leuten aus Raben und anderen nahen Dörfern im Tagelohn ausgeführt. Doch hat der Besitz des Rabensteins noch immer an Umfang bedeutend zugenommen. Gegenwärtig beträgt er über 9000 Morgen, von denen über 8500 Morgen Forstboden sind.

Wie sehr aber damit die öffentliche Bedeutung des Rabensteins gesunken ist und die Zeiten auch für ihn sich geändert haben, ergibt sich am besten daraus, daß nicht nur die bis 1889 in der Burgkapelle gehaltenen Gottesdienste eingestellt wurden und Versuche, die Kapelle ihrem Zweck zu erhalten, fehlgeschlagen sind, sondern daß auch die hundertjährige Wiederkehr des Tages, an dem der Rabenstein in Herzoglich-Anhaltischen Besitz überging, im Mai 1904 sang- und klanglos vorüberging.

Der Besuch des Rabensteins lohnt trotzdem noch heute in unvermindertem Maße. Der Rabenstein ist in der Provinz Brandenburg die besterhaltene mittelalterliche Burg. Auf einem nach allen Seiten steil abfallenden, etwa 20 Meter hohen Hügel gelegen, ist er weithin sichtbar und namentlich auf der Belziger Straße schon mehr als eine Stunde, bevor man ihn erreicht, zu sehen. Aus behauenen Feldsteinen erbaut hat er seine nun mindestens 500 Jahre alte Gesamt-Anlage treulich bewahrt. Der einstmalige Rittersaal ist zum Kuhstall degradiert, läßt aber seine Würde immer noch sehr wohl erkennen. Am meisten charakteristisch ist der Wartturm, dessen Durchmesser über zehn Meter beträgt. Seine Mauern sind mehr als drei Meter stark. Innerhalb der Außenmauer ist die seit Jahrzehnten nicht mehr benutzte, immer aber noch gut instand gehaltene Kapelle angelegt, die zuzeiten 90—100 Gottesdienst-Besucher gefaßt hat. Auf dem Turm, der vermittels Treppen und sicherer Leiter zu besteigen ist, bietet sich ein herrlicher Rundblick über die Höhen des Flämings mit ihren Wäldern und Feldern. Das beste von diesem Rundblick genießt man übrigens auch von mehreren Punkten am Fuß der Burg aus, so daß, wer den Turm nicht besteigt, nichts Wesentliches versäumt.

Am schnellsten wird der Rabenstein von Belzig her auf zwar öder, stets nach Süden führender Straße in starken zwei Stunden erreicht.

Die beste Jahreszeit dazu ist die zweite Hälfte des Maimonats, wo die Kirschbaumblüte, überhaupt das junge Grün in Nadel- wie Laubwald einen reizvollen Anblick gewährt.

Lehnin, ein Gedenkblatt zum 24. Juni 1907.

Von Assessor Dr. jur. **Fritz Paech.**

Im Grasmonat des Jahres 1180 nach des Heilands Geburt zog Herr Otto, Sohn Albrechts des Bären und Markgraf von Brandenburg, hinaus in das dunkle Revier der Zauche, um dort dem edlen Weidwerk zu frönen. Vor der Sonne war der Ritt angegangen, tagsüber durch Lug und Bruch, über Stock und Stein, ohne nennenswerte Beute. Pferd und Reiter forderten schließlich Ruhe, und allwo ein Eichbaum in einer Niederung zwischen Seen zum Rasten lud, da legte sich Herr Otto, um seinen Verdruß abzutun, zum Schlummer nieder. Im Schlafe hatte er ein Traumgesicht: er erblickte eine Hirschkuh, welche ihn ständig belästigte bis er endlich zu Pfeil und Bogen griff und sie niedermachte. Als er nach seinem Erwachen den Traum seinen Gefährten erzählte, drangen sie in ihn, an dieser Stelle eine Burg gegen die heidnischen Wenden zu errichten, die in diesen Wäldern und Sümpfen immer noch feste Sitze hatten und zäh am alten Glauben festhielten. Er sagte zu, aber nicht eine Stätte des Krieges sollte hier entstehen, sondern eine Glaubensburg, ein Bollwerk zur friedlichen Überwindung und Bekehrung der Heiden. Sofort rief er Zisterzienser aus dem nahen Sittichenbach ins Land, unter deren bewährten Händen in Kürze ein Kloster an dieser Stelle erwuchs, welche zur Erinnerung an jenen Traum den Namen Lenyn, d. h. Hirschberg erhielt und in welchem noch heute ein Stumpf jener Eiche aufbewahrt wird, unter der Otto seinen merkwürdigen Traum hatte.

So die Sage, die mit Vorliebe an alte und älteste Tatsachen geheimnisvolle Fäden anknüpft und fortspinnt, um dem Herzen der Fantasie das näher zu bringen, wofür die verstandesmäßige Forschung einen unmittelbaren Aufschluß zu geben nicht in der Lage ist. — Historisch ist die Lehninsche Klostergründung ein weiterer planmäßiger Schritt auf dem von Albrecht dem Bären eingeschlagenen Wege der Kolonisierung und Kultivierung des Landes durch Klöster. Dies beweist vor allem die Berufung der Zisterzienser-Brüder, die das Christenpanier der Ordensregel gemäß auf Unland inmitten von Unkultur aufzupflanzen

pflegten und deren weißes mit dem schwarzen Skapulier geziertes Ordenskleid seine Existenzberechtigung schon zur Genüge erwiesen hatte und auf seinem raschen und glänzenden Siegeszuge von dem steinichten und gestrüppreichen Cîteaux bis in den märkischen Urwald vorgedrungen war.

Diese weit ausschauende Germanisierungspolitik der Askanier, die später von den Hohenzollern aufgenommen und auf das hervorragendste ausgebaut und fortgesetzt wurde, trug bald herrliche Früchte: das rasche Aufblühen Lehnins, das schnell die Pflanzstätte für eine Reihe weiterer ständig nach Osten vorgeschobener Zisterzienserklöster in der Mark wurde und dessen Äbte seit 1450 im Range den Bischöfen gleichgestellt, mit denen von Brandenburg und Havelberg bei den Landtagen auf der ersten Bank saßen und sogar ein Stadthaus in Berlin inne hatten, legt dafür beredtes Zeugnis ab. Der hehrste Beweis für die erfolgreiche und segenbringende Tätigkeit der heiligen Brüder aus Cîteaux ist aber die Umwandlung, die sich mit Land und Leuten in der Klostergegend vollzog, eine Tatsache, die hier zwar im einzelnen nicht belegt werden kann, aber trotzdem mit Genugtuung konstatiert werden muß.

Der erste geschichtlich beglaubigte Lehniner Abt, der mit 12 Mönchen und ebensoviel Laienbrüder von Sittichenbach die entsagungsvolle und mühselige Reise nach diesen unwirtlichen Gegenden unternommen hatte, war Sibold. Er stand dem neuen Klosterwesen von dessen Gründung an ungefähr ein Dezennium vor. Ein ergebner Diener seines Herrgottes, gleich fern von starrer Askese und Laxheit oder gar Frivolität der Gesinnung hatte er sein Leben auf dem ora et labora aufgebaut. Dabei ermangelte er nicht einer Eigenschaft von unschätzbarem Werte im Verkehr mit den heißblütigen Wenden, nämlich einer gewissen Gutmütigkeit: durch sie gewann er die Herzen mancher Frauen und Kinder für den neuen Glauben und die Werke der Eindringlinge; ihr verdankt er aber auch ein jähes tragisches Ende. Gar häufig besuchte er nämlich die in der Nähe des Klosters gelegenen Ortschaften, um dort die frohe Botschaft zu verkünden und Taten der Liebe zu tun. Als er einstmals auf dem Heimwege von einem solchen Rundgang müde und matt mit einem Begleiter in dem Dörflein Nahmitz eingekehrt war, und zum Rasten eine der ärmlichen Hütten betreten hatte, da ergriff die darin allein anwesende Frau und Kinder ein Schrecken vor den fremden Männern. Die Kleinen versteckten sich im Gehöft, während die Frau des Hauses, dieweil sie gerade eifrig beim Backen war und sich im Augenblick nicht anders zu helfen wußte, unter den Backtrog kroch. Der Abt, nichts Arges ahnend, erkor sich gerade diesen zum Ruhesitz. Dies sahen die Kinder aus ihren Schlupfwinkeln und hatten nichts eiligeres zu tun, als ihrem, mit den andern Männern am nahen See beim Fischen tätigen Vater die Umstände mitzuteilen, unter denen sie die Mutter und den Abt verlassen hatten. Da brach der verhaltene

Groll der Heiden mit einem Schlage los: mit Ruderstangen und Äxten rückten sie dem Abt zu Leibe, der indessen rechtzeitig davon Kunde erhielt und durch den stattlichen Buchenwald dem Kloster zuflüchtete. In seiner Angst kletterte er schließlich, um seinen immer näher rückenden Verfolgern zu entgehen, auf einen Baum — aber vergeblich. Sein gewichtiges Schlüsselbund war ihm entfallen und verriet sein Versteck. Die Wenden sahen ihn und ihrer Wut fällten sie den Baum und schlugen den würdigen Prälaten tot.

Der Eindruck, den Sibolds Ermordung auf die Brüder machte, war derartig niederschmetternd, daß sie im Begriffe waren, für immer diesen ungastlichen Sümpfen und ihren verstockten Bewohnern den Rücken zu kehren, ein Vorhaben, von dem sie der Sage nach nur durch das Erscheinen der Allerheiligsten Jungfrau Maria abgebracht werden konnten, die ihnen zu bleiben befahl.

Die Tötung des Sibold und der Auszug der Brüder sind uns bis auf den heutigen Tag in der Lehniner Kirche in zwei, wahrscheinlich aus dem Beginn des 16. Jahrhunderts herrührenden Ölgemälden erhalten, deren historische und kulturelle Bedeutung ebenso groß ist wie ihr Kunstwert gering.

Von weiteren Übergriften der Wenden wird nichts berichtet und so gehört denn auch die Folgezeit der harten Arbeit, dem inneren und äußeren Ausbau des Klosters, der Urbarmachung und Pflanzung des Landes und der Christianisierung seiner Einwohner an. Geräuschlose Jahre waren es, voll angestrengtester Kulturtätigkeit, und daher von unermeßlichem Werte, aber bar an wichtigen äußeren Ereignissen.

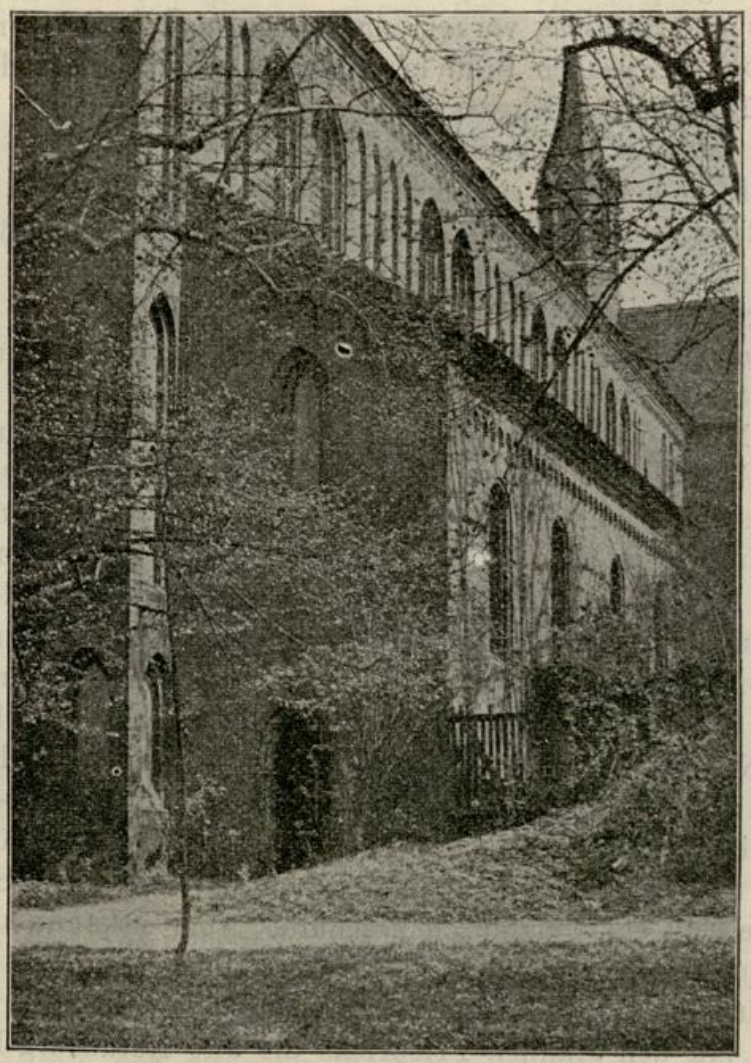
Um diese Zeit wurde der Umbau der Klosterkirche nach einem, der jetzigen Kirche entsprechenden Grundriß begonnen und ausgeführt. Der Mönch Conrad, ein seiner großen Aufgabe vollkommen gewachsener Künstler wird als magister operis urkundlich bezeugt und ihm als dem ältesten namentlich bekannten Baumeister der Mark Brandenburg wurde auch das hohe Glück zuteil, an der Weihe des unter seiner Leitung vollendeten Baues im Jahre 1262 in Anwesenheit der Bischöfe von Magdeburg und Havelberg teilnehmen zu dürfen. Über die innere Ausschmückung des Gotteshauses ist Sicheres so gut wie nichts bekannt, wir wissen nur, daß im November 1367 der Erzbischof Dietrich von Magdeburg, ein früherer Lehniner Mönch, dem Kloster 100 Brandenburgische Mark Silber zur Errichtung eines Altars schenkte, von dem sich noch eine mächtige steinerne Deckplatte erhalten hat. Um die Klosterkirche herum entstanden dann im Laufe der Zeiten eine Reihe weiterer, zur Aufnahme des Abtes und der Brüder bestimmter, Lehr- und Wirtschaftszwecken gewidmeter Baulichkeiten, die später wiederholt umgebaut und ständig erweitert wurden. Das Ganze ward von einer starken Mauer umschlossen, die sich im weiten Bogen um die Kloster-

anlagen schwang und mit Verteidigungswerken versehen war, von denen heute noch ein fest gefügter dicker viereckiger Turm, das Kuhbier, steht.

Über das Leben im Konvent und dessen Mitglieder fließen die Quellen, wenigstens bis zum Ausgang des 14. Jahrhunderts ebenfalls recht spärlich, was um so bedauernswerter ist als wir weder ein Klostermortuarium noch die in älteren Schriftstellern erwähnte Lehniner Ordenschronik besitzen. Die Anzahl der Brüder wird im allgemeinen über 60 betragen haben, die Mindestzahl, die nach der Ordensregel erreicht sein mußte, damit Tochterklöster errichtet werden konnten, deren Lehnin im 13. Jahrhundert bereits 3 zu gründen in der Lage war. (Paradies 1234, Mariensee 1260, Chorin 1272.) Die Oberleitung des Klosters lag in den Händen des Abtes, welcher von den Mönchen aus ihrer Mitte unter Ausschluß irgend welcher Beteiligung Dritter frei gewählt wurde und deren wir im ganzen 28 zählen. Unter ihnen und zu ihrer Unterstützung namentlich in den vielfachen weltlichen Geschäften fungierten der Prior, Subprior, Cellerarius und Bursarius, welch letzterem die nicht einfache Aufgabe der Vermögens- und Kassenverwaltung des Klosters oblag. Die Klosterbrüderschaft selbst scheint sich vornehmlich aus dem Bürger- und Bauernstande zusammengesetzt und ergänzt zu haben, wenigstens ist uns kein einziger Angehöriger eines der märkischen Adelsgeschlechter urkundlich als Konventsmitglied nachgewiesen, mit Ausnahme des Markgrafen Ottoko, des 9. Markgrafen in der Ottonischen Linie, der nach einem glanzvollen und tatenreichen, aber kurzen Leben, gebrochen durch den Tod seiner Gemahlin, einer der lieblichen Töchter Kaiser Rudolfs von Habsburg, am 6. Juli 1303 als Akoluth im Kloster verstarb. Sein Grabstein, eine Perle mittelalterlich-märkischer Skulptur befindet sich noch heutigen Tages in der Klosterkirche.

Um dieselbe Zeit wies der Konvent eine Persönlichkeit als Mitglied auf, die unser größtes Interesse beansprucht. Es ist dies der Mönch Dietrich von Portitz, bekannter unter dem Namen Dietrich Kagelwit, ein dem Stendaler Geschlecht der Bismarcks und somit den Altvorderen unseres ersten Kanzlers naher Verwandter. Ein Mann von ungewöhnlicher staatsmännischer Begabung, aber auch dem rauhen Handwerk des Kriegers nicht fremd und abhold, lenkte er bald die Aufmerksamkeit Kaiser Karls IV. auf sich, dessen Vertrauter und Berater er schließlich wurde. Sein Ansehen im Lande war gewaltig und mehr als einmal griff er bestimmend in die Geschicke der Mark Brandenburg ein. Er verstarb als Erzbischof von Magdeburg, eine Würde, zu der ihm die Gunst des Kaisers in Anerkennung seiner vielfachen Verdienste verholfen hatte und die kein Lehniner Mönch jemals wieder bekleiden sollte. Außer ihm hat es überhaupt nicht einer der Lehniner Brüder zu einer hervorragenden äusseren Stellung im geistlichen oder weltlichen Leben

oder zu einer Leuchte in Kunst oder Wissenschaft gebracht, wenngleich ihre Reihen eine nicht unbeträchtliche Zahl markanter und außergewöhnlich begabter Männer enthielten, die an der Entwickelung der Mark meist still, aber darum nicht minder kraftvoll mitgewirkt haben. Höchste Ausbildung der Geistes- und Verstandesgaben entsprach auch keineswegs der Ordensregel des heiligen Robert, des Begründers der



Ansicht der Klosterkirche von der Rückseite.

Zisterzienser; zwar sollten auch sie die Seelen und Herzen entwildern, aber nicht allein mit der Hülfe des Kreuzes, sondern Axt und Spaten in der Rechten, das Land rodend und bauend.

Von allen märkischen Klöstern scheint gerade Lehnin die streng klösterliche Zucht und Sitte in ihrer ursprünglichen Einfachheit und Reinheit während der ganzen Zeit seines Bestehens bewahrt zu haben. Nur vorübergehend vernehmen wir von einer Lockerung der sittlichen Grundlagen des Klosters unter dem Regimente des Abtes Hermann von

Pritzwalk (1335–1342), der selbst die Seele dieses Unwesens war. Rivalisierende Parteien bildeten sich im Schoße des Konvents; innerhalb und außerhalb der Klostermauern kam es zu Händeln und Tätlichkeiten, die auf weitere Kreise übersprangen, in deren Verlauf es zu einem Mord kam, und von denen die Kunde schließlich sogar bis zum Stuhle des heiligen Vaters drang, der über die Schuldigen zu Gericht saß. Auch sträflicher Umgang der Mönche mit Frauen mag während dieser Periode des Haderns und Streitens vorgekommen sein, und Anlaß zur Enstehung der Sage von der weißen Frau in Lehnin gegeben haben, die man bis zum Jahre 1815 in den Klosterräumen bald allein, bald am Arme eines Mönchs hat wandeln sehen wollen.

Sie war, so heißt es, ein benachbartes Edelfräulein, und liebte einen Mönch und fand deswegen keine Ruhe im Grabe, sondern mußte umgehen bis ihre Erlösungsstunde geschlagen.

Beklagenswerte Zustände waren es; aber wir werden kaum fehlgehen, wenn wir sie zu einem guten Teile in das Schuldbuch der damaligen Zeitläufte eintragen, jener Epoche der Irrungen und Wirrungen, welche die Mark unter der luxemburgischen und bayrischen Oberherrschaft durchzumachen hatte. Erst mit dem Burggrafen von Nürnberg hielt die Ordnung der Dinge wieder ihren Einzug im Lande, in der Mark sowohl wie in dem Kloster. Mit eiserner Faust zwang der erste Zoller auf märkischer Erde die Schar der Raubritter nieder, die von Rochows und von Quitzows, die auf die Klostergüter und -pfründe längst schon begehrliche Blicke geworfen hatten und unter deren Anfeindungen und Nachstellungen die Lehniner schwer zu leiden hatten. Über alle Klippen und Fährlichkeiten dieses schwierigen Fahrwassers half ihnen aber der damalige Abt Heinrich Stich (1400–1432), ein Mann, „listig und behende“, wie ihn die Magdeburger Schöffenchronik nennt, mit geschickter und glücklicher Hand hinweg. Schnell und richtig hatte sein staatsmännisch geschultes Auge erkannt, daß Rettung für das gequälte Land nur von den Hohenzollern zu erwarten sei, und so finden wir denn die waffenfähigen Bewohner der Klosterdörfer Schulter an Schulter mit den Mannen Friedrichs die alte Nutheburg Beuthen belagernd, in welcher Hans von Quitzows Hauptmann, Götze Predöhl, saß.

Die guten Beziehungen zwischen dem neuen Landesherrn und den Lehniner Prälaten gestalteten sich in Zukunft noch enger: häufig hatten diese Gelegenheit, ihren weltlichen Herren und Beschützern ihre Ergebenheit in Wort und Tat zu bezeugen, und diesen Diensten blieb auch keineswegs die Anerkennung versagt. Das Kloster wurde nicht nur in allen seinen Privilegien und Gerechtsamen bestätigt, es erhielten vielmehr auch die Lehniner Äbte seit 1440 den Titel eines kurfürstlichen Rats und schließlich, 10 Jahre später auf die mächtige Verwendung des Kurfürsten hin Rang, Ornat und Insignien eines Bischofs.

Damit war der Bestand und die Weiterentwicklung des Klosters sichergestellt und sie vollzog sich von nun an in ständig aufsteigenden friedlichen Bahnen. Nur ein einziges Mal brachen innerhalb des Konvents unter der Herrschaft des Abtes Arnold von Monkedamm (1456 bis 1467) vorübergehend Zwistigkeiten aus. Den äußeren Anlaß dazu gaben angeblich ungerechtfertigte Veräußerungen von Klostergut seitens des Abtes; die inneren Gründe lagen aber weit tiefer in einer persönlichen Abneigung der Brüder gegen ihre Oberhirten. Arnold von Monkedamm war aller Wahrscheinlichkeit nach ein Nichtmärker, ein



Seitenansicht der Klosterkirche nebst einem Teil der Klostermauer und Eingang zum Klosterkeller.

milder, gelehrter und kunstsinniger Mann, aus wesentlich feinerem Holze geschnitzt als die märkischen Bauern- und Bürgersöhne, aus denen sich die Brüderschaft in der Mehrzahl rekrutierte. Seine Art vertrug sich daher nicht mit der zwar im Innersten gutmütigen, aber doch nach Außen hin harten und rauhen märkischen Weise. Die Gegensätze platzten zu scharf aufeinander und es kam, wie es kommen mußte: Arnold zog sich still zurück, das Feld seinem Nachfolger Gallus überlassend. Er wurde Abt in Altenberg im Rheinland, einem damals hoch berühmten Kloster, wo er reichlich Gelegenheit fand, seine hervorragenden Geistesgaben in freiester Weise zu betätigen.

Nach Gallus' und seines Nachfolgers Peters Tod gelangte im Jahre 1509 der Abt Valentin zur Klosterregierung, der letzte der Lehniner Krummstabsträger. Es waren die Glanztage des Klosters; sein Besitz,

der sich allein aus 64 Dörfern, zahlreichen Forsten, Äckern, Wiesen und Weinbergen, ungerechnet sonstiger Privilegien und Gerechtsame zusammensetzte, stand fester und gesicherter denn je da, an seiner Spitze ein Mann, der sich des größten Ansehens bei seinem Kurfürsten und im Lande erfreute. Das Kloster erhielt neue Glocken und Altäre, vor allem jenen herrlichen Altarschrein, welcher den ersten im Reiche der damaligen deutschen Kunst zugeschrieben wird und der heut noch die Hauptzierde des Domes zu Brandenburg a. H. bildet, wohin er später gelangte. Valentin war aber nicht bloß ein wissenschaftlich und künstlerisch fein gebildeter Mann, sondern auch von großer echter Frömmigkeit, mit der er starr wie sein Gebieter, der Kurfürst, an dem alten Glauben der Väter festhielt. Und das war von großer Bedeutung, denn ein neuer Geist durchzog die Lande. Die Wittenbergische Nachtigall war aufgegangen und verkündete anfänglich zaghaft, aber von Mal zu Mal sicherer werdend, die Jubellaute eines neuen reinen Evangeliums. Um das mönchische Lärmen zu stillen, ward auch der glaubensstarke und gelehrte Abt Valentin als Streiter aufgeboten, der den abtrünnigen Augustiner in persönlicher Unterredung milde aber ernstlich verwarnte, eine Tatsache, die auf Luther, wie aus einem Schreiben an seinen Freund Spalatin hervorgeht, einen großen Eindruck machte. Aber die neue Lehre ließ sich nicht mehr unterdrücken, am allerwenigsten in der Mark Brandenburg, wo sie noch unter Joachim I. sogar am Hofe Eingang fand. Ihren vollen Sieg feierte sie freilich erst unter Joachims I. Sohn und Nachfolger, unter dessen Herrschaft jener Prozeß der allmählichen Aufsaugung der Klosterterritorien durch den Landesherrn eingeleitet und vollführt wurde. Mit Kloster Lehnin wurde indes eine Ausnahme gemacht, solange der Abt Valentin, der Freund und Gevatter Joachims I., noch am Leben war, wenn es auch in seinen Rechten und Besitztümern erheblich zurückgeschnitten wurde. Aber als er im Jahre 1542 die Augen geschlossen hatte, da klang das Sterbeglöcklein nicht bloß über ihm, sondern auch über dem Kloster. Den Brüdern wurde freigestellt, zu bleiben oder zu wandern und für die wenigen, die sich nicht von der liebgewordenen Scholle trennen wollten, wurde ausgiebig gesorgt.

So sank das Kloster Lehnin dahin, nicht wie ein sterbensmüder Greis, sondern wie ein Mann, den der unbarmherzige Schnitter Tod aus der Fülle des Schaffens in der Vollkraft der Jahre abruft.

Lehnin wurde kurfürstliches Amt und blieb es bis zum Jahre 1815, wo es endgültig in Privatbesitz überging, in dem es heute noch steht.

Von den brandenburgischen Monarchen erwiesen besonders der große Kurfürst und sein Nachfolger dem alten Kloster ihre Gunst, in dessen hirsch- und fischreichen Wäldern und Seen sie mit Vorliebe sich jagend verlustierten. Da beide Fürsten zu den öfters hier angesetzten

Reiherbeizen in Begleitung erlauchter Familienangehöriger oder hehrer Gäste zu erscheinen pflegten, so wurden zu mehrerer Bequemlichkeit der hohen Herrschaften wiederholt umfangreiche und über einen mehrjährigen Zeitraum sich erstreckende Umbauten vorgenommen.

An die Person des großen Kurfürsten, Lehnins mächtigen und edlen Beschützers, knüpft die Sage die Auffindung der sogenannten Lehninschen Weissagungen. Als sich der edle Herr einstmals mit der Reiher-



Grabmal des Markgrafen Ottoko in der Klosterkirche.

beize belustigt habe, da sei in einer alten Mauer oder Kamin „in sogenannter Mönchenschrift verfasset“ jenes Werk ans Tageslicht gefördert worden, das, sei es nun gelehrter oder frommer Betrug, jahrelang das In- und Ausland in Spannung versetzt und eine eigene Literatur hervorgerufen hat. Bekanntlich enthält dieses in Mönchslatein und gereimten Knittelversen geschriebene Gedicht eine Klage über den Untergang der Askanier und das Aufkommen der Hohenzollern, deren Aussterben in

der 11. Generation nach Joachim I. vorausgesagt wird. Alsdann wird die Mark in den Schoß der allein selig machenden Kirche zurückkehren und darf frohlocken:

„Und die alten Mauern von Lehnin und Chorin werden wieder entstehen
Und die Geistlichkeit steht wieder da nach alter Weise in Ehren
Und kein Wolf stellt mehr dem edlen Schafstalle nach."

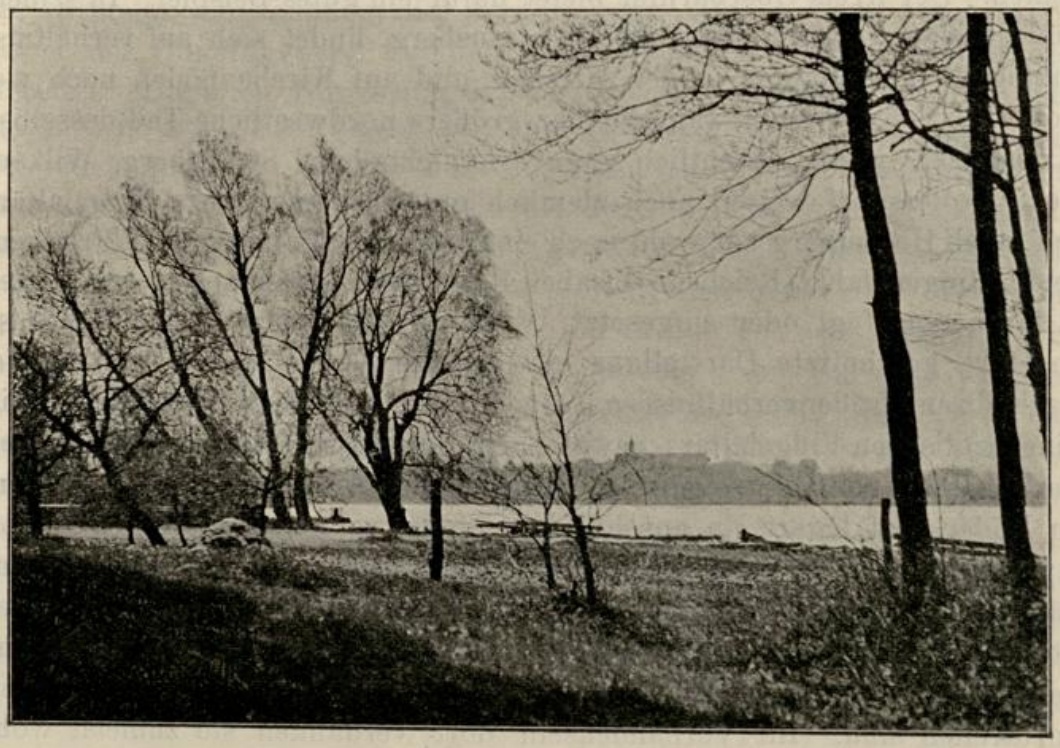
Als die Totenglocke über Friedrich Wilhelm III., dem 11. in dieser Reihe erklungen war und ein neuer Zoller den Thron seiner Väter bestiegen hatte, da tauchte die Lehniner Weissagung allmählich in das Meer der Vergessenheit wie das ehrwürdige Kloster selbst, seitdem der 1. Hohenzollernkönig in das Grab gesunken war. Schwere Schicksalsstürme durchbrausten in der Folge die Mark und gingen auch an Lehnin nicht spurlos vorüber: was von der Furie des 30jährigen Kriegs verschont geblieben war, das fiel nun neuen Wettern und dem langsam, aber sicher arbeitenden Zahn der Zeit zum Opfer. Die Stätten, in denen einst das Glöcklein des Meßners zum Dienste des Höchsten gerufen hatte, die Hallen, in welchen sich fröhliches Jägervolk getummelt hatte, waren zum großen Teile eingestürzt und dem gänzlichen Verfall nahe. Da erstand dieser Perle märkischer Geschichte und Architektonik wiederum aus dem edlen Hause der Hohenzollern in Friedrich Wilhelm III. ein Freund und Retter. Vorarbeiten zur Restaurierung der alten Klosterkirche in ihrem ursprünglichen Glanze wurden unter diesem schwer geprüften Fürsten in Angriff genommen und unter seinen Nachfolgern, insbesondere unter Friedrich Wilhelm IV., fortgesetzt. Im Frühjahr des Wonne- und Glanzjahres 1871 begann der eigentliche Restaurationsbau und am 24. Juni 1877, einem Sonntage, wurde das neue Gotteshaus in Anwesenheit des damaligen Kronprinzen, späteren Kaisers Friedrich, geweiht. Die Schlußworte der Lehninschen Weissagung waren in Erfüllung gegangen, wenn auch in anderem Sinne, wie der Verfasser sie dereinst gemeint hatte.

Seit jenem denkwürdigen Junisonntage sind nunmehr 30 Jahre übers Land gezogen, Jahre stiller, aber rastloser Friedensarbeit. Wie der Ausbau des Reiches während dieser Zeit rüstig fortschritt, so wuchs auch der Wohlstand seiner Einwohner und Gemeindewesen. Das sehen wir auch deutlich an Lehnin.

Inmitten von Kiefernwaldungen, deren schwermütige Kronen hoch zum märkisch-blauen Himmel ragen, baut sich die Ortschaft auf, im weiten sanft geschwungenen Bogen, zwischen lauschigen Seen, in grüner Niederung, die zum großen Teil erst harte Mönchsarbeit dem dunklen Wasser abgerungen hat. In tiefen Furchen zieht sich die Dorfstraße lang hindurch, eingesäumt von Gehöften, Häusern und Häuschen, mit ziegelglasierten Dächern, Vorgärten und großen Hintergärten, Veranden,

Lauben und Ruhebänken, alles in allem das Urbild eines märkischen Städtchens, das weniger durch künstlerische Reize anzieht als durch Behaglichkeit und Sauberkeit und das auch in dem flüchtigen Besucher sofort den Eindruck von dem Wohlsein fleißiger und arbeitsfreudiger Kleinbürger hervorruft.

Mittelpunkt und Hauptzierde des Ganzen bildet aber die alte ehrwürdige Klosterkirche aus rotem Backstein, mit dem langgestreckten Dach und hohen Fenstern, in die Kastanien und Flieder neugierig hineinschauen. Wie eine rote Insel aus smaragdnem Meer, so steigen



Blick über den Klostersee.

ihre Mauern aus dem Gerank und Gezweige verträumter Bäume und Sträucher empor als ein Wahrzeichen der die Jahrhunderte überdauernden siegreichen Kraft des Christentums. Und um sie herum im herrlichen Kranze, umwoben und umsponnen von leuchtenden Büschen und Hecken, durchschnitten von den gradlinigen Reihen uralter Baumriesen, die ehemaligen Klosterbauwerke und -anlagen in neuem Glanze erstrahlend, heut meist dem Amte Lehnin zugeschlagen und als Wirtschaftsgebäude verwandt.

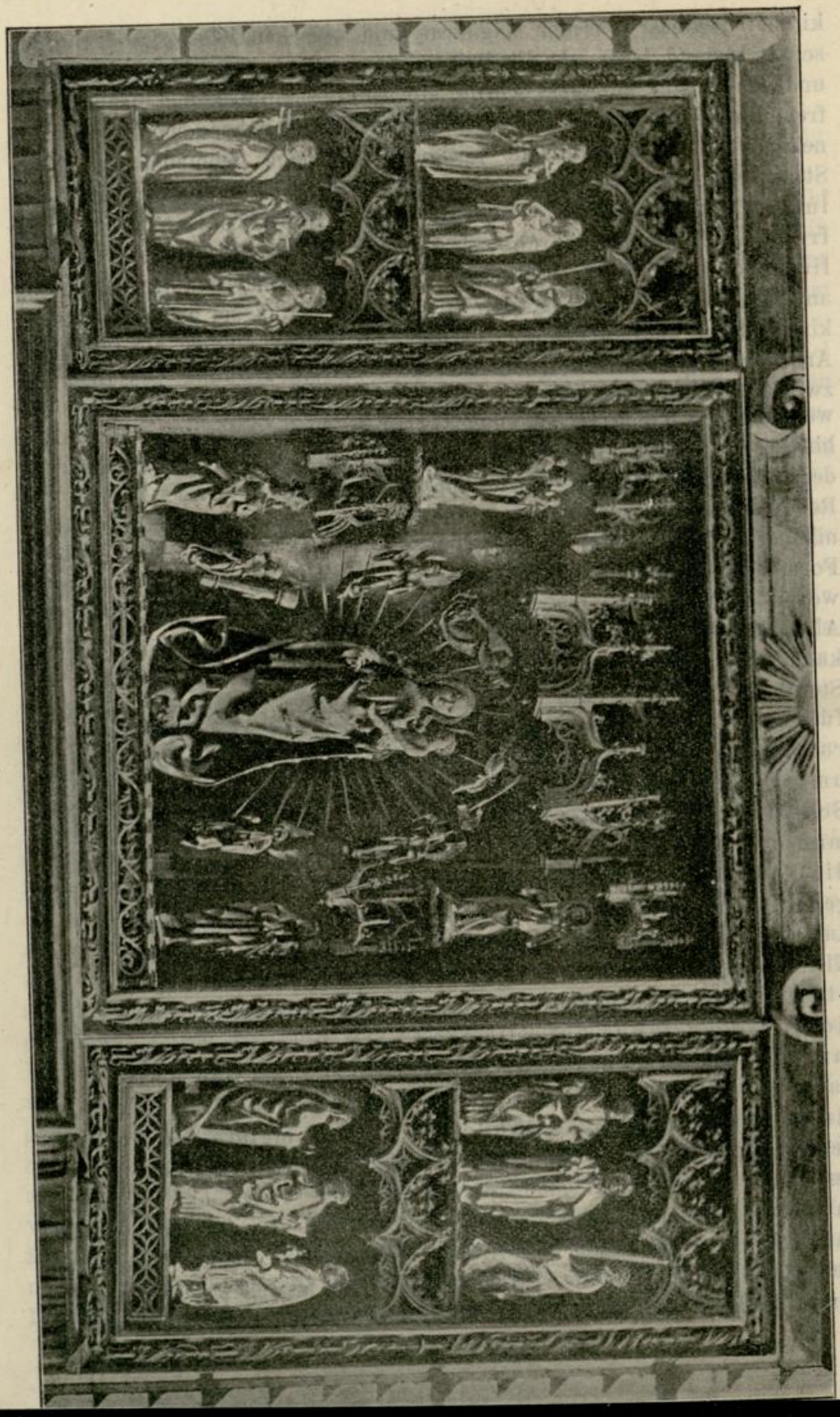
Der Wanderer aber, der vom hohen Klostersee dieses herrliche Bild in sich aufnimmt, blickt voller Dankbarkeit in die Vergangenheit zurück, und wenn die lauen Abendwinde die sanften Töne des Betglöckchens an sein Ohr tragen, dann segnet er in der Stille des Herzens die braven Mönche und das Werk ihrer Hände.

Uberreste alter gotischer Schnitzaltäre in den Kirchen des Kreises Oberbarnim.

Von **Oskar Blumberg.**

Alte gotische Schnitzaltäre sind in der Provinz Brandenburg nicht gerade selten; es muß aber auffallen, daß solche oder deren Reste in manchen Gegenden sich förmlich häufen, während sie anderswo ganz fehlen. Der Kreis Oberbarnim bietet dafür ein gutes Beispiel. In seinem südöstlichen Teil, von Wriezen bis Strausberg, findet sich auf verhältnismäßig kleinem Raume in den Kirchen und auf Kirchenböden noch viel gotisches Schnitzwerk, während der größere nordwestliche Teil desselben Kreises sehr wenig, eigentlich so gut wie nichts hat. Strausberg, Wilkendorf, Bollersdorf weisen noch ziemlich gut erhaltene ganze Flügelaltäre auf, auch Heckelberg hat wohl noch einen solchen; Schulzendorf, Frankenfelde, Ringenwalde, Reichenow haben Reste davon ihren später errichteten Altären eingefügt oder aufgesetzt, während Wriezen eine gleicherweise in Holz geschnitzte Darstellung des heiligen Abendmahls besitzt, die, nach ihren Größenverhältnissen zu schließen, sicherlich der Mittelschrein eines gotischen Flügelaltars gewesen ist. Sie ist erst vor wenigen Jahren der Verborgenheit entzogen und einigermaßen wiederhergestellt worden. In Lüdersdorf lagert ein ansehnlicher, leider sehr schadhafter Rest von Apostelfiguren, darunter auch eine Mosesstatuette, auf dem schwer zugänglichen Kirchenboden; wie sich Einzelnes hier und da an gleicher Stelle wohl noch mehrfach vorfinden dürfte. Merkwürdig erscheint dabei, daß solche kostspielige Schnitzereien auch in kleinen Dorfkirchen anzutreffen sind. Ihr Vorhandensein dort verdanken sie zumeist wohl freigebigen Kirchenpatronen, deren es in der katholischen Zeit mehr gab als heutzutage. Für den protestantischen Gottesdienst sind Flügelaltäre mit ihrem Troß von Heiligen natürlich nicht mehr angeschafft worden, und wo sie sich in evangelischen Kirchen noch erhalten haben, stammen sie, das gilt als Regel, aus katholischer Zeit. Freilich hat die Reformation nicht mit einem Schlage sich vollzogen, und innerhalb engbegrenzter Bezirke mögen von den Patronen Translokationen einzelner Altaraufsätze vorgenommen worden sein; das sind verschwindend geringe und unmaßgebliche Ausnahmen geblieben. Wenn von dem in der Pfarrkirche zu Strausberg stehenden Flügelaltar vermutet und behauptet wird, er sei aus dem früheren Dominikanerkloster dieses Städtchens übernommen worden, so ist das ganz sicher ein Irrtum. Was spricht denn eigentlich für die durch Strausberger Chronisten aufgebrachte und immer von neuem behauptete Ansicht? Doch recht herzlich wenig. Der Patron des Dominikanerklosters war ein anderer als der Patron der St. Marien-

kirche; letzterer war der Magistrat, und zwischen Kloster und Bürgerschaft bestand 1539, als die Reformation auch in Strausberg eingeführt und das Kloster aufgelöst wurde, ein sehr gespanntes und mehr als unfreundliches Verhältnis, das weder zum Geben noch auch nur zum Annehmen von Geschenken die geeignete Unterlage geboten hätte. Nach Sternbecks Angaben „war es den Mönchen früher schon nicht gelungen, den Sinn der Strausberger Bürgerschaft vor aller freieren Religionsansicht zu bewahren, ja, sie waren eigentlich nicht beliebt." Dieser selbe Sternbeck vertritt aber gleichzeitig am eifrigsten die Meinung, der Strausberger Altar sei aus der Klosterkirche der Dominikaner. Er beruft sich auf den längst als flüchtigen Arbeiter erkannten Hundertmark, nach dessen Meinung „es fast unzweifelhaft sei" usw. Dann versucht Sternbeck eine selbständige Beweisführung, indem er auf das Vorhandensein zweier hölzerner Arme hinweist, die, jetzt zwar im Märkischen Museum, früher am Mittelschrein des Strausberger Altars befindlich gewesen sind. Diese hohlen, als Reliquienbehälter gebrauchten Arme sollen einst dem Altar der Dominikanerkirche angehört haben. Nun sind in der Tat zwei Reliquiare in Form hölzerner Arme bei Auflösung des Klosters inventarisiert worden; wovon aber im Inventar kein Sterbenswörtchen steht, das ist — der Altar selbst, und dieser war doch ungleich wertvoller als die Arme, er kann also auf keinen Fall übersehen worden sein. Aber lassen wir Sternbeck weitersprechen: „Als nämlich der Kurfürst die Einführung der lutherischen Lehre befohlen, hielt sich der Stadtrat nicht nur verpflichtet, die eigene Kirchengemeinschaft umzuformen, sondern er ging auch den Dominikanern — den Schwarzen, wie man sie nannte — zu Leibe. Hier aber setzte man der Aufforderung, von den Gebräuchen abzustehen und die Klostergüter herauszugeben, energischen Widerstand entgegen." Darauf wurde der Kurfürst angerufen und „man machte dann kurzen Prozeß mit den Schwarzen. Auf des Rats Befehl öffnete ein Kleinschmied alle Schlösser und Riegel der Klostergebäude und der Stadtrat nahm ein Inventar der Liegenschaften und beweglichen Gegenstände auf. Da fand sich denn, daß man viel zu lange gewartet, ehe man den Schwarzen an den Kragen gegangen: außer den Chorröcken und Kappen fand man nur einige wertvolle Gegenstände vor — das meiste war beiseite geschafft worden." Soweit Sternbeck. Für das Wörtchen „einige" des letzten Satzes kann man getrost „wenige" setzen, ohne dem Sinn zu nahe zu treten. Unter den Sachen, die beiseite geschafft wurden, hat sich sicherlich auch der Altar befunden, den man vor profanem Gebrauche schützen wollte. „Der Nachlaß des letzten Priors wurde zu den v. Pfuhls nach Gielsdorf gefahren; sollte etwa der Altaraufsatz der



Altar in Strausberg.



Gotischer Flügelaltar in Wilkendorf.

Dominikaner zu den v. Pfuhls nach Wilkendorf gekommen sein?“ so schreibt Herr Pastor Giertz-Petershagen, dem wir schon viele wertvolle Aufschlüsse über einen Teil des Barnim im allgemeinen und das Strausberger Dominikanerkloster im besondern verdanken, an den Verfasser dieser anspruchslosen Zeilen, die in der Hauptsache nur den Zweck haben, das zu zeigen, was an gotischem Schnitzwerk im Oberbarnimer Kreise noch vorhanden ist. Nebenbei sollte allerdings versucht werden, der alten Legende vom Herstammen des Strausberger Flügelaltars aus dem Dominikanerkloster ein Ende zu machen. Herr Pastor Giertz wird das jedenfalls viel wirksamer besorgen; immerhin darf man nach dem vorher Gesagten schon jetzt an der Unhaltbarkeit der von Strausbergs Chronisten aufgestellten Vermutungen und Behauptungen kaum noch zweifeln. Die beiden Armreliquiare beweisen gar nichts; ihrer gab es reichlich viele zu der damaligen Zeit. Auch wenn es wirklich dieselben wären, die einst dem Dominikaneraltar angehört haben, so mögen und werden sie, als beim Transport der schon an und für sich sehr zerbrechlichen Schnitzarbeit hinderlich, von ihren Zapfen abgenommen, dem wertvollen Altarschrein gegenüber als quantité négligeable behandelt und zurückgelassen worden sein. So waren sie bei Aufnahme des Inventars vorhanden, während der Altar selbst längst fortgeschafft war. Die Frage, ob er nach Wilkendorf übergeführt sei und sich dort heut noch befindet, wäre interessant genug, ihr eine klare, bündige Antwort zu wünschen. Der Mittelschrein des Wilkendorfer Altars zeigt außer der heiligen Anna und der Maria, den Joseph mit Pilgerstab und — Rosenkranz. Wenn auch angeblich die Benediktinermönche schon im 6. Jahrhundert ihre Gebete nach einer derartigen Reihe Kügelchen verrichtet haben sollen, so ist doch der eigentliche Rosenkranz erst durch die Dominikaner im 13. Jahrhundert eingeführt worden. Dieser Umstand erscheint sicherlich recht beachtenswert. — Im nördlichen Flügel oben in der Mitte zwischen Petrus und Matthäus steht eine Christusfigur. Sie fällt durch etwas geringere Größe und plumpere Körperformen auf und ist ein später bewirkter Ersatz einer verloren gegangenen oder unbrauchbar gewordenen Thaddäus-(Lebbäus-)Statuette. Die letztere ist würdig ersetzt, der dem Ganzen zugrunde liegende Gedanke aber etwas gestört. Der Ersatz muß also vorgenommen sein, als ein Verständnis für Flügelaltäre nicht mehr oder noch nicht wieder vorhanden war. Wenn sonst nirgends: in Oberammergau hat man zu allen Zeiten Thaddäusfiguren schnitzen können! Die Darstellung der Apostel im Wilkendorfer Altar ist eine der üblichen: Petrus mit Schlüssel, Matthäus mit Schwert, Jakobus d. J. mit Tuchwalkerstange, Johannes mit Kelch, Thomas mit Lanze, Bartholomäus mit Messer, Andreas mit schrägliegendem Kreuz, Matthias mit Beil, Simon mit Säge, Jakobus d. Ä. mit Buch und Philippus mit Kreuz.

Die Flügel des Strausberger Altars sind in gleicher Weise mit den Aposteln nebst den ihnen zukommenden Attributen besetzt; der Mittelschrein aber ist viel lebhafter gestaltet. Außer den die Maria umschwebenden sechs Engeln, davon einige mit Marterwerkzeugen (Nagel, Passionssäule, Kreuz, Zange), füllen ihn noch vier Heilige: St. Anna, St. Katharina, St. Stephan und St. Johann Baptist. Hinzu kommen ein größerer und mehrere kleinere, schön geschnitzte Baldachine, eine die Maria umstrahlende Sonne und die ihr als Standort dienende Mondsichel. „Und es erschien ein großes Zeichen im Himmel: ein Weib mit der Sonne bekleidet und der Mond unter ihren Füßen und auf ihrem Haupt eine Krone von zwölf Sternen.“ Offenbarung 12. V. 1—3.

Der Bollersdorfer Flügelaltar ist etwas anders angeordnet. Im Mittelschrein ist eine Kreuzigung dargestellt. Die den Gekreuzigten umgebenden Figuren bedeuten Maria Magdalena, die Mutter Maria und Johannes. Die weiblichen Figuren zeigen höchste Trauer. Im Hintergrunde sind Spuren einer gemalten Stadt, während die heilige Grabeskirche und eine im Verhältnis dazu merkwürdig große Salbenbüchse plastisch bis zur Frauengruppe heraustreten. Am Fuße des Kreuzes liegt ein Schädel und vor ihm daher kriecht eine Schlange. Der erstere bezeichnet bekanntlich nicht schlechtweg die „Schädelstätte“, sondern deutet auf das Grab Adams hin, das durch das Erdbeben bei Christi Tode bloßgelegt sein soll und noch jetzt unter der Kreuzigungskapelle des heiligen Grabes gezeigt wird. Die in der unteren Reihe der beiden Flügel stehenden Apostelfiguren haben ihre Tierattribute: Lukas den Stier, Markus den Löwen, Matthäus den Engel und Johannes den Adler. Diese Symbole wurden schon in der letzten Hälfte des 5. Jahrhunderts an der Wand des Triumphbogens in St. Paolo zu Rom angewendet und beziehen sich auf Hesekiel I. 10 und Offenbarung IV. 7. In der oberen Reihe dieses Altaraufsatzes befinden sich die Statuetten des Paulus mit Buch und Schwert, des Petrus mit Schlüssel, des Johannes mit Kelch und des St. Georg mit verstümmelter Fahne. Johannes ist also zweimal vertreten. Nach einer am Altar befindlichen Inschrift ist er 1585 gekauft, 1700 renoviert und 1862 von Holbein in Berlin restauriert, von demselben Künstler, der im gleichen Jahr auch den Wilkendorfer Altaraufsatz wiederhergestellt hat.

Der in Wriezen erhaltene Mittelschrein eines gotischen Flügelaltars ist, nach seinen stilistischen Eigentümlichkeiten zu urteilen, höchst wahrscheinlich im Anfang des 16. Jahrhunderts entstanden. Er zeigt in seinem Goldhintergrund ein hübsches Muster, das in die Kreidemasse, solange sie noch weich war, eingedrückt wurde. Was dieses Holzschnitzwerk interessant macht, ist die naive Art, durch welche der Künstler zum Ausdruck gebracht hat, wie nach seiner Auffassung etwa „Johannes an des Meisters Busen lag.“ Johannes XIII. 23. 25. Auch



Gotischer Flügelaltar in Bollersdorf.

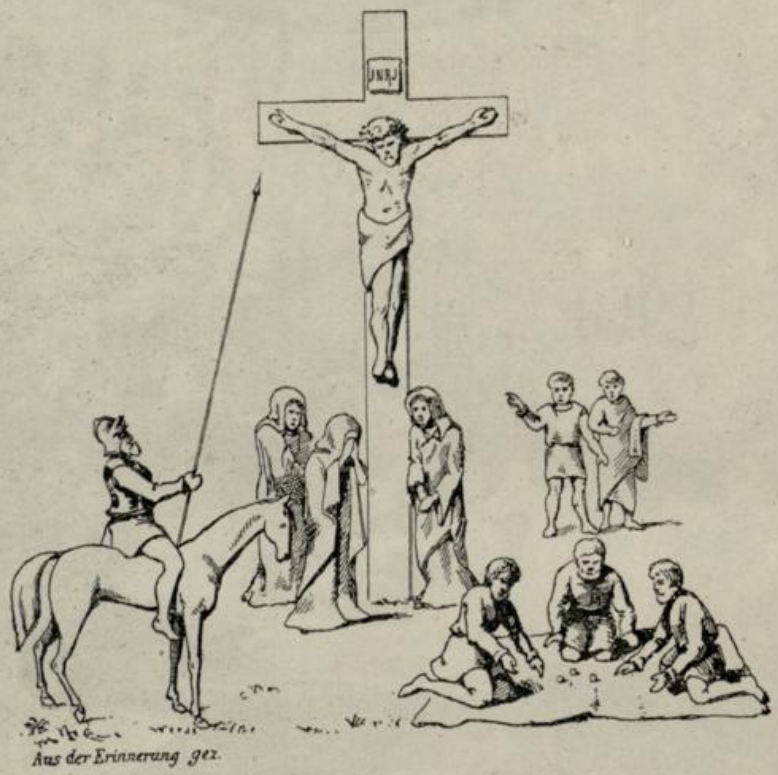


Mittelschrein eines Flügelaltars in Wriezen.

der Versuch des Judas Ischariot, den Beutel mit dem Sündenlohn zu verstecken, ist kindlich genug dargestellt. Die Renovierung dieses Mittelschreins hat wegen Mangel an Geldmitteln nicht in üblicher Weise erfolgen können; es mag aber dahingestellt bleiben, ob das sehr schade

ist. Seiner Erhaltung auch für den protestantischen Gottesdienst stünde, da er nur das Abendmahl darstellt, gewiß nichts im Wege; aber sein künstlerischer Wert ist nicht bedeutend genug und seine Widerstandsfähigkeit noch geringer. So war es wohl richtig, ihm zwar an einer Wand des Altarraumes, aber nicht als Altaraufsatz seinen Platz in der Kirche wiederzugeben.

Manchmal besser, manchmal schlechter, meist handwerksmäßig hergestellte, hier ganz als Relief, dort teilweis als solches und zugleich mit rund herausgearbeiteten Figuren geschnitzte Gruppen finden sich im



Schematische Wiedergabe der in den Altären zu Frankenfelde, Reichenow und Schulzendorf befindlichen Kreuzigungsgruppe.

Südosten Oberbarnims noch mehrfach. Von einzelnen Apostelfiguren abgesehen, die reichlich vorkommen, handelt es sich um Darstellungen der Kreuzigung, Auferstehung, Himmelfahrt und Ausgießung des heiligen Geistes. Sie sind Überreste gotischer Schnitzereien und den in Renaissancemanier errichteten Altaraufsätzen des 17. Jahrhunderts aufgesetzt und eingefügt. Die Kreuzigung Christi ist am meisten vertreten, in Schulzendorf allein zweimal. Die Abweichungen gerade in dieser Gruppe sind manchmal sehr gering, was auf gemeinsamen Ursprung hinzudeuten scheint. Die Altäre der benachbarten Dörfer Schulzendorf, Frankenfelde und Reichenow zeigen diese Übereinstimmung der ebengenannten Gruppe

in auffallender Weise; ebenso ähneln sich kleinere Wiedergaben des heiligen Abendmahls in Frankenfelde und Reichenow.

Aus welchen Werkstätten ist das alles hervorgegangen? Diese Frage wird sich im allgemeinen schwer beantworten lassen. Die Ungleichheit der ganzen Anordnung und vor allem der Technik weist auf eine Verschiedenheit des Ursprungs hin. Für Norddeutschland, also auch für Brandenburg, kommt Lübeck in Betracht, das nachweisbar den Flügelaltar im Jahre 1507 für die Marienkirche in Prenzlau geliefert hat. Für die Kirche in Gielsdorf sind zwar noch in neuster Zeit aus Oberammergau sechs gut geschnitzte Holzstatuetten, Christum, die vier Evangelisten und den Apostel Paulus darstellend und zum Schmuck der Kanzel dienend, bezogen worden; die weite Entfernung, aber auch die Mangelhaftigkeit der Körperproportionen in vielen Schnitzereien, die einer alten Holzbildhauerschule wie Oberammergau nicht zuzutrauen sind, sprechen oft genug gegen diesen Ort als Ursprung solcher Arbeiten. Das leidige, ganz verständnislose Übertünchen hat wohl auch hierbei den Namen des Künstlers und seiner Heimat für immer ausgelöscht. Schade!

Kleine Mitteilungen.

Großschiffahrtsweg Berlin—Stettin. In weihevoller Form ist am 24. September 1907 in dem kleinen Oderstädtchen Schwedt der erste Spatenstich am Großschiffahrtsweg Berlin—Stettin vollzogen. Nachdem sich alle Beamte und Arbeiter versammelt hatten, hielt Herr Wasserbauinspektor Niehrenheim eine längere Ansprache. Hierauf tat die Gattin des Redners den ersten Spatenstich. Für die zahlreichen Arbeiten sind in der Nähe von Schwedt Baracken in großer Anzahl gebaut. Bis zum Eintreten höherer Winterhochwasserstände, welche die Arbeiten wohl unterbrechen werden, soll der Deichbau so weit gefördert sein, daß der Deich genügend Schutz bietet, um das bis dahin geförderte Werk nicht wieder zerstören zu lassen.

Wir werden das großartige, für unsere Heimat ungemein wichtige Werk mit Interesse verfolgen. Hinzugefügt sei, daß laut Verhandlungen mit der Stadt Berlin im September 1907 der Berlin-Spandauer-Schiffahrtskanal sein „Knie“ bei Haselhorst einbüßen und eine geradlinige Abschwenkung auf Saatwinkel zu erhalten wird. Die jetzigen zwei Schleusen bei Plötzensee werden entfernt und durch eine große einheitliche, in einiger Entfernung nordwestlich angelegte Anlage ersetzt werden. E. Friedel.

Höhenbestimmungen innerhalb Berlins. „Höhenknöpfe" befinden sich in verschiedenen Stadtgegenden. An vielen Häusern bemerkt man kleine, eiserne, in die Mauern eingelassene Vorsprünge, deren Bedeutung wohl den meisten Bewohnern fremd ist. Vor einiger Zeit wurden nun an den Hausfronten oberhalb der Knöpfe Blechschilder angebracht, durch welche die Vorsprünge als Höhenbestimmungen gekennzeichnet werden. Sie dienen zur Angabe der Höhenlage der betreffenden Gegend über dem Meeresspiegel, die für die Straßen Berlins 32 bis 70 m beträgt. Insgesamt existieren in Berlin zirka 3000 solcher Höhenknöpfe, die jetzt sämtlich mit entsprechenden Schildern versehen worden sind.

Das Jagdschloß Grunewald ist nunmehr in seinem Innern vollständig umgebaut und für den vorübergehenden Aufenthalt der kaiserlichen Familie, wie bei Ausflügen usw. neu eingerichtet worden. Der nach dem See zu gelegene terrassenförmige Garten hat prachtvolle Schmuckanlagen erhalten, während das Jagdschloß selbst von neuen Anpflanzungen umgeben ist, die ein Holzgitter von den Fahrstraßen und Fußwegen abschließt. Auf dem südwestlichen, nach Paulsborn führenden Hauptfahrweg ist die hohe Böschung bepflanzt und vor ihr eine aus niedrigen Sträuchern bestehende Hecke angelegt worden. Die unmittelbar vom Jagdschloß nach Schmargendorf, Dahlem, den Schießständen der Gardeschützen und Lichterfelde abzweigenden Wege sind in der nächsten Umgebung des Jagdschlosses neu reguliert und durch Drahtgitter eingefaßt worden.

Ein Hirsefund aus der Steinzeit wurde im Mai 1907 unweit Merseburg in einer vorgeschichtlichen Wohnstelle (Erdtrichtergrube oder Mardelle) gemacht. In den Bodenresten eines Topfes jüngerer Steinzeit fand man eine etwa 2 cm dicke Schicht stark verkohlter Hirsekörner. Nur dem starken Verkohlen der Hirse ist die Erhaltung bis auf unsere Zeit zu danken, ausserdem lag dieselbe günstig sich konservierend in einer Aschenschicht der Herdfeuerstelle. Bis jetzt bekannte vorgeschichtliche Getreidefunde weisen meistens nur Weizen auf, doch bestand stets die Annahme, dass Hirse oder andere Gräserarten viel früher vor diesem zur Nahrung verwendet wurden, was jetzt durch den Fund Bestätigung findet. Beiläufig ist der Buchweizen, den manche für bei uns ureinheimisch halten möchten, erst im Mittelalter eingeführt, herstammend von den Tataren oder von den Zigeunern, daher auch Taterkorn genannt: Tatern bedeutet nicht bloß Tataren, sondern auch Zigeuner.

E. Friedel.

Butternde Hunde. Eine sehr ungewöhnliche Buttermaschine wurde bis vor wenigen Jahren von den Bauern, oder wie sie sich selbst nennen, von den „Erbsitzern" des osthavelländischen Koloniedorfes Hohenbruch bei

Oranienburg benutzt; eine solche steht noch heute hinter dem Hause des dortigen Erbsitzers B. Ein mit vielen Querleisten versehener, schräg gestellter Scheibenring ist mit einer senkrechten Achse in der Weise verbunden, daß er diese dreht, wenn er sich selbst bewegt. Zahnräder übetragen die Bewegung auf eine Welle, die in den Keller des Hauses führt und dort in gleicher Weise mit einem Butterfaß in Verbindung gebracht ist. Auf den Scheibenring aber treibt man einen großen Hund und bindet ihn am Halsband mit einer Schnur so an, daß er die tiefste Stelle des Scheibenringes nicht ganz erreichen kann. Versucht es nun der Hund, auf dem Scheibenringe emporzusteigen, so dreht sich der Ring und damit auch die Hauptachse. Die meisten Hunde erlernen das Treten leicht; aber mancher hat sich auch schon dabei erwürgt. Seitdem man die Milch nach Berlin verkauft und Butter nur für eigenen Bedarf fabriziert, sind die Tretmühlen bis auf die eine, die übrigens auch nicht mehr benutzt wird, eingegangen.

Dieser interessanten Mitteilung unseres Mitgliedes Herrn Rektor Otto Monke füge ich hinzu, daß mir dergleichen auch von anderen Teilen der Mark und Pommerns erzählt wird. Meist hat man Pudel als die gelehrigsten unter allen Hunden verwendet.

Weitere genauere Ortsangaben wären erwünscht.

E. Friedel.

Fragekasten.

B. A. Plumber und Plomber. Die Ausdrücke „Plomber", „Plombe", „Plombieren" sind alte mindestens seit dem 17. Jahrhundert bei uns übliche Ausdrücke, die sich auf den Verschluß von Waren, von gesperrten Räumen u. dgl. beziehen, üblich im Güterverkehr und bei der Warenbesteuerung (Zollerhebung) u. dgl. Zwei Bleiplatten werden um das Ende der verschließenden Schnur gelegt und mit der Plombenzange, auf der die amtlichen Abzeichen oder die Firmenbezeichnungen in Negativ angebracht sind, so zusammengedrückt, daß diese Zeichen erhaben im Positiv erscheinen. Gleich den parallelen Wörtern in der Zahnheilkunde sind dieselben französischen Ursprungs. — „Plumber", „Plumben" ist ein ganz moderner aus der Röhrenverlegung der modernen Industrie und Technik sich ergebender Begriff. Der Plumber — eine technische und amtliche Persönlichkeit in Berlin und vielen anderen Großstädten — verdichtet die Stellen wo zwei Eisenrohre aneinanderstoßen durch Hineingießen und Hineintreiben von Blei. Bei Ton- und Holzrohrleitungen wird die Dichtung selbstredend nicht mit Blei, sondern mit anderen Materialien, Teerstricken, Zement, Mennige, Quark, Kork, Asphalt, Bleiweißkitt u. dgl. bewirkt. Daß die Ausdrücke Plumbe und Plombe vom lateinischen Wort Plumbum (für Blei) herkommen, liegt auf der Hand.

E. Friedel.

M. N. Faselschweine — Fresser — Güstvieh heißen die von Ihnen gemeinten Schlachtviehbezeichnungen, welche auf dem Berliner Schlacht- und Viehmarkt bekannt sind. Faselschweine heißen die jungen Schweine etwa bis zum Anfang des zweiten Lebensjahres von dem Augenblick ab, wo sie zu saugen aufhören. — Fresser sind Kälber, welche nicht mehr saugen und schon anfangen Rauhfutter zu fressen. Seit etwa zwei Jahren werden sie auf dem Viehhof unter der Rubrik „Zeugrinder" geführt. — Über Güstvieh teilt unser aus dem osthavelländischen Kreise stammendes Mitglied Rektor Otto Monke folgendes mit:

Güstes Vieh. Eine Kuh, bei welcher die Hoffnung auf ein freudiges Familienereignis fehlgeschlagen war, hieß im Havellande (Lietzow bei Nauen um 1870) „güst". Der Ausdruck kommt auch bei Büsching (Reise nach Kyritz) vor. Nach B. hatte die Stadt Bernau 1779 288 Hämmel und Güste-Vieh und 603 Melkschafe. Da die Rinder an einer andern Stelle aufgeführt werden, so ist anzunehmen, daß hier mit dem Güste-Vieh Schafe gemeint sind. Schafmilch habe ich jedoch weder in Barnim, noch früher im Havellande kennen gelernt. Der Ausdruck güst kommt auch in Campe's Wörterbuch (1808) vor. In den Niederbarnimer Dörfern waren 1778 vorhanden 47344 Melkschafe und 23520 Stück „Hämmel und Güste-Vieh".

Anmerkung. Der Ausdruck „güst", „güstes Vieh" u. s. f. ist noch heut überall in der Provinz Brandenburg üblich, auch auf dem Berliner Schlacht- und Viehhof für Kühe und weibliche Schafe, die nicht trächtig und nicht milchgebend sind, allgemein bekannt. Schafmilch ist mir aus der Provinz Brandenburg bekannt, u. a. von Scharfenberg, der im Tegeler See belegenen, unserm Mitglied Dr. Carl Bolle gehörigen Insel. E. Friedel.

M. W. Was ist Rechnei? Der Ausdruck Rechnei ist mir aus Norddeutschland ganz unbekannt; eventuell wird um Widerlegung gebeten. Im westlichen Mittel-Deutschland ist er dagegen üblich und bedeutet die Abteilung für das Rechnungswesen in den größeren Städten z. B. Frankfurt am Main. Rechnei würde also etwa unserm urdeutschen Begriff „Kalkulatur" entsprechen und ist analog gebildet wie Auskunftei, Komthurei, Vogtei u. dgl. E. Friedel.

O. G. Bauwich und Weichbild. Was besagt der vielgebrauchte bauliche Ausdruck Bauwich und wie ist er sprachlich zu erklären?

Unter Bauwich wird baupolizeilich jetzt nur etwas Negatives in den Bauordnungen für Berlin und manche Vororte verstanden. So heißt es z. B. in der Polizei-Verordnung vom 11. August 1899 betr. Baubeschränkungen der Schöneberger Wiesen (Hansa-Viertel): „Die Vorderhäuser und Seitenflügel müssen mindestens 3,75 m von den Nachbargrenzen entfernt bleiben". Das ist der Bauwich. Für die Landgrafenstraße heißt es: „Je zwei Nachbargebäude dürfen jedoch unmittelbar aneinander errichtet werden, wenn jedes im übrigen den Bauwich von 5,34 m enthält und die Frontlänge der beiden Gebäude zusammen nicht mehr als 40 m beträgt; bei den Eckhäusern braucht in diesem Falle ein Bauwich nicht inne gehalten werden".

Bauwich ist die jetzige amtliche Orthographie, das „i" muß aber lang gesprochen werden, mithin wäre es richtiger Bauwiech zu schreiben. Anderwärts sagt und schreibt man auch Bauwiek. Offensichtlich hängt der Ausdruck auch zusammen mit dem Wort Weich in Weichbild, desgleichen auch mit Inwiek (kleine Meeresbucht), ferner mit dem bekannten weit verstreuten Ortsnamen Wiek, Wijk, Wyk u. dgl. zusammen, die sich von Schottland und Norwegen im Norden und vom flämisch-französischen Sprachgebiet von Dünkirchen bis Ingermannland, also über ein ungemein großes Gebiet mit ganz oder doch sporadisch germanischer Bevölkerung nachweisen lassen, während die Ausdehnung nach Süden nicht über Mitteldeutschland zu reichen scheint, um im italienischen Sprachgebiet mit vico, vicolo wieder aufzuleben, worunter man (z. B. in Rom) kleine für sich abgeschlossene Straßen (Sackgassen) u. dgl. versteht.

In architektonischer Beziehung ist auch auf die Weichhäuser oder Wiekhäuser aufmerksam zu machen, die halboffenen Stadtmauertürme, die von dem eigentlichen Zuge der Mauer durch Vorspringen „ausweichen" ohne eigentliche geschlossene Türme zu sein. Beispiele in Bernau, Angermünde, Prenzlau, Königsberg N. M., Eberswalde u. s. f. Auch wenn Straßen vom Ufer bedeutend zurückspringen oder früher zurücksprangen führen sie mitunter den Namen Wiek, daher die beiden bekannten Straßen am linken Oderufer in Stettin: Ober-Wiek und Unter-Wiek.

Zu den Bauwiechen können auch die aus dem Mittelalter in vielen Städten z. B. Berlin herrührenden Feuergänge gerechnet werden d. h. die Lücken zwischen zwei Häusern, die bestimmt sind dem Überspringen des Feuers von einem Haus zum andern vorzubeugen, was namentlich bei Holz- oder Fachwerkbauten leicht möglich ist und auch um mit Schläuchen zwecks Löschung des Brandes besser hantieren zu können. E. Friedel.

Dr. M. N. War Sibirien vergletschert? Allem Anschein nach in der großen Hauptsache nicht. M. Keller „Über die Eiszeiten und ihre Ursachen" (Prometheus 1904, S. 753 flg.) spricht sich folgendermaßen aus.

S. 157: Sehr merkwürdig ist, daß in Nordsibirien, welches Land sich heute durch furchtbare Kälte auszeichnet, sich fast keine Spur einer ehemahligen ausgedehnten Vergletscherung vorfindet. Die Ostgrenze des russischen Glazialgebiets verläuft vielmehr von der Wolga nach N. zum Eismeer. Von hier nach O. fehlen durch ganz Sibirien und auch in Alaska irgend welche erheblichen Spuren von ehemaligem Inlandseise.

K. sieht als Hauptsache der Eiszeit Meeresströmungen an. Sibirien sei in der Eiszeit vom Meer bedeckt gewesen, also eine sehr breite Verbindung vorhanden gewesen zwischen Nördlichem Eismeer und Stillem Ozean. Dabei sei zu beachten, daß Ost-Sibirien ein regenarmes Land ist und keine namhaften Gebirge besitzt. Da in der Tertiärzeit sehr lebhafte Erdkrustenbewegungen stattfanden, Hebungen und Senkungen bis in das Diluvium fortdauernd und darnach auch die Meeresströmungen bald hier, bald da einsetzten, so lassen sich daraus die Schwankungen der Vergletscherung und der Rückzug derselben erklären. Die Niederschläge waren in der Eiszeit sehr bedeutend und mitentscheidend, indem sie einen zweiten Transport

der Kälte aus dem Norden nach wärmeren Ländern bewerkstelligten. — Dem füge ich folgendes hinzu:

Außer den Meeresströmungen sind auch wohl die skandinavischen und finnischen Gebirge es gewesen, welche warme Regenwinde von Sibirien abhielten. Ohne bedeutende atmosphärische Niederschläge ist eine Gletscherbildung von vornherein ausgeschlossen. Bei der warmen trockenen Kälte ist der Erdboden Sibiriens bis auf große Tiefen felshart gefroren und nur oberflächlich während der relativ milderen Temperaturen im Laufe vieler Jahrtausende wieder etwas aufgetaut. Bei Tiefgrabungen stößt man aber noch heute auf das Grundeis in Gestalt gefrorenen Bodens. E. Fr.

N. K. Der Name Philister. Soviel bekannt, ist diese studentische Bezeichnung der Bürger im Jahre 1624 in Jena aufgekommen. Das einzige noch erhaltene mittelalterliche Stadttor, das Johannistor, hat für Verteidigungszwecke eine Plattform und diese an den vier Ecken ebenso viele Wasserspeier in Gestalt von Affen. 1624 soll ein angeheiterter Student deshalb den auf der Plattform stehenden Wächter „Affenwächter" genannt haben. Darüber entstand schließlich eine Rauferei, wobei ein Student getötet wurde. Bei der Beerdigung desselben hielt der Generalsuperintendent Götze die Leichenpredigt über Richter XVI, V. 20 „Philister über dir, Simson!" Hiervon sollen die Studenten das Wort Philister als verächtliche Bezeichnung der Bürger angenommen haben. E. Fr.

S. S. Die Herrschaft Loebichau in Sachsen-Altenburg ist mit ihren beiden Schlössern i. J. 1907 der Deutschen Adelsgenossenschaft überwiesen worden, um daselbst ein evangelisches, adliges Damenstift mit Haushaltungs- und Krankenpflege-Schule zu errichten. Da der künstlerisch luxuriöse Inhalt der Schlösser diesen Zwecken nicht dienen konnte, so ist er, soweit die Besitzer ihn nicht behielten, vom 22. Oktober 1907 in Rudolf Lepke's Kunst- und Auktionshaus zu Berlin versteigert worden. Die Gegenstände stammen von etwa 1790 bis 1820. Loebichau war 1796 von der Gemahlin*) des letzten Herzogs von Kurland aus dem Hause Biron gekauft worden. Ihre Schwester Elisa von der Recke brachte manchen Sommer in Loebichau zu. Der Dichter bekannter Burschenlieder August v. Binzer führte Emilie von Gerschau aus Loebichau als Gattin heim, die Pflegetochter der Herzogin Wilhelmine von Sagan, der ältesten Tochter der Herzogin Dorothea. Emilie von Binzer verdanken wir eine liebenswürdige Schilderung des Loebichauer Lebens bis zum Tode der Herzogin Dorothea (1821) in dem Buche „Drei Sommer in Loebichau" (Stuttgart, W. Spemann 1877). Anziehend schildert auch Dr. Gustav Parthey den interessanten und anregenden, schöngeistigen Verkehr in Loebichau in derselben Periode. E Friedel.

Fr. K. Spinnen und Weben. Das von Ihnen gemeinte Vers-Rätsel rührt von Eduard Möricke her, ist enthalten in seiner „Historie von der schönen Lau" und lautet wörtlich:

---

*) Herzogin Dorothea von Kurland geb. Reichsgräfin von Medem.

**) Der Enkel Friedrich Nicolai's in seinen von mir herausgegebenen „Jugenderinnerungen" Teil I, S. 289; Teil II, S. 382 flg. (Berlin 1907, Verlag von Ernst Frensdorff).

Ich bin eine dürre Königin,
Trag' auf dem Haupt eine zierliche Kron',
Und die mir dienen mit treuem Sinn,
Die haben großen Lohn.
Meine Frauen müssen mich schön frisieren,
Erzählen mir Märlein ohne Zahl,
Sie lassen kein einzig Haar an mir,
Doch siehst du mich nimmer kahl.
Spazieren fahr' ich frank und frei,
Das geht so rasch, das geht so fein;
Nur komm ich nicht vom Platz dabei —
Sagt Leute! Was mag das sein?
(Rocken und Spinnrad.) E. Fr.

Herrn M. N. Erben nach altdeutschem Recht die Enkel wie die Kinder Kopfteil oder nur Stammteil? Die Antwort hierauf berührt eine alte, bis in die germanische Heidenzeit zurückreichende Streitfrage, welche im X. Jahrhundert durch ein seltsames Gottesgericht, einen Gladiatorenkampf, entschieden wurde. Die betr. Stelle lautet bei Wittechind, Annales Corbei. II. (in Meibom Scr. R. G. I. p. 644): „De legum quoque varietate facta est contentio, fuereque qui dicerent, quia filii filiorum non deberent computari inter filios, hereditatemque legitime cum filiis sortiri, si forte patres eorum obiissent patribus superstitibus. Unde exiit edictum a Rege, ut universalis populi conventio fieret apud villam quae dicitur Stela, factumque est, ut caussa inter arbitros judicaretur debere examinari. Rex autem, meliori consilio usus, noluit, viros nobiles ac senes populi inhoneste tractari, sed rem inter gladiatores discerni jussit. Vicit igitur pars, qui filios filiorum computabant inter filios, et firmatum est, ut aequaliter cum patruis hereditatem dividerent, pacto sempiterno."*) Offenbar wollte der deutsche König seinen Kopf nicht allzusehr mit dieser wichtigen Erbrechtsfrage beschweren, auch es mit keiner Partei verderben, er ließ sie deshalb, anscheinend ohne Widerspruch der Volksmenge, in blutiger Weise durch einen Waffengang unter bezahlten Preiskämpfern mittels eines heidnisch-barbarischen Gottesgerichts zum Austrag bringen. — Nach dem deutschen bürgerlichen Gesetzbuch erhalten die Enkel bekanntlich vom Großvater nicht Kindesteil, sondern erben nur nach Stämmen d. h. alle Enkel nur ein Kindesteil. Übrigens fand die katholische Kirche damaliger Zeit gegen dergleichen, uns unbegreiflich dünkenden Gottesgerichte nichts zu erinnern, wofern nur eine Art gottes-

*) „Über eine verschiedene Rechtsauffassung entstand ein Streit und es gab Männer, welche sagten, daß die Söhne von Söhnen (Enkel) nicht unter die Zahl der Söhne gerechnet werden und nicht die Erbschaft mit Kindesteil erhalten dürften, falls ihre Väter zu Lebzeiten des Erblassers verstorben seien. Daher erging ein Erlaß vom Könige, daß eine Zusammenkunft des gesamten Volkes bei einem Ort, der Stela genannt wird, stattfände und nun sollten Schiedsrichter die Sache überlegen und entscheiden. Der König aber, indem er sich eines besseren Rats besann, wollte nicht, daß edele und ehrwürdige Männer des Volkes unwürdig behandelt würden uud befahl, daß der Rechtsstreit unter Preiskämpfern zum Austrag gebracht würde. Und es gewann den Sieg die Partei, welche die Söhne von Söhnen unter die Söhne rechnete. Also wurde verordnet durch einen ewigen Pakt, daß die Enkel mit den Oheimen die Erbschaft gleichmäßig teilten."

dienstlicher Feierlichkeit seitens der berufenen Geistlichkeit damit verbunden wurde. Früher hatte man Wotan, Donar und Saxnot dabei angerufen, später traten Gott und die „lieben Heiligen" an die Stelle. E. Fr.

F. G. Im Freien wachsende Feigenbäume gibt es in Norddeutschland, speziell in der Provinz Brandenburg mehrfach. So hatten die Gärtner in Alt-Geltow bei Potsdam häufig im Freien wurzelnde und wachsende Feigenbäume, welche auch gute Erträge lieferten. Ob dergleichen dort noch existieren, vermag ich nicht zu sagen. Im Garten des Viktoria-Hotels in dem rügenschen Seebad Crampas-Saßnitz, gerade oberhalb des Hafens von Saßnitz kenne ich seit vielen Jahren ein ziemlich großes Gebüsch sehr schön gedeihender Feigenbäume. Die Kälte unseres Klimas schadet den Feigenbäumen, wenn sie nicht eine besonders ungünstige Lage haben, durchaus nichts. Viel gefährlichere Feinde sind während des Winters die Mäuse, welche der süßlichen Rinde des Feigenbaums mit Vorliebe nachstellen. In Alt-Geltow umwickelte man deshalb die oberen Wurzeln und den Stamm mit Flachs-Schäben, d. h. den bei der Flachsbereitung übrig bleibenden rauhen Massen, deren Geruch den Mäusen arg zuwider ist.

Nachträglich bemerke ich, daß ich den Herrn Gasthofsbesitzer August Funk gehörigen Feigenbaum — richtiger ein Feigengebüsch (ficetum) — zu Crampas im Juni 1907 stark durch den unnatürlich langen Frost im Frühjahr beschädigt fand. Der Feigenbaum stand dort 15 Jahre unbeschädigt. Mitte August 1907 gewahrte ich übrigens zu meiner Freude, daß der interessante Baum inzwischen durch kräftigen Wiederausschlag die Frostschäden fast ganz überwunden hat. E. Friedel.

N. N. Mummenstecher nannte man ehemals die Leute, deren Aufgabe es war, die Fahrtrinne eines Flusses durch lange Stangen, „Mummen", für die Schiffer und Flößer kenntlich zu machen. Dies war namentlich dann nötig, wenn der Wasserstand ein niedriger war. War an der Spitze der Mumme ein Reisigzweig oder ein anderes Merkmal befestigt, so gab sie gewöhnlich die Richtung der Fahrt an; in diesem Falle durfte man gerade darauf zufahren. Eine „bloße" Stange ohne Abzeichen nannte man dagegen einen „Bloßer", sie diente gewöhnlich zur Bezeichnung einer Untiefe, vor der gewarnt werden sollte. Das Mummenstechen war namentlich im Gebiet des Mittel- und Unterlaufes der Havel üblich. Der Mummenstecher forderte für seine Mühewaltung von den vorüberfahrenden Schiffern und Flößern einen kleinen Zoll ein, der meistens in barer Münze erlegt wurde, zuweilen aber auch in Naturalien bestand. Der Mummenstecher mußte natürlich mit seinem Kahn den ganzen Tag über auf dem Wasser liegen und darauf achten, daß ihm niemand entschlüpfte. Ein solcher Mummenstecher wohnte z. B. früher in Pichelsdorf bei Spandau; man nannte ihn den Mummen-Müller. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts (etwa 1860) ließ die Rentabilität seines Unternehmens nach, weil sich viele Schiffer weigerten, den Zoll zu erlegen, und der Mummen-Müller gab die Sache auf. Zwischen Spandau und Potsdam war hauptsächlich die Bezeichnung „Mumme" bekannt.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstr. 14.

Vorwort.

Die preußischen Soldatenkinderschulen verdanken ihre Begründung dem Einfluß des Pietismus und der Organisation des Heeres. Sie waren Bildungsstätten der Kinder der geworbenen Ausländer, denen man, um sie seßhaft zu machen und das Desertieren zu verhindern, die Gründung von Familien gestattete und durch Gewährung mancherlei Unterstützungen erleichterte.

Die Berliner Garnisonschule und die Berliner Regimentsschulen hatten den gleichen Zweck. Sie nahmen unter den Berliner Schulen im 18. Jahrhundert eine bedeutende Stelle ein und entwickelten sich in den letzten Jahrzehnten unter dem Geiste der Pädagogik Rochows zu hoher Blüte. Der unglückliche Krieg von 1806—07 und die veränderte Militärverfassung führte die Auflösung der Regimentsschulen herbei, und den sich entwickelnden höheren und niederen Schulen Berlins im 19. Jahrhundert erwies sich die Garnisonschule als nicht konkurrenzfähig; ihre Auflösung erfolgte am 1. April 1849.

Den Ausführungen liegt ein umfangreiches Aktenmaterial zugrunde. Es wurden benutzt die Akten

des Geheimen Archivs im Kriegsministerium,
des Archivs der Garnisonkirche und
des Archivs im Invalidenhause.

Der Verfasser spricht den hohen Behörden und insbesondere dem Herrn Militäroberpfarrer Goens seinen verbindlichsten Dank an dieser Stelle aus.

Berlin, den 15. Dezember 1908.

Der Verfasser.

Beiträge zum Berliner Schulwesen.

Von **Friedrich Wienecke.**

I. Die Berliner Garnisonschule.

Die Gründung der Berliner Garnisonschule erfolgte im Jahre 1692. Der Gouverneur von Berlin, der Feldmarschall Graf von Fleming, und der Garnisonprediger Nagel überwiesen fünfzig der ärmsten Soldatenkinder einem Lehrer, und zum Schullokal bestimmten sie eine Baracke vor dem Spandauer Tor. Schon im nächsten Jahre war eine Erweiterung der Schule notwendig. Am 5. August 1693 wurde ein zweiter Lehrer angestellt, der gleichfalls fünfzig Kinder zu unterrichten hatte; als Schulraum diente eine zweite Baracke vor dem genannten Tor. Der Unterricht umfaßte Religion, speziell Katechismus, Lesen, Schreiben und Rechnen; befähigte Knaben erhielten Unterricht im Latein. Besoldet wurden die beiden Lehrer monatlich mit 6 Talern aus dem Traugelderfonds, zu dem jeder Soldat, der sich verheiratete, einen bestimmten Beitrag zu entrichten hatte. Die hierüber vom Feldmarschall von Fleming gegebene Bestimmung lautet[1]):

„Nachdem auf die, von dem Herrn Garnison-Prediger Nagel beschehene Vorstellung bey Annehmung des zweyten Informatoris bey der Garnison-Schule, resolviret worden, daß die beyden Informatores bey itztgedachter Schule, hinkünftig aus denen Trau-Geldern, welche bey dem Auditeur Rathen, ad Pias causas aufgehoben werden, salariret werden sollen; Als hat derselbe sich hiernach zu achten, und gedachten Informatoribus einem jeden Monathlich 6 Thaler gegen Quitung auszuzahlen, und solche Ausgabe in Rechnung zu bringen. Wegen der Accidentien aber, soll weitere Verordnung ergehen.

Berlin, den 8. October 1694. Graf von Fleming."

Die in Aussicht gestellten Einnahmen aus den Akzidenzien verwirklichten sich nicht; dafür erkannte man ihnen das alleinige Recht zu, die Gevatterbriefe zu schreiben. 1699 vermachte ein Wohltäter der Kirche ein Legat, dessen Zinsen, 12 Taler, den beiden Lehrern zugute

[1]) J. F. Walther, Historische Nachricht von den Garnison-Kirch- und Schul-Anstalten etc. Berlin 1743. S. 10.

kommen sollten. Auf Befehl des Gouverneurs bestimmte der Oberst von Hacke:

„Nachdem denen beyden Collegen von der Garnison-Schule schon in Anno 1694 Hoffnung gemacht worden, daß ihnen nebst ihrem Salario einige Accidentia angewiesen werden solten, so hat das Gouvernement resolviret, daß sie hinkünfftig alleinige Freyheit haben sollen, zu allen Kindern, welche sowol von der Grenadier- als Füsilier-Garde, auch von abgedankten Soldaten, in der hiesigen Garnison-Kirche getauffet werden, die Gevatter-Briefe zu schreiben, als worinn ihnen von Niemanden wer der auch sey, Eintrag geschehen soll.

Berlin, den 12. Jan. 1700.

Auf Special-Befehl Sr. Excellenz des Hrn. Gouverneurs habe dies unterschrieben v. Hacke."

Die junge Anstalt blühte bald empor; die vorhandenen Räume reichten nicht aus; es mußten neue geschaffen werden. Mit königlicher Genehmigung wurde bei sämtlichen Regimentern der preußischen Armee eine Kollekte veranstaltet; in den Residenzstädten sammelten Stabsoffiziere und der Garnisonprediger Nagel Gelder zum Schulhausbau, und auch der König stiftete eine namhafte Summe. So konnten die ziemlich hohen Baukosten, 9000 Taler, gedeckt und ein Stall, der für die Festungsbaupferde bestimmt war, zu einem würdigen Schulhaus geschaffen werden. Im Herbst 1703 wurde nach einem Schulexamen im Beisein vieler Stabsofffiziere das Haus geweiht und seiner neuen Bestimmung übergeben. Es enthielt außer einer Lehrerwohnung drei Schulräume für fünf Klassen und war mit folgender Inschrift versehen[1]):

Garnison-Schule.
IN HONOREM DEI O. M.
FRIDERICUS I. REX BORUSS.
PATER EXERCITUUM LIB. MILIT.
IN. HIS. URBIB. PRAESID.
PIE AC SOLIC. EDUCAND.
HOC AEDIFIC. EQUIL.
SCHOLAM FECIT.
SECUL XVII. ANNO REGNI III.

Zur Ehre des großen Gottes hat
Friedrich, der Erste, König in Preußen,
Zu sorgfältiger und gottseliger Erziehung
der Soldaten-Kinder in hiesigen
Residentzien
Dieses Gebäu, aus einem Pferde-Stall
zu einer Schule zubereiten lassen.
Anno MDCCIII.
Und im 3ten Jahre seiner Königl. Regierung.

[1]) Johann Friedrich Walther. S. 23 u. 24.

1705 wurde das benachbarte (Diekmannsche) Haus unter Angabe einer Baracke gekauft und als Wohnhaus für den zweiten Lehrer eingerichtet. Auf dem geräumigen Hof erbaute man ein Lazarett und ein Garnisonwaisen- und -Armenhaus. Die Zahl der Lehrer wurde vermehrt. 1706 stellte man einen Rektor an, und mit ihm wirkten der Kantor, Organist und Küster der Garnisonkirche und außerdem zwei, bzw. drei außerordentliche Lehrer. Die Mädchen erhielten von einer Lehrerin Unterricht im Lesen und Nähen; die Waisenmädchen wurden von der Waisenmutter und die Waisenknaben in der Garnisonschule unterrichtet. Gleichzeitig erfuhr die Zahl der Lehrgegenstände eine Vermehrung. Man blieb nicht mehr bei dem Latein stehen, sondern nahm Griechisch und Hebräisch mit in den Lehrplan auf. Die Garnisonschule war keine Elementarschule mehr, sondern eine Lateinschule.

„Es wurde in der Latinitaet die Grammatica Langiana nebst beygefügten Colloquiis und anstatt der sonst gewöhnlichen Auctorum Classicorum des Erasmi Roterdami Miles Christianus wie auch die Libri Symbolici tractiret. Im Griechischen wurde nebst der kleinen Hallischen Grammatica das Neue Testament und im Hebräischen der Genesis und die Psalmen Davids exponiret, wobey Michaelis Hebräische Grammatica nebst Accentuation tractiret worden." Nach Johann Friedrich Walther. S. 44 u. 45.

Die Kosten der Unterhaltung wurden aus der Garnisonkirchen- und Armenkasse bestritten, deren Einkünfte sich aus folgenden Einnahmen zusammensetzten:

1. Aus den monatlichen Beiträgen der Berliner Regimenter:
   a) Grenadiergarde . . . . . 39 Tl. 14 Gr.
   b) Füsiliergarde . . . . . 70 „ — „
   c) Leibregiment . . . . . 42 „ 16 „
2. Aus dem Klingelbeutel . . . . . 20—30 Tl.
3. Aus der Büchse am Spandauer Tor . . . 20—30 „
4. Aus dem Armenbecken . . . . . 4— 5 „

Doch nur kurze Zeit dauerte die Blüte der Garnisonschule. Dem schnellen Aufstieg folgte ein jäher Rückschritt. Die ganze Einrichtung entsprach nicht dem nüchternen, praktischen Sinn Friedrich Wilhelms des Ersten. Er kassierte die Beiträge der Regimenter und hob die Torbüchse auf. Das Garnisonwaisen- und -Armenhaus wurden aufgelöst, die Waisen dem großen Friedrichs-Waisenhaus und die Armen der Stadt Berlin zur Unterhaltung überwiesen. Die Schule erfuhr eine Herabminderung der Lehrkräfte und Lehrziele; sie wurde eine Bürgerschule, und eine Trennung der Kinder nach Geschlechtern fand nicht mehr statt. Das Maß des zu vermittelnden Stoffes und die Art und Weise des Unterrichts wurde durch folgenden Lehrplan genau bestimmt[1]):

[1]) Johann Friedrich Walter. S. 153ff.

„1. Die gantz kleinen Kinder werden in den Buchstaben und Buchstabiren unterwiesen. Wobey denenselben wöchentlich ein Spruch aus der Bibel oder ein Vers aus einem Gesang, der sich aufs folgende Sonntags-Evangelium schicket, vorgesaget wird, und müssen sie solchen des Sonnabends auswendig wissen.

2. Die mittlern Kinder, so zum Zusammenlesen angeführet werden, müssen die Fünf Hauptstücke des Catechismi Lutheri mit der Auslegung auswendig lernen, auch über obigen noch einen Spruch aus dem Neuen Testament des Sonnabends auswendig wissen. Überdem müssen diese Kinder, welche das Neue Testament lesen, sich dabey noch im Buchstabiren üben, so, daß sie einen Vers lesen und einen Vers buchstabiren, damit, wenn sie künfftig zum Schreiben angeführt werden, sie in der Orthographie nicht so sehr verstossen, sondern desto besser fortkommen können.

3. Die grösseren Knaben und Mädchens lernen nebst solchen beyden Sprüchen auch die Sonn- und Fest-Tags Evangelien (weil es von den mehresten Eltern also verlanget wird) wie auch in jeder Woche aus dem mit Biblischen Sprüchen erklärten Franckfurtischen Catechismo, wobey sie zum Schreiben und Rechnen mit unterwiesen werden. Die Ordnung, nach welcher diese Lectiones gehandelt werden, ist folgende:

Des Morgens nach 8 Uhr wird der Anfang mit einem Morgen-Liede und Morgen-Gebet gemachet.

Hierauf wird ein Haupt-Stück des Catechismi herumgefraget, wonach ein Capitel aus dem Alten Testamente gelesen, dessen Inhalt nebst daraus gezogenen Lehren kürtzlich gezeiget, und danebst über einem Stück des Catechismi catechisiret wird.

Hiernechst wird denen größern Kindern ein Biblischer Spruch zu lernen aufgegeben, da indessen die kleinern lesen und buchstabiren.

Um 10 Uhr wird das Schreiben angefangen. Da denn einige nach Vorschrifften so wol die Buchstaben machen lernen, als auch andere dieselben schon zusammensetzen.

Denenjenigen aber, so etwas weiter gekommen, wird ein Stück aus einer kurtzgefassten Universal-Historie vom Volke Gottes und denen vier Haupt-Monarchien oder auch von der Ordnung und Inhalt der Biblischen Bücher Alten und Neuen Testaments dictiret.

Um 11 Uhr wird die Schule Vormittags mit Gebet und Gesang geschlossen.

Mittewochs und Sonnabends aber wird noch von 11 bis 12 Uhr mit denen grössesten Knaben Singestunde gehalten, in welcher ihnen einige unbekandte, doch schöne Melodien aus dem Hallischen Gesang-Buche nach musicalischen Noten beygebracht werden.

Nachmittags wird um halb 2 Uhr wiederum mit Gesang und Gebet angefangen.

Worauf das Neue Testament nebst dem Psalter nach der Ordnung durchgelesen, welches gemeiniglich Vier mahl im Jahr zu Ende

gebracht wird, wobey alle, welche zusammenlesen können, mit nachlesen müssen.

Wenn solches geschehen, so wird denen Grössern das, so ihnen Vormittags dictiret worden, corrigiret, wobey sie zur Orthographie angewiesen werden. Wonach die grösseren Kinder alle nach Vorschriften schreiben, währender Zeit die kleinen lesen und buchstabiren.

Von 3 bis 4 Uhr werden einige zum Rechnen und Zahlen schreiben angeführet, unterdessen die andern das ihnen aus dem Catechismo aufgegebene Stück auswendig lernen. Die Kleinesten aber zum zweyten mal buchstabiren und denenselben zum Beschluss der wöchentliche Spruch vorgesaget, hiernechst dann um 4 Uhr mit Gebet und Gesang geendigt wird."

Die Explosion des Pulverturms am 12. August 1720 hatte auch für die Garnisonschule verderbliche Folgen. Das Schulhaus wurde zerstört und unter seinen Trümmern 35 Kinder im Alter von 4—11 Jahren begraben. Der Garnisonküster wurde mit seinem Sohn getötet und der Rektor schwer verwundet. Der König kaufte das Haus des Obersten von Glasenapp und bestimmte es zum Schulhaus, das mit der einfachen Inschrift „Garnisonschule 1722" versehen wurde. Nach Fertigstellung der notwendigsten Reparaturen, denn auch das Haus hatte durch die Explosion gelitten, konnte in der ersten Adventwoche 1720 der Unterricht wieder begonnen werden. Doch waren die Raumverhältnisse völlig ungenügend. 200 Kinder mußten in einem Raume von drei Lehrern in drei Abteilungen gleichzeitig unterrichtet werden. Die Klage des Organisten Walther, der eine Beschreibung der Garnison-Kirche und Schulanstalt verfaßt hat, ist wohl zu verstehen:

„Allein, es wird auch ein jeder, der nur einigermassen in Schul-Sachen oder Erziehung der Jugend Einsicht hat, gar leicht begreifen, wie mühsam und schwer solche Arbeit bey gedachten Umständen sey.

Denn da man eine so grosse Anzahl Kinder beyderley Geschlechts in einer einzigen Stube beysammen haben muss, so ist daraus abzunehmen, was für Staub, Hitze und andere Beschwerlichkeiten mit der Information vergesellschafftet; zugeschweigen des unruhigen Verhaltens, derer meistentheils kleinen und unerzogenen Kinder, wodurch man öffters gestöret und abgehalten wird, ein mehrers auszurichten.

Hierzu kommt noch, dass gedachte Schul-Stube also liegt, dass alles Geräusch von der Strasse dahinein dringet, so dass man öffters darinn sein eigen Wort kaum höret. Überdem auch die im Sommer darauf fallende Hitze der Sonnen sowohl Lehrende als Lernende sehr abmattet.

Jedoch diesen Beschwerlichkeiten mögte künfftig unter Göttlichem Beystande können abgeholfen werden, immassen dazu Ein hiesiges Hochlöbliches Gouvernement auf die deshalb zu thuende gute Vorschläge hoffentlich allen möglichen Vorschub und Förderung leisten wird."

Die Hoffnung erfüllte sich nicht. Diese unglücklichen Schulzustände blieben 65 Jahre bestehen, ohne daß irgend eine Abänderung erfolgte. Nach dem Tode des Rektors 1728 wurde der Organist Walther und nach seinem Abgang 1747, er wurde Ratmann in Berlin, der Kantor Leiter der Garnisonschule. Die Schule besuchten nicht nur Soldaten-, sondern auch Bürgerkinder. Das Schulgeld betrug monatlich 2 gGr.; letztere entrichteten außerdem einen bestimmten Beitrag zur Heizung und den Lehrern das Einschreibegeld bei der Aufnahme, den Marktgroschen und das Neujahrsgeld. Die Lehrer erhielten das Recht des Freibrauens und empfingen Holz und im Fall der Krankheit unentgeltlich Arznei aus der Hofapotheke. Dem Kantor und Organisten erwuchsen gute Einnahmen durch das Schreiben der Geburtsbriefe, und der Küster durfte im Bereich der Garnisongemeinde die Hochzeitsbüchse senden, mußte aber einen Teil an die Armenbüchse abliefern.

Nur eine Nachricht ist aus dieser Zeit erhalten geblieben. Am Geburtstage des großen Königs, am 24. Januar 1758, veranstaltete der Leiter der Garnisonschule, der Kantor Pohle, einen Schulaktus, zu welchem schriftliche Einladungen ergingen. Er versprach, „daß nach gehaltenem Schulexamen, welches zween Schüler auf eine philosophische Art in Frage und Antwort vollführen werden, eine philosophische Schlußrede folgen sollte." Die Feier verlief in der angekündigten Weise. Die Kinder sagten patriotische Gedichte auf und hielten Wechselgespräche. Der rührige Kantor, der bald ein Opfer seines Berufes wurde, schloß die Feier mit einer philosophischen Rede. —

Zu neuem Leben erwachte die Berliner Garnisonschule im Jahre 1784. Der General von Möllendorff war 1782 Gouverneur von Berlin geworden. Ihm war der schlechte Zustand der Schule nicht entgangen. Er beschloß ihre zeitgemäße Umgestaltung und Verbesserung. Die ungenügenden Räumlichkeiten wurden durch Aus- und Aufbau verbessert und vergrößert. Zum Rektor der Schule berief Möllendorff den Kandidaten der Theologie Wippel und sandte ihn, wie auch den Inspektor der Schule, den Feldprediger Pappelbaum, nach Reckahn und zur Garnisonschule in Potsdam, die im Jahre 1781 durch den General von Rohdich und den Feldpropst Kletschke im Geiste der Rochowschen Pädagogik reorganisiert worden war. Aus der bisherigen einklassigen (dreistufigen) Schule wurde eine fünfklassige höhere Bürgerschule, und zwar wurden die Knaben in drei und die Mädchen in zwei aufsteigenden Klassen gesondert unterrichtet. Zu dem bisherigen Lehrpersonal traten der Rektor und ein Kollaborator hinzu. Am 12. Juni 1785 bestätigte das Gouvernement die Gesetze,[1]) welche zur Verbesserung der Berlinischen Garnisonschule von der angesetzten Garnisonschulkommission gemein-

[1]) Urkunde 1.

schaftlich entworfen waren. Nach ihren Bestimmungen war der Gouverneur von Berlin Patron der Schule. Die spezielle Aufsicht führte die von diesem eingesetzte Kirchen- und Schulkommission, die aus zwei Stabsoffizieren, dem Garnisonauditeur, dem Garnisonpfarrer und dem Feldprediger des Inf.-Reg. No. 23 bestehen sollte. Bestimmt war die Schule für die Kinder der Regimenter No. 1 und 23, für die Kinder der Garnisonartillerie und für die der nichtregimentierten Soldaten. Sie genossen freien Unterricht, zahlten aber ein geringes Einschreibegeld bei ihrer Aufnahme, das dem Rektor zukam, und den Lehrern den „Neujahrsgroschen" und das „Marktgeld". Auch Bürgerkinder konnten, sofern Raum vorhanden war, aufgenommen werden. Sie mußten außer diesen Gebühren Schulgeld, monatlich 10 Gr., entrichten. Die Bestimmungen über das Verhalten der Kinder innerhalb und außerhalb der Schule, über Belohnen und Strafen und über den Unterricht sind mustergiltig; sie sind bis zur Auflösung der Schule mit wenigen Abänderungen in Kraft geblieben.

Am 22. Juni 1785 fand die feierliche Einweihung der Garnisonschule durch den Feldprediger Pappelbaum statt, der in seiner Rede einen kurzen Überblick über die Geschichte der Garnisonschule gab und besonders die Verdienste der preußischen Könige um das Garnisonschulwesen würdigte. Der Rektor Wippel hielt eine von Begeisterung getragene Antrittsrede, in der er auf die Bedeutung der Bildung für den Soldaten und auf den Bildungswert der einzelnen Unterrichtsgegenstände hinwies. Er forderte seine Kollegen zur gemeinsamen Arbeit und zum einheitlichen Streben auf und gelobte für seine Person treuen Fleiß und gewissenhafte Pflichterfüllung. Die Verteilung der einzelnen Unterrichtsgegenstände und -Stunden geschah in folgender Weise:

II. Mädchenklasse: Katechismus 2 Std., Bibelspruch 1 Std., Buchstabieren, Syllebieren und Lesen 5 Std., Schreiben 1 Std., Rechnen 1 Std. = 10 Std.

I. Mädchenklasse: Christliche Lehre 2 Std., Lesen 3 Std., Schreiben 2 Std., Rechnen 1 Std., Rechtschreibung 1 Std., Naturgeschichte 1 Std. = 10 Std.

III. Knabenklasse: Buchstabenkenntnis, Syllabieren, Anfänge im Lesen und Zählen 8 Std., Hersagen vorher erklärter und von ihnen erlernter Bibelsprüche 2 Std. = 10 Std.

II. Knabenklasse: Katechismus 2 Std., Lesen 8 Std., Schreiben 2 Std., Rechnen 2 Std., Aufsagen der Sprüche 1 Std., Naturgeschichte 1 Std. = 16 Std.

I. Knabenklasse: Christentum 2 Std., eine Stunde bestimmt zur Verbesserung des Herzens und zur freundschaftlichen Unterhaltung darüber 1 Std., Lebensgeschichte guter Menschen 1 Std., Schreiben 2 Std., Rechtschreibung 1 Std., Briefstil 1 Std., Rechnen 3 Std., Naturgeschichte 1 Std., Erdbeschreibung 1 Std., vaterländische Geschichte 1 Std., eine Std., in der die Kinder mit den wichtigsten Begebenheiten der Jetzt-

zeit bekannt gemacht werden 1 Std., Schönschreiben 1 Std. = 16 Std. Die zweite und erste Knaben- und die erste Mädchenklasse erhielten wöchentlich 2 Std. Gesang, in dem auf gutes, melodisches Singen Gewicht gelegt wurde.

Auffällig ist die geringe Stundenzahl in den einzelnen Klassen. Dies geschah, um auf der Unterstufe Überbürdung zu vermeiden und auf der Oberstufe, insbesondere bei den Mädchen, um Zeit zum Miterwerb und zur Verrichtung von häuslichen Arbeiten zu lassen. Charakteristisch ist, daß Stunden „zur Verbesserung des Herzens und zur freundschaftlichen Unterhaltung darüber" und „zur Mitteilung von Lebensgeschichten guter Männer" in der ersten Knabenklasse angesetzt waren. Was der Rektor darunter verstand, sagt er in einem späteren Schulprogramm: „Lebensgeschichte guter Menschen!" „Dieser Unterricht bestand niemals blos in Schilderung von Charakteren, sondern in der Würdigung der Handlungen. Wir machen alles nach dem Maßstabe der Herzensgüte und Nutzbarkeit für die Welt und zeigen immer auf die Quellen der Handlungen zurück." In der Stunde, die für die „Herzensverbesserung" angesetzt war, wurden meist moralische Erzählungen geboten, „um an dem Zustand der Personen eigene Herzensverbesserung vorzunehmen." Was Wippel erstrebte, ist Charakterbildung, Menschenbildung und Patriotismus. Später führte er einen neuen Unterrichtsgegenstand „Handwerkslehre" ein, „um die Knaben geschickt zu machen, mit dem Handwerkszeug umzugehen."

Wippel war unermüdlich tätig, die Leistungen der Schule zu erhöhen. Er führte, um jeden Lehrer an seinen richtigen Platz zu stellen, eine Art Fachsystem ein und übertrug dem Kantor den Lese-, dem Organisten den Schreib- und dem Küster den Buchstabier-Unterricht; zur zweckmäßigen Gestaltung des Leseunterrichts gab er eine Fibel heraus, die in der Allgem. Deutschen Bibliothek, Bd. 81, 2. Stck., S. 689 günstig rezensiert wurde und 1787 unter dem Titel „Neue Fibel mit neuen Figuren. Mit Königlich Preußischem Privilegio, Berlin, 1787 2 Bg. u. 4 Seiten," eine neue Auflage erlebte und in verschiedenen Regimentsschulen gebraucht wurde. Durch öffentliche Prüfungen und durch Herausgabe jährlicher Schulprogramme, in denen er die „Hochverordnete Garnison-Kirchen- und Schul-Kommission und alle Freunde und Beförderer der Schule ehrerbietigst einladet", suchte er das Interesse und die Aufmerksamkeit des Publikums zu erregen und wachzuhalten. Sie sind durch die in ihr enthaltenenen Notizen und Nachrichten über die Garnisonschule aus früherer Zeit von historisch-pädagogischem Werte. In dem Programm von 1786 gibt er den Lehrplan der Schule und das Maß und die Verteilung der Unterrichtsstoffe; in dem des folgenden Jahres bietet er den Lesern in kurzen Zügen die Geschichte der Schule. Insbesondere zeugen die Einladungsschriften von dem Ernst und Eifer,

mit dem er seine Lehrtätigkeit ausübte. Auch seine wissenschaftliche Tüchtigkeit und pädagogische Gewandtheit waren hervorragend. Möllendorff bestimmte ihn im voraus zum Nachfolger Ramlers, zum Professor der schönen Künste am Kadettenhause zu Berlin. Seine Schüler und Schülerinnen hingen mit großer Liebe an ihm. Das Archiv der Garnisonkirche bewahrt noch heute zahlreiche Seidenbänder, in denen die Glückwünsche mit Goldbuchstaben eingewirkt sind, auf. Sie erfreuen noch heute das Auge des Beschauers. Leider läßt die Poesie oft viel zu wünschen übrig. So lautet der Glückwunsch der Mädchen zu seinem Geburtstage (3. September 1788):

„Was Du den Frommen hier gethan,
Den Kleinsten auch von diesen:
Das sieht er, Dein Erlöser, an;
Als hättest du's ihm erwiesen!"

„Dies fühlt und wünscht am Geburtstage des Herrn Wippel, Rektor der Garnisonschule, die Schar seiner dankbaren Schülerinnen."

Die Widmung der Knaben zu seinem folgenden Geburtstage (blaue Schärpe mit silbernen Fransen) lautet:

„Ein frohes „Vivat" lasset laut erschallen!
Er lebe lange zur Wonne noch,
Zur Freud' und Lust uns allen.
Er lebe dreimal hoch!"

Eine gleiche Schärpe trägt den Wunsch:
Am Geburtstage des Herrn Rektors Wippel,
den 3. September 1789:

„Leb' hundert Jahre ohne Plage;
Dann — sanft sei Dein Tod!
Wie nach dem schönsten Maientage
Das halb verblaßte Abendroth!"

Gerade diese Art und Weise, verdienten Lehrern Aufmerksamkeiten bei besonderen Gelegenheiten zu erweisen, ist recht charakteristisch für jene Zeit. Dieser „philanthropische Zug" hat sich übrigens bis in das neunzehnte Jahrhundert erhalten.

Seine pädagogische Tätigkeit wurde auch von Fachmännern anerkannt. In der Rezension der Haude - Spenerschen Zeitung vom 28. Juni 1787, No. 76 über seine Einladungsschrift heißt es:

„Schon bey der vorjährigen öffentlichen Prüfung hat der Herr Rektor von seiner Geschicklichkeit, deutlich gedachte Begriffe auch Kindern deutlich zu machen, die rühmlichsten Proben abgelegt. Von einem so geschickten und thätigen Manne läßt es sich voraussetzen, daß ihn der damalige verdiente Beyfall zu neuem Eifer in dem edelsten Geschäft aufgemuntert haben wird. Alle Kinderfreunde, welche morgen diese Prüfung mit ihrer Gegenwart beehren, können sich also gewiß eine der angenehmsten Stunden versprechen."

Was verheißen war, blieb nicht unerfüllt. Zwei Tage später, am 30. Juni 1787 berichtete dieselbe Zeitung in No. 78:

„Gestern war das zweyte öffentliche Examen der hiesigen Garnisonschule, wo die Kinder im Beysein vieler Stabsoffiziere, vieler Schulmänner, Geistliche und anderer Hörer in der Naturgeschichte, der christlichen Lehre, im Rechnen, im Schreiben und in der Geographie geprüft wurden. Auch vaterländische Geschichte und vaterländische Geographie wiederholte der würdige Herr Rektor Wippel mit den Kindern und ließ von einem Schüler die Karte von Pommern an die Tafel zeichnen, um darnach abzumessen, ob die Lage des Herzogthums sich dem Gedächtniß der Kinder eingeprägt habe. Nach dem Examen ward von den Schülern, welche Unterricht im Singen haben, eine geistliche Arie gesungen, so wie das Examen sich unter Pauken- und Trompetenklang mit dem Liede „Gelobet seist Du, Gott der Macht!“ anfing. Ganz zuletzt wurden die durch die Gnade Sr. Exzellenz des Herrn Gouverneurs von Möllendorff ausgesetzten Geschenke an Büchern verteilt, und jedermann verließ diese öffentliche Prüfung mit Beyfall gegen den verdienstvollen, fleißigen Herrn Rektor und voll Zufriedenheit über die passenden Antworten der Kinder, wodurch sie zeigten, daß nicht bloß ihr Gedächtniß, sondern auch noch mehr ihr Verstand beschäftigt worden sey.“

Trotz der eifrigsten Bemühungen gelang es Wippel nicht, die Schule zu der erhofften und erstrebten Höhe zu bringen. Die mit ihm wirkenden Lehrer, der Kantor Sitte und der Organist Schmalz, standen schon im vorgerückten Lebensalter und konnten und mochten sich mit den Neuerungen schwer befreunden. Es entstanden Streitigkeiten im Kollegium, zu denen der junge Rektor durch sein heftiges Wesen nicht selten Veranlassung gab. Am 19. Oktober 1785 wurden durch den Gouverneur die monatlichen Konferenzen eingeführt, die nicht allein zur Förderung des Unterrichts, sondern auch zur „Erhaltung und Befestigung der so nötigen kollegialischen Freundschaft“ dienen sollten. Auch mit den Inspektoren der Schule, dem Feldprediger Krause und dem Kadettenpfarrer Chemlin, stand Wippel auf keinem guten Fuß. Die Streitigkeiten spitzten sich bald so zu, daß er sich ihre Schulbesuche verbat und an das Gouvernement die Bitte richtete, ihn von ihrer Aufsicht zu befreien. Auch sie verklagten den Rektor und griffen seine Unterrichtsweise und die von ihm getroffenen Einrichtungen an. Der Gouverneur entschied am 24. Mai 1791: „Die innere Einrichtung der Schule sei dem Rektor überlassen worden, und die von diesem eingeführte Methode sei zweckmäßig und gut, wie die öffentlichen Prüfungen bewiesen hätten.“ Ein Haupthindernis für die gedeihliche Entwicklung der Schule war der unregelmäßige Schulbesuch, der nur zu oft durch die Armut der Eltern, die ihre Kinder zum Miterwerb zurückbehielten, veranlaßt wurde. In

einem Bericht des Rektors vom 15. Mai 1792 wurden diese Zustände in folgender Weise geschildert:

„An Schulpolizei fehlt es der Berliner Garnisonschule ganz. Die Kasernenschulen können ihre Kinder täglich und unausgesetzt zur rechten Zeit haben, da jeder Soldat durch den aufsichtsführenden Offizier gezwungen wird, sein Kind zur Schule zu schicken. Die Garnisonschule wird elend besucht, so z. B. ist die unten angegebene Zahl der Kinder oft nicht zur Hälfte da. Die Schüler der Garnisonschule kommen oft weit her. So war es z. B. der Fall, daß Knaben bei einfallend schlechter Witterung mehr durch ihre Eltern als durch sich selbst abgehalten werden. Mehr aber als dies geschieht es durch den Eigensinn und die Armut der Eltern. Die Kinder verlassen die Schule auf zwei Jahre und kommen im dritten wieder. Der Soldat verlangt, daß man mit seinem Kinde verfahre, wie er will. Sein Kind soll schreiben lernen, wenn es dazu lange noch nicht tauglich ist; ein anderer bittet, seine Tochter das Schreiben nicht zu lehren. Man kann solchen Eltern nicht willfahren, und sie nehmen ihre Kinder weg, bringen sie aber gewöhnlich, nachdem sie mit ihnen alle Schulen durchgekrochen sind, wieder, und die Garnisonschule fängt von vorne an. Manche denken, wenn sie ihre Kinder wie das Vieh haben aufwachsen lassen, so kann die Garnisonschule sie in zwei Monaten ganz umschaffen. Manche bringen ihre Kinder nur dann, wenn sie eben zum Prediger gehen sollen, und nicht lesen können. Während des jetzigen Rektors Amtsführung sandte das von Bornstädtische Regiment zwei Schüler, welche keinen Buchstaben kannten, keinen gesunden Begriff hatten und denen Gott und dessen Veranstaltungen zum Wohle der Menschen gänzlich unbekannt war, doch waren beide 20 und 18 Jahre und wollten in einigen Wochen lesen lernen; denn sie sollten in den katechetischen Unterricht gehen, und der Prediger wollte sie ohnedies nicht annehmen. Der Rektor gab ihnen aus Mitleid noch Privatunterricht; aber die beiden Brüder kamen alle Woche zweimal; denn sie mußten ihr Brot mit Karreschieben verdienen. Nach kurzer Zeit gingen sie ab, lernten natürlich nicht lesen, sagten aber beim Regiment, sie wären in der Garnisonschule unterrichtet. Daher so manche Beschuldigungen, welche die Garnisonschule nicht treffen, Das Ausbleiben und Zuspätkommen ist ohne Grenzen, und von Seiten des Rektors läßt sich nichts dagegen machen. Denn die Kinder deshalb, wenn auch nur durch Stehen an der Tür oder durch Heruntersetzen, zu strafen, wäre unbillig, da sie gewöhnlich ihrer Eltern Armut vorschützen, und die Faulheit der Eltern oft zu deutlich hervorsticht. Da eine Industrieschule bei der Garnisonschule nicht ist, und der Soldat nicht noch obendrein dafür bezahlt werden kann, daß er seinen Sohn zur Schule schickt, so kämpft die Schule mit mancherlei Mängeln, die aus Unordnung entstehen, und welche man der inneren Einrichtung der Schule zuschreibt, ohne so billig zu sein, nur einen Blick auf das Ganze zu werfen. Kinder gingen Mai 1792: 80 Knaben

und 69 Mädchen = 149 Kinder, darunter sind 43 (22 Knaben und 21 Mädchen) Bürgerkinder."

Zum Nachfolger Wippels wurde der Lehrer Wolfhard, der bis dahin die dreiklassige Schule des Regiments No. 46 von Pfuhl mit Umsicht und Geschick geleitet hatte, ernannt. Daß er vom besten Willen beseelt war, bezeugt seine praktische Tätigkeit, die seinem Grundsatz: „Nichts werde gelehrt, was für die Jugend zu hoch sei und was in der Folge schädlich werden dürfte, sondern nur das, was dem Menschen nützlich wird, wenn er auch nur Dienstbote oder gemeiner Soldat wird," entsprach. Leider war seine Gesundheit schon erschüttert und seine Kraft erschöpft, als er sein Amt antrat. Krankheit und Schwermut raubten ihm die Arbeitsfreudigkeit und beschleunigten seinen Tod.

Sein Nachfolger war der Rektor Schall, der von 1795–1802 die Garnisonschule leitete. Die Garnisonschulkommission verpflichtete ihn, ihr monatlich schriftlich einen Lehrbericht zu erstatten. Auch sein Verhältnis, obwohl er Theologe war, zu dem Prediger Krause war kein freundliches. Jedenfalls war auch seine Amtsführung nicht einwandfrei. Die Garnisonschulkommission forderte ihn am 10. November 1798 auf, seine Schulberichte nicht allgemein, sondern spezieller abzufassen und gab ihm am 5. Dezember d. J. eine Zurechtweisung über sein Verhalten dem Prediger Krause gegenüber. In der Sitzung der Garnisonschulkommission vom 15. Februar 1800 wurde von den Geistlichen Klage darüber geführt, daß die Lehrer die Stunden versäumten und die Kinder sich selbst überließen. Sie erließ ein Rundschreiben an die Lehrer, in welchem die Mißstände gerügt und mit einer Anzeige bei dem Gouverneur gedroht wurde.

Infolge der A. K. O. vom 31. August 1799 „An sämtliche Regimenter und Bataillons den Unterricht in den Garnisonschulen betreffend" wurde der Lehrplan der Garnisonschule einer Revision unterzogen und nach den in der Kabinettsorder gezeicheten Grundlinien umgearbeitet. Gleichzeitig erfolgte eine Änderung in der Organisation der Garnisonschule; statt der fünf wurden sechs, drei Knaben- und drei Mädchenklassen gebildet. Die Prüfungen wurden nicht mehr wie zu den Zeiten Wippels mit großem Gepränge abgehalten, sondern blieben nur auf die Sache beschränkt. In dem Prüfungsprogramm vom 28. September 1800 heißt es:

III. Knabenklasse: 1. Der Kantor läßt die zu versetzenden Schüler lesen. 2. Der Kollaborator läßt eben diese Kinder Zahlen aussprechen und schreiben. 3. Der Rektor geht die Begriffe Unglaube und Aberglaube mit den Kindern durch.

III. Mädchenklasse: 1. Der Kollaborator läßt die zu versetzenden Kinder syllabieren und lesen.

II. Knabenklasse: 1. Der Kantor läßt die Kinder aus dem Kinderfreund[1]) Stck. 52 lesen. 2. Der Kollaborator prüft dieselben in den Spezies der Rechenkunst. 3. Der Rektor katechisiert über das 10. Gebot.

II. Mädchenklasse: 1. Der Kantor läßt lesen. 2. Der Kollaborator prüft im Rechnen.

I. Knaben und I. Mädchenklasse: 1. Der Rektor prüft die Kinder in der Orthographie. 2. Ebenderselbe katechisiert über die Lehre von dem Gewissen.

Dem in der Kabinettsorder geäußerten Wunsch des Königs, daß mit den Garnison- und Regimentsschulen Industrieschulen organisch verbunden werden möchten, konnte die Garnisonschulkommission nicht nachkommen. Schon am 16. Februar 1797 hatte das Oberkriegskollegium eine dahingehende Anfrage an das Gouvernement gerichtet. Unter Hinweis auf die beschränkten Raumverhältnisse hatte die Garnisonschulkommission die Einrichtung einer gesonderten Industrieschule abgelehnt. Nach dem Erlaß obiger Kabinettsorder wurde der Plan vom neuen beraten und seine Bearbeitung dem Prediger Scheffer übertragen, der im Oktober 1799 den Entwurf einreichte. Nach ihm sollten, um Raum zu gewinnen, die Bürgerkinder aus der Schule gewiesen und die Soldatenkinder auf 2 Knahen- und 2 Mädchenklassen verteilt werden, und zwar sollten sie wechselnd am Vormittag und Nachmittag Unterricht empfangen. Der Plan wurde auch am 16. Oktober von der Kommission angenommen; jedoch konnte man sich über die Frage: Ob Industrieunterricht im eigentlichen Sinne einzuführen sei, oder ob man sich mit einem Handarbeitsunterricht begnügen wolle, nicht einigen. Auch die Tatsachen, daß bei Entlassung der Bürgerkinder ein Ausfall an Schulgeld entstehen würde, und daß an das Kirchenvermögen inbezug auf Anschaffung der Materialien keine Forderungen gestellt werden dürften, gab man dem Gouvernement zu bedenken. Eine Entscheidung erfolgte nicht, und die Schule blieb ohne Industrie- bezw. Handarbeitsunterricht. 1802 trat ein Wechsel im Rektorat ein. Der Rektor Karl Hahn übernahm die Leitung der Schule. Er war ein eifriger Pestalozzianer und scheint dem von ihm nach Pestalozzis Grundsätzen geleiteten Privaterziehungsinstitut[2]) mehr Interesse zugewandt haben als der ihm anvertrauten Garnisonschule. Ihm folgte 1804 im Amte der Rektor Heinecke. —

Über die Schicksale der Garnisonschule in den Unglücksjahren 1806/07 liegen keine Berichte vor. Die Garnisonkirchen- und Schulkommission löste sich 1806 auf; nur der Kadettenpfarrer und der Garnisonauditeur blieben zurück und beförderten wie es heißt, „das Beste in Kirche und Schule.“ Die Stadt Berlin bildete ein Kirchen- und Schulbureau, daß die Regimentsschulen mitverwaltete und den Lehrern

[1]) Gemeint ist der Kinderfreund des Domherrn Eberhard von Rochow auf Reckahn bei Brandenburg. 1. Teil Brandenburg 1776. 2. Teil Brandenburg 1779.

[2]) Es war dies das erste in Berlin und hat bis zum Jahre 1806 bestanden.

die Gehälter zahlte. Das Bureau löste sich 1809 auf und wies die Lehrer mit ihren Forderungen an die Militärbehörden. Auf Grund der Verordnungen vom 27. Oktober 1807 „Wegen Verwaltung der obersten Staatsbehörden“ und vom 26. Dezember 1808 „Wegen verbesserter Einrichtung der Provinzialbehörden,“ nach welchen den Provinzialregierungen die Patronatsrechte erhalten hatten, forderte der Oberpräsident der Kurmark, Sack, den Oberkonsistorialrat Nolte auf, die Berliner Garnisonschulverhältnisse zu regeln. Auf Noltes Veranlassung wurde unter Mitwirkung des Gouvernements eine Militär-Kirchen- und Schulkommission gebildet. Da aber diese über keine Mittel verfügte, so blieb ihre Tätigkeit nur auf die Führung der Aufsicht beschränkt. Der kommandierende General der brandenburgischen Truppen von Tauentzien wandte sich am 2. Januar 1810 in einem Immediatbericht an den König, bat um Regelung der Verhältnisse und fügte den Plan des Oberkonsistorialrats Nolte bei. Der König kam dem Wunsch nach und ernannte aus Mitgliedern des Allgemeinen Kriegs-Departements und der Sektion des Kultus und des öffentlichen Unterrichts eine Kommission zur Regelung, die am 24. Februar 1810 zusammentrat und im Sinne des Nolteschen Organisationsplans das Militärschulwesen regelte. Am 24. April fand die Schlußsitzung statt, und am 6. Mai reichte die Kommission einen Immediatbericht ein, dem durch A. K. O. vom 10. Mai wörtlich entsprochen wurde. Hinsichtlich der Berliner Garnisonschule wurde bestimmt:

4. „Um die Garnisonschule eine für die gesammte dortige Garnison wohlthätige Einrichtung in ihren oberen Klassen zu geben, genehmige Ich vorgeschlagenermaßen, daß die fähigen und erwachsenen Kinder aller dortigen Regimenter und Corps, sobald sie in den Civilschulen den nöthigen vorbereitenden Unterricht erhalten haben, in jene Lehranstalt verwiesen werden.“

Das Fortbestehen der Garnisonschule war gesichert. Nolte entwarf für sie einen Lehr- und Organisationsplan*), der am 27. Dezember 1810 von der Sektion des Kultus und des öffentlichen Unterrichts genehmigt wurde. Die Schule blieb für die Kinder des in Berlin stehenden Militärs eine Freischule. Die Kinder der aktiven Soldaten genossen inbezug auf Aufnahme den Vorzug vor den der inaktiven. Sie wurde eine dreiklassige höhere Bürgerschule und sollte als solche eine Fortbildungsanstalt für Soldatenkinder, die sich in den Zivilschulen durch Fleiß und Fortschritte ausgezeichnet hatten, sein. Geleitet wurde sie von einem Rektor; mit ihm wirkten der Kantor, Organist und Küster der Ganisonkirche und ein Kollaborator. Vierteljährlich fand unter Vorsitz des Rektors eine Konferenz der Lehrer statt, in der die Ange-

*) Urkunde 2.

legenheiten der Schule inbezug auf Unterricht beraten und die Zensuren der Kinder festgestellt wurden. Das Zensieren geschah öffentlich im Beisein der Lehrer, und auf Grund der Zensuren wurden die Prämien verteilt. Die 1785 gegebenen Schulgesetze blieben in Kraft, und dem vom Könige ausgesprochenen Prinzip, daß Soldaten- und Bürgerkinder gemeinsam unterrichtet werden sollten, wurde man dadurch gerecht, daß man letztere gegen ein monatliches Schulgeld von 16 Gr. aufnahm. Der Lehrplan erfuhr durch Aufnahme neuer Unterrichtsgegenstände (Formenlehre, Geometrie, Gesang, Latein und Französisch) eine Erweiterung; durch die beiden zuletztgenannten Disziplinen erhielt sie den Charakter einer höheren Bürgerschule. Die Mädchen nahmen nicht daran teil, sondern empfingen in den Stunden Unterricht in den weiblichen Handarbeiten. Betont wurde der Unterricht in der Muttersprache, und Gewicht legte man nicht auf die Menge, sondern auf die Tiefe des Wissens.

Der Lehrplan entsprach nicht den in der Kabinettsorder vom 11. Mai 1810 gezeichneten Grundlinien. Die Schule sollte nur in ihren oberen Klassen eine weitergehende Bildung vermitteln. Der Plan bestimmte hingegen, daß nur Kinder, die die Elemente im Lesen, Schreiben und Rechnen beherrschten, aufgenommen wurden. Diese Einrichtung erwies sich später, als sich die Zahl der Soldatenkinder verringerte, als unausführbar und hat mit dazu beigetragen, daß die Garnisonschule nicht den gehegten Erwartungen entsprach; denn, da Grundklasse fehlte, hielt es schwer, die nötigen Schüler zu erhalten. Die Lage der Schule bedingte für die meisten Schüler einen weiten Schulweg, und die Eltern verzichteten, um diesen ihren Kindern zu ersparen, lieber auf den freien Unterricht und bezahlten für sie das Schulgeld in den Parochialschulen. Nicht selten mußten die Militärbehörden eingreifen und zwangsweise den Besuch herbeiführen, um die erforderliche Schülerzahl zu schaffen. Die Lage der Schule an der verkehrsreichen Spandauerstraße hinderte den Schulbetrieb; an Markttagen mußte nicht selten des Geräusches wegen der Unterricht ruhen. Die engen Klassenräume führten mancherlei Übelstände herbei, schlechte Luft, Hitze, Staub etc., die für die Gesundheit der Schüler und Lehrer die verderblichsten Folgen hatte. Vier Lehrer starben in der Zeit ihres Weiterbestehens an Schwindsucht, und andere legten den Grund zum dauernden Siechtum. Solche Bedingungen konnten keine gedeihliche Entwicklung zeitigen.

Am 1. Janur 1812 wurden die Gehälter der Lehrer geregelt. Es erhielt

1. Der Rektor Grell 274 Tl. 8 Gr., freie Wohnung und $1^3/_4$ Haufen Holz.
2. Der Kantor Bauer 249 Tl., freie Wohnung und $1^3/_4$ Haufen Holz.
3. Der Organist Schmalz 212 Tl., freie Wohnung und $1^3/_4$ Haufen Holz.

4. Der Küster Janke 204 Tl. 8 Gr., freie Wohnung und 1¾ Haufen Holz.
5. Der Kollaborator Eichhorn 135 Tl. 8 Gr. und ½ Haufen Holz.
6. Der Hilfslehrer Hudloff 50 Tl. und ¼ Haufen Holz.
7. Die Lehrerin Zöllner 50 Tl. und ½ Haufen Holz.

Hinsichtlich der Aufsicht über die Berliner Garnisonschule entstand zwischen den städtischen Behörden und der Garnison-Kirchen- und Schulkommission ein Streit, der, obwohl er nicht entschieden wurde, doch zu ungunsten der letzteren ausfiel. Auf Grund der oben genannten Verordnungen vom 27. Oktober 1807 und 26. Dezember 1808 gingen die Patronate königlicher Stellen an die Provinzialregierungen über; auch die Bestimmungen des Militärkirchenreglements vom 28. Mai 1811 Abschnitt III, § 4 waren in diesem Sinne gefaßt worden. Am 13. Februar 1811 hatten der Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements, Oberst von Hake, und der Vorsitzende der Sektion des Kultus und öffentlichen Unterrichts, von Schuckmann, in einem Immediatbericht den König gebeten, die Pfarr- und Lehrerstellen an der Berliner Garnisonkirche und -Schule nicht von den Militärbehörden, sondern von den Regierungen besetzen zu lassen, „da diese Schule, wie alle Militärschulen, ihren Zweck nach nicht abgesondert sein sollte, sondern in ihr Militär- und Bürgerkinder gemeinsam unterrichtet würden." Durch A. K. O. vom 26. Februar hatte der König diesem Antrage entsprochen und bestimmt, daß das Patronat und die Aufsicht der kurmärkischen Regierung übertragen werde.

Am 1. September 1811 machte die kurmärkische Regierung die Verordnung der Sektion für den Kultus und öffentlichen Unterricht wegen Organisation der städtischen Schuldeputation zur Ausführung bekannt. Die Stadt kam dieser Aufforderung nach. Da aber in Berlin bei dem Mangel an öffentlichen Schulen nicht von einer Schulverwaltung, sondern nur von einer Schulaufsicht die Rede sein konnte, so wurde durch Reskript der Sektion für den Kultus und den öffentlichen Unterricht vom 27. April 1812 für Berlin ausnahmsweise die Errichtung einer Schulkommission als eines Ober-Inspektions-Kollegiums für sämtliche Berliner Schulen angeordnet. Am 13. Oktober 1812 richtete die städtische Schulkommission an die Garnison-Kirchen- und Schulkommission das Gesuch, die Lehrer anzuweisen, daß sie von jetzt ab der Berliner Schulkommission untergeordnet seien. Die Garnison-Kirchen- und Schulkommission lehnte das Gesuch ab und machte geltend, daß das Gouvernement die vorgesetzte Behörde sei. Der Vorsitzende, der Major von Anhalt, richtete an den König einen Immediatbericht, in welchem er die geschichtliche Entwicklung der Schule und der Kommission darlegte. Sie sei 1809 neu gebildet worden und habe unter Mitwirkung des Gouvernements das gesamte Militär-Elementarschulwesen der Stadt neu geordnet. Von dieser Einrichtung hätten Scharnhorst

und Humboldt dem Könige berichtet, und dieser habe am 11. Mai 1810 im Sinne des Berichts entschieden. Das Gouvernement würde, wenn es das Patronatrecht und die Aufsicht verlieren sollte, an Rechten und Einfluß verlieren. Der Major verlangte:

1. Dem Gouvernement verbleibt das Patronatsrecht.

2. Die Militär-, Kirchen- und Schulkommission vertritt das Gouverment.

3. Das Gouvernement und die Kommission bilden keine besondere geistliche und Schulbehörde, sondern behalten nur die Rechte eines Patronatsherren, achten auf die strengste Beobachtung der in geistlichen Schulsachen erlassenen Gesetze und regeln das Bau- und Kassenwesen in der bisherigen Ordnung.

4. Die Aufsicht des Gouvernements und der Garnison-Kirchen- und Schulkommission erstreckt sich nicht bloß auf die Garnisonschule, sondern auch auf alle Kinder der aktiven Militärpersonen, die in den Parochialschulen unterrichtet werden, weil die fähigen und erwachsenen unter ihnen von der Garnisonschule aufgenommen werden.

Der König beauftragte das Allgemeine Kriegs-Departement mit der Prüfung und Regelung der Angelegenheit. Da aber die erwähnte A.-K.-O. vom 26. Februar 1811 nicht zu finden war, so konnte ein endgültiger Beschluß nicht gefaßt werden. Das Kriegs-Departement teilte der Sektion des Kultus und des öffentlichen Unterrichts mit, daß erhebliche Gründe für die Ausübung des Patronatsrechts durch das Gouvernement sprächen; denn ein höheres Interesse als die Militärbehörden könnte die städtische Schulkommission nicht haben. Eine Entscheidung durch den König erfolgte nicht; das Gouvernement behielt das Patronats- und Aufsichtsrecht.

Die fernere Geschichte der Garnisonschule ist keine erfreuliche. Die obwaltenden Mißstände konnten den Militär- und Schulbehörden nicht verborgen bleiben, und es ist kein Wunder, wenn wiederholt ihre Auflösung bezw. ihre Reorganisation gefordert wurde. Im Jahre 1818 revidierte sie der Feldpropst Offelsmeyer. Das Urteil lautete geradezu vernichtend: „Es sei unbegreiflich, wie sie das Muster einer Schule genannt werden könne; sie sei vielmehr einen Greuel zu nennen.“ Zwar wurde sie von einer Kommission, die aus dem Major von Steinwehr, den Räten Rudolphie, Nolte und Snethlage gebildet war, „als bessere Lehranstalt, die unbedenklich eine der besten Mittelschulen genannt werden könne,“ bezeichnet; doch ein Erlaß der Minister des Krieges und der geistl. pp. Angelegenheiten nannte sie „eine Schule zweiter Stufe.“ Der Gouverneur von Berlin, Generalfeldmarschall Graf von Gneisenau, und der Kriegsminister von Boyen sprachen sich für ihre Auflösung aus; doch scheiterte diese an dem Willen des Königs, der sie aus Pietät gegen seine Vorfahren erhalten wissen wollte. Durch A. K.-O.

vom 9. November 1818 bewilligte der Monarch zur Verbesserung der Schule und Lehrergehälter 500 Tl. und am 28. Juni 1820 teilte der Kriegsminister dem Minister der geistl. etc. Angelegenheiten mit, daß von der Auflösung endgiltig Abstand genommen sei. In dem Vortragsprotokoll der Immediatskommission für zulässige Ersparnisse im Staatshaushalt vom Jahre 1823 gehörte auch ihr Etat zu den Posten, die erspart werden könnten. Aber die Auflösung unterblieb wiederum, und am 25. Februar genehmigte der König, daß das Garnisonschulgebäude mit einem dritten Stock versehen werde, und daß die Kosten dem Kirchenvermögen entnommen würden. Die neugeschaffenen Räume kamen der Schule wenig zunutze; sie dienten als Registratur und Wohnung. Am 22. Dezember 1825 wurde sie vom Provinzial-Schulrat Schulz einer Revision unterzogen, der ebenfalls auf die unhaltbaren Zustände hinwies und eine Erweiterung der Klassenräume und Vermehrung des Lehrpersonals forderte. Das Gouvernement lehnte dies unter Hinweis, daß die Schule kein eigenes Vermögen besitze, sondern aus kirchlichen Mitteln unterhalten würde, ab und erklärte sich gegen eine Reorganisation, bezw. Auflösung, da die Schule für den Mittelstand bestimmt sei und es in Berlin an Mittelschulen mangele. Der König forderte vom Kriegsminister Grafen von Hake eingehenden Bericht und befahl durch Kabinettsorder vom 12. Januar 1829 nachdrücklichst, „daß in allen bisherigen hiesigen Verhältnissen nichts geändert werden solle, und daß diese Bestimmung in die neue Militärkirchenordnung aufgenommen werde." In dieser (12. Februar 1832) heißt es im § 118:

> „Daß wegen Ausübung des Patronats der Garnisonkirche zu Berlin ganz in der bisherigen Art verfahren und darin nichts geändert werde ingleichen daß überhaupt die Bestimmungen der Militär-Kirchen-Ordnung bei der hiesigen Garnisonkirche nur insoweit zur Anwendung finden sollen, als sie mit den für dieselbe und die dortigen Schulanstalten bestehenden besonderen landesherrlichen Vorschriften vereinbar sind."

Am 22. September 1835 wurde die Garnisonschule durch den Geheimrat Kortüm aus dem Ministerium der geistl. pp. Angelegenheiten und dem Major Gueinzius aus dem Kriegsministerium unvermutet einer Revision unterzogen. Das Bild, das sie von ihr erhielten, war kein günstiges. Der Rektor war krank, der Kantor alt und schwach und die einzige Stütze der ganzen Schule der Kollaborator Breter, dessen Fleiß, Geschick und Erfolge auch anerkannt wurden. In dem Bericht der Kommission vom 21. Oktober 1835 heißt es:

> „Die Garnisonschule soll den zum unentgeltlichen Unterricht berechtigter Militärkinder dasselbe leisten, was gute Elementarschulen den Zivilkindern von ihrem Eintritt in das schulpflichtige Alter bis zur Konfirmation zu leisten haben. Dieser Bestimmung entspricht die

die hiesige Garnisonschule nicht, da sie der Anfangsklasse ganz entbehrt und einen Lektionsplan zu grunde legt, durch welchen das nächste Bedürfniß der zur Schule gehörenden Kinder nicht hinreichend berücksichtigt wird und zu dessen ordentlicher Durchführung bessere Lehrkräfte als die, über welche die Schule zu gebieten hat, erforderlich sind. Es wird in oberen Klassen sogar Latein und Französisch gelehrt, wobei, weil diesen Gegenständen nur je 2 Stunden wöchentlich gewidmet werden, schon nichts Rechtes gewonnen werden kann."

Die Kommissare schlugen den Ministern vor, eine dreiklassige Elementarschule mit 4 Abteilungen einzurichten, in der Knaben und Mädchen in den unteren vereint, in den oberen aber getrennt unterrichtet würden, den altersschwachen Kantor Bauer zu pensionieren, den Rektor anderweitig zu versorgen und das Lehrpersonal entsprechend zu ergänzen. Diesem Antrag trat die Garnison-Kirchen- und Schulkommission entgegen; sie hob hervor, daß die beiden Kommissare es nicht für artig befunden hätten, zuvor von ihr Auskunft einzuziehen; sie berief sich auf die durch die A. K. O. vom 12. Januar 1829 und durch die Militär-Kirchen-Ordnung vom 12. Februar 1832 § 118 verbürgte Sonderstellung der Garnisonschule und bat den Gouverneur, „dahin zu wirken, daß die Garnisonschule nicht zu einer Elementarschule herabgewürdigt werde."

Am 31. März 1836 reichten die Minister der geistl. pp. Angelegenheiten und des Krieges einen Immediatbericht dem Könige ein, in welchem sie unter Darlegung der geschichtlichen Entwicklung und der Organisation der Garnisonschule baten, „daß sie nach den Grundlinien der A. K. O. vom 11. Mai 1810 reorganisiert werde, und daß sie in der Beaufsichtigung der inneren Einrichtung und des Unterrichts, sowie in der Beurteilung der Qualifikation der zu wählenden Lehrer das hiesige Konsistorium und Provinzial-Schulkollegium nach den Bestimmungen der Militär-Kirchen-Ordnung vom 12. Februar 1832 §§ 89—92 konkurrieren." Dem Immediatbericht wurde durch A. K.-O. vom 25. April 1836 entsprochen; die Garnisonschule erhielt eine Grundklasse, blieb aber in ihrer sonstigen Einrichtung unverändert.

Dem Vorschlag des Generalkommandos des Gardekorps entweder soviel Garnisonschulen anzulegen, daß alle Soldatenkinder darin unterrichtet werden könnten, oder die bestehende Garnisonschule aufzulösen, wurde nicht entsprochen. Das Kriegsministerium „hielt die letztere Maßregel für vorzugsweise zweckmäßig (28. 5. 36.), hielt sich aber nicht für ermächtigt, Allerhöchsten Orts einen dahingehenden Antrag zu stellen, da sich die A. K. O. vom 25. April 1836 über die Regulierung der Garnisonschule entschieden auspreche, und es bei früheren Erörterungen bereits zur Sprache gekommen sei, daß die Auflösung dieser Schule der Allerhöchsten Intension nicht entsprechen dürfte." Darauf beantragte der kommandierende General des Gardekorps am 11. Juni 1836

bei dem Könige die Auflösung der Schule. Der Monarch lehnte diesen Antrag am 7. August 1836 mit dem Bemerken ab, „daß die Schule eine landesherrliche Stiftung sei und die Zivilschulen Berlins dem Bedürfnis noch keineswegs entsprächen.“ Die Bitte des Gouverneurs, vom 15. Februar 1837, die vom Kriegsministerium angeordnete Veränderung nicht eintreten zu lassen, wurde durch A. K. O. vom 25. April 1837 abschlägig beschieden.

Mit der Ernennung des Generals von Müffling zum Gouverneur von Berlin 1838 begann für die Garnisonschule eine neue Epoche. Während bisher das Gouvernement für das unveränderte Fortbestehen der Garnisonschule eingetreten war, so suchte es jetzt ihre Auflösung zu beschleunigen. In einem Bericht vom 16. Mai 1838 gab es dem Kriegsministerium unter Hinweis auf die herrschenden Übelstände zu erwägen, ob es nicht zweckmäßig sei, sie aufzulösen und die Kinder den Zivilschulen zu überweisen. Am 26. Juli 1838 stellte das Kriegsministerium bei dem Könige den Antrag: „1. Die Garnisonschule in eine Elementarschule umzuwandeln, das Lehrpersonal aber solange beizubehalten, bis es durch später eintretenden Abgang von Lehrern möglich sein würde, dieselbe auf das wirkliche Bedürfnis zurückzuführen und 2. Die Zivilkinder von dem Besuch auszuschließen und die Lehrer für die Einbuße an Schulgeld zu entschädigen.“ Der König genehmigte durch A. K. O. vom 6. August 1838 diesen Antrag und erhöhte den Zuschuß für die Schule von 546 Tl. auf 800 Tl. Mit dem 1. Januar 1839 wurde sie eine wirkliche Garnisonschule, aber auch zugleich eine Elementarschule, gleichzeitig wurde die Garnisonschulkommission von der Garnisonkirchenkommission inbezug auf Verwaltung und Kassenführung getrennt.

Nach dem Tode des Rektors Sprengel wurde der Kandidat Ostmann zum Rektor berufen. Das Kriegsministerium wollte dem Kantor Breter die Leitung der Schule übertragen; das Gouvernement „hielt bei den jetzt obwaltenden Verhältnissen die Wiederbesetzung der Rektorstelle durch einen Literatus wünschenswert, da dieser durch seine höhere wissenschaftliche Ausbildung einen größeren Einfluß auf die ganze Anstalt ausüben könne, als dies bei einem Lehrer der Fall sei, der nur die nötigen Schulkenntnisse besitze.“ Die Beschwerde des Kollaborators Pensel, „daß ihm ein junger Kandidat vorgezogen sei,“ blieb wirkungslos; der König bewilligte ihm eine Gratifikation von 50 Tl. Aber der erhoffte Aufschwung unterblieb. Am 1. Dezember 1840 reichte der Gouverneur dem Kriegsministerium ein Pro memoria ein, in welchem er einen geschichtlichen Rückblick über die Schule gab und ihre Auflösung mit der Begründung forderte:

1. Die Lokalität dieser Schule ist für den Unterricht so ungünstig, daß die Kinder in derselben nicht soviel wie in den günstiger gelegenen

Bürgerschulen lernen können. Die übermäßige Anstrengung hat öfters die traurigsten Folgen für die Lehrer.

2. Der größte Theil der Eltern schickt ihre Kinder nur ungern dorthin.

3. Die Garnisonschule ist in ihrer jetzigen Einrichtung eine gewöhnliche Elementarschule, die der Garnison nicht zum Vortheil gereicht.

4. Der Unterricht eines jeden Kindes in derselben kostet ungefähr dreimal soviel, als für andere Militärkinder Schulgeld gezahlt wird.

5. Aus den Summen, welche das Kriegsministerium und die General-Kriegskasse ersparen im Betrage von ungefähr 1000 Thl., würde den älteren und fähigeren Kindern ein erhöhtes Schulgeld gezahlt werden können, um sie in die für sie passenden Schulen unterzubringen, was der ganzen Garnison zum großen Nutzen gereichen würde.

Der Kriegsminister hielt am 24. April 1841 dem Könige einen Immediatvortrag; aber der Wunsch, die Schule aufzulösen, ging nicht in Erfüllung. Friedrich Wilhelm IV. teilte die Anschauung seines Vaters, die Schule als landesherrliche Stiftung zu erhalten und verlangte Auskunft darüber, ob nicht etwa und mit welchen ungefähren Mitteln die Verbesserung zu bewerkstelligen sei. Der Landesbaumeister Drewitz erklärte, daß ein Um- und Ausbau nutzlos wäre und daß ein Neubau stattfinden müsse. Dieser sollte auf dem alten Garnisonbauhof, der aber schon 1766 und 69 an die Ministerial-Baukommission abgetreten war, aufgeführt werden. Das Finanzministerium aber lehnte die Rückgabe ab. Der Landbaumeister entwarf zwei Pläne, die der Kriegsminister in einem Immediatbericht vom 9. November 1842 unterbreitete. Es sollte entweder die Garnisonschule in ihrer jetzigen Gestalt bestehen bleiben und für sie ein Haus für 13 000 Tl. erbaut, oder zu einer Schule für sämtliche Militärkinder Berlins erweitert werden. Die Ausführung dieses Projekts hätte einen Aufwand von 18—19 000 Tl. erfordert. Der König lehnte beide Pläne am 24. November wegen der hohen Kosten ab und überließ dem Kriegsminister die Regelung der Verhältnisse. Es erfolgte nichts und Zustände blieben, wie sie waren. Am 22. April 1844 erneuerte Müffling sein Gesuch, und dies hatte zur Folge, daß der König durch A. K. O. vom 2. Mai 1844 bestimmte, „daß die Schule nach und nach, so wie die anderweitige Unterbringung der Lehrer erfolgen kann, aufgelöst werden solle." Dieser Zeitpunkt trat fünf Jahre später ein. Am 1. April 1849 erfolgte die Auflösung der Garnisonschule durch folgende A. K. O.

„Auf Ihren gemeinschaftlichen Bericht vom 23. März 1849 will Ich gleichzeitig aber die nunmehrige vollständige Auflösung der Garnisonschule in Berlin und die Entlassung des bei derselben noch verbleibenden einzigen Lehrers, des Kantors Breter, sowie die Fort-

gewährung des vollen Gehalts mit Beibehalt seiner bisherigen Funktion an der Garnisonkirche zu Berlin genehmigen."

Charlottenburg, den 29. März 1849. Friedrich Wilhelm.

An die Minister von Ladenberg und von Strotha.

Der Rektor Ostmann wurde in gleicher Eigenschaft an die Garnisonschule zu Potsdam versetzt, der Kollaborator Pensel war 1848 gestorben, der Kollaborator Leshaft hatte am 1. Mai 1846 eine Stelle am Joachimthalschen Gymnasium erhalten, die Handarbeitslehrerin, Frau Rektor Sprengel, wurde pensioniert. Die Garnisonkirchenkasse zahlte 560 Tl. Schulgeld für 140 Soldatenkinder; die Schulutensilien wurden verkauft und die Lehr- und Lernmittel, soweit sie noch brauchbar waren, anderen Garnisonschulen überwiesen. Das Verteilungs- und Auflösungsprotokoll vom 28. Juli 1850 beschließt die 157 jährige Geschichte der ältesten Garnisonschule Preußens.

Verzeichnis der Lehrpersonen an der Garnisonschule:

Leiter: Johann Zimmermann 1692—99 und Rüdger Lindemann 1699—1706.

Rektoren: Johann Justus Tichelmann 1706—1728. (Nach ihm, von 1728—1784 leiteten zunächst der Organist und dann die Kantoren die Schule). Wilhelm Jakob Wippel 1784—92, Wolfhard 1792—95, Schall 1795—1802, Hahn 1802—04, Heinecke 1804—10, Grell 1811—14, Bernhardi 1814—1818, Weßling 1818—24, Sprengel 1824—39, Ostmann 1839—49.

Kantoren: Andreas Walther 1693—1702, Johann Richter 1702—08, Adam Köpke 1708, Johann Georg Gading 1708—15, Johann Woltersdorf 1717—27, Licht 1728—1747, Johann Daniel Pohle 1747—1758, Johann Andreas Sitte 1758—1805, Bauer 1805—36, Breter 1836—49.

Organisten: Johann Baudringer 1706—08, Johann Christian Koch 1708—12, Martin Weiß 1712—16, Johann Friedrich Walther 1716—47, Christian Leopold Schmalz 1747—71, Johann Daniel Schmalz 1771—1816, Spandow 1816—24. In diesem Jahre tritt der Organist aus dem Lehrkörper.

Küster: Johann Lehmann 1674—1719, Johann Schütze (Adjunkt) 1715—16, Johann Christian Carl (Adjunkt) 1716—19, von 1719—20 Küster, David Wilhelm Steinert 1722—40, Christian Schmidt 1740—62, Wilhelmi 1762—77, er stirbt 1785, Christian Zademack 1777—80, Jakob 1780—? Janke?—1832. Der Nachfolger Burghard erteilt vorübergehend Schreibunterricht.

Kollaboratoren: Bauer 1788—1805, dann Kantor, Rostock 1796, Krüger 1799, Krause 1803, Eichhorn 1805, Schulz 1815, Schäfer, Bade, Breter (1836 Kantor) Pensel 1836—48.

Hilfslehrer: Hudloff 1810—28, Krumrey, Leshaft.

Handarbeitslehrerinnen: Zöllner 1810—36, Sprengel 1836—49.

II. Die Berliner Regimentsschulen.

Die Berliner Regimentsschulen verdanken ihre Begründung dem Könige Friedrich Wilhelm dem Ersten. Durch „Circulair-Ordre an alle Regimenter Infanterie, Cavallerie und Dragoner, wegen der zu bestellenden Feld-Prediger, was dabey und bey ihrer Examination, Vocation, auch sonst observiret werden soll. de Dato Berlin vom 22. Januar 1720[1])“ befahl er:

„Die solchergestalt bestellten Feld-Prediger sind wohl zu ermahnen, fleißig die Catechismus-Predigten zu halten und zu catechisiren, damit die Unwissenden, und vornehmlich die Jugend, gehörig unterrichtet werde.“

Wenn auch diese Order keinen direkten Befehl zur Gründung von gesonderten Soldatenkinderschulen enthält, sondern nur die religiöse Unterweisung der Soldaten und Soldatenkinder fordert, so ist sie doch als Gründungsurkunde der Regimentsschulen anzusehen; denn von nun an richteten die Infanterieregimenter und die Kavallerieregimenter, die geschlossen in einer Garnison standen, Schulen für die Soldatenkinder ein.

Auch die Berliner Regimentsschulen sind infolge obiger Kabinettsorder gegründet worden. Die Garnisonschule konnte bei weitem nicht die schulpflichtigen Soldatenkinder aufnehmen. Die seit zwei Jahrzehnten bestehenden Parochialschulen waren in erster Linie für die Kinder der Parochie bestimmt und suchten soviel als möglich die Soldatenkinder fernzuhalten. Denn der Gegensatz, der zwischen den Bürgern und den Soldaten bestand, übertrug sich nur zu oft auf die Kinder und führte unliebsame Verhältnisse herbei. Da die Soldaten den Bürgern gegenüber Vorrechte genossen, so hatten die Prediger und Lehrer allen Grund, mit ersteren nicht in Streit zu geraten. In den Parochialschulen wurde von den Kindern, deren Eltern nicht zur Parochie gehörten, erhöhtes Schulgeld erhoben. Wie sollten die Soldaten von ihrem kärglichen Sold, der monatlich 2 Tl. betrug, Schulgeld und die Ausgaben für Lernmittel erschwingen? Die Soldatenkinder waren somit auf die Armen- und Winkelschulen angewiesen; von den letzteren gab es in Berlin eine stattliche Zahl. In ihnen wurde ein geringeres Schulgeld erhoben und auch die Kontrolle des Schulbesuchs weniger streng gehandhabt. Den Eltern, die ihre Kinder zum Miterwerb benutzten, war dies willkommen; sie hielten sie vom Schulbesuch fern und konnten sich leichter bei Nachfrage von seiten des Regiments oder des Feldpredigers entschuldigen.

Wohl waren die Winkelschulen von den Behörden verboten; aber man nahm es mit dem Verbot nicht genau. Den einen Winkelschulhalter

[1]) Milius, Const. March. III. Tl. 1. Abt. 404.

schützte seine persönliche Beziehung zu irgend einer hochgestellten Persönlichkeit, den andern seine hilfsbedürftige Lage, den dritten der Umstand, daß schon sein Vater die Schule gehalten hatte usw. Machtlos waren die Behörden, wenn der Winkelschulhalter dem Soldatenstande angehörte. Der Kompagniechef beurlaubte den Soldaten als „Freiwächter“ und der Feldprediger ließ sich gern bereit finden, in dem „Examen“ nicht zu hohe Anforderungen zu stellen.

Es war ein Segen für die armen Soldatenkinder, daß der König hier helfend eintrat und die Regimenter eigene Schulen schufen, in denen sie nicht nur frei unterrichtet und auch zum Teil mit freien Lernmitteln ausgestattet wurden, sondern in denen militärische Zucht, Sitte und Gehorsam herrschten. Die Organisation der Regimentsschulen war einfach. Der Regimentschef, bezw. Kommandeur war ihr Patron, der Feldprediger, der auch den Religionsunterricht zu erteilen hatte, ihr Inpektor und der Regimentsküster der Lehrer. Unterrichtsgegenstände waren Katechismus, Lesen, Schreiben und Rechnen. Ferien gab es nicht; nur die Tage der Revue waren schulfrei. Als Unterrichtslokal diente die Wohnung des Küsters, der für Miete und Heizung eine Entschädigung erhielt. Unterhalten wurde die Schule aus dem sogenannten Traugelderfonds des Regiments, zu dem jeder Soldat, der sich verheiratete, einen bestimmten Betrag 3—5 Tl. zu entrichten hatte. Der Küster erhielt 4—5 Tl. monatlich und durfte von den Soldatenkindern, deren Eltern guten Verdienst hatten, ein geringes Schulgeld fordern. Ungünstig auf die Entwicklung der Schulen wirkte die Tatsache, daß den Küstern, um ihre Einkünfte zu erhöhen, gestattet wurde, Bürgerkinder gegen Schulgeld aufzunehmen. Die Soldatenkinder wurden im Unterricht weniger beachtet und ihre Versäumnisse stillschweigend gut geheißen.

Nach dem Wortlaut der Order sollten auch die Soldaten durch die Feldprediger religiöse Unterweisungen erhalten. Dieser Befehl wurde von den Berliner Regimentern strikte befolgt; die Feldprediger hielten mit ihnen nicht nur die Erbauungsstunden ab, sondern unterwiesen sie noch im Lesen und Schreiben. Der König ließ im Friedrichs Waisenhause Soldaten unterrichten[1]), um sie zur Übernahme von sogenannten „kleinen Bedienungen“, d. s. Ämter bei der Akzise, geschickt zu machen.

[1]) Der Feldprediger Johann Christian Michaelis vom Reg. No. 25 bemerkt 1729 in seinen Aufzeichnungen, daß er die grobe Unwissenheit, in der die ihm Anvertrauten befangen waren, als die Quelle aller ihrer Unordnungen und als traurige Ursache der Fruchtlosigkeit seines Predigens und seiner übrigen Amtsverrichtungen bei ihnen erkannt habe. Da die meisten Soldaten nicht lesen konnten, so sei auf sein Betreiben beim Regiment eine besondere Schule errichtet worden, um denen, die es noch nicht verstanden, das Lesen und Schreiben beizubringen, wobei sie auch wöchentlich einige Stunden von ihm im Katechismus unterrichtet worden seien. Vergl. Erich Schild, der preußische Feldprediger. Eisleben 1888. S. 8 ff.

Infolge der beiden schlesischen Kriege gingen die Berliner Regimentsschulen ein. Der Feldprediger und Küster zogen mit ins Feld, und die Kinder mußten, so gut es ging, den Parochial- und Armenschulen überwiesen werden. Die Regimentschefs trafen mit den Schulhaltern ein Abkommen und zahlten für den Unterricht ein monatliches Pauschquantum. So besuchten die Soldatenkinder des Regiments 25 von Kalkstein die Schulen der Jerusalemskirche, die des Regiments 19 Markgraf Albrecht Friedrich die der Dreifaltigkeitskirche (Heckersche Schulen), die des Regiments 13 Graf von Truchseß die der Georgenkirche usw. Nach dem Frieden wurden auch die Schulen wiederhergestellt; nur das Regiment 19 ließ seine Kinder in den Heckerschen Schulen weiter unterrichten und zahlte dafür monatlich 4 Tl.

Spezielle Berichte über die Regimentsschulverhältnisse in Berlin liegen für die folgende Zeit nicht vor. Wichtig für sie war die Kabinettsorder vom 5. Dezember 1747, die den Feldpredigern befahl, ihrem jährlichen Bericht an den Feldpropst Nachrichten über die Schule beizufügen, und das Militär-Konsistorial-Reglement vom 15. Juli 1750,[1]) das von ihnen forderte, die Regimentsschule wenigstens wöchentlich einmal zu besuchen, um zu sehen, wie die Kinder unterrichtet werden, sodann jährlich über ihren Stand zu berichten und bei ihrem Abgange dem Nachfolger Nachricht von der Schule zu geben.

Traurige Schulverhältnisse zeitigte der siebenjährige Krieg. Die Regimentsschulen gingen wieder ein, und die Kinder mußten wieder den Parochial-, bezw. Armenschulen überwiesen werden. Aber es fanden sich Wohltäter, die nach ihrem Stande und Vermögen die Not linderten. Der Feldmarschall von Kalkstein bezahlte aus eignen Mitteln das Schulgeld für die Kinder seines Regiments in den Parochialschulen der Jerusalemkirche, das Gleiche tat der Gouverneur, der Feldmarschall von Lehwald, und auch aus Beamten und Bürgerkreisen kamen Mittel zur Unterstützung.[2]) Der Oberkonsistorialrat Hecker nahm 200 Soldatenkinder unentgeltlich auf, und andere Geistliche folgten, den Raumver-

---

Der Ordensrat König berichtet hierüber:

Es ward bei den Regimentern sehr darauf gesehen, daß die Kantonisten, welche noch roh und verwildert waren, im Christenthum, Lesen und Schreiben unterwiesen werden mußten, und ließ der Monarch zu diesem Zwecke viele solcher Menschen nach Berlin schicken, wo sie dergleichen Unterricht in den hiesigen öffentlichen Schulanstalten, besonders im Großen Friedrich-Hospital mit den Waisenknaben gemeinschaftlich empfingen. Freilich war es ein komischer Anblick, erwachsene, bärtige Kerle unter den jungen Knaben sitzen zu sehen, um zu lernen; allein die gute Absicht milderte das Lächerliche des ersten Eindrucks."

Vergl. König, Versuch einer historischen Schilderung der Residenzstadt Berlin etc. Berlin 1786. Bd. 4[2]. S. 136.

[1]) Corp. const. March, cont 4, S. 237.

[2]) Siehe Urkunde 3.

hältnissen ihrer Schulen entsprechend, seinem Beispiele nach. Aber verhängnisvoller als die Schulnot wurde die soziale Not, die in den meisten Soldatenfamilien herrschte. Die Garnisonarmenkasse, aus der man Witwen und Waisen einst unterstützte, hatte Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1715 aufgehoben und die Bedürftigen der Stadt zur Versorgung überwiesen. Besonders groß war das Elend im Herbst und Winter 1757. Der König ließ durch den Stadtkommandanten Grafen von Haacke 100 000 Tl. unter die Soldatenfamilien verteilen und Brot aus den Magazinen verabreichen. Gewiß wurde manche Not dadurch und auch durch private Wohltätigkeit gelindert; aber sie steigerte sich in den letzten Kriegsjahren. Der Hunger drängte zur Bettelei, verführte zum Diebstahl, und da die Autorität der Offiziere fehlte, so rissen Zuchtlosigkeit und Verwilderung ein.

Der Friede führte bessere Zustände herbei. Der große König wandte seine Aufmerksamkeit der Jugendbildung zu. Während der Winterquartiere in Sachsen hatte er Dorf- und Stadtschulen[1]) besichtigt und bemerkt, daß die Jugendbildung hier weiter vorgeschritten sei als in seinen Staaten. Inbesondere interessierten ihn die Industrie- oder Erwerbschulen, in denen die Kinder abwechselnd unterrichtet und mit Handarbeit beschäftigt wurden. Am 12. August 1763 erließ der Monarch

[1]) Der Konsistorialrat D. Küster in Magdeburg, der als Stabsfeldprediger den ganzen Krieg im Gefolge des Großen Königs mitmachte, berichtet darüber in der Vorrede zu seinem Soldatenkatechismus 1. Tl., Stendal 1797:

„Das Adlerauge Friedrichs des Großen half vielen Bedürfnissen der Soldatenschulen ab. Ich bin selbst vergnügter Zeuge gewesen, wie er auch deshalb gern im siebenjährigen Kriege sein Quartier bei protestantischen und katholischen Predigern und Schulmeistern nahm, um von ihnen zu hören, wie sie die Jugend und Erwachsnen in der Religion unterrichteten. Fand er einen vernünftigen Menschen, so bemerkte er schriftlich das Vorteilhafte der Schuleinrichtung. Bald nach geschlossenem Frieden war es seine erste Staatsarbeit, seine gesammelten Schulbemerkungen in Ordnung zu bringen. Er befahl seinem vortrefflichen Minister von Dankelmann, ein allgemeines verbessertes Schulreglement nach den von ihm gegebenen Ideen zu entwerfen. Es ward dieses von dem würdigen Konsistorialrat Hecker mit Beihilfe des nachmaligen Abtes Hähn entworfen. Und ob der König zwar mit den Lehrbüchern nicht ganz zufrieden war, so wollte er doch nach seiner in diesem Fache bekannten großen Behutsamkeit nichts verwerfen und befriedigte sich damit, daß er den Anfang zur Verbesserung gemacht habe. Weil ihn die sächsischen Schulmeister hervorstechend gefallen hatten, so ließ er einige solche Musterlehrer berufen. Allgemein aber empfahl er, daß man die Kinder nicht mit der sogenannten Schultheologie belästige, sondern nur das recht deutlich lehren solle, was der größte Menschenlehrer, Christus, als wahr und wichtig vorgestellt habe. Denn die Bürger- und Soldatenkinder sollten nicht gelehrte, sondern vernünftige Christen werden, welche dem höchsten Wesen und ihrem Landesherrn gehorchen, einen guten Wandel führen, welcher Gott und Menschen wohlgefiele. Dazu aber war nur ein einfacher und auf den Charakter der Menschen wirksamer Unterricht erfordert. Hierin hatte der weise Monarch recht. Er war deshalb weder mit den „alt- noch neusüchtigen Theologen“ zufrieden. Er sagte oft: „Sie simplifizieren die Religion nicht!“

das Generallandschulreglement, das den Dorf- und niederen Stadtschulen eine feste Gestalt gab, und in Berlin richtete er nach sächsischem Muster Erwerbschulen ein, die von Soldaten- und Bürgerkindern besucht wurden. Den Feldpropst Balk beauftragte er, den Feldpredigern Anweisung über die Verwaltung der Regimentsschulen zu geben, und die Regimentschefs bezw. Kommandeure erhielten Befehl, ihre Feldprediger anzuhalten, „Kopf und Füße zu gebrauchen, die Hände ihrer Soldatenkinder in nützliche Tätigkeit zu setzen." Nach einer Kabinettsorder vom 4 Mai 1764 an die Generalinspekteure hatten diese darauf zu sehen, daß Soldaten, Weiber und Kinder zum Spinnen angehalten würden.

Die Berliner Regimentsschulen erwachten wieder zu neuem Leben und erfuhren eine Vermehrung. Bis dahin hatten die Soldaten in Bürgerquartieren gelegen; nur einzelne Regimenter besaßen auf den ehemaligen Festungswerken sogenannte Baracken. Jetzt wurden für sie Kasernen gebaut — z. B. für die Regimenter 1, 13, 19 und 25 im Jahre 1767 — und dorthin verlegte man den größten Teil der Mannschaften. Um den Kindern den weiten Schulweg zu ersparen, und um ihren Schulbesuch besser kontrollieren zu können, richteten die meisten Regimenter Kasernenschulen ein, die von einem besonders angestellten Lehrer geleitet wurden. Daneben blieb, weil der Küster in der Nähe der dem Regiment zugewiesenen Kirche wohnen bleiben mußte, die alte Regimentsschule weiter bestehen; man nannte sie, weil sie für die im Revier wohnhaften Soldatenkinder bestimmt war, Revierschule. Als dann in der folgenden Zeit die Kasernen erweitert und Quartierveränderungen vorgenommen wurden, vereinte man beide Schulen zu einer zwei- oder mehrklassigen Regimentsschule.

Über die inneren Verhältnisse einer Küsterschule gibt der noch in Abschrift erhaltene Plan des Raminschen [1]) (25.) Regiments Aufschluß. Es heißt:

„Die Schule des Hochlöblichen von Raminschen Regiments ist dazu errichtet worden, daß die Soldatenkinder besagten Regiments im Abc, Buchstabiren, Lesen, Schreiben, Rechnen und Christenthum unterrichtet werden. Der Küster, der dazu angesetzt worden, ist verpflichtet, diese Kinder unentgeltlich zu unterrichten. Und damit alles in der Schule ordentlich vorgehe, auch der Küster ordentlich Schule halte, so ist dem Feldprediger des Regiments die Aufsicht darüber gegeben worden, der sie zu gewissen Zeiten visitiren muß. Dem Küster sind auch zu dem

[1]) Der Plan ist ohne Datum und jedenfalls in der Zeit von 1760—67 verfaßt worden. Der Kasernenschule wird nicht gedacht. Der General von Ramin erhielt 1760 das 25. Regiment, wurde 1767 zum Gouverneur der Stadt ernannt und starb in dieser Stellung 1782.

Ende vom Regimente alle Monath 4 Thl. Gehalt bewilligt, wozu er noch aus der Schulkasse 1 Thl. 12 gGr. an Schulgeld und Miethe bekommt. Diese Kasse hatt ihre Einnahmen von den Geldern, welche Feldwebel, Unteroffiziere und Gemeine für ihre Taufscheine bezahlen müssen. Ein jeder von diesen muß, und zwar nur die dienstthuenden mit Ausnahme der beurlaubten, drei Thaler zur Kasse bezahlen. Ist aber einer von denen dienstthuenden, der schon einmal, weil er eine Frau verloren, der die Gelder zur Kasse bezahlt hat, oder auch wohl, wenn er noch nicht verheiratet gewesen, aus besonderer Gnade von dem Herrn Chef oder Commandeur die Kassen-Jura erlassen bekömmt, so muß mit einem eigenhändigen „Gratis“ es vom Herrn Chef oder Commandeur auf dem Taufschein angezeiget seyn. Die Ausgabe der Kasse betreffend, erhält der Küster monathlich daraus: 1. Für Schulmiethe 1 Thl., für Schulgeld 12 gGr., wie gemeldet. 2. Wird daraus der Communionwein in der Kirche und bey Kranken, ingleichen die Oblaten für beyde bezahlt. 3. Erhält der Küster allezeit aus derselben gegen den Winter zum Holz 8 Thl. Mehrere Kosten: als Ankauf der Bücher für die Schulkinder, können nicht aus dieser Kasse bestritten werden, indem alle Monath oder auch wohl öfters mehrere hingehen, dass Kassengelder einkommen. Übrigens ist auch noch jedem Soldaten freygelassen worden, sein Kind in andere Schulen zu schicken, vorzüglich denen, die zuweit von der Wohnung des Küsters im Quartier liegen.“

Einen Fortschritt weist der Plan nicht auf. Die inneren und äußeren Verhältnisse der Schule hatten sich nicht verändert. Das war auch bei den übrigen Schulen der Fall. Auch hinsichtlich der Methode war keine Verbesserung eingetreten. Die „Hallesche Methode“, d. i. das Einprägen von Katechismustext, Spruch, Gebet und Lied, war die herrschende, und die Mahnung des großen Königs: „Man solle die Kinder nicht mit der sogenannten Schultheologie belästigen, sondern nur das lehren, was der größte Menschenlehrer, Christus, als wichtig und wahr vorgestellt habe“, fand auch in den Berliner Regimentsschulen wenig Beachtung. —

Einen gewaltigen Aufschwung nahmen die Berliner Regimentsschulen in den beiden letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts. Das allgemeine Interesse, das man in dieser Zeit den Fragen der Erziehung und des Unterrichts zuwandte, machte sich auch in militärischen Kreisen bemerkbar. In der vielgelesenen Zeitschrift des späteren Oberkonsistorialrats Zöllner „Lesebuch für alle Stände“ nahmen die Offiziere von Kamptz und von Bölzig zu der angeregten Lesebuchfrage für Garnison- und Regimentsschulen Stellung. Mit warmen Worten trat der Hauptmann von Winterfeld in seinem Aufsatze „Einige Vorschläge zur Verhütung der Desertion bei den Soldaten“ für bessere Ausbildung der Offiziere und Soldaten ein. Er empfiehlt den ersteren eine bessere und individuelle Behandlung der Untergebenen.

„Was hier helfen kann," sagt er, „ist: Bessere Erziehung der künftigen Befehlshaber und Beibringung richtiger Grundsätze für ihr Herz und ihren Verstand."

Zur besseren Bildung der Soldaten wünscht er, daß ihnen gute Bücher patriotischen und gemeinnützigen Inhalts zum Lesen und zur Unterhaltung auf den Wachtstuben geliefert würden.

Entfacht wurde dies Streben nach erhöhter und besserer Bildung durch die Ideen Rousseaus, der Philanthropen und durch die praktischen Erfolge Rochows. Der Geist der Rochowschen Pädagogik zog in die Berliner Regimentsschulen ein, und ihm verdankten sie ihre zeitgemäße Ausgestaltung und Blüte. Die erste Schule, die in diesem Geiste reorganisiert wurde, war die des Regiments 46. 1778 war der bildungsfreundliche Generalmajor von Pfuhl Chef des Regiments geworden und sein unablässiges Bemühen ging dahin, die Schule zu einer Musteranstalt zu erheben. Zum Feldprediger wählte er den Kandidaten Mörschel, der seit einer Reihe von Jahren an den verschiedensten Schulanstalten Berlins mit Erfolg unterrichtet hatte. Seine Worte, die er an den neuen Feldprediger richtete, zeugen nicht nur von seinem frommen Charakter, sondern auch von seiner wahrhaft väterlichen Gesinnung für die Soldaten und ihre Kinder. „Seien Sie," so sprach der General, „meinen Soldaten Prediger; sorgen Sie aber auch dafür, daß die Soldatenkinder gut unterrichtet werden. Von der Sorge für diese haben Sie ebensowohl als von der Sorge für jene vor Gott Rechenschaft abzulegen!" Was der Regimentschef forderte, hat der Feldprediger treulich gehalten. Die Kasernenschule wurde zweiklassig und der Unterricht durch Aufnahme von Moral, Geschichte, Geographie, Gesundheitslehre, Naturkunde und deutsche Sprache erweitert. Den Unterricht in der Moral und Geschichte erteilte Mörschel selbst. Für den Religionsunterricht waren keine besonderen Stunden angesetzt, sondern er wurde mit allen Unterrichtsfächern verbunden. Der spezielle Konfessionsunterricht blieb dem Konfirmandenunterricht überlassen. Ganz besonders betonte man den Unterricht im Deutschen. Die Kinder wurden nicht nur zum lautreinen, sinngemäßen und schönen Lesen angeführt, sondern sie empfingen Unterweisung in der Grammatik und in der Orthographie und mußten Aufsätze, Briefe, Rechnungen, Befehle etc., wie sie das praktische Leben forderte, fertigen. In der Geschichte und Geographie machte man die Schüler mit den Großtaten der brandenburg-preußischen Geschichte, mit der Entwicklung des Staates bekannt und suchte in ihnen vor allem Begeisterung für das Vaterland, Liebe zum Könige und Ehrfurcht vor der Obrigkeit zu erzeugen. Zur Belebung des geschichtlichen Stoffes dienten Anekdoten und Gedichte (Gleims Kriegslieder). Die Geographie suchte man durch Einfügen patriotischer Tatsachen zu befestigen. Der Unterricht in der Naturgeschichte umfaßte systematische Kenntnis der

drei Naturreiche. Die Gesundheitslehre wurde nach dem bekannten Buch „Faust, Gesundheitslehre", erteilt und die Ergebnisse als Regeln eingeprägt. Der Gesangunterricht beschränkte sich auf das Einprägen von Chorälen und patriotischen Liedern; Übungen irgend welcher Art waren unbekannt. Die Mädchen erhielten von einer Unteroffiziersfrau Anleitung in den Handarbeiten. Dem philanthropischen Geiste des Unterrichts entsprach auch die Handhabung der Zucht. Körperliche Züchtigungen sollten soviel als möglich ausgeschlossen sein. Die Hauptmittel der Erziehung waren die Gewöhnung zur Tugend und zur Religion, die Erweckung der Ehrliebe und das Verabscheuen der persönlichen Schande[1]). Für Schüler und Lehrer wurde eine Bibliothek gegründet. In der letzteren fanden sich nach einem vom Regimentsschullehrer Lammert am 8. Februar 1783 angefertigten Verzeichnis Werke von Rochow, Heynatz, Feddersen, Baumann, Büsching etc.; ja der Erziehungsroman des großen Volkspädagogen Pestalozzi: „Lienhard und Gertrud" (1781 in Berlin bei dem Hofbuchdrucker Decker erschienen) fehlte in der praktisch angelegten Büchersammlung nicht.[2])

---

[1]) Siehe „Über den Geist einer preussischen Militärschule" von Mörschel, Berlin 1786.

[2]) Friedrich Nicolai berichtet in seiner „Beschreibung der Königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam, Berlin 1786, S. 669—72" über die Regimentsschulen folgendes:

„Bei jedem Regiment ist außerdem eine Schule, worin theils der Küster, theils ein besonderer Lehrer die Kinder der Soldaten frei im Christenthum, Lesen und Schreiben usw. unterrichtet. Die Schule des Regiments-Gensdarmes ist besonders gut eingerichtet. Das Infanterieregiment von Pfuhl hat zwei Schulen, von welchen die in der Kaserne befindliche seit 1785 besondere Aufmerksamkeit verdient. Die Kompagniechefs des Regiments haben dem Lehrer eine jährliche Besoldung von 120 Thl. ausgemacht. Alle Kinder besuchen seit der Zeit unentgeltlich die Schule und sind verbunden, ausgenommen die zur katholischen und reformierten Religionspartei gehörigen, die Schule täglich ein paar Stunden zu besuchen, eine Vorsicht, die bei der großen Sorglosigkeit vieler Eltern sehr nöthig ist. Dies wird dadurch erhalten, daß der Schullehrer die Kinder, welche ohne gegründete Ursache die Schule versäumen, dem Offiziere, der die Aufsicht in der Kaserne hat, schriftlich anzeigt, und daß dieser alsdann sogleich die Eltern der Nachlässigen zur Verantwortung fordert. Der würdige Chef des Regiments läßt sich zur Erhaltung der äußerlichen Schulordnung und zur besseren Aufmunterung der Kinder zum Fleiße monathlich eine unpartheiische Liste von der Aufführung und dem Fleiße jedes Schulkindes nebst Proben von den Fortschritten, die im Rechnen, Schreiben und in Anfertigung eigner Aufsätze gemacht wurden, vorlegen. Diese Liste wird gemeiniglich vor der Abgabe allen Kindern öffentlich vorgelesen und mit einigen kurzen Bemerkungen begleitet, um die Aufmerksamkeit der Kinder zu erwecken. Die Kinder beiderlei Geschlechts sind in drei Klassen nach ihrer Fähigkeit abgetheilt und besuchen die Schule zu verschiedenen Stunden. Sie erhalten zwei von Herrn Feldprediger Mörschel für sie hauptsächlich verfertigte Lesebücher umsonst. Zur Schule gehört eine kleine Bibliothek, die der Lehrer zu seiner Zubereitung gebraucht und aus derselben den fähigeren Kindern Sonntagsbücher zur eigenen Lektüre

Einen vorzüglichen Ruf genoß auch die Schule des Regiments Gensdarmes. Das Regiment war eine Elite-Truppe. Die Soldaten stammten aus wohlhabenden Bürger- und Bauernfamilien und dienten zum größten Teil freiwillig. Diese Tatsache wirkte fördernd auf die Schulverhältnisse. Sie litten nicht, wie bei andern Regimentern, unter der Armut der Eltern und den durch sie bedingten Miterwerb der Kinder. Der Schulbesuch der Kinder war regelmäßig und ihre Ausrüstung mit Lernmitteln geschah in genügender Weise. An der Regimentsschule wirkte der Lehrer Kiesewetter, der durch sein pädagogisches Geschick und seinen Eifer gute Unterrichtserfolge erzielte. Die noch vorhandenen Schulberichte und Kinderlisten zeugen von Gewissenhaftigkeit und Akuratesse und auch von dem günstigen Stand der Schule.

Nach einem Bericht vom 1. Juni 1784 wurde die Schule von 77 Knaben und 55 Mädchen besucht. Von diesen lernten

Buchstaben	8	Knaben	13	Mädchen
buchstabierten	24	-	14	-
konnten lesen	45	-	28	-

Es schrieben von ihnen

Buchstaben	16	Knaben	12	Mädchen
Zeilen	6	-	9	-
nach Vorschrift	20	-	8	-

(Zu bemerken ist, daß die kleinen Kinder erst lesen und dann schreiben lernten; daraus erklären sich die abweichenden Zahlen.)

In bezug auf Schulbesuch erhielten das Prädikat

sehr unordentlich	3	Knaben	2	Mädchen
unordentlich	10	-	12	-
ordentlich	64	-	41	-

Die Schule des Regiments Nr. 25 von Möllendorff stand inbezug auf Leistungen hinter den genannten nicht zurück. Der noch vorhandene Schulplan stimmt im wesentlichen mit dem des Regiments Nr. 46 überein und zeigt wie dieser den Einfluß der Rochowschen Pädagogik. Es

---

mit nach Hause gibt. Die Methode ist der wahrscheinlichen künftigen Bestimmung, nämlich der Mädchen zum Dienst bei Herrschaften und zu den Pflichten der Hausmütter und den Knaben zu Soldaten und Handwerkern, angemessen. Dabei richtet der Lehrer sein Augenmerk nicht bloß auf Unterricht sondern auch auf Erziehung. Die Leseübungen erstrecken sich vor allem auf deutschgeschriebene, sodann auf gedruckte und endlich auf deutsche mit lateinischen Typen geschriebene Aufsätze, wozu das Lesebuch, das Aufsätze aller dieser Art enthält, eingerichtet ist. Der Religionsunterricht wird in allen Lehrstunden, die dazu schickliche Veranlassung darbieten, eingewebt. In der Geschichte, Erdbeschreibung und Kosmologie, soviel den Kindern nöthig ist, erteilt der Herr Feldprediger Mörschel Unterricht. Die Schreibübungen begreifen zugleich Übungen in Anfertigung solcher Listen und Aufsätze, die einen Theil des Unteroffiziers- und Feldwebelgeschäfts ausmachen. Die Regeln zum Rechnen werden mit ihren Gründen gegeben, um hierdurch bei denen, die fähig dazu sind, auch den Verstand zu schärfen."

geht dies zur Genüge aus den Bestimmungen über den Unterricht der Anfänger hervor. Es heißt:

„In der zweiten Klasse ist bey den kleinen Schülern und Schülerinnen die Aufmerksamkeit und das Nachdenken rege zu machen und zu befördern. Hierzu geben die bekanntesten Dinge aus dem Kreis ihrer eigenen Wahrnehmung mannigfaltige Veranlassung. Der Lehrer erzählt ihnen in dem ihrem Alter angemessenen Tone dann und wann eine Geschichte aus dem Kinderleben, durch welche sie den Nutzen und das Belohnen einer guten Aufführung und eines rechtschaffenen, gehorsamen und ordentlichen Verhaltens kennen lernen. Diese Unterhaltungen sind so, wie sie für das Alter sein müssen, höchst einfach und so sinnlich als möglich. Nach diesem lernen sie die Buchstaben kennen und syllabiren. Zum Schreiben wird in dieser Klasse kein Anfang gemacht, und das Rechnen besteht auch in nichts weiter, als bloß in Kenntniß der Figur und im Auf- und Zurücksteigen der folgenden Zahlen."

Das Regiment unterhielt neben der Revier- (Küster- oder alten Regiments-) Schule eine zweiklassige Kasernenschule, die auch von den Kindern des 1. Husarenbataillons von Zieten besucht wurden. Welche geringen Mittel hinreichten, um die innere Einrichtung der Regimentsschule zu beschaffen, zeigt folgende Rechnung:

„Nothwendige Erfordernisse zum Schulunterricht:

1. 50 Stück Abc-Bücher à 1 gGr.	=	2	Thl.	2 gGr.
2. 50 Lesebücher à 2 Gr. 6 Pf.	=	4	-	5 -
3. 12 Bibeln à 16 gGr.	=	8	-	— -
4. 12 Neue Testamente à 6 gGr.	=	3	-	— -
5. 4 Dtzd. Schiefertafeln à Dtzd. 1 Thl.	=	4	-	— -
6. 12 Stück Tintefässer à 4 gGr.	=	2	-	— -
7. 25 Stück Gesangbücher à 2 gGr.	=	2	-	2 -
Zusammen		25	Thl.	9 gGr.

Utensilien der Schulstube:

Für hölzerne Tafeln, Bänke, Schemel, zwei kleine Tische, zwei große schwarze Tafeln" 40 Thl.

(Die ganze Einrichtung wurde also mit 65 Thl. 9 gGr. beschafft.)

Die Kompagniechefs gaben jährlich zur Schule 144 Tl. Der Regimentsschullehrer erhielt jährlich 120 Tl. Traktament, freie Wohnung in der Kaserne und einen Haufen Holz; die verbleibenden 24 empfing der Küster (Revierschullehrer) als Vergütigung für den Unterricht. Die Kosten für Tinte, Federn, Lernmittel usw. deckte man aus den einkommenden Geschenken der Kompagniechefs und einiger Wohltäter. Die Anstellung einer Unteroffiziersfrau als Lehrerin in den Handarbeiten war in Aussicht genommen und für sie eine monatliche Vergütigung

von 3 Tl. bestimmt. Die Revierschule wurde von 86, die Kasernenschule von 136 Kindern besucht. Den im Revier wohnenden Eltern stand es frei, ihre Kinder in die Parochialschulen zu schicken. Sie erhielten aus Mitteln des Regiments das erforderliche Schulgeld. Diese Kinder standen aber auch unter Aufsicht des Feldpredigers und wurden bei dem öffentlichen Examen in der Regiments- oder Revierschule examiniert. Zeigten sie in ihrem Wissen und Können Mängel, in ihrem Schulbesuch Nachlässigkeit, oder gaben sie durch ihr Betragen zu Bedenken Anlaß, so wurden die Eltern zur Rechenschaft gezogen und die Kinder der Kasernen- oder Revierschule überwiesen. Über den Zustand der anderen Regimentsschulen fehlen eingehende Nachrichten. Aber auch sie hatten ihre Schulen entsprechend reorganisiert und ihre Lehrer zur weiteren Ausbildung nach Reckahn geschickt. Wenn sie nicht auf gleicher Höhe standen wie die genannten Schulen, so lag das zum größten Teil in den ungünstigen sozialen Verhältnissen, mit denen die meisten Soldatenfamilien zu kämpfen hatten.

Einen neuen Antrieb zum Weiterstreben erhielten die Berliner Regimenter durch den König Friedrich Wilhelm II. Der Monarch schenkte jedem Regiment bei seinem Regierungsantritt 50 Tl. zum Besten der Schule. Eine Reihe von Kabinettsorder, Reskripte des Oberkriegskollegiums machte den Regimentern die Forterhaltung und Verbesserung der Schulen zur Pflicht. Durch die reiche Fundierung der Potsdamer Garnisonschule (22. 9. 1788) gab der König den Regimentschefs ein leuchtendes Vorbild, und diese wie ihre Kompagniechefs ließen es an „Nacheiferung aus patriotischem Sinn“ nicht fehlen. Der unermüdliche Feldpropst Kletschke ließ keine Gelegenheit ungenutzt, den König und hochstehende Persönlichkeiten für die „so hochnothwendige Bildung und Erziehung der Soldatenkinder“ zu interessieren und die Feldprediger mit Nachdruck an ihre wichtige Pflicht, den Unterricht zu fördern und zweckmäßig zu gestalten, zu mahnen. Eine Reihe von praktischen Schulbüchern, die speziell für den Unterricht in den Regimentsschulen berechnet waren, erschienen (so die Bücher von dem Feldprediger Junker in Magdeburg, Inf. Reg. Nr. 5, dem Feldprediger Mörschel, Inf. Reg. Nr. 46, dem Rektor Wippel u. a.). Nicht nur in Militär-[1]) sondern auch in Bürgerkreisen nahm man mit Interesse Kenntnis von den Schuleinrichtungen, von den Unterrichtserfolgen, die erzielt wurden, und von den Berichten[2]) über die Schulprüfungen, die in Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht wurden.

---

[1]) Den Prüfungen in der Pfuhlschen Regimentsschule wohnten wiederholt die Prinzen Ludwig und Heinrich, Söhne des Prinzen Ferdinand, bei. Vergl. Voss. Ztg. 26. Juni 1787, 76. Stck.

[2]) Siehe Urkunde 4.

Die beigefügten Berichte mögen beweisen, welches Interesse man den aufblühenden Soldatenschulen zuwandte.

Bericht der Vossischen Zeitung vom 13. Juni 1786, 70. Stück, über die Prüfung der Soldatenkinder in der Pfuhlschen Regimentsschule: „Den 9. d. M. des Vormittags ging in der hiesigen St. Sebastiankirche auf der Köllnischen Vorstadt die öffentliche Prüfung der Soldatenkinder vor sich, die in der beim Pfuhlschen Infanterie Regiment gestifteten Schulanstalt unterrichtet werden, zu welcher feierlichen Handlung der durch seinen thätigen Eifer für die zweckmäßige Bildung einer der wichtigsten Volksklassen so rühmlich sich auszeichnende Feldprediger dieses Regiments, Herr Mörschel, in einer lesenswürdigen kleinen Schrift: „Über den Geist einer preußischen Militärschule“ die Beförderer und Freunde von Volksveredelung einige Tage zuvor eingeladen hatte. Die Kinder legten von ihrem Fleiße und von ihren glücklichen Fortschritten die besten Proben ab, die von den zahlreichen hohen und niedern Anwesenden mit Beifall und von vielen nicht ohne theilnehmende Rührung bemerkt wurden. Se. Exzellenz, der Herr Generalleutnant von Pfuhl, wohnten mit dem größten Theil der Offiziere des Regiments der Handlung vom Anfang bis zu Ende bei und geruhten, Sich selbst mit einigen Kindern aufs liebreichste zu unterhalten. Die Feierlichkeit wurde auch durch die Gegenwart des Königlichen Etats- und Kabinettsministers, Freiherrn von Herzberg, Exzellenz, glänzend gemacht. Von beiden diesen verehrungswürdigen Patrioten sind dem Herrn Feldprediger ansehnliche Geschenke für die fleißigen Kinder zugestellt worden. Möchte doch die Bekanntmachung eines so nützlichen Erziehungsinstituts auch an andern Orten viele edle Menschenfreunde zu einer glücklichen Nacheiferung erwecken.“

Bericht der Vossischen Zeitung vom 26. Juni 1787, No. 76, über die Prüfung der Soldatenkinder in der Schule des Infanterieregiments von Pfuhl: „Am 16. d. M. wurden in der Köllnischen Vorstadtkirche die Kinder der Kasernenschule des Regiments von Pfuhl öffentlich geprüft. Es wohnten dieser Prüfung außer dem Chef und den mehrsten Herrn Offizieren des Regiments Ihre Königliche Hoheiten die Prinzen Heinrich und Ludwig von Preußen, Söhne Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Ferdinand von Preußen, Se. Exzellenz der Königliche Kabinettsminister Herr Graf von Herzberg, mehrere Gelehrte vom ersten Range und überhaupt eine große Anzahl Zuhörer bei. Jedermann bewunderte die Herablassung Ihrer Exzellenzen des Herrn Generalleutnants von Pfuhl und des Herrn Grafen von Herzberg, die sich mit mehreren Kindern, welche vorzügliche Aufmerksamkeit erregten, aufs liebreichste unterhielten. Damit jeder sehe, daß diese Kinder nicht zu der Prüfung besonders vorbereitet wären, wurde der hiesige Domkantor, Herr Hartung, den die Kinder nie gesehen hatten, ersucht, mit ihnen über einige ihm beliebige Gegenstände des Nachdenkens zu sprechen. Dieser würdige Mann erntete bei der meisterhaften Ausrichtung dieses Geschäfts desto mehr Beifall ein, da er das Ansuchen anfangs mit der ausdrücklichen Versicherung, „es überrasche ihn zu sehr,“ geradezu

ablehnte. Die Kinder wetteiferten gleichsam, so zu antworten, wie er fragte. Herr August Brandt, der Lehrer der geprüften Schule, dem das Bewußtsein, Gutes gestiftet zu haben, werther ist, als aller irdischer Lohn, der mit rastloser Thätigkeit arbeitete, genoß bei dieser Gelegenheit die seinem Herzen angemessene Belohnung im vollsten Maße. Am Schlusse der Prüfung wurde einem Mädchen, welches keiner, der sie kannte, nach öffentlicher Befragung aufs Gewissen, einer Unart zu beschuldigen vermochte, ein besonderes Ehrenzeichen ertheilt. Da fand die angenehme Verlegenheit statt, daß 4 Mädchen des Zeichens, welches nur eins bekommen konnte, verdienten. Einige Tage nach der Prüfung haben alle Kinder der Schule größere und kleinere Geschenke als Werthschätzungszeichen bekommen."

Bericht der Vossischen Zeitung vom 1. Juli 1788, Stück 79, über die Prüfung in der von Braunschen Regimentsschule: „Am 25. Juni wurde mit der etwa einem Jahre von dem würdigen Kommandeur des von Braunschen Regiments, Herrn Oberst von Kloeden, errichteten[1]) und durch den milden Beitrag der Herrn Kompagniechefs unterhaltenen Kasernenschule dieses Regiments die erste öffentliche Prüfung angestellt. Gegen 9 Uhr führte Herr Scholze, der Lehrer derselben, ein geschickter und thätiger Mann, seine sämtlichen Schüler und Schülerinnen nach der böhmischen Kirche. Sobald der Herr Kommandeur des Regiments erschienen war, eröffnete der Herr Feldprediger Massow diese Feierlichkeit mit einer kurzen und ganz zweckmäßigen Rede. Hierauf wurden beide Klassen von ihrem Lehrer im Lesen, Rechnen, Geographie, Naturkunde und in Religionskenntnissen geprüft. Es war ein wahres Vergnügen, den Lehrer fragen und die Kinder antworten zu hören. Alles war zweckmäßig und richtig, daß man wohl niemand dieser Prüfung seinen Beifall nicht versagen konnte. Die beiden Herrn Kommandeurs wurden dadurch nicht nur völlig überrascht, daß ihre Wohlthaten auf die beste Weise angewendet worden, sondern faßten auch sogleich den Entschluß, nachdem sie die Lehrer und die Schüler durch ein verdientes Lob aufgemuntert hatten, diesen Tag den Schülern noch feierlicher zu machen. Es wurde dem Feldprediger Massow eine nahmhafte Summe Geldes vom Regiment ausgehändigt, um einen kleinen Theil sämtlicher Kinder in der Schulstube mit Kuchen und Wein zu bewirthen, und für den andern an die vorzüglich fleißigsten Geschenke an Kleidungsstücken zu machen.

Möchte doch dies edle Beispiel des von Braunschen Regiments andern Regimentern in der Armee zur Nachahmung reizen, damit sie die Pflicht an arme Soldatkinder übten, die ihre Väter nicht erfüllen konnten!

Die öffentlichen Prüfungen bildeten den Glanzpunkt im Schulleben. Sie fanden in der Regel in den Tagen vor der großen Revue

[1]) Die Schule des Regiments bestand schon seit 1721; der Einsender meint die neuerrichtete Kasernenschule.

statt und wurden mit großer Feierlichkeit begangen. Die Feldprediger erließen besondere Einladungen an die Offiziere des Regiments, an Schulmänner und Freunde der Schule und fügten in der Regel eine pädagogische Abhandlung bei. In einem Programm (1786) behandelt der Feldprediger Mörschel (Inf. Reg. Nr. 46) das Thema: „Über den Geist einer preußischen Militärschule," dessen Ausführungen seinem pädagogischen Verständnis und vor allem seinem Ernst und Eifer um die Bildung der Soldatenjugend alle Ehre macht. Er führt aus, daß Religion und Tugend die Grundlagen der Erziehung und Bildung sein müssen. Der Mensch und auch der Soldat bedürfe in seinem Leben der ersteren als Stütze, der letzteren als Begleiterin. Daher sind die Soldatenkinder für das Große, Erhabene, Edele usw. zu begeistern und zur Tugend (Ehrliebe) zu führen. Am wirksamsten geschieht dies, wenn der gesamte Unterricht diesem Ziele nachstrebt und den Kindern Beispiele bietet, die Gottesfurcht, Königstreue, Menschen- und Vaterlandsliebe erwecken.

Der Feldprediger Mehring beantwortet in seinem Programm (1789) die viel umstrittene Frage: „Darf der Soldat gründliche Einsichten besitzen?" Er tritt der oft geäußerten Meinung entgegen, „der Soldat müsse aus Furcht gehorchen, Bildung mache ihn unzufrieden mit seiner Lage und mißmutig" und weißt nach, daß Bildung zu dem Begriff eines guten Soldaten gehört. Der Soldat bedarf der Bildung als Mensch und zu seinem Beruf. Der ungebildete Soldat gehorcht aus Furcht, der gebildete hingegen aus sittlichem Ehrgefühl und aus dem Bewußtsein der Pflicht. In einem andern Programm (1791) weist er den sittlich veredelnden Wert der Beispiele nach und mahnt, solche den Kindern zu bieten, um durch sie Königstreue und Vaterlandsliebe zu erzeugen.

Von historisch-pädagogischem Wert ist die Schrift des Rektors und Predigers Lorenz aus Köpnick: „Zuruf an alle Generale, Regimentschefs, Magistrate, Inspektoren, Prediger und Beamte, veranlaßt durch den am 12. Juli d. J. gehaltenen Examen der Kasernenschule des Infanterieregiments von Pfuhl. Berlin 1789."[1]) Der Verfasser will dem Zweck der Bildung der Soldatenjugend dienen und zeigt, was durch den patriotischen Eifer des Generals von Pfuhl und seiner Kompagniechefs geschaffen und was durch treue Arbeit und gewissenhafte Pflichterfüllung erreicht worden ist. Er schildert den Verlauf der öffentlichen Prüfung, die Leistungen der Schüler in den einzelnen Fächern und weist auf die Herzensgüte und Fürsorge des genannten Generals und seines Freundes, des Ministers von Herzberg, der regelmäßig Gast bei diesen Veranstaltungen war, hin. Interessant ist, daß die vorzüglichsten Kinder beschenkt

[1]) An der Schule des Regiments von Pfuhl war der bekannte Pädagog Wilberg, Schüler F. E. v. Rochows und Lehrer Diesterwegs, tätig.

wurden, die Knaben mit Kleidungsstücken, die Mädchen mit weißen und roten Rosen. Es ist dies ein echt philanthropischer Zug und eine Sitte, die auch in anderen Schulen (z. B. in den Hartungschen) gepflegt wurde.

Der Geist, der in den Regimentsschulen herrschte, war ein ganz vorzüglicher. Die straffe militärische Zucht, die durchaus nicht den Charakter der Willkür und Härte trug, der unbedingte Gehorsam, den die Kinder als ein Erbteil des Hauses mitbrachten, und die Achtung und Ehrfurcht, die Prediger und Lehrer durch den Einfluß des Regimentschefs und der Kompagniechefs genossen, wirkten fördernd auf den Erfolg des Unterrichts. Die Berliner Regimentsschulen gehörten, und das wird ihnen von namhaften Schulmännern bezeugt, zu den besten Elementarschulen der Stadt; sie hatten nicht mehr, wenigstens nicht in ihren Leistungen, wie vor Jahrzehnten, das Gepräge der Armenschulen.

Die erhöhte Bildung der Soldatenkinder lag auch im Interesse des Regiments und der Kompagniechefs. Nach den damaligen militärischen Bestimmungen standen die Kinder der geworbenen Ausländer zu dem Kompagniechef ihres Vaters in einem Abhängigkeitsverhältnis, ähnlich wie die Kinder der erbuntertänigen Bauern zu dem Gerichtsherrn ihrer Väter. Der Kompagniechef konnte über ihren künftigen Beruf bestimmen. In der Praxis begrenzte sich dies Recht auf die zum Soldatenberuf geeigneten Knaben. Sie mußten, sofern es verlangt wurde, bei dem Regimente, bezw. der Kompagnie verbleiben und wurden als sogenannte zu „Ausländern deklarierte Einländer“ eingestellt. Der Kompagniechef sparte das Werbegeld und zahlte nur einen mäßigen Betrag, 30 Tl., an die Werbekasse des Regiments. Aus diesen Soldatensöhnen rekrutierten sich die Unteroffiziere des Regiments, und es lag im Interesse der Chefs, wenn sie des Lesens, Schreibens und Rechnens kundig waren und auch einige Gewandtheit im mündlichen und schriftlichen Ausdruck besaßen. In der Schulpraxis wurde dieser Tatsache Rechnung getragen; die Lehrer wandten den Knaben eine besondere Aufmerksamkeit im Unterrichte zu.

In den folgenden Jahren machte die innere Ausgestaltung der Regimentsschulen günstige Fortschritte. Der schon genannte Feldprediger Mehring brach mit dem Prinzip der Zweistufigkeit und organisierte die Schule (Regiment No. 46) dreistufig. Bei der Aufstellung des Schulplans (28. 9. 1791) ließ er sich nicht nur von praktischen Gesichtspunkten, sondern auch von psychologischen Grundsätzen leiten. Es heißt:

> „Die Schüler und Schülerinnen dieser Schule werden nach ihren verschiedenen Jahren und Kenntnissen in drei verschiedenen Klassen unterrichtet. Diese Einteilung der Schule in drei Klassen beruht auf folgenden Gründen:

1. Die Eltern der Kinder sind großtentheils, wie leicht zu erachten ist, sehr dürftig. Sie dürfen zwar für den Unterricht der Kinder nichts bezahlen, allein sie würden doch schon dadurch viel verlieren, wenn sie ihre Kinder den ganzen Tag entbehren müßten, indem so selbige zu ihrem Erwerb sehr nöthig gebrauchen. Deshalb gehen die Kinder in der ersten Klasse drei Stunden des Vormittags, die Kinder der zweiten Klasse zwei Stunden des Nachmittags und die Kleinen, der der dritten Klasse, nur eine Stunde täglich und zwar des Nachmittags zum Unterricht.

2. Ein zweiter Grund dieser Einteilung ist, wie es uns scheint, den Gesetzen gemäß, nach welchen sich der menschliche Geist entwickelt, die Aufmerksamkeit der zu bildenden Kinder in dieser Zeit zu beschäftigen."

Er fordert unter Beschäftigung und Gegenstände des Unterrichts in der dritten Klasse:

„Man sehe vor allen Dingen bei den kleinen Schülern und Schülerinnen dieser Klasse, Aufmerksamkeit und Nachdenken rege zu machen und zu befördern. Dazu geben die bekanntesten Dinge aus dem Kreise ihrer eigenen Wahrnehmung und vorzüglich aus der Naturgeschichte reiche und mannigfache Veranlassung. Hervorbringung und Beförderung richtiger Vorstellungen von den sie umgebenden Dingen, die größtentheils künftig Gegenstand ihrer Betriebsamkeit werden, und deren mannigfacher Nutzen ist die Absicht der vom Lehrer mit ihnen über diese Dinge angestrengten Unterhaltungen. Da wird von der Wolle, die sie und ihre Väter kleidet, und also auch vom Schaf, das sie liefert, vom Eisen, aus welchem die Geräthschaften zum Ackerbau und andere Dinge verfertigt werden, vom Holz, das zum Bauen, Heizen u. drgl. gebraucht wird, und von unzählig anderen nützlichen Dingen mit ihnen geredet. Der Lehrer läßt sie irgend ein Geräth, was in der Stube ist, das ihre Eltern zur Arbeit gebrauchen, ein Gewächs, ein Thier und den Nutzen und die Bestimmung desselben anführen. Jedem Kinde wird ein zu diesem Behufe gewähltes Wort mit nach Hause gegeben, das sie behalten müssen und worüber in der folgenden Stunde gesprochen wird. Der Lehrer erzählt ihnen in dem ihrem Alter angemessenen Thon dann und wann eine Geschichte aus dem Kinderleben, durch welche sie den Nutzens und das Belohnen einer guten Aufführung und eines rechtschaffenen, gehorsamen und ordentlichen Verhaltens kennen lernen. Diese Unterhaltungen sind so, wie sie für das Alter sein müssen, höchst einfach und so sinnlich wie möglich."

Nachdem so die kleinen Kinder unterrichtsfähig gemacht sind und sich an dem Geist des Schullebens gewöhnt haben, sollte die Unterweisung zum Lesen und Rechnen (nicht Schreiben) folgen.

„Was das Lesenlernen anbetrifft, so werden ihnen zuerst die Figuren der Buchstaben auf einer großen Tafel gezeigt. Sie lernen sie so durch das Zeigen des Lehrers sowohl einzeln als auch in ihrer Verbindung

kennen, lernen auf diese Weise syllabieren und lesen, indem ihnen dieselben Figuren und Buchstaben auch im Buche gezeigt werden, so wie überhaupt die Übungen im Buche und auf der Tafel mit einander abwechseln. Zum Schreiben wird in dieser Klasse noch gar keinen Anfang gemacht, und das Rechnen besteht bloß in der Kenntniß der Figur und in der Aufeinanderfolge der Zahlen."

Das Ziel der zweiten Klasse war geläufiges Lesen und Schreiben, die vier Grundrechnungsarten mit ganzen Zahlen und einfache Aufgaben aus der Regeldetrie.

Die Aufgabe der ersten Klasse bestand zunächst in der Erweiterung der bisher erlernten Kenntnisse und Fertigkeiten, sodann traten Stil- und Aufsatzübungen, Bruchrechnung, Gesellschaftsrechnung, Moral, Geschichte, Erdkunde, Naturbeschreibung, Gesundheitslehre und Naturlehre hinzu. Der Religionsunterricht war mit diesen Stunden verwebt, die sittliche Bildung wurde betont, der positive (speziell konfessionelle) Religionsunterricht blieb dem Konfirmandenunterricht vorbehalten. Eigenartig ist, daß dem Gesangunterricht kein Raum im Rahmen des Lehrplans angewiesen ist. Erteilt wurde er; er beschränkte sich auf das Singen von Volksliedern und Chorälen, Übungen wurden nicht vorgenommen.

Leider konnte der Unterricht diesem Lehrplan nur ein Jahr folgen. 1793 wurde das Regiment nach Thorn, 1795 nach Warschau verlegt. Es hat aber auch in diesen beiden Garnisonen den Ruf seiner Schule, die hier wieder zweiklassig wurde, unter den pflichttreuen Lehrern, Krüger und Heinicke, und den Feldpredigern, Seiler und Kägler, bewahrt.

Dieser eben skizzierte Lehrplan wurde später auch bei der Schule des Regiments No. 25 von Möllendorff eingeführt.

Eine indirekte Verbesserung erfuhren die Verhältnisse der Regimentsschulen durch die Gewährung der Kinderverpflegungsgelder. Am 28. März 1792 bestimmte der König, daß den bedürftigen Soldateneltern für jedes Kind im Alter von 1—13 Jahren eine monatliche Unterstützung von 8 gGr. gezahlt werden sollten. Die Zahl der Kinder wurde als sogenannte „eiserne Zahl" für eine Kompagnie Infanterie auf 40, für eine Eskadron Husaren auf 36 und für eine Eskadron Kürassiere auf 52 festgesetzt. Es erhielt ein Infanterieregiment jährlich 1920, das Husarenbataillon von Rudorff 720 und das Kürassierregiment Gendarmes 1040 Tl. Die Gelder wurden monatlich von den Kompagniechefs verteilt und durften nur zur körperlichen Pflege der Kinder verwandt werden. Deshalb fanden monatlich vor den Kompagniechefs und Feldschers und jährlich vor dem Regimentschef und dem Regimentsfeldscher Besichtigungen statt. Eltern, deren Kinder sich durch gute Körperpflege und Gesundheit auszeichneten, empfingen Prämien; wurden die Kinderverpflegungs-

gelder von den Vätern durch Trunk und Spiel vergeudet, so folgten harte Strafen (Krummschließen).

Es braucht nicht besonders ausgeführt werden, wie wohltätig diese Einrichtung auf die soziale Lage der Soldaten wirkte; das aber muß betont werden, daß sie auf die Schulverhältnisse äußerst günstig wirkte. Die steten Klagen der Eltern, daß sie ihre Kinder aus Armut und Not und dem dadurch bedingten Miterwerb vom Schulunterricht fern halten müßten, wurden mehr und mehr gegenstandslos, die Überwachung der Kinder in bezug auf Körperpflege und Gesundheit führten einen geregelten Schulbesuch herbei, und die bessere Ernährung, die die Eltern den Kindern zuteil werden lassen konnten, förderte ihre physische und geistige Entwickelung.

Die nicht verteilten Gelder wurden von den Regimentern kapitalisiert und später zum Schulfonds geschlagen. Daraus erklären sich die großen Kapitalien, die Berliner Regimenter besaßen. Auf Veranlassung des Gouverneurs von Berlin, des Feldmarschalls von Möllendorf, gestattete der König durch Kabinettsorder vom 9. 7. 1803, daß die Zinsen dieser ersparten Gelder zum Besten der Industrieschule, der Lehrkräfte und des Feldprediger verwandt werden dürften.

Am 9. Februar 1797 erfolgte die Kabinettsorder über die Regelung der materiellen Verhältnisse der Regimentsschulen. Der König bestimmte einen Militärschulfonds, aus dessen Zinsen die Regimenter je nach Bedürfnis unterstützt werden sollten. Das Oberkriegskollegium erließ auf Grund dieser Order am 14. Februar 1797 nähere Bestimmungen (Principia) über die Verteilung der Zinsen und regelte den Schuletat eines jeden Regiments in folgender Weise. Bei jedem Infanterieregiment sollten erhalten:

1.	Der 1. Lehrer jährlich	96 Tl.
2.	Der Küster als zweiter Lehrer (Zuschuß zu seinem Küstereinkommen)	36 -
3.	Die Industrielehrerin jährlich	48 -
	Ferner wurden veranschlagt	
4.	Für Schreibmaterialien jährlich	12 -
5.	Für Miete jährlich	30 -
6.	Für Reparatur der Utensilien	6 -
7.	Für Holz zur Heizung	16 -
	Zusammen . . .	244 Tl.

Diese Ausgabe sollte aufgebracht werden durch

1.	Beitrag des Schulfonds	100 Tl.
2.	Beiträge der Kompagniechefs	72 -
3.	Taufscheingelder	72 -
	Zusammen . . .	244 Tl.

Jedes Kürassierregiment erhielt einen jährlichen Zuschuß von 75 Tl. und ein Husarenregiment einen solchen von 120 Tl.

Der Zuschuß des Schulfonds erfuhr aber, sobald die Schule in der Kaserne gehalten wurde, und das traf bei allen Berliner Regimentern zu, eine Verminderung von 30 Tl. Jedes Infanterieregiment erhielt nur 70 Tl., sein 3 Musketierbataillon 36 Tl. und seine Invalidenkompagnie 6 Tl. Das Regiment Gensdarmes bekam eine Beihilfe von 48 Tl. und die 5 Eskadronen Husaren No. 2. eine solche von 42 Tl. Die Regimenter 1 und 23, deren größere Kinder die Garnisonschule besuchten, und die dritten Bataillone der Regimenter 13 und 19, die in Spandau und Küstrin garnisonierten, und deren Kinder der dortigen Garnisonschule überwiesen waren, empfingen keinen Zuschuß. Die vom Oberkriegskollegium festgesetzte Besoldung der Lehrkräfte wurde von den Regimentern schon seit Jahren bedeutend überschritten. Die ersten Lehrer an den Kasernenschulen erhielten schon seit Jahren 120—144 Tl., die zweiten Lehrer (Küster) 48 Tl. ohne Küstereinkommen und die Industrielehrerinnen 60 Tl. Dazu kamen Miete, Holzgeld und die nicht unbedeutenden Geschenke gelegentlich der öffentlichen Prüfungen.

Die oben genannte Kabinettsorder regte das Interesse der Regiments- und Kompagniechefs für die Schulen von neuem an. Es wurden besondere Regimentsschulkommissionen die aus einem Stabsoffizier als Vorsitzenden, einem Leutnant, dem Feldprediger, dem Auditeur und Regimentsquartiermeister als Beisitzern bestanden, gebildet. Der Offizier überwachte den Schulbesuch, zog die säumigen Eltern zur Rechenschaft und unterstützte die Lehrer in der Handhabung der Disziplin; der Prediger beaufsichtigte den Unterricht, hielt Konferenzen mit den Lehrern ab und wählte zweckmäßige Lern- und Lehrbücher aus, und der Regimentsquartiermeister, bezw. Auditeur verwaltete den Schulfonds und überwachte die Beschaffung der Materialien für den Industrieunterricht.

Auf Grund der Kabinettsorder verlangte das Oberkriegskollegium die Errichtung besonderer Regimentsindustrieschulen. Schon Friedrich der Große hatte sie durch Kabinettsorder vom 4. Mai 1764 an die Generalinspekteure der Truppen gefordert. Er hatte die Erwerbschulen auf seinen Feldzügen in Sachsen kennen gelernt. Ihre Nutzbarkeit hatte ihm so gefallen, daß er ihre Einrichtung bei den Regimentern beschloß. In Berlin wurden auf königlichen Befehl Erwerbschulen errichtet und von Soldaten- und Bürgerkindern gemeinsam besucht. Aber ihre Einrichtung kostete 600 Tl., und diese Summe konnten die Regimenter nicht aufbringen, und so blieb es bei dem Befehl. Friedrich Wilhelm II. interessierte sich lebhaft für sie und sandte den Propst Zöllner von der Nicolaikirche wiederholt auf Reisen, um ihm über die in Westdeutschland und Hamburg blühenden Industrieschulen Bericht zu erstatten. Er selbst ließ mit der Potsdamer Garnisonschule eine solche

Schule verbinden und befahl nun den Regimentern von neuem, diese Einrichtung zum Nutzen der Soldatenkinder und -Eltern zu treffen. Die Regimenter Nr. 46 und 25 besaßen Industrieschulen, die übrigen folgten. Die Regimenter kauften die Gerätschaften und Materialien und ließen unter Anweisung und Aufsicht der Industrielehrerin Arbeiten fertigen. Die Knaben erlernten Spinnen und Stricken und die Mädchen daneben noch Nähen. Die gefertigten Sachen, hauptsächlich militärische Bekleidungsstücke, wurden den Kindern, nachdem ein geringer Abzug zur Instandhaltung der Gerätschaften stattgefunden hatte, bezahlt. Unter den Industrieschulen der Berliner Regimenter war die des ersten Artillerieregiments durch den General von Meerkatz am zweckmäßigsten eingerichtet. Ihre Einrichtung hat den übrigen Regimentern zumeist als Vorbild gedient[1]).

Die folgenden Friedensjahre waren der Weiterentwicklung der Schulen höchst günstig. Das geistige Leben, das in Berlin pulsierte, wirkte anregend und belebend auf die Schulverhältnisse. Die Regimentschefs und an ihrer Spitze der Feldmarschall Möllendorff waren bildungsfreundlich und die Feldprediger bestrebt, ihre Schule zu verbessern oder auf der Höhe zu erhalten. Da die Regimentsschullehrer sich besser standen als ihre Kollegen an den Parochialschulen, so waren die Stellen gesucht, und man konnte unter den Bewerbern eine geeignete Auswahl treffen. Sämtliche Regimentsschullehrer hatten das Küsterseminar und die meisten von ihnen die Musterschule in Reckahn besucht, und auch die Regimentsküster hatten als „Kursisten“ in dem genannten Seminar eine methodische und praktische Ausbildung erhalten.

Was in den Schulen geleistet wurde, darüber gibt folgender Bericht,[2]) der über die Prüfung der Schule des Regiments Nr. 25 von Möllendorff abgefaßt ist, Aufschluß:

> Den 16. November 1798 hatte die Schule des Regiments v. Möllendorff ihre öffentliche Prüfung in der sogenannten Böhmischen oder Bethlehemskirche auf der Friedrichstadt. Ich war Zeuge dieser Feierlichkeit, und weil ich glaube, daß vielen Lesern dieser Denkwürdigkeiten die Beschreibung einer solchen Feierlichkeit nicht unangenehm seyn wird, wenn so etwas zur Publicität gelangt, so theile ich hier eine ganz unpartheische Beschreibung dieser Prüfung mit.
>
> Um neun Uhr war der Lehrer mit seinen Kindern, sowohl Knaben als Mädchen, in der Kirche. Der Herr Prediger Agricola, welcher sich rühmlichst für das Beste sowohl dieser, als der ihm auch unterordneten Schule des von Goecklingschen Husarenbataillons bemühet hat, mehrere der Herrn Officiere, wie auch Feldwebel und Unteroffiziere, auch einige der Ältern der Kinder waren zugegen, als um 10 Uhr, nachdem sich die meisten der Herren Kompagniechefs versammelt hatten, die

[1]) Siehe Urkunde 5.

[2]) Denkwürdigkeiten der Mark Brandenburg 1798, Bd. 6, S. 1422 ff.

Prüfung mit Absingen eines Verses aus dem Preußischen Garnison-Gesangbuche eröffnet ward.

Ungern vermißte ich unter den Anwesenden Se. Excellenz den Herrn General-Feldmarschall von Möllendorff, denn ich war im Sommer dieses Jahres Zeuge, wie sehr die Gegenwart dieses Menschenfreundes die Kinder der Garnisonschule mit Muth und Freude beseelte. Wichtige Hindernisse müssen diesen Veteran der Preußischen Helden abgehalten haben, diesem Schulfeste seines Regiments beizuwohnen.

Die Schule ist sehr zweckmäßig in zwey Klassen vertheilt. Die erste Klasse, also die Fähigsten, wurden zuerst geprüft. Der Lehrer unterredete sich, nachdem er den Herrn Officiren in einer kurzen Anrede mit dem Zweck der Zusammenkunft bekannt gemacht hatte, mit seinen Schülern über die Vorsehung Gottes. Er legte dabey nach Anweisung des Katechismus für preußische Soldatenschulen vom Herrn Konsistorialrath Küster in Magdeburg, den Spruch aus dem Jesaias zum Grunde: Hebet eure Augen auf und sehet in die Höhe, wer hat solches Alles gemacht? Seine Fragen waren zweckmäßig, und die Beyspiele gut, vorzüglich aus dem Soldatenleben gewählt. Die Kinder antworteten munter, aber so, daß man es gut hören konnte, daß sie nicht auf diese Fragen vorbereitet waren, und das, was er mit ihnen wiederholte, mehr mit dem Verstande als Gedächtniß gefaßt hatten. Vorzüglich lobenswerth war, daß er die Kinder besonders auf den Satz aufmerksam gemacht hatte: Jede Sünde bestraft sich selbst, so wie sich jede Tugend selbst belohnt; denn dadurch bekommen die Kinder nicht nur einen rechten Begriff von der strafenden und belohnenden Gerechtigkeit Gottes, sondern sie lernen auch das Laster seiner eignen Schädlichkeit wegen fliehen und meiden. Der vortreffliche Gellertsche Vers: Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht etc. beschloß diesen Theil der Prüfung.

Nun ließ er im Lesebuch für preußische Soldatenschulen*)[1]), wovon der König jedem Regimente eine Anzahl geschenkt haben, das Stück aufschlagen: Die furchtlosen Soldaten. Die Kinder lasen dreist, mit Anstand und ohne bedeutende Fehler. Dann unterredete sich der Lehrer mit ihnen über dieses Stück und bemühete sich, ihnen die Pflichten eines Soldaten recht einzuschärfen. Besonders ermunterte er sie, sich schon von Jugend an zur Furchtlosigkeit zu gewöhnen, weil man durch frühe Übung immer mehr Fertigkeit in der Ausübung seiner Pflichten erlange. Er ließ sich über manche andere Pflichten des Soldaten aus dem Lesebuche Beispiele anführen und gebrauchte auf diese Art das Buch gewiß recht zweckmäßig, welches den Herrn Officieren umsomehr Freude machen mußte, da dies Regiment das erste in der Berlinischen

*) Es kostet bei dem Buchdrucker Dieterici in der Spandauerstraße 6 Gr., wenn 25 zugleich genommen werden, 4 Gr.

[1]) Verfasser war der Berliner Parochialschullehrer Johann Friedrich Michaelis auf der Luisenstadt.

Garnison ist, bei welchem durch die Bemühung des Herrn Predigers nach der Absicht des Königs[1]) dieses Buch eingeführt worden.

Von der Unterredung über die Pflichten eines Soldaten ging er auch nach Anleitung dieses Buches unbemerkt zur Erdbeschreibung verbunden mit Geschichte des Vaterlandes über, und die Kinder bewiesen auch hier viel Fertigkeit.

Besonders verdient der Lehrer darin Nachahmung, daß er nicht nur keine Gelegenheit vorüberließ, wo er für die Soldatenkinder zweckmäßige Anmerkungen machen konnte, sondern sie gleichsam aufsuchte. So sprach er z. B. über das Zeughaus in Berlin, über den Wilhelmsplatz und die darauf befindlichen Bildsäulen, über die Bildsäule des großen Kürfürsten, über das Denkmal des Prinzen Leopold von Braunschweig in Frankfurt a. d. Oder und reisete dabei mit seinen Schülern in der Mark Brandenburg umher. Daß Stettin vom Lehrer und von den Schülern für die Hauptstadt der Neumark ausgegeben ward, war wohl mehr ein Fehler der Übereilung als des Gedächtnisses.

Zur Abwechslung sagten einige Kinder kurze Gedichte auf, welche, wenn ich nicht irre, aus den Kriegesliedern des Preußischen Grenadiers gewählt und also ganz zweckmäßig waren. Um der Prüfung noch mehr Mannigfaltigkeit zu geben, wurden die Arien: „Einen seltnen König preise“ und „Der König leb, im Jubelton etc.“ sehr angenehm und harmonisch gesungen. Im Gedächtnißrechnen bewiesen sie außerordentlich viel Fertigkeit, und im Rechtschreiben ließen sie auch nicht einen Fehler stehen, sondern zeigten sie alle an, und führten bei jedem den Grund an, warum es ein Fehler sey.

Der Satz, den der Lehrer falsch anschrieb, und von den Kindern verbessern ließ, enthielt zwey Fragen, welche ohngefähr also lauteten: Ist es nützlich, wenn man den menschlichen Körper kennen lernt? und welches ist der Nutzen? Diese Fragen veranlaßten ein Gespräch zwischen dem Lehrer und seinen Schülern über den menschlichen Körper, worin die Kinder nicht gemeine Kenntnisse verriethen, nur schien mir dies Gespräch etwas zu gelehrt zu seyn; denn er unterhielt sich mit ihnen über das Gehirn und das Rückenmark, auch über die Nerven, und ich zweifle, daß die Kinder alles verstanden, was sie beantworteten. So nützlich es auch ist, seinen Körper kennen zu lernen, so hielte ich nach meiner Überzeugung Gesundheitslehren nach Dr. Faust Gesundheitskatechismus für nothwendiger; doch kann es seyn, daß auch diese vorgetragen werden, denn man muß bei einer Prüfung nicht alles verlangen.

Die zweyte Klasse las auch sehr richtig und war im Gedächtnißbuchstabieren, wie auch in den Anfangsgründen des Gedächtnißrechnens nicht ungeübt. Zuletzt sagte ein Knabe das gewiß rührende Gedicht her: „Der kleine Magdeburger“ betitelt, und die ganze Feierlichkeit endigte mit Absingung der Arie: „Alles, was Odem hat, lobe den Herrn!“ Die ganze Feierlichkeit ging mit so vieler Ordnung und Munterkeit ab, daß ich glaube, die beiden Damen, welche des üblen Wetters unge-

[1]) Kabinettsorder vom 10. Juli 1798.

achtet der Prüfung beywohnten, werden es nicht bereuen, einige Stunden ihren häuslichen Geschäften abgebrochen zu haben.

Gewöhnlich werden die Kinder dieses Regiments nach der Prüfung mit Kuchen und Wein tractiret, der Fleißigste gekleidet und einige der Fleißigen mit Schuhen und Strümpfen beschenkt, welches ihnen allerdings sehr zur Aufmunterung gereichen muß . . . .

Wenn der ungenannte Berichterstatter bemerkt, daß das Gespräch über den menschlichen Körper etwas zu gelehrt gewesen sei, so wird er damit nicht ganz Unrecht gehabt haben. Daß man in dem Eifer, die Leistungen der Schule zu erhöhen, zu weit ging, ist wohl zu verstehen. Jede Schule wollte bei den öffentlichen Prüfungen glänzen; jeder Feldprediger wollte den geladenen Gästen und vor allem den Offizieren zeigen, daß die Schule unter seiner Leitung einen vorzüglichen Stand einnehme und die Schwesteranstalten in diesem oder jenem Fache übertreffe, und jeder Lehrer wollte Wissen, Geschicklichkeit und fleißige Arbeit bekunden. Auch die Offiziere spornten Lehrer wie Kinder zu erhöhter Tätigkeit an; denn „Eine gute Schule gehörte mit zu dem Begriff eines guten Regiments.“ So kam es, daß man Überflüssiges auf Kosten des Notwendigen trieb. Namentlich wurde der Unterricht in den Realien betont und ausgedehnt. Eine Menge von Zahlen und Namen vermittelte man im Geschichts- und Geographieunterricht, und der Sitte der Zeit folgend, trieb man Statistik, Weltkunde und Politik. Ja, es soll vorgekommen sein, daß befähigte Knaben Unterricht im Latein erhielten, und daß mit ihnen Livius gelesen wurde. Solche Dinge konnten nur auf Kosten des Gesamtsunterrichts geschehen, und dieser mußte darunter leiden. Auch die Berücksichtigung einzelner Schüler, denen man schon vor dem Eintritt in die Kompagnie Aussicht auf Avancement machte, zeitigte ungesunde Verhältnisse.

Wenn auch solche Auswüchse nur vereinzelt vorkamen, so entgingen sie doch den leitenden Männern nicht, und dem Könige schien es nötig, dem „Zuweit“ ein „Halt“ zurufen zu müssen. Am 31. August 1799 erfolgte die „Cirkular-Verordnung an sämmtliche Regimenter und Bataillons, den Unterricht in den Garnisonschulen betreffend.“ Der Monarch spricht den Regimentern und Bataillonen seine Zufriedenheit über die erfolgte Verbesserung und dauernde Gestaltung der Schulen aus und hofft, daß sie darin fortfahren werden. Er findet, daß einzelne Schulen über das Ziel zum Schaden der Jugend und Bevölkerung hinausgehen und gebietet, den Stoff des Unterrichts auf das Notwendige und Nützliche zurückzuführen, das Wissenschaftliche auszuschließen und die Religion mit dem Gesamtunterricht zu verweben. Er wünscht, daß ein zweckmäßiges Lehrbuch, das den Gesamtstoff der Schule bietet, verfaßt und mit jeder Soldatenkinderschule eine Industrieschule verbunden werden möchte.

Dem Befehl der Order, den Unterricht auf das Notwendige und Nützliche zurückzuführen, kamen auch die Berliner Regimenter nach. Die bestehenden Elite-Gruppen verschwanden, und die Feldprediger erhielten von den Regimentschefs bezw. Kommandeuren Befehl, „die Lehrpläne der Königlichen Verordnung gemäß zu gestalten.“ Die Stoffe in den Realien wurden beschränkt, Welt- und Himmelskunde und Statistik aus den Lehrplänen gestrichen. An die Stelle des dürren Moralunterrichts trat ein allgemeiner Religionsunterricht (bibl. Geschichte), während der spezielle Konfessionsunterricht den Geistlichen überlassen blieb. Der Unterricht in der vaterländischen Geographie und Geschichte mußte vertieft und erweitert und letztere Disziplin durch Mitteilung von patriotischen Taten belebt werden.

Dem von dem Monarchen ausgesprochenen Wunsch, daß ein umfassendes, allgemeines Schulbuch, das sowohl in Soldaten- als auch in Bürgerschulen mit Erfolg benutzt werden könnte, wurde mehrfach entsprochen. Eine Reihe von Schulbüchern, die dem Prinzip Rechnung trugen, darunter einige, die von Berliner Schulmännern verfaßt waren, erschienen und wurden dem Könige übersandt. Keines fand seine Anerkennung, auch nicht das von dem Altmeister Friedrich Eberhard von Rochow verfaßte, und sein Befehl, es möchte aus den vorhandenen Arbeiten ein brauchbares Buch vom Oberschulkollegium und Feldpropst Kletschke zusammengestellt werden, ist nicht ausgeführt worden.

Die Friedensjahre bis 1806 waren der weiteren Ausgestaltung der Regimentsschulen äußerst günstig. Die soziale Not in den Soldatenfamilien, die stets hemmend gewirkt hatte, schwand dank der getroffenen Einrichtungen: Kinderverpflegungsgelder, Erhöhung des Soldes der Unteroffiziere aus den Einnahmen des Impostes, freie Unterrichtsmittel, Verdienst der Kinder in der Industrieschule, und die Gratifikationen, die Lehrer und Feldprediger aus den Zinsen der sehr bedeutenden Schulkapitalien der Regimenter erhielten, trugen ebenfalls dazu bei, ihre Arbeitsfreudigkeit zu erhöhen und die Erfolge des Unterrichts zu steigern. Die Berliner Regimentsschulen standen auf der Höhe der Zeit; ihre Leistungen gingen über die der Elementarschulen hinaus. Sie waren gute Bürgerschulen, die jeden Vergleich mit ihren Schwesteranstalten, den Zivilschulen, aushielten.

Die folgende Tabelle mag ein Bild von den Schulen der Berliner Regimenter[1]) im Jahre 1806 geben.

---

[1]) Das Regiment Nr. 46 war 1793 nach Thorn, 1795 nach Warschau, das 2. Artillerieregiment 1789 nach Breslau und das 4. 1796 nach Königsberg i. Pr. verlegt worden. Jedes Regiment mit Ausnahme von No. 1 und 26 besaß eine Industrieschule. Viele Soldatenkinder besuchten Parochialschulen und die seit 1793 bestehenden Erwerbschulen.

Regiment	Kaserne, Quartier	Schule	Feldprediger	a) Lehrer b) Küster[1]	III. Bataillon	Inv.-Komp.
Nr. 1. Grf. von Kunheim.	Neue Friedrichstraße und Contre Eskarpe.	Garnisonschule. Für kleinere Kinder eine Schule in der Kaserne.	Rolle.	a) Ein Feldwebel. b) ? ?	Strausberg Stadtschule.	Strausberg Stadtschule.
Nr. 13. vonArnim.	Neue Kommandantenstraße.	Eine zweistufige Kasernenschule und eine zweistufige Revierschule.	Bandow.	a[1]) Blenz. a[2]) Janke. b) ? ?	Spandau Garnisonschule.	Spandau Garnisonschule.
Nr. 19. Prinz von Oranien.	Kasernenstraße.	Eine zweistufige Revierschule. Eine Kasernenschule.	Himmerlich.	a) Brunner. b) Eger.	Küstrin Garnisonschule.	Mohrin Stadtschule.
Nr. 23. von Winning.	Contre Eskarpe.	Garnisonschule. Jedenfalls bestand für die kleineren Kinder wie bei Reg. 1. eine Kasernenschule.	Starke.	a) ? ? b) ? ?	Bernau Stadtschule.	Rathenow Stadtschule.
Nr. 25. von Möllendorf.[2])	Hallische Tor.	Eine zweistufige Revierschule und eine zweistufige Kasernenschule.	Uhden.	a[1]) Hoffmann. a[2]) Müller. b) ? ?	Eberswalde Stadtschule.	Kremmen Stadtschule.
Nr. 26. von Alt-Larisch.	Neue Friedrichstraße.	Eine Revierschule und eine zweistufige Kasernenschule.	Küntzel. Mehring adj'.	a[1]) Schneider sen. a[2]) Schneider jun. b) ? ?	Krossen Stadtschule.	Bernau Stadtschule.
I. Artillerie-Regiment.	Friedrichstraße. Kirchhofsstraße.	Eine zweistufige Kasernenschule.	Siehe Reg. Nr. 1.	a) Heuser.	—	Die Invaliden dieser Regimenter gehörten zur Provinzialinvaliden Kompagnie Trebbin Stadtschule.
III. Artillerie-Regiment.	Ziegelstraße.	Eine zweistufige Kasernenschule.	Siehe Reg. Nr. 1.	a) Bellert.	—	
Kürassier 10. Gensdarmes.	Auf der Friedrichstadt.	Eine zweistufige Revierschule.[3])	Unverdorben.	a) Beyer.	—	
Leibhusaren v. Rudorff.	Am Hallischen Tor	Eine zweistufige Revierschule.	Siehe Reg. Nr. 25.	a) Friebezeiser.	II. Bat stand in Beeskow, Müllrose, Fürstenwalde.	

[1]) Die Namen der Lehrpersonen sind einer Liste aus dem Jahre 1809 entnommen. Da sämtliche Berliner Regimenter aufgelöst waren, so waren auch die Küster, die die Regimenter ins Feld begleitet hatten, entlassen worden.

[2]) 1797 war das Bat. Leibhusaren aus dem Schulverband des Regiments geschieden und die 3 stufige Kasernenschule wurde wieder eine 2 stufige.

[3]) Sie wurde von den Kindern der beiden Eskadronen Garde du Corps besucht.

Jedes Regiment, mit Ausnahme von 1. und 23., hatte eine Industrieschule. Viele Soldatenkinder besuchten auf Kosten des Regiments oder ihrer Eltern Parochialschulen. Die Kinder der beiden Eskadron Garde du Corps (Kürassierregiment Nr. 13.) waren der Schule des Regiments Gensdarmes und die der reitenden Artillerie den Schulen des 1. und 3. Artillerieregiments überwiesen. Die Kinder der Pontoniers und der nicht regimentierten Soldaten gehörten zur Garnisonschule. —

Infolge der unglücklichen Schlachten von Jena und Auerstädt brach die preußische Armee zusammen. Die meisten Regimenter lösten sich auf, und von diesem Geschick wurden auch sämtliche in Berlin garnisonierenden Regimenter betroffen. Nur die Reste des stolzen Kürassierregiments Gensdarmes schlugen sich, tapfer kämpfend, nach Preußen durch und bildeten später den Stamm für das neu errichtete Kürassierregiment Nr. 6.

Es waren traurige Zeiten für König und Volk und für Soldaten. Am traurigsten waren die eintretenden Verhältnisse für die armen Soldatenfamilien. War schon das Leben in den Friedenszeiten für sie an Entbehrungen reich gewesen, so gestaltete sich jetzt ihre Lage zu einem grenzenlosen Elend, das mit der eintretenden Landesnot stetig wuchs. Aber auch in diesen Zeiten zeigte sich der Wohltätigkeitssinn der Berliner, der während des siebenjährigen Krieges soviel Not und Elend in den Soldatenfamilien gelindert hatte, im schönsten Lichte. Das Sprichwort „daß das Unglück die Menschen näher zusammenführt," bewahrheitete sich auch jetzt. Die Zeiten (Friedrich Wilhelms I.), in denen sich Bürger und Soldat feindlich gegenüberstanden, waren seit Jahrzehnten vorüber. Der menschenfreundliche Sinn der meisten Berliner Regimentschefs und Offiziere, besonders des Gouverneurs, Feldmarschalls von Möllendorff, und der philanthropische Geist, der in den meisten Bürgerkreisen der herrschende war, hatten die Gegensätze gemildert und aufgehoben. Man hatte Mitleid mit dem unglücklichen Los der armen und verlassenen Soldatenfrauen und Kinder, deren Männer und Väter tot, verwundet, krank, gefangen und zersprengt waren, und die hungernd und frierend in den Häusern und auf den Straßen bettelten. Was private und öffentliche Wohltätigkeit zu leisten imstande war, das ist in jenen Tagen geschehen.[1]) Eine Reihe von Veranstaltungen wurden getroffen, um den Soldatenfrauen und Kindern Arbeit und Verdienst zu schaffen, sie vor dem moralischen Untergang zu bewahren. Noch heute bestehen Stiftungen (Friedrichs- und Luisenstift), die zu ihrem Besten gemacht wurden.

Während die meisten Schulen der aufgelösten Regimenter eingingen, blieben die Berliner Regimentsschulen bestehen, und dies verdanken sie

[1]) Man vergleiche die Aufrufe in den Jahrgängen 1806, 07, 08 der Vossischen Zeitung; in allen Ständen zeigte sich Wohltätigkeit zu Gunsten der Soldatenkinder.

der Uneigennützigkeit und Pflichttreue der Lehrer und dem patriotischen Sinn des Magistrats. Zwar waren Feldprediger und Küster aus ihren Ämtern geschieden und die Schulkommissionen aufgelöst; aber dennoch gingen die Schulen nicht ein, sondern wurden von den Lehrern, obwohl sie zunächst kein Gehalt erhielten, fortgeführt. Ihre selbstlose, patriotische Handlungsweise ist wiederholt von den höchsten Staatsbehörden und auch vom Könige anerkannt worden. Der Magistrat der Stadt zahlte ihnen später ihre Gehälter und ließ durch ein neugebildetes Kirchen- und Schulbureau ihre amtliche Tätigkeit überwachen und die Schulverhältnisse, so gut es ging, regeln. An einen ununterbrochenen Unterricht war allerdings nicht zu denken. Die häusliche Not drängte mehr denn je zum Miterwerb, und die Autorität der Offiziere, die bis dahin so fördernd auf Disziplin und Unterricht gewirkt hatte, war nicht mehr vorhanden. Dazu kam, daß die Kasernen vom Feinde besetzt und die Schulen hinausgewiesen wurden. Die Lehrer mußten selbst für Wohnung und Schullokal sorgen, und dies war bei den geringen Mitteln und bei der starken Bequartierung mit großen Schwierigkeiten verknüpft.

Mit dem 1. April 1809 löste der Magistrat von Berlin, infolge der Neuregelung der Staatsbehörden, das Schulbureau auf, stellte seine Gehaltszahlungen an die Lehrer ein und überwies Schulen und Lehrer den Militär- und Zivilbehörden. Der Oberpräsident der Kurmark, Sack, und der Gouverneur von Berlin, General L'Estocq, wandten sich an den kommandierenden General der brandenburgischen Brigade, von Tauenzien, mit der Bitte, die Schulen den Regimentern, die die Kantons der aufgelösten Truppenteile bezogen hätten, zur Unterhaltung zu überweisen. Dies konnte nur in geringem Umfange geschehen. Das Leib-Infanterieregiment Nr. 8 übernahm die Schule des Inf. Reg. Nr. 13 von Arnim, die brandenburgische Artilleriebrigade die des 1. und 3. Artillerieregiments und das brandenburgische Husarenregiment die des Leibhusarenbataillons von Rudorff. Für die übrigen Regimentsschulen waren keine Fonds vorhanden. Am 28. April 1808 berichtete der Oberpräsident der Kurmark über den Zustand der Schulen dem Allgemeinen Kriegdepartement und bat, daß im Generaletat der Armee ein Fonds zu ihrer Unterhaltung angewiesen werden möchte. Eine Entscheidung erfolgte zunächst nicht, da noch keine grundlegenden Bestimmungen über die künftige Gestaltung des Militärschulwesens getroffen waren. Der König ernannte zu diesem Zweck eine Kommission, die aus dem General von Scharnhorst (Vorsitz), dem Obersten Gr. von Lottum, den Staatsräten Wilhelm von Humboldt, Nicolovius und dem Major von Boyen bestand. Sie trat im Mai zusammen und faßte hinsichtlich des Militärschulwesens folgende Beschlüsse:

§ 9. „Die innere Einrichtung von Militärschulen, die Methode u.s.w. würden künftig so wie alle Lehranstalten von der vorgesetzten Staats-

behörde, nämlich der Section für den öffentlichen Unterricht, ausgehen, worüber noch die näheren Bestimmungen mit dem Allgem. Kriegsdepardement einzuleiten wären."

§. 10. „Die bis jetzt noch bestehenden Schulen für Soldatenkinder nach und nach mit den Bürgerschulen zu vereinigen."

§. 11. „In Hinsicht der Garnisonschulen der aufgelösten Regimenter würde festzusetzen sein, daß solche in den Städten, wo sich gegenwärtig wieder Garnisonen befinden, durch die den Regimentern bewilligten Schulunterhaltungsgelder soviel als möglich mit erhalten werden möchten, bis eine neue bessere Einrichtung der städtischen Schulen dies künftig überflüssig machen dürfte. In denjenigen Städten, welche nicht wieder Garnisonen erhalten haben, würden die Soldatenschulen, wenn ihnen eigene Fonds zu ihrer ferneren Unterhaltung fehlen, baldigst mit den Bürgerschulen zu vereinigen und auf Wiederanstellung der dadurch brotlos werdenden Lehrer soviel als möglich schleunig zu rücksichtigen sein."

Die noch bestehenden Schulen der aufgelösten Regimenter sollten also aufgelöst werden. Wenn auch die K.-O. vom 30. Juni 1809, die das Militärkirchenwesen im Sinne der Beratungen der Kommission regelte, des Militärschulwesens nicht gedachte, so wurde doch in der Praxis nach den obigen Beschlüssen verfahren, zumal da die K.-O. vom 27. November d. J. den Soldaten, die nach dem 1. Januar 1810 die Ehe schließen würden, den Servis, die Kindergelder und das Recht des freien Schulunterrichts entzog, den bisher verheirateten aber diese Vergünstigungen ausdrücklich gewährleistete.

Die Militärbehörden sagten sich von der Unterhaltungspflicht der alten Regimentsschulen los und überwiesen sie den Zivilbehörden. In diesem Sinne berichtete auch der Oberstleutnant von Rauch vom Allg. Krg.-Dep. am 31. Mai 1809 an die Sektion für den Kultus und öffentlichen Unterricht, daß keine Mittel zur Unterhaltung dieser Schulen vorhanden seien. „Die Kollegia, welche bisher für diese Schulen nach Möglichkeit sorgten, sind aus ihrem Wirkungskreis getreten, und die Mildthätigkeit gutherziger Menschen, die zur Erhaltung concurrirt haben, ist größtentheils durch eigne Erschöpfung so precair, daß darauf die Fortdauer nicht calculirt werden kann, da die neuen Regimenter höchstens für eigne Kinder sorgen können, so ist einzig und allein von der Section für den Cultus Vorsorgung zu erwarten." Die Antwort dieser Behörde lautete wenig tröstlich. „Der Generalschulfonds könne," so heißt es, „nicht einmal die etatsmäßigen Ausgaben bestreiten, viel weniger die überwiesenen. Die Section kann sich nur darauf beschränken, für die interimistische Erhaltung dieser Schulanstalten, sowie für Hilfsbedürftigkeit derselben in einzelnen Fällen, die zur Sprache gebracht werden, zu sorgen, bis etwa nach vollendeter Untersuchung des Kassenwesens der aufgelösten Regimenter hinreichend Fonds zu

ihrer Unterhaltung ausgemittelt sind. Sie nimmt Bedacht, daß die Lehrer anderweitig versorgt, die Kinder in Schulen untergebracht und gleich andern Schulkindern mit Büchern und freiem Unterricht unterstützt werden. Sie hat den König gebeten, daß die Berliner Militärschullehrer ihr Gehalt für 3 Monathe aus den Königlichen Kassen bewilligt erhalten."

Das letztere geschah auch in Berlin. Die Lehrer erhielten unter Anerkennung ihrer treuen Arbeit und Pflichterfüllung und ihres selbstlosen Verhaltens in den Tagen des Unglücks auf Befehl des Königs ihr Gehalt für 3 Monate ausgezahlt.

Die endgiltige Regelung der Berliner Regimentsschulverhältnisse erfolgte im Jahre 1810. Auf Grund der oben genannten Kommissionsbeschlüsse traten der Gouverneur von Berlin und der Oberpräsident der Kurmark, Sack, in Verbindung. Letzterer beauftragte den Oberkonsistorialrat Nolte von der Kurmärkischen Regierung mit der Regulierung. Auf seinen Vorschlag wurde zunächst die 1806 aufgelöste Militär-, Kirchen- und Schulkommission wiederhergestellt und eine Feststellung der noch vorhandenen schulpflichtigen Militärkinder vorgenommen. Ihre Zahl betrug über 1500, von denen 342 die Schule nicht besuchten. Insbesondere waren die Schulen der ehemaligen Regimenter von Oranien, Möllendorff, Alt-Larisch und Gensdarmes in einem überaus traurigen Zustand. Nolte unterbreitete dem Gouverneur und Oberpräsidenten folgende Vorschläge:

1. Die Schulen der aktiven Regimenter (Leib-Infanterieregiment, Artillerie) werden aufgelöst und die Kinder den Parochialschulen gegen ein monathliches Schulengeld von 12 Gr. überwiesen.
2. Die Kinder der inaktiven Soldaten werden in besonderen Schulen mit Hilfe von Seminaristen aus dem Küsterseminar unterrichtet.
3. Mit diesen Schulen werden Arbeitsanstalten für Alt und Jung verbunden.
4. Die noch nicht beglichenen Ansprüche der Lehrer erfolgt aus den eingezogenen Beständen der Schulkassen der aufgelösten Regimenter.

Da auch der kommandierende General von Tauenzien die Vorschläge annehmbar fand, so sandte er sie am 2. Januar 1810 dem Könige ein und bat in einem Immediatbericht unter Darstellung der überaus traurigen Lage um Regulierung des Schulwesens. Der König beauftragte am 2. Februar das Allgem. Krgs. Dep., mit der Sektion für den öffentlichen Unterricht in Verbindung zu treten und die Berliner Regimentsschulverhältnisse unter Beachtung der Nolteschen Vorschläge zu regeln. Die Kommission trat unter dem Vorsitz des Generals von Scharnhorst zu Ende des Monats April zusammen und übersandte am 6. Mai dem Monarchen einen Immediatbericht, der in seinen Grundzügen den Nolteschen Vorschlägen entsprach. Der König vollzog am 11. Mai 1810

eine dahingehende Kabinettsorder, die über die Schulen der aktiven und aufgelösten Regimenter folgendes bestimmte:

1. Für die schulfähigen Kinder der aktiven Truppen sind keine gesonderte Schulen zu errichten; sie sind gegen ein jährliches Schulgeld von 2 Thl. für das Kind den Parochialschulen zu überweisen.

2. Die Kinder der inaktiven Truppen werden in drei besonderen (Kasernen) Schulen unterrichtet.

3. Die Lehrer an den Schulen der aufgelösten Regimenter erhalten aus königlichen Kassen das Gehalt (354 Thl.) für die Monate Januar, Februar und März 1810 gezahlt; die Begleichung ihrer noch restierenden Gehaltsforderungen (1202 Thl. 22 gGr.) erfolgt nach der Regulierung des Kassenwesens der aufgelösten Regimenter. Ihre baldige Anstellung im Zivilschuldienst bezw. Pensionirung ist zu bewirken.

Die Kabinettsorder bestimmte das, was am 1. April 1810 tatsächlich schon geschehen war. Die Regimentsschulen wurden mit diesem Zeitpunkt oder im Laufe des Jahres aufgelöst, die Lehrer unter Anerkennung ihrer treuen Dienste und ihrer Uneigennützigkeit in den Tagen des Unglücks pensioniert und ihnen die rückständigen Gehaltsforderungen ausgezahlt. Zwei von ihnen, Friebezeiser und Blenz, übernahmen die Leitung einer Parochialschule, und beide haben noch längere Zeit im Berliner Schulwesen höchst segensreich gewirkt.

Das gesamte Militärschulwesen wurde der Garnison-Kirchen- und Schulkommission unterstellt, und in ihrem Auftrage entwarf der Brigadeprediger Dr. Mann am 11. April 1810 eine Schulordnung, die folgende wesentliche Bestimmungen enthält:

1. Die Kinder der aktiven Soldaten besuchen von ihrem 6. Jahre an die ihnen zugewiesenen Parochialschulen.

2. Das 1. Westpreußische Infanterieregiment und die Brandenburgische Artilleriebrigade behalten vorläufig ihre bestehenden Schulen.

3. Für die Kinder der inaktiven Truppen werden drei Kasernenschulen errichtet.

4. Die Lehrer der Parochialschulen erhalten für jedes Soldatenkind ein monathliches Schulgeld von 5 Gr.; irgend welche Vergütigung z. B. für Heizung wird nicht gewährt. Die Kompagniechefs sorgen, sofern die Eltern völlig mittellos sind, für die Beschaffung der nothwendigsten Unterrichtsmittel: Papier, Tinte, Federn etc.

5. Das Militär läßt den Schulbesuch der Kinder überwachen. Die betreffenden Lehrer sind den Militärpersonen nicht unterstellt. Glauben letztere Übelstände in den einzelnen Schulen zu bemerken, so ist der Garnison-Kirchen- und Schulkommission Anzeige zu erstatten.

6. Die Parochialschullehrer müssen auf die Militärkinder die gleiche Sorgfalt wie auf die Bürgerkinder verwenden und auch in der Art der Behandlung keinen Unterschied machen.

Am 1. April 1811 war das schwierige Werk durch den Brigadeprediger Dr. Mann und den Garnisonprediger Schlippstein durchgeführt. Mit Schluß des Schuljahres, am 21. März 1812, fand in der Garnisonkirche eine öffentliche Prüfung statt, zu der alle Soldatenkinder, es waren über 1200, erscheinen mußten. Es war wohl mehr eine Präsenskontrolle als Prüfung, die veranstaltet wurde; denn in der für sie angesetzten Zeit von drei Stunden konnte man doch kein Ergebnis von den Erfolgen des Unterrichts erlangen. Nach einem Schulbericht des Predigers Dr. Mann vom 21. August 1812 boten die Militärschulverhältnisse folgendes Bild:

1.	Schule für Kinder inaktiver Soldaten in der „Alt-Larisch-Kaserne“ unter Leitung des Lehrers Wegener	106 Kd.
2.	Schule für Kinder inaktiver Soldaten in der „Kunheimschen-Kaserne“ unter Leitung des Lehrers Brandt	186 -
3.	Schule für Kinder inaktiver Soldaten unter Leitung des Lehrers Fürstenau	195 -
4.	Schule der Brandenburgischen Artillerie-Brigade Lehrer Bellert	124 -
5.	Schule des 1. Westpreußischen Infanterie-Regiments Lehrer Röhr	48 -
6.	24 Parochialschulen für Kinder aktiver Truppen . .	146 -
7.	Schule unter Leitung des katholischen Inspektors Troschel, welche von Kindern aktiver und inaktiver Soldaten besucht wird	140 -
8.	Schule des Lehrers Friebezeiser, die von den Kindern des brandenburgischen Husarenregiments besucht wird	43 -
9.	Schule des Kantors Grahl, die von den Kindern der Jägerkompagnien besucht wird	18 -
10.	Garnisonschule	200 -
	Zusammen . . .	1206 Kd.

Der Prediger Mann schließt seinen Bericht mit den Worten: „Mögen freilich auch manche Wünsche übrig bleiben; immer aber ist das Resultat ein erfreuliches, wie mit so beschränkten Mitteln doch auch soviel geleistet worden ist, und es gewährte allerdings am vergangenen Ostern 1812, als in hiesiger Garnisonkirche ein öffentliches Examen gehalten wurde, einen rührenden Anblick, die 1200 Kinder zusammen zu sehen, für deren erste Bildung so wohlthätig gesorgt war!“

Mit dem Ausmarsch der aktiven Truppen verringerte sich die Zahl der der Kinder; viele Mütter zogen fort und suchten in der Heimat Erwerb. Auch die Zahl der Kinder der inaktiven Soldaten verringerte sich ständig. Die Aufsicht über die verbleibenden schulpflichtigen Soldatenkinder führte der Diakonus an der St. Nikolaikirche, Grell, der bis dahin Rektor der Garnisonschule gewesen war. Die Schulunterhaltungsgelder zahlte die Stadt Berlin; die Begleichung der Ausgaben erfolgte nach

Rückkehr der Truppen in den Jahren 1816 u. 17. Während dieser Zeit waren die Schulen des 1. Westpreußischen Infanterie-Regiments, der Brandenburgischen Artilleriebrigade und die beiden Kasernenschulen, die von den Lehrern Brandt und Fürstenau geleitet wurden, aufgelöst worden. Am 1. April 1818 erfolgte durch den Garnisonprediger Ziehe die Auflösung der letzten Kasernenschule, und ihr Lehrer Wegener wurde auf Wartegeld gesetzt. — Damit schließt die fast hundertjährige Geschichte der Berliner Regimentsschulen.

III. Die Schulen des Invalidenhauses.

Die lutherische und katholische Schule des Invalidenhauses verdanken ihre Gründung dem Könige Friedrich dem Großen, der im § 19 der Instruktion vom 31. August 1748 dem Kommandanten befahl:

„Der Kommandant soll von jeder Religion einen Unteroffizier oder Gemeinen aussuchen, welcher bey dem Gottesdienst vorsinget, die Kirche reinhält, auch die Kinder im Lesen, und Christenthum informiret, wofür Er Monathlich extra ordinaire 1 rthl. 6 gGr. bekömmt. Zur Schule wird ein Zimmer angewiesen und Holz darauf zu gut gethan."

Die beiden Schulen entsprachen in ihrer inneren und äußeren Einrichtung den Regimentsschulen. Den Unterricht erteilten dazu befähigte Invaliden, die zugleich Küster des Hauses waren. Patron der Schule war der Kommandant und ihre Inspektoren die beiden Geistlichen. Durch Vokation wurde diesen die gewissenhafte Aufsicht über die Schule zur Pflicht gemacht. Es heißt:

„Insbesondere wird Ihm annoch auferleget, daß Er der in seiner Gemeinde befindlichen Jugend sich annehme und derselben Erziehung und Unterrichtung, soviel davon in sein Amt läuft, insonderheit denen dieserhalb herausgekommenen Königlichen Edikten gemäß mit aller Treue sich angelegen sein lassen."

Über die Entwicklung der beiden Schulen geben die Akten des Invalidenhauses nur spärliche Nachrichten. Die katholische Schule ging zu Ende des Jahrhunderts ein, und die Kinder besuchten städtische Schulen oder nahmen an dem Unterricht in der lutherischen Schule des Hauses (mit Ausnahme in der Religion) teil. Aber auch die Verhältnisse der letzteren waren traurig. Die Wohnstube des Küsters diente gleichzeitig als Schulraum, und da der Küster, um seine geringen Einkünft zu erhöhen, Kinder von Erbzinsleuten, die sich auf dem Grundstück des Hauses niedergelassen hatten, aufnahm, so war der Raum vollständig ungenügend und unzureichend. Viele Invaliden hielten, um die Ausgaben an Schulgeld und für Lernmittel zu sparen, ihre Kinder vom

Unterricht fern und begründeten dies mit dem Hinweis auf den geringen Nebenerwerb.

Von der Bestimmung, daß Invaliden zum Unterrichten herangezogen werden sollten, scheint man bald Abstand genommen zu haben; die lutherische Küster- und Lehrerstelle wurde mit Seminaristen aus dem Landschulmeister- und Küsterseminar besetzt. Am 27. Juli 1782 meldete sich ein ehemaliger Husar vom Zietenschen Regiment Nr. 2, Stuhlmann[1]), bei dem Generaldirektorium um die erledigte lutherische Küsterstelle. Er war im Besitz des Invalidenscheines, besaß Fertigkeit im Orgelspiel und hatte sich auf dem genannten Seminar für den Unterricht vorbereitet. Unter Hinweis auf seine bedrängte Lage, er war Vater mehrerer Kinder, bat er um Berücksichtigung seiner Bitte. Sie konnte ihm nicht erfüllt werden; denn der Kommandant des Hauses, Oberst von Pelcherzim, hatte, „damit während der Krankheit des alten Küsters die Kinder nicht so herumlaufen möchten," die Stelle mit einem Präparanden besetzt. Das Militärdepartement des Generaldirektoriums war mit der Handlungsweise nicht einverstanden und erwiderte am 6. August 1782, „daß es gern gesehen haben würde, wenn der Oberst einen Invaliden, worunter es auch Präparanden gäbe, angesetzt hätte."

Zu einem erfreulichen Aufschwung, wie ihn die Berliner Garnisonschule und Regimentsschulen nahmen, gelangten die Schulen nicht. Sie scheinen in Vergessenheit geraten zu sein. Die Prinzipia des Oberkriegskollegiums vom 14. Februar 1797, durch die das gesamte Militärschulwesen geregelt wurde, gedenken ihrer nicht. Während jede Provinzialinvalidenkompagnie 24 Tl. und jede Regimentsinvalidenkompagnie 6 Tl. jährlich an Schulfondsgeldern erhielt, blieben beide Schulen von jeder Unterstützung ausgeschlossen. Der Kommandeur des Hauses, der Oberst von Valentini, beschwerte sich am 20. August 1801 bei dem Oberkriegskollegium, daß dem Invalidenhause keine Gelder für die Schule, (der katholischen wird nicht gedacht; sie war schon eingegangen) zuerteilt seien und bat um die Schulfondsgelder einer Provinzialinvalidenkompagnie (24 Tl.) für jede der drei Kompagnien. Das Kollegium erforderte einen Bericht über die äußeren und inneren Verhältnisse der Schule, der auch am 9. September 1801 erstattet wurde und ein recht trübes Bild von ihnen bietet. Die Schule wurde von mehr als 100 Kindern besucht, die Schulstube war feucht und für die Kinderzahl völlig unzureichend. Da sie gleichzeitig als Wohnraum diente, so mußte „das Unschickliche gleich in die Augen fallen und deshalb Abhilfe geschaffen werden." Der Oberst schlägt vor, ein zweites Zimmer dem Lehrer als Wohnraum zu geben und ihm ein festes Schulgeld, für das Kind eines Invaliden

[1]) Urkunde 6.

wöchentlich 6 Pf., zuzuweisen. Er beantragt, die katholische Schule wieder zu eröffnen und auch das Gehalt des katholischen Küsters als Lehrer entsprechend zu erhöhen.

Über die weiteren Verhandlungen fehlen die Akten; jedenfalls ist aber hinsichtlich der lutherischen Schule den Wünschen des Obersten entsprochen worden; denn mit dem 1. März 1803 trat ein erfreulicher Umschwung zum Bessern ein. Zum Küster wurde der Lehrer Kersten berufen, der nicht nur ein vorzügliches Lehrgeschick besaß, sondern auch seines Amtes mit Treue und Eifer waltete. Die Schule wurde zweiklassig und der Lehrplan im Sinne der damaligen Zeit im Geiste der Rochowschen Pädagogik gestaltet.

Die Unglücksjahre wirkten, da Napoleon dem Invalidenhause alle Gerechtsame und Einkünfte beließ, wenig störend auf die Entwicklung der Schule ein. Nach den Befreiungskriegen wurde an der evangelischen Schule ein zweiter Lehrer angestellt; auch hinsichtlich des katholischen Küsters wurde angefragt, ob er zum Unterrichten befähigt sei. Die Antwort des Gouvernements lautete verneinend, und die Wiedereröffnung der katholischen Schule verblieb. Im Jahre 1841 wurde ihre Errichtung wieder angeregt. Das Kuratorium der katholischen Kirche berief sich auf § 19 der Stiftungsurkunde und beantragte am 18. August 1841 bei dem Kriegsministerium, daß dem neu ins Amt tretenden Küster, Bombardier Meißner, ein entsprechendes Lehrergehalt bewilligt werde. Am 14. September erwiderte das Ministerium, daß der Küster Schule halten könne, daß aber aus königlichen Kassen hierfür keine Gelder bewilligt würden. Hiermit war die Angelegenheit erledigt; das Kuratorium sah von weiteren Anträgen ab, behielt sich aber das Recht vor, eine Schule einzurichten, wenn die Zahl der Kinder steigen sollte. In der Anstellungsurkunde des Küsters Meißner vom 17. 9. 1841 findet sich in Bezug auf Unterricht keine Verpflichtung.

Über die evangelische Schule liegen aus dieser Zeit mehrere Protokolle über die Jahresprüfungen vor. Sie geben Einblicke in die inneren Verhältnisse der Schule und berechtigen zu dem Schluß, daß ihre Leistungen einer guten Elementarschule entsprachen. Besonders gute Leistungen wurden nach dem Protokoll[1]) vom 20. Juli 1849 im Deutschen und in der Erdbeschreibung erzielt; auch die schriftlichen Arbeiten fand die Kommission „dem Stande der Schule entsprechend." Sie sprach den beiden Lehrern, Kersten und Mahrten, ihre Anerkennung für treue Arbeit und Pflichterfüllung aus.

[1]) „Heute in den Vormittagsstunden von 9—11 Uhr fand die Jahresprüfung der Königl. Invalidenhausschule im Lokal daselbst statt. Die Feierlichkeit begann mit Gesang und Gebet. Hierauf prüfte zuerst der Lehrer Mahrten die 2. Klasse in der Religion. Die Kinder

wurden über die Schöpfungsgeschichte und die Sündflut befragt und antworteten im allgemeinen nicht mit der erwünschten Sicherheit; doch waren ihnen die Hauptmomente bekannt. Lautieren war fleißig eingeübt. 2. Abtheilung. Lesen ziemlich gut; doch die Aussprache nicht deutlich genug. 1. Abtheilung: Rechnen. Die Operationen im Zahlenkreise von 1—100 wurden von den Kindern im ganzen ziemlich geläufig gelöst.

1. Klasse. Lehrer Kersten. Lesen im berlinischen Lesebuch und in der Bibel fließend und mit Ausdruck. Religion: Über die Geschichte des Tobias wurde geprüft. Die Kinder mußten sie erzählen und antworteten befriedigend auf die gestellten Fragen aus der Sittenlehre. Deutsch. Die Lehre vom Satz hatten die Kinder gut aufgefaßt und wußten sie richtig anzuwenden. Die grammatische Frage über das einzelne Wort wußten die Kinder richtig zu beantworten; doch zeichneten sich die Mädchen vor den Knaben aus. Erdbeschreibung. Das Wichtigste aus der Geograhpie Europas war den Kindern bekannt. Sie wußten die Hauptländer mit ihren Hauptstädten und Hauptflüssen. Die Eintheilung des preußischen Staates wurde speziell durchgenommen und von den Kindern recht gut beantwortet; ebenso die geographischen Verhältnisse Deutschlands.

Wegen der Kürze der Zeit fiel das im Programm vorhergesehene Rechnen in der Prüfung aus, und anstatt wurden einige Lieder gesungen.

Die schriftlichen Arbeiten und Pensenhefte lagen aus und wurden von den Anwesenden durchmustert und dem Stande der Schule entsprechend befunden. Die Prüfung schloß mit Gebet. Hierauf traten die Anwesenden zusammen und gaben ein Gesamturtheil über die Prüfung dahin ab: . . . . Malzewski, Generalmajor, Wächter, Füllgraff, Seidig. Diesem Prüfungsbericht ist auch das Programm beigefügt.

1. Klasse: Lesen im berl. Lesebuch. Kersten.
Bibl. Geschichte. Kersten.
Deutsch. 1. u. 2. Abt. Mahrten.
Erdbeschreibung. „
Rechnen. „

2. Klasse. Bibl. Geschichte. Mahrten.
2. Abt. Lautieren. „
2. Abt. Lesen. „
1. Abt. Rechnen. Kersten.

Schlußgesang mit Gebet.

Am 1. Juli 1858 schied der Lehrer Kersten nach 55jähriger Tätigkeit aus dem Amte. Der König ehrte seine Verdienste durch Verleihung des Roten Adlerordens IV. Klasse. Nach dem Bericht des Predigers Seidig vom 8. 4. 58 betrug sein Gehalt:

1. Löhnung	30 Tl.	— Gr.	Pf.
2. Kleine Montierungsgelder	4 „	— „	— „
3. Große „	6 „	— „	7 „
4. Brotkompetenzen . .	12 „	27 „	2 „
5. Küsterzulage	42 „	— „	— „
6. Schulgeld	72 „	— „	— „
7. Freie Wohnung . . .	100 „	— „	— „
8. Feuerung	21 „	27 „	2 „
9. Erleuchtung	3 „	20 „	— „

Zusammen 292 Tl. 14 Gr. 11 Pf.

Am 10. Juni 1858 genehmigte der Prinzregent die Pensionierung des Lehrers und Küsters Kersten, und durch Bestimmung des Kriegsministeriums wurde seine Pension auf 219 Tl. bemessen. Seine Stelle erhielt der Lehrer Löchner, der bis zum 1. 4. 1857 an der mit diesem Zeitpunkt aufgelösten Garnisonschule zu Spandau gewirkt hatte. Seine Berufungsurkunde wurde vom Prinzregenten am 6. Mai 1858 vollzogen.

Durch Kabinettsorder vom 5. November 1858 gestattete der Regent, daß eine katholische Schule errichtet würde. Für diese nahm das Kuratorium den Bombardier Neichsner in Aussicht. Beide Lehrerstellen wurden pensionsberechtigt und ihre Einkünfte folgendermaßen festgesetzt:

I. Ev. Küster- und Lehrerstelle:

1. Gehalt	161 Tl.
2. Zulagen als Lehrer aus dem Schulfonds des Invalidenhauses	72 „
3. Abgeschätzter Wert der Wohnung, Feuerungs- und Erleuchtungsmaterialien	62 „
Zusammen	295 Tl.

II. Die kath. Küster- und Lehrerstelle:

1. Gehalt	161 Tl.
2. Zulagen als Lehrer	24 „
3. Wert der Wohnung etc.	62 „
Zusammen	247 Tl.

Die zweite ev. Lehrerstelle war eingegangen; das Organistenamt an der ev. Kirche, das mit 69 Tl. dotiert war, wurde durch einen städtischen Lehrer verwaltet. Die Errichtung einer katholischen Schule blieb auch diesmal unausgeführt, weil der Küster Neichsner keine Lehrbefähigung besaß, und weil die Zahl der katholischen Kinder eine zu geringe war.

Die Amtsführung des Lehrers Löchner war keine glückliche. Wiederholte Streitigkeiten mit dem Gouverneur führten zu seiner Pensionierung und zur Auflösung der Schule. Am 1. Oktober 1886 wurde ihm vom Provinzial-Schulkollegium die Erteilung vom Unterricht an Zivilkindern untersagt. Das Kriegsministerium verfügte am 10. 9. 1888, daß

die Schule des Invalidenhauses mit dem 1. Januar 1889 eingehen solle. Löchner wurde mit 894 M. in den Ruhestand versetzt.

Mit der Auflösung der Schule des Invalidenhauses schließt die Geschichte der Berliner Militärschulen.

Urkunden.

Urkunde 1.

(Das Original befindet sich im Archiv der Garnisonkirche.)

Gesetze, welche zur Verbesserung der Berliner Garnisonschule von der angesetzten Schulkommission gemeinschaftlich entworfen worden sind.

I. Garnisonkirchen- und Schul-Kommission.

1. Die Kommission, welche aus zwei Stabsoffizieren, dem Oberkirchenvorsteher — das war der Garnisonauditeur, d. V. — und zwei Predigern der Garnisonkirche besteht, welche das hohe Gouvernement sämtlich dazu ernennt, kommt gewöhnlich den ersten Mittwoch im Vierteljahr zusammen und außerordentlich, so oft es die Umstände erfordern.

2. Zu außerordentlichen Versammlungen wird durch ein Zirkular von demjenigen Prediger eingeladen, welcher die monathliche Inspektion hat. Was man in diesen Versammlungen zum Besten der Schule abmacht, wird protokolliert, von der Kommission unterschrieben und dann beigelegt.

3. Sachen, welche schnell abgemacht werden müssen, werden durch ein Zirkular herum geschickt, und zwar fängt das Votieren bei dem letzten an.

4. Sollten die Mitglieder der Kommission nicht einerlei Meinung sein, so entscheidet nicht die Zahl der Stimmen, .weil diese zufällig sein kann, sondern die verschiedenen Meinungen, und die Gründe dazu werden in der Versammlung protokolliert und im Zirkular von einem jeden beigefügt. Diese verschiedenen Meinungen und Gründe werden dann der hohen Instanz des Gouvernements zur Entscheidung vorgelegt.

II. Schullehrer.

1. Wenn ein Schullehrer und Kirchenbedienter angenommen wird, so geschieht seine Prüfung und Vereidigung vor der Kommission. Es wird darüber ein Protokoll aufgenommen und an das hohe Gouvernement berichtet, weil von diesem die Vokation gegeben wird.

2. Wenn ein Schullehrer oder Kirchenbedienter verreiset, so muß er die Erlaubniß dazu von der Kommission haben, und der Rektor muß alsdann für die Vereinigung der Klassen sorgen. Nur dürfen dergleichen Reisen nicht zu oft vorkommen, weil sonst die Schule darunter leiden müßte.

3. Ebenso wird es in Krankheitsfällen mit Vereinigung der Klassen gehalten.

III. Schule.

1. Die Kinder, welche in der Schule aufgenommen werden, müssen schon 6 Jahr alt sein.

2. Solange Kinder beiderlei Geschlechts zugleich unterrichtet werden, kommen die Kleinen nur des Vormittags.

3. Die Schulstunden sind des Vormittags von acht bis elf Uhr und des Nachmittags von zwei bis vier Uhr. Mittwoch- und Sonnabendnachmittag ist frei; nur wird von zwei bis drei Uhr an diesen Tagen von dem Kantor Singstunde gehalten.

4. Die Stunden gehen mit dem Glockenschlag an und werden etwa fünf Minuten vor dem Schlag geschlossen, damit die Katechumenen zur rechten Zeit mit dem Schlage um elf Uhr bei dem Pfarrer sein können.

5. Zu diesem Ende finden sich die Kinder schon vor dem Schlage in der Klasse ein, und in dieser Absicht werden die Klassen, welche außer den Schulstunden verschlossen gehalten werden, schon dreiviertel vor acht und zwei Uhr geöffnet. Aber sobald sie geöffnet sind, muß einer von den Erwachsenen in jeder Klasse die Aufsicht haben, damit bis zur Ankunft des Lehrers alles ruhig und ordentlich zugeht.

N. B. Die Prediger halten ihre Kinderlehre nicht in den Klassen und ist ihnen der Gebrauch der Küster-Sakristei dazu verstattet; nur müssen dieselben auf ihre Kosten heizen lassen. Auch ist dieser Vortheil den gegenwärtigen Predigern zugestanden, wenn ihre Wohnung nicht zur Kinderlehre eingerichtet ist.

6. Den Schlüssel zu den Klassen hat der Rektor, und der Hausknecht schließt sie auf. Zugeschlossen wird sie von dem Lehrer, der zuletzt aus der Klasse geht.

7. Jedes Kind geht, wenn es kommt, gerade in die Klasse hinein, setzt sich an seinen Ort uud bereitet sich auf den Unterricht vor. Es kann nicht verstattet werden, daß die Kinder sich vor dem Hause oder in demselben oder auf dem Hofe versammeln und dann haufenweise in die Klasse gehen.

8. Beim Weggehen gehen die Kinder paarweise still und ordentlich, ohne alles unnöthige Geräusch, Mädchen allein und Knaben allein, weg. Jeder Lehrer hat bei seiner Klasse darnach zu sehen, daß daran gehalten wird. Die Klasse, welche der Treppe am nächsten ist, geht zuerst weg.

9. Wird ein Lehrer in der Stunde herausgerufen, so wird die Klassenthür geöffnet, aber dessenungeachtet doch noch ein Aufseher in derselben bestellt.

10. Zu viele Kinder müssen nicht mit einmal aus den Klassen gelassen werden, weder zwischen noch in den Stunden. Es versteht sich von selbst, daß man dabei so vorsichtig verfährt, nicht zugleich Knaben und Mädchen hinausgehen zu lassen; selbst bei den kleinen Kindern muß man darauf sehen, damit ihnen die Abänderung in der Folge nicht auffalle.

11. Wer nach dem Schlage kommt, darf während des Gesanges und Gebetes nicht in die Klasse hineingehen, sondern muß draußen so lange warten, bis der Gesang und das Gebet geendet ist, damit die anwesenden Kinder nicht in ihrer Andacht gestört werden.

12. Weder vor, noch zwischen, viel weniger in den Stunden kann die mindeste Unordnung geduldet werden. Z. B. Plaudern, Geräusch, Obstessen, anderes Essen, kein ungesittetes Betragen, Spielen und Stoßen mit Händen

und Füßen, Tauschen, Verschenken, Verhandeln und dergleichen noch viel weniger Beleidigungen.

13. Diesem Unfug desto sicherer vorzubeugen, darf kein Kind etwas in die Schule mitbringen, welches nicht dahin gehört; es habe Namen, wie es wolle, nicht einmal Bilder und dergleichen; die Sprüche damit zu zeichnen, dazu darf es nur eines Streifen weißen Papiers.

14. Bringt doch jemand dergleichen mit, wird es ihm abgenommen, und die beiden ersten Male nach den Stunden wiedergegeben; zum dritten Male gibt man es nicht wieder.

15. Der Unfug, daß viele Kinder bei dem Unterricht zugleich antworten oder gar wohl schreien, kann durchaus nicht geduldet werden; denn dadurch wird alle Zurechtweisung und Belehrung schlechterdings unmöglich. Auch darf niemand antworten, als wer gefragt wird. Ebensowenig darf auch jemand den andern anhelfen, wenn er nicht dazu aufgefordert wird. Bei dem Aufschlagen der Sprüche steht derjenige auf, der den Spruch gefunden hat, und der Lehrer ruft von denjenigen, die aufgestanden sind, einen zum Lesen auf.

16. Ordnung im Anzuge und Reinlichkeit, welche nichts kostet, muß von den Kindern beobachtet werden.

17. Kinder welche krank sind, oder einen Ausschlag haben, dürfen nicht in die Schule kommen.

18. Bleibt ein Kind aus der Schule, so müssen die Eltern oder Pfleger es gehörig bei dem Rektor entschuldigen, entweder persönlich oder schriftlich oder durch einen zuverlässigen Boten.

19. Damit kein Kind sich mit Unwissenheit entschuldigen kann, so sollen diese Gesetze denen Knaben alle Monath vorgelesen werden. Bei dieser Gelegenheit kann man es ihnen am besten begreiflich machen, wie heilsam und nothwendig diese Gesetze für sie selbst sind.

IV. Belohnungen.

1. Alle Jahre nach der Revue wird ein öffentliches Examen gehalten im Beisein einiger angesehener Männer; die Kommission ist dabei von Pflichtswegen.

2. Auf diesem Examen werden an diejenigen Kinder, welche von den Lehrern gewissenhaft als die besten angegeben werden, von einem Mitgliede der Kommission Bücher oder andere nützliche Dinge zur Belohnung ausgeteilt.

3. Die Belohnungen müssen nicht denjenigen gegeben werden, welche in Kenntnissen die meisten Fortschritte gemacht haben, denn der Fähige läßt andere ohne Mühe leicht hinter sich zurück, sondern denjenigen, welche sich vorzüglich viele Mühe geben, ihre Gaben und Fähigkeiten gut gebrauchen und namentlich denjenigen, die ein gutes Herz haben und Liebe zur Ordnung und Rechtschaffenheit blicken lassen.

4. Die Väter derjenigen Kinder, welche diese Belohnungen bekommen, lassen die Herrn Kompagniechefs bei der Parole, oder wo sie es am dienlichsten finden, ihre Freude über ihre sorgfältige und glückliche Kinderzucht durch den Feldwebel oder einen Unteroffizier zu wissen thun.

5. Nach dem Examen werden die Kinder nach ihren Fortschritten zur Belohnung ihres Fleißes versetzt.

V. Strafen.

1. Überhaupt muß vor allen Dingen dahin gesehen werden, daß der körperlichen Strafen so wenige als möglich sind. Man soll recht angelegentlich auf andere Menschen würdigere Besserungsmittel bedacht sein, welche auch nicht schwer zu finden sind, wenn man die Gemüthsart der Kinder nur erst kennt und bildet. Z. E. Stehen, Stehen an einem Strafort, Heruntersetzen, Ausschließnng vom Gesang und Gebet, Entziehung der Achtung, welche man besseren Kindern erweiset, Karzer und dergleichen, und müssen diese Dinge den Kindern sehr wichtig gemacht werden.

2. Sind körperliche Strafen nöthig, so müssen sie so eingerichtet werden, daß sie unschädlich sind.

3. Vornehmlich haben die Lehrer bei allen ihren Strafen, sogar bei ihren Bestrafungen mit Worten dahin zu sehen, daß sie ja nicht in Hitze gerathen, weil sonst nicht nur das bestrafte Kind, sondern auch andere nur gar zu leicht auf die Gedanken gerathen, die Strafe habe nicht so sehr die Besserung des fehlenden Kindes, sondern vielmehr die Befriedigung des erzürnten Lehrers zum Zweck. Auch muß man auf das sorgfältigste Übereilung und Bosheit unterscheiden.

4. Sollte ein Kind sich durch Trotz, Widerrede, Halsstarrigkeit usw. an einem Lehrer vergehen, so kommen alle Schullehrer zusammen. Denn Gehorsam ist die Seele aller, am meisten der Garnisonschulen. In einem solchen Falle wird das böse Kind nicht von dem beleidigten Lehrer selbst, sondern von den übrigen bestraft. So bleibt nicht der mindeste Schein von Selbstrache weder bei den Eltern noch bei dem Kinde möglich.

5. Sollten unvernünftige Eltern gefunden werden, welche sich gegen die Lehrer hart vergingen, so sollen sie von diesen, wenn sie sich von ihnen nicht wollen weisen lassen, an die Kompagniechefs verwiesen und sollten sie sich gegen einen der Schullehrer ungebührlich bezeigt haben, von dem beleidigten Lehrer der Kommission zur Ahndung angezeigt werden.

6. Kinder, welche das, was ihnen aufgegeben worden ist, nicht gelernt haben, sollen dafür nicht am Leibe gestraft werden. Das wäre der schlechteste Weg, alle Lust zum Lernen in ihnen zu ertöten. Man suche es ihnen nur begreiflich zu machen, daß es ihr eigener Schade ist, wenn sie in Dingen, welche ihnen nützlich sind, unwissend bleiben.

7. Noch weniger muß man ein Kind, auf die Weise strafen, daß man ihm mehr zu lernen aufgibt. Das ist so ganz gerade wider den Sinn der Strafe, die etwas Böses sein soll. Man muß es vielmehr den Kindern bei einer jeden Gelegenheit auf alle Weise einzuprägen suchen, daß das Lernen für sie etwas Gutes ist.

8. Werden andere beleidigt oder beschimpft, muß es ihm öffentlich in der Schule Abbitte thun; in dem vorgesagten Ausdrucke beschimpft das böse Kind sich selbst.

9. Sind Kinder so unordentlich, faul und unreinlich, daß die Erinnerungen der Lehrer nichts fruchten, so soll man das erst den Eltern anzeigen.

Und wenn das nichts hilft, so soll es der Rektor der Kommission anzeigen. Kinder, welche auf diesem Wege nicht zu bessern sind, sollen um des allgemeinen Besten willen, damit sie andere, bessere Kinder nicht mit verderben, aus der Schule weggewiesen und nicht eher wieder angenommen werden, als bis man mit Grund Besserung hoffen kann.

10. Diese Verstoßung aus der Schule aber darf nicht von einem Lehrer allein oder einseitig geschehen, sondern wenn alle oder die meisten Lehrer oder auch einer nur über ein solches Kind diese gegründeten Klagen führen, dann soll diese Verstoßung aus der Schule von der Kommission bei der vierteljährlichen Zusammenkunft beschlossen und den Eltern bekannt gemacht werden.

VI. Ferien.

Diese sind folgende:

1. In den Hundstagen wird nur des Montags, Dienstags, Donnerstags und Freitags Vormittag Schule gehalten; die Vormittage des Mittwochs und Sonnabends und alle Nachmittage sind ganz frei.

2. Fällt Weihnachten auf einen Freitag und Sonnabend, so wird die Schule am Mittwoch vor dem Feste geschlossen und am Montage nach dem neuen Jahre wieder eröffnet. Fällt es auf einen Montag, Dienstag oder Mittwoch, so wird die Schule schon am Sonnabend vor dem Feste geschlossen und am Donnerstag nach dem neuen Jahre wieder eröffnet. Fällt es auf einen Sonntag, so wird die Schule am Freitag Vormittag geschlossen und am Montag nach dem neuen Jahre angefangen. Fällt es auf einen Donnerstag, so wird die Schule am Dienstag Vormittag geschlossen, und sie fängt am Montag nach dem neuen Jahre wieder an.

3. Um Ostern wird die Schule am Mittwoch vor dem Feste geschlossen und am Donnerstag nach dem Feste eröffnet.

4. Um Pfingsten wird die Schule am Freitag vor dem Feste Vormittag geschlossen und am Montag nach dem Feste wieder angefangen.

5. Vor dem Buß- und Bettage wird sie am Dienstag Vormittag geschlossen.

6. Der Tag vor dem Examen und der Tag nach demselben ist frei.

7. Sonst dürfen nur wenige Stunden und das aus sehr erheblichen Ursachen ausgesetzt werden; auch darf es nur allein von dem Rektor bestimmt werden.

VII. Unterricht.

1. Man soll nicht, wie bisher geschehen ist, die Bibel von Anfang bis zu Ende durchlesen, sondern man soll vorzüglich das Neue Testament und die Psalmen lesen. Man kann auch das Buch Sirach mitnehmen.

2. Man bedient sich des Potsdamschen kleinen Gesangbuchs für christliche Soldaten.

3. Man muß die Kinder nichts singen und lesen lassen, was man ihnen nicht vorher erklärt hat, damit sie nichts ohne Verstand thun und sich nicht zur Gedankenlosigkeit gewöhnen.

4. Die Kinder sollen auch nicht zuviel aus der Bibel und dem Gesangbuch auswendig lernen.

5. Die Lehrer sollen sich nicht nur alle guten Vorschläge zur Verbesserung der Lehrart, der Zucht, des Unterrichts u. s. w. gefallen lassen, sondern sie auch sogar selbst angeben, aber nicht eigenmächtig ohne Genehmigung der Kommission einführen.

VIII. Allgemeine Instruktion für die Schullehrer.

1. Partheiische Liebe zu dem einen oder zu dem anderen Kinde kann nicht geduldet werden; sie ist nicht nur schreiende Ungerechtigkeit, sie grenzt nahe an Unsinn.

2. Die Lehrer sollen nicht in Schlafröcken, sondern in Röcken, sollte es auch nur ein Überrock sein, unterrichten. Diese zu große Gemächlichkeit ist nicht nur wider allen Wohlanstand, sondern man gibt auch den Kindern ein böses Exempel.

3. Kinder, welche in der Schule sind, dürfen nicht zum Arbeiten, zum Verschicken und dergleichen gebraucht werden; auch darf man sie keinen andern Kollegen dazu herausgeben.

4. Da Friede und Eintracht unter den Schullehrern nicht nur um des Besten der Schule willen nothwendig, sondern auch der Würde des Amtes gemäß ist, so wird diese vorzüglich anbefohlen und haben diejenigen, welche dieser Verordnung zuwider handeln, die allerhärteste Ahndung, selbst Kassation zu erwarten.

5. Sollte aber wider Vermuthen doch zuweilen Uneinigkeiten entstehen, so soll man sie dem Rektor anzeigen, der es dem Prediger anzeigt, welcher die Inspektion hat, und kann die Sache nicht so beigelegt werden, so geht sie durch den Prediger an die Kommission.

6. Der Rektor hat das Einschreiben der Kinder und bekommt dafür auch das gewöhnliche Einschreibegeld.

7. Alle Jahrmarktsgelder und auch die Neujahrsgelder werden gänzlich untersagt, ebenso alle Auflagen, welche manche von den Eltern nur drücken und überhaupt in wohleingerichteten Schulen garnicht stattfinden dürfen.

IX. Einrichtung der Stunden.

Diese ist hier nicht genau angegeben, weil sie wegen des veränderlichen und abwechselnden Bedürfnisses der Zeiten abgeändert werden muß, und die Kommission in diesem Stücke nicht ohne Noth eingeschränkt werden soll. Nur ist zu bemerken, daß wöchentlich 1) der Rektor zwanzig, 2) der Kantor zwölf, 3) der Organist zehn, 4) der Küster sechs Stunden zu geben hat.

X. Anmerkungen.

1. Die Kinder des Kadettenkorps, der Regimenter von Bornstedt, von Thüna, von Waldeck und des Artilleriekorps, als welche alle zur Garnisonkirche eingepfarrt sind, werden in der Schule umsonst und ganz unentgeltlich unterrichtet. Kinder von andern Regimentern und solchen Eltern, welche nicht Soldaten sind, bezahlen dafür eine Kleinigkeit und ist für jetzt von der Kommission monathlich zwei Groschen festgesetzt, welche der Rektor einnimmt, berechnet und zum Fonds der Schule abliefert.

2. Der Rektor muß bei jeder Schulkonferenz zugegen sein, weil er das Innere und den Geist der Schule am besten einsehen und auch die Verbesserungsmittel am besten angeben kann.

Die von Einem Hohen Gouvernement hiesiger Residenz verordnete Kirchen- und Schulkommission.

v. Hagen, v. Irwing, Troschel, Pappelbaum, Chemlin, Wippel.

Nachdem Uns vorstehende von der von Uns niedergesetzten Garnisonkirchen- und Schulkommission zur verbesserten Einrichtung der hiesigen Garnisonschule entworfenen Gesetze zur Bestätigung vorgelegt worden und Wir nichts zu bemerken gefunden haben, so genehmigen und bestätigen Wir obgedachten Schulgesetze hiermit gänzlich und setzen dabei fest, daß die ernannte Kommission auf deren Befolgung genau halten, den Schullehrern selbige zu deren Achtung gehörig bekannt machen und die Lehrer den Inhalt der Gesetze pünktlich nachkommen sollen.

Urkundlich haben Wir diese Bestätigung eigenhändig unterschrieben und mit dem Gouvernements-Insiegel bedrucken lassen.

So geschehen Berlin, den 12. Juni 1785.
Königlich Preußisches Gouvernement
v. Möllendorff, v. Braun.
L. S.

Urkunde 2.

(Das Original befindet sich im Archiv der Garnisonkirche.)

Einrichtungs- und Lehrplan für die Königliche Garnisonschule zu Berlin 1810.

§ 1. Die Königliche Garnisonschule zu Berlin soll wie bisher zunächst und vorzüglich den schulfähigen Kindern der hier garnisonirenden Regimenter und Corps, für jetzt aber unter der § 2 festzusetzenden Beschränkung auch denen des hiesigen aufgelösten Militärs bestimmt und für beide eine Freischule sein.

§ 2. Das nächste Recht zur Aufnahme haben die Kinder des hier garnisonirenden aktiven Militärs, denen in Betreff der Rezeptionsfähigkeit die Kinder der aufgelösten Regimenter folgen. Soweit es aber, ohne die Lehrzimmer zu sehr anzufüllen, als dann noch der Raum gestattet, ist auch die Annahme von Kindern bürgerlicher Abkunft umsomehr gestattet, als es eines Theils in der Gegend der Garnisonschule an Lehranstalten fehlt, wo der sich den höheren Studien widmende junge Mensch mehr als die gewöhnlichen Elementarkenntnisse zu erlernen Gelegenheit hätte, andern Theils die gemeinschaftliche Unterweisung und Erziehung von Kindern des einen und des anderen Standes mannigfaltige Vortheile gewährt, dies überall auch dem bei der neuen Organisation des Schulwesens angenommenen Grundgesetze gemäß ist.

§ 3. Die Kinder bürgerlicher Abkunft aber, welche sich vom 1. Oktober d. J. an zur Aufnahme gemeldet, müssen ein monathliches, pränumerando zu

bezahlendes Schulgeld von sechzehn Groschen Courant entrichten, wogegen es in Betreff derjenigen Kinder dieser Art, welche sich bereits vor jenem Termin in der Anstalt befunden haben, bei einem monathlichen Lehrgelde von acht Groschen Courant sein Bewenden haben soll.

§ 4. Der Rektor ist befugt, von jedem sich zur Aufnahme in die Lehranstalt meldenden Schulkinde und zwar von denen des Militärs 2 gGr., von denen des Civils 4 gGr. an Receptionsgebühren für sich zu nehmen, jedoch darf er ersteren die Aufnahme nicht verweigern, falls die Eltern oder Angehörigen die Einschreibegebühren zu bezahlen nicht im Stande sein sollten.

Ist er wegen Aufnahme eines Kindes zweifelhaft, so hat er den Fall zunächst zur Kenntnis des Garnisonpredigers zu bringen, der dann nach Beschaffenheit der Umstände die Militair-Kirchen- und Schul-Commission hiervon benachrichtigen wird, wie denn auch der Rektor von Ostern an ohne Einwilligung derselben kein Kind anders als um die Zeit des Anfanges des halbjährlichen Lehrkursus, mithin nur Michaelis und Ostern, in die Schule aufnehmen darf.

§ 5. Da die Garnisonschule zeither nur eine bloß von den Kindern der in ihrer nächsten Umgebung einquartirten Regimenter besuchte Elementarschule gewesen ist, so sollte sie dagegen der Königlichen Cabinettsordre de dato Potsdam, den 11. May 1810 zufolge in Zukunft sich nicht nur für sämmtliche Kinder des hiesigen Militairs nutzbar erweisen, sondern um ihnen auch eine vollendete Ausbildung zu geben und daher in Betreff der Zahl und des Umfangs der Lehrgegenstände den Zweck einer guten, aus drei Klassen bestehenden höheren Bürgerschule zu erreichen streben.

§ 6. Zur Erreichung des ersteren Zwecks wird Folgendes festgesetzt:

a) Es hat bei der schon bewirkten Vertheilung der Kinder des hiesigen aktiven Militairs in die ihnen zunächst belegenen Civil-Elementarschulen allerdings sein Bewenden, wie denn auch die für das aufgelösete Militair bestehenden oder noch zu errichtenden Casernenschulen für jetzt verbleiben. Da aber

b) die vorhin erwähnten Kinder in jenen Elementarschulen nur die ersten Elemente zu erlernen Gelegenheit haben, so sollen dieselben behufs ihrer weiteren Ausbildung und um, wie gedacht, die Garnisonschule für die gesammte Militair-Schuljugend Berlins nützlich zu machen, dann, wenn sie das Lesen, die ersten Anfangsgründe des Schreibens und Rechnens erlernet, auch einigen Grund in ihrer religiösen und intellectuellen Bildung gelegt haben, übrigens aber nicht mehr zu unerwachsen sind, um auch aus den entfernteren Gegenden der Stadt den Weg zur Garnisonschule zurücklegen können, in die unterste Klasse dieser Lehranstalt gewiesen werden.

c) Jedem der hiesigen drei Militairprediger, dem Garnisonprediger und den beiden Brigade-Predigern, liegt es ob, halbjährlich und zwar zwei oder drei Wochen vor Michaelis und ebensolange vor Ostern sowohl die Civil-Elementar-Schulen, in welchen sich Kinder der sie zunächst angehenden activen Militairs befinden, als auch die, für jetzt in den Kasernen der ehemaligen Regimenter von Möllendorff

und von Arnim befindlichen Schulen zu besuchen, die Kinder von besagter Qualification auszuscheiden und dieselben mittelst eines ihnen zu ertheilenden Attestes zum Besuch der Garnisonschule anzuweisen. Die in der katholischen St. Hedwigs-Schule befindlichen Kinder des activen und aufgelöseten Militairs können hier eine längere Zeit belassen werden und sind erst dann, wenn sie daselbst die erste Klasse erreicht haben, in die ihnen angemessene Klasse der Garnisonschule zu weisen.

§ 7. Behufs der Erreichung des anderen Zwecks der vollständigen Ausbildung der Kinder des Militairs soll in der Garnisonschule alles dasjenige gelehrt und erlernt werden, was in einer guten höheren Bürgerschule gelehrt und erlernt werden kann, wobey, soweit die Umstände es gestatten, auf die künftige Bestimmung der Mehrzahl der Zöglinge Rücksicht zu nehmen ist.

§ 8. Zu dem Ende soll die Garnisonschule aus drei Klassen bestehen und ihr jetziges aus dem Rektor, Kantor, Organisten, Colleborator und Küster bestehendes Lehrpersonal behalten und soll außerdem noch ein Seminarist zur unentgeltlichen Übernahme einiger Stunden vermocht, auch sobald es die Umstände der Kasse gestatten, noch eine besondere Lehrerin zur Unterweisung in weiblichen Handarbeiten angestellt werden.

§ 9. Insofern die aufzunehmenden Kinder bereits in den Elementarschulen einigen Grund gelegt haben müssen, sollen die Lehrgegenstände der untersten dritten Klasse der Garnisonschule folgende sein:

1. Fernere Erweckung und Bildung des religiös-sittlichen Gefühls der Kinder durch Erzählung dahin abzweckender biblischer und anderer Geschichten, durch Unterredung über dieselbe, durch Erlernung und Erklärung leichter biblischer und Lieder-Verse u. s. w., mit welchen Übungen zugleich die ersten Verstandesübungen zu verbinden sind.
2. Fortgesetzte Leseübungen nach Wilmsens Elementarbuch und den leichteren Abschnitten des ersten Theils des deutschen Kinderfreundes, verbunden mit dem Unterricht in den Elementen der Grammatik, der Muttersprache und der Orthographie, insonderheit
3. Die leichteren Übungen in den Zahl- und Maß-Verhältnissen, erstere bis zur Regel de Tri.
4. Belehrungen über die gemeinnützigsten Gegenstände der Naturbeschreibung und Technologie.
5. Calligraphie.
6. Übung im Gesang, zunächst der bekannten kirchlichen Melodien.

Der Cursus dieser Klasse dauert ein halbes Jahr, und die Zöglinge können nur nach vorgängiger, durch Lehrer dieser Klasse in Gegenwart des Rektors vorgenommenen Prüfung und mit dessen Zustimmung in die ihren Fortschritten angemessenen Lectionen der zweiten Abtheilung gesetzt werden.

§ 10. Die Lehrgegenstände der zweiten Klasse werden sein:

1. Ein erweitender Unterricht in der christlichen Religion nach Junkers biblischen Katechismus für Volksschulen, verbunden mit Lesung und Erklärung angemessener Abschnitte der Bibel und Erlernung passender Lieder.

2. Arithmetik, die Regel de Tri und die Bruchrechnungen.
3. Die Elemente der Geometrie (etwa nach dem ersten Abschnitt des Lehrbuchs von Tillich.)
4. Fortgesetzte Übungen im guten und ausdrucksvollen Lesen, für jetzt nach Wilmsens deutschen Kinderfreund, welches Buch hier innerhalb Jahresfrist nochmals ganz durchzulesen ist.
5. Unterricht in der Grammatik der Muttersprache, namentlich in Betreff des etymologischen Theils, verbunden mit leichten Übungen im Anfertigen deutscher Aufsätze, wobei insonderheit Wilmsens Übungsblätter zu Grunde zu legen sind.
6. Fortgesetzte Belehrungen über gemeinnützige Gegenstände aus der Naturbeschreibung, Naturlehre und Technologie.
7. Allgemeine Bekanntschaft mit der Erde und Übersicht der Geschichte, letztere nach Bredows merkwürdigen Begebenheiten.
8. Fortgesetzter Unterricht in der Calligraphie.
9. Gesang.
10. Anfangsgründe des Zeichnens. (Hierzu kommen nur die Kinder bürgerlichen Standes und die vorzüglich fähigen Soldatenkinder.)
11. Die Anfangsgründe des Französischen und
12. Die Elemente der lateinischen Sprache.

Der Kursus dauert in dieser Klasse ein ganzes Jahr, von Ostern bis Ostern, und findet die Versetzung in die betreffenden Lehrstunden der ersten Abtheilung auch nur unter den im vorigen §. enthaltenen Bedingungen statt.

§ 11. Die Unterrichtsgegenstände der ersten Klasse werden sein:

1. Ein noch umfassenderer Unterricht in der Religion nach einem noch näher zu bestimmenden Lehrbuche, verbunden mit fortgesetzter Lesung und Erläuterung biblischer Abschnitte und Liedverse.
2. Die anderen Rechnungsarten als Gesellschafts-Rechnung, Regula Quinque u. s. w.
3. Mathematik und weitere Ausführung der Elementar-Geometrie und etwas von der angewandten Mathematik.
4. Zweiter Kursus der Grammatik der Muttersprache nach Hartung, verbunden
5. Mit fortgesetzter Übung in Anfertigung deutscher Aufsätze, wie auch fortgesetzte Behandlung nach Wilmsens zweiten Theile des deutschen Kinderfreundes.
6. Fernere Unterweisung in der Naturbeschreibung, Naturlehre und Technologie.
7. Erdbeschreibung und Geschichte der Preußischen Staaten.
8. Calligraphie verbunden mit der Übung im Lesen verschiedener Handschriften.
9. Gesang.
10. Zeichnen, insonderheit Planzeichnen. Hierzu kommt für die Bürgerkinder und die im vorigen §. bezeichneten Soldatenkinder.
11. Der Unterricht in der französischen und
12. In der lateinischen Sprache.

§ 12. Die beiden unteren Klassen der Garnisonschule sind für die Kinder beiderlei Geschlechts bestimmt. An den Lectionen der 1. Abteilung aber nehmen die Mädchen keinen Antheil, wie sie denn auch von einigen Lehrstunden der zweiten Klasse dispensirt sind; dagegen sie aber, sobald die Umstände die Besoldung einer Lehrerin möglich gemacht haben, in angemessenen weiblichen Handarbeiten unterwiesen werden sollen.

§ 13. Wenn in vorstehenden §§ 9 und 10 nur im Allgemeinen die Lehrobjecte der drei Klassen der Garnisonschule angegeben sind, so wird dagegen das Nähere wegen der bei jedem einzelnen Lehrgegenstande zu beobachtenden Methode seitens des Ober-Consistorial-Raths Nolte mit dem Rektor und mit den anderen Lehrern unter Zuziehung des Garnisonpredigers besprochen werden, wie es denn demnächst dem letzteren obliegt, auf die Erhaltung auch der hierunter festzusetzenden Ordnung zu folgen.

§ 14. Um die Fortschritte der Zöglinge kennen zu lernen, hat der Rektor jährlich 14 Tage vor Ostern eine Prüfung zu veranstalten und zu derselben die hiesigen hohen Militair-Behörden, namentlich Ein Hohes Gouvernement und die Mitglieder der Militair-, Kirchen- und Schul-Commission schriftlich, alle Freunde des Schulwesens, aber auch die Zeitungen einzuladen.

§ 15. Jeder Lehrer hält sich ein Verzeichnis der Schüler und Schülerinnen seiner Klasse, bemerkt in demselben die Fehlenden und reicht dasselbe vierteljährlich in der Mitte der Monate Junius, September, December und März mit seinem Urtheile über das Betragen und die Fortschritte jedes Schulkindes einige Tage vor der Schul-Conferenz bei dem Rektor ein.

§ 16. Der Rektor führt seiner Seits zwei Hauptlisten, in deren eine er die aufgenommenen Schulkinder nach Vor- und Zunahmen, Alter, Confession, nach dem Stande ihrer Eltern und dem Datum ihrer Aufnahme in die Lehranstalt aufführt, — in einer vorläufig weiß zu lassenden Colonne ist zu seiner Zeit anzuführen, wann der Zögling die Anstalt verlassen, und wie er sich während seines Aufenthalts in derselben betragen hat. In das andere Hauptverzeichnis sind die vierteljährlich eingehenden Spezial-Bemerkungen der Lehrer über das Betragen ihrer Schüler und Schülerinnen summarisch aufzunehmen.

§ 17. Sämmtliche Lehrer conferiren vierteljährlich und zwar an einem Mittwoch oder Sonnabend Nachmittag unter Vorsitz des Rektors (einige Tage, nachdem sie dem letzteren die Conduitenlisten ihrer Scholaren eingereicht) über betreffende Gegenstände der Schule, und wird über die abgehaltene Conferenz selbst jedesmal ein Protokoll aufgenommen, welches der Rektor aufbewahrt.

§ 18. Nach abgehaltener Conferenz beruft der Rektor an einem der nächsten Schultage die sämmtlichen Scholaren in das große Klassenzimmer und theilt ihnen nach vorangegangener schicklichen Anrede die Urtheile ihrer Lehrer jedoch nur dem wesentlichen Inhalte nach mit. Die übrigen Lehrer sind bei dieser Censur zugegen.

§ 19. Die vorzüglich fleißigen Schüler und Schülerinnen sollen auch bei der öffentlichen Prüfung (§ 14) genannt und, sobald es der Fonds der Schule gestattet, zur Aufmunterung mit Prämien beschenkt werden.

§ 20. Die Lehrstunden fangen im Sommer und Winter um 8 Uhr an und dauern für die untere oder dritte Klasse, ferner für diejenigen Schüler der zweiten und ersten Klasse, welche den französischen und lateinischen Unterricht nicht genießen, ingleichen bis dahin, wo eine besondere Lehrerin angestellt sein wird, auch für sämmtliche Mädchen bis 11 Uhr, wogegen des Nachmittags mit Ausnahme des Mittwochs und Sonnabends von 2—4 Uhr sämmtliche Kinder an dem Unterricht Theil nehmen.

§ 21. In Ansehung der Schulferien wird Folgendes festgesetzt:

1. In den Hundstagen fallen die Lehrstunden 8 Tage gänzlich aus.
2. Zu Weihnachten und dem neuen Jahre $1^1/_2$ Woche.
3. Eben solange zu Ostern, jedoch die Zeit der öffentlichen Prüfung mitgerechnet.
4. Um Pfingsten von Sonnabend vorher bis zu dem nächsten Mittwoch, folglich 5 Tage.
5. Um Michaelis zur Zeit der Aufnahme der neuen Lehrlinge eine halbe Woche, endlich,
6. Wie sich von selbst versteht, finden die Lectionen an den Sonn- und Bußtagen nicht statt.

§ 22. Sieht sich ein Lehrer genöthigt, eine einzelne Lehrstunde ausallen zulassen, oder wird er einen oder zwei Tage hindurch von seinen Berufspflichten abgehalten, so genügt es, hiervon dem Rektor Kenntniß zu geben; wofern aber die Abwesenheit des Lehrers länger dauern sollte, so hat derselbe sich durch den Rektor an die Militair-Kirchen- und Schul-Commission zu wenden und bei dieser die erforderliche Erlaubnis schriftlich nachzusuchen, wie denn auch der Rektor bei jeder über einen Tag dauernden Abwesenheit, während welcher Zeit er indessen, wie jeder andere Lehrer für die intermistische Verwaltung seiner Lehrstunden Sorge tragen muß, das deshalb Erforderliche genannter Commission anzuzeigen verbunden ist. Von andauernden Krankheitsfällen der Lehrer muß der Rektor sofort der Commission Anzeige machen, so wie dies gegenseitig dem ihm zunächst stehenden Lehrer zukommt, wenn er selbst von einer Krankheit befallen wird.

§ 23. Zur Erhaltung der äußeren Ordnung wird noch festgesetzt:

1. Daß die Lehrstunden spätestens 10 Minuten nach dem Schlage der vollen Stunde ihren Anfang nehmen.
2. Daß die Knaben und Mädchen da, wo sie gemeinschaftlich Unterricht erhalten, gehörig von einander geschieden und ihnen besondere Sitze angewiesen werden.
3. Daß überall in den Lehrzimmern Reinlichkeit herrsche, auch die Schulutensilien gehörig erhalten, die angeschafften Lehrmittel und Lehrbücher aber unter besonderem Verwahrsam des Rektors, der über dieselben ein Verzeichnis anzulegen und fortzuführen hat, genommen werden. Außerdem muß in jedem Lehrzimmer der betreffende Theil des Lectionsverzeichnisses angeheftet, der General-Schulplan aber in dem großen Lehrzimmer befindlich sein. Endlich sollen zwar für jetzt die im Jahre 1785 bestätigten Disziplinargesetze als gültig angesehen werden; jedoch muß der Rektor binnen hier

und Ostern mit Rücksicht auf die gegenwärtige Einrichtung der Schule einen Entwurf zu neuen Schulgesetzen anfertigen und denselben bei der Militair-Kirchen- und Schul-Commission zur Bestätigung einreichen.

§ 24. Kein Kind kann vor zurückgelegtem sechsten Jahre in die Garnisonschule aufgenommen werden. Was die Zeit der Entlassung betrifft, so ist deren Bestimmung in Ansehung der Knaben bürgerlicher Abkunft den Eltern derselben zu überlassen. Die Militairkinder sollen aber nie ohne Genehmigung der Militair-Kirchen- und Schul-Commission und in der Regel nicht vor dem zurückgelegten 12. Jahre, die Knaben insonderheit aber, wenn nicht dringende Umstände eintreten, aus dem Grunde nicht vor dem 14. Jahre entlassen werden, damit der Zweck der Anstalt erreicht und nach und nach eine immer größere Anzahl gehörig unterrichteter Zöglinge für die Armee gebildet werden möge.

§ 25. Die nächste Aufsicht über die Garnisonschule führt die Militair-Kirchen- und Schul-Commission. An sie hat sich demnach der Rektor jederzeit und in allen Fällen, welche zur Entscheidung derselben gehören, schriftlich zu wenden, wie er denn auch von Zeit zu Zeit zu den Conferenzen derselben eingeladen werden wird. Ihr stattet er halbjährlich 14 Tage vor Michaelis und Ostern einen Bericht über den Zustand der Schule ab, in welchem sein Urtheil über das Betragen und den Fleiß der anderen Lehrer, die Angabe von der Anzahl der Militair- und Civilkinder, sein summarisches Urtheil über die Sitten und den Fleiß derselben, die Anzeige von der Zahl der seit dem vorigen Bericht neu aufgenommenen, auch wie viele Militairkinder entlassen werden sollen, endlich auch die Berichterstattung über anderweitige, in der Anstalt stattgefundenen Veränderungen nebst einer Abschrift der letzten Schulconferenz-Protokolle enthalten sein muß.

§ 26. Die äußeren Verhältnisse des Rektors sowohl als die der übrigen Lehrer bleiben für jetzt ganz so, wie sie früherhin angeordnet worden sind; nur soll möglichst dahin gesehen werden, daß diejenigen der letzteren, welche annoch als Kirchenbediente angestellt sind, dieses Nebenamts entbunden und gegen eine angemessene Entschädigung ganz für die Lehranstalt gewonnen werden.

§ 27. Die Mittel zur Erreichung dieses letzteren Zweckes wird zum Theil das von den Bürgerkindern zu entrichtende Schulgeld (§ 3) darbieten. In jedem Falle aber und, da den Lehrern eine größere Arbeit zuwächst, soll die Hälfte des einkommenden Schulgeldes vierteljährlich, vom 1. Oktober 1810 an gerechnet, und zwar nach einem seitens der Militair-Kirchen- und Schul-Commissionen noch näher zu bestimmenden und den Umständen nach abzuändernden Verhältnisse unter sie getheilt, die andere Hälfte aber, wie gewöhnlich monathlich mit der zum Rechnungsbetrage dienenden von dem Rektor angefertigten schriftlichen Nachweisung an den Rechnungsführer der Garnison-Kirchenkasse abgeliefert und so wie zu den Besoldungen der bei der Kirche und Schule angestellten Personen und zu andern bestimmten, fortlaufenden Ausgaben, so auch nach dem diese bestritten worden sind und noch etwas übrig ist, zur Anschaffung von Lehrmitteln für die Militair-Schuljugend verwendet werden.

§ 28. So wie die Militair-Kirchen- und Schul-Commission die äußeren und inneren Verhältnisse der Garnisonschule namens des Königlichen Gouvernements respicirt, so wird dagegen eines ihrer Mitglieder, insonderheit und zwar der jedesmalige Garnisonprediger die Special-Aufsicht über die Schule übernehmen, überall das Beste derselben wahrnehmen und namentlich auf die Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Einrichtungs- und Lehrplans halten, auch wie bisher die ihm von dem Rektor abzuliefernde Schulgelder in Empfang nehmen. Außerdem wird derselbe dafür sorgen, daß die in der Schule gehörig vorbereiteten Schulkinder zu seiner Zeit den besonderen Religionsunterricht der Prediger ihrer Confession genießen.

§ 29. Der vorstehende Einrichtungs- und Lehrplan muß von Ostern 1811 an in volle Wirksamkeit treten, zur Erreichung welches Zweckes schon jetzt alle dienlichen Anordnungen zu treffen sind, namentlich auch die Zöglinge zur Benutzung des umfassenderen Unterrichts tüchtig gemacht werden müssen.

Urkunde 3.

(Das Original befindet sich im Archiv der Garnisonkirche.)

Brief des Pfarrers Troschel von der Jerusalemkirche an den Feldprediger des Infanterieregiments No. 25 von Kalkstein über den Unterricht der Soldatenkinder.

Hochzuverehrender Herr Feldprediger!

Ew. Hochwohlgeboren bekümmerten Schreiben wegen der Schulkinder im Hochlöblichen Kalksteinschen Regiment habe schon lange entgegengesehen. Wie mir aber die Güte Gottes zur Zeit des vorigen Krieges Gelegenheit gegeben, die Kinder des Hochlöblich Lehwaldischen Regiments in dessen Abwesenheit auf dessen Kosten zur Schule zu halten, so wurde es mir auch zu schwer, diese armen Kinder so gehen zu lassen. Ich nehme daher sogleich die Freiheit, die Sache des Herrn Feldmarschall Exzellenz vorzutragen und zu bitten, daß dieselben die Gnade haben und solches wenige Geld dazu schenken möchten. Hiezu hatte so vielmehr Freudigkeit, da Ihre Exellenz nach der bisherigen trefflichen Erholung aus dero Unpäßlichkeit unserer fleißiger Zuhörer auch in der strengsten Kälte gewesen, auch bereits zweimal mit unserer Gemeine öffentlich kommunicirt haben. Es waren aber dieselben auch sogleich ganz bereit und willig, dieses Versprechen mit vieler Gnade diese Kosten zu geben, auch wenn sie noch zur Armee gehen würden (wie Sie ganz gewiß hoffen) das nötige Geld hierlassen würden. Ich werde auch zur nöthigen Zeit es zu erinnern mit Gottes Hilfe nicht ermangeln. Ew. Hochwohlehrwürden haben aber auch gar nicht anstehen können, solches sofort zu melden, nicht zweifelnd, dieselben werden unsern guten Gott vor diese treue Vorsorge mit Freuden danken, wie auch ich nicht ermangeln werde, über alles empfangene Geld die genauste Rechnung zu führen, um alles belegen zu können, wenn der Gott des Friedens unser armes Gebet erhören wird und Sie, gebe Gott, bald zurückführt. Indeß sind nach den Quittungen des Schulhalters im Monat Oktober 46, im November 47, im Dezember 40, im Januar 1757 35 und im Februar 30 Soldaten-

kinder effective zur Schule gekommen. Der Herr wolle dann über dieselben mit seiner Gnade, Kraft, Schutz und Beistand in allen Umständen bleiben; ich aber bin allezeit mit vieler Hochachtung und Liebe

Ew. Hochwohlehrwürden

treu ergebener

Berlin, den 24. Martii 1757. G. P. J. Troschel.

Urkunde 4.

Geh. Staatsarchiv (R. 76. I. Nr. 515[1]).

Relation von verschiedenen hiesigen Privatschulen von J. C. F. Seger, Mitglied des pädagogischen Seminars in Berlin. Darunter befindet sich ein Bericht:

Relation von dem Examen der Pfuhlschen Regimentsschule 1788.

Die Prüfung der Kinder aus der Garnisonschule des hiesigen Pfuhlschen Infanterie-Regiments, welche am Sonnabend in der hiesigen Köpnicker Kirche vorgenommen wurde, fiel sehr zum Ruhme dieser Schule aus und machte der Direktion des Herrn Feldpredigers Mörschel viel Ehre. Alle seine neuen Einrichtungen haben den Zweck, auch den Soldatenstand zum vernünftigen und nachdenkenden Menschen zu bilden. Zu diesem Ende hat er mehrere Methoden eingeführt, den Verstand der Kinder zu schärfen und sie an ein richtiges Urteil von jeder Sache zu gewöhnen. Proben hiervon mußten sie auch an diesem ihren Prüfungstage verschiedentlich ablegen. Die erste Probe von Verstandsübung bestand darin, daß der Lehrer sie den Unterschied zwischen Winter und Sommer aufsuchen und dabei verschiedene nützliche Bemerkungen machen ließ. Zu den Unterscheidungszeichen des Winters und des Sommers wurde nun unter andern auch gerechnet, daß man sich im Winter wärmer kleide als im Sommer, und das gab Gelegenheit, andern Nutzen der Kleidungsstücke, von der allzu ängstlichen und ungesunden Verwahrung von Kälte und von der Gewöhnung an Ertragung aller Strapazen, die besonders für einen Soldaten höchst nothwendig sei, zu reden. Eine andere Art von Verstandesübungen war die, daß der Lehrer den Kindern eine kurze, lehrreiche Geschichte erzählte, sie sich darauf von ihnen wiedererzählen ließ, sie dann auf die Bemerkung der in diesem Beispiel vorgestellten Fehler des Ungehorsams, der Unbedachtsamkeit und Unvorsichtigkeit führte und endlich Regeln für sich aus dieser Erzählung abstrahiren ließ. Noch eine dritte Art von Verstandesübungen bestand darin, daß der Lehrer einige von den Kindern ein Beispiel von Patriotismus aus dem siebenjährigen Kriege vorlesen ließ, welches zugleich eine Übung im richtigen Lesen sein sollte, dann das vorgelesene Beispiel mit den Kindern wiederholte, die dunklen Stellen ihnen erläuterte, das Gute und Nachahmungswürdige darin aufsuchen ließ und sie zur Nachahmung dieser so erhabenen und besonders für einen Soldaten so vortrefflichen Tugend ermunterte. Alle diese Arten von Verstandesübung können in der That zur Erreichung ihres Zwecks nicht besser gewählt werden, und sie zeigen, sowie alle übrigen Proben, die vom Unter-

[1]) Abgedruckt aus Fischer, Aus Berlins Vergangenheit. Berlin 1891. S. 46—49.

richt der Kinder abgelegt wurden, von der vielen Mühe und Sorgfalt, die der Herr Prediger Mörschel auf die Verbesserung dieser Schule verwendet. Nun wurden von den Kindern auch Proben des Fleißes im Rechnen auf der Tafel, die Mädchen im Rechnen in Gedanken geprüft. Aus was für Ursachen man die Übung, in Gedanken zu rechnen, nicht auch bei den Knaben anwendet, sehe ich nicht ein, da doch diese ebensowohl als jene oft in die Lage kommen können, wo ihnen dies sehr zustatten kommen würde.

Indessen hatten auch die Knaben eine große Fertigkeit, auf der Tafel zu rechnen. Doch noch größere Fertigkeit im Rechnen hatten diejenigen Kinder, die nachher auftraten, denen von den Anwesenden einige Fragen vorgelegt wurden, deren Beantwortung gewiß schon eine große Übung im Rechnen voraussetzte und die doch von ihnen ohne Fehler beantwortet wurden. Einige von den Knaben mußten indessen auf ihren Tafeln kleine Briefe und andere Aufsätze machen und sie nachher vorlesen, welches für eine Garnisonschule etwas außerordentliches ist. Nun wurden auch einige Proben von Unterricht in der Naturgeschichte gegeben, der ebenfalls sehr faßlich war, und worin die Kinder schon sehr viele Kenntnisse verriethen. Nur deuchte mir, macht man die Kinder mit Sachen bekannt, deren Kenntniß ihnen zu nichts hilft, statt daß man sie mit reelleren Gegenständen beschäftigen könnte. So z. B. wußten die Kinder so vielerlei Arten von Pflanzen, Steinen etc. herzunennen, welches ihnen zu nichts nutzt. Aber die Methode, wie ihnen alle diese Kerntnisse beigebracht wurden, ist vortrefflich. Der nun folgende Religionsunterricht war ebenfalls sehr gut und für den Verstand der Kinder sehr faßlich. Der Lehrer fing mit der einen Frage nach der Ursache unserer Bestimmung an, kam sodann auf die Wohlthaten, die uns Gott genießen läßt, und auf die Art, wie wir Gott gefällig werden müssen, und endlich auf die Fortdauer nach dem Tode und zukünftige Belohnung und Bestrafung. Darauf mußten zwei von den Knaben auftreten und einige von Gleims Kriegsliedern deklamieren, die hernach von allen Kindern gesungen und mit Instrumentalmusik begleitet wurden. Die Deklamation der Knaben war sehr gut, wenigstens nach dem, was man von einem solchen Knaben erwarten kann. Die ganze Prüfung wurde damit beschlossen, daß die Mädchen und die Knaben aus der ersten Klasse zensiert wurden, wobei, wie Herr Feldprediger Mörschel versicherte, die strengste Unpartheilichkeit herrschte. Endlich wurden noch diejenigen, die sich besonders durch Fleiß und Aufführung ausgezeichnet hatten, beschenkt."

Urkunde 5.

(Das Original findet sich in dem Archiv der Garnisonkirche.)

Reglement, welches von Sr. Exellenz dem Herrn Generallieutnant von Meerkatz bei Etablierung der Industrieschule des 1. Artillerieregiments der Kommission der Lehranstalt mitgeteilt wurde.

Der Lehrerin wird nächst einer freien Wohnung 5 Thl. monathlich Gehalt ausgesetzt, und muß solche des Montags, Dienstags, Donnerstags und Freitags Nachmittag im Winter von 1—4 Uhr und im Sommer 1—5 Uhr ihre Lehrstunde halten.

An dem Unterricht, der im Stricken, Nähen und Flachsspinnen ertheilt werden soll, nehmen vorläufig je Compagnie 2 Knaben und 2 Mädchen, so 6 Jahre alt sind, Antheil, welche jedoch den Stunden des Vormittags in der gewöhnlichen Lehrschule unausgesetzt beiwohnen müssen. Den Kindern werden die benöthigten Materialien und Geräthschaften von der Schule gereicht, ihre Arbeit ihnen bezahlt, und geben dieselben von ihrem Verdienst zur Bestreitung der kleineren Ausgaben 2 Gr. pro Thaler zur Schulkasse. Jedes Kind bekommt ein Buch, worin die von demselben verfertigten Arbeiten, der dabei gehabte Verdienst eingetragen und hiernach vierteljährlich mit ihnen Berechnung und Auszahlung gehalten werden soll.

Verzeichnis der Materialien, Geräthschaften und Utensilien, welche bei Etablirung der Industrieschule des ersten Feldartillerieregiments angeschafft worden, nebst dem Kostenbetrag derselben.

Anzahl		Kosten		
	a) Matrialien:			
1 Stück	ordinäre Hemdenleinwand 60 Ellen lang	6 Thl.	— Gr.	— Pf.
½ -	guten Welsch, hat 23⅜ Ellen gehalten	4 -	6 -	— -
1½ -	extraguten Nähzwirn à Stck. 11 Gr.	— -	16 -	6 -
1 Stein	Flachs	2 -	11 -	— -
2 ℔	feines wollnes Garn à 1 Thl.	2 -	— -	— -
4 ℔	ordinäres -	3 -	10 -	— -
	Zus.	18 Thl.	19 Gr.	6 Pf.
	b) Geräthschaften:			
42	Wurfspillen à Stck. 1 Gr.	1 Thl.	18 Gr.	— Pf.
6 -	à - 2 -	— -	— -	12 -
6	Rocken à Stck. 6 Gr.	1 -	12 -	— -
6	neue Spinnräder à Stck. 1 Thl.	6 -	— -	— -
1	Haspel	1 -	— -	— -
1	Dorn mit Griff zum Abhaspeln	— -	1 -	6 -
1	Garn- und Zwirnwinde mit Rollen	1 -	— -	— -
2	Stück Flachshecheln	— -	10 -	— -
2 -	Flachskratzen	— -	9 -	— -
1	Berliner Elle	— -	4 -	— -
1	Dtz. eiserne Stricknadeln	— -	9 -	— -
12	Spiel à 5 Stück messingene Stricknadeln	— -	9 -	— -
2	Dtz. Fingerhüte	— -	6 -	— -
1 -	kleine Scheren	2 -	— -	— -
50	Stück engl. Nähnadeln	— -	6 -	— -
50 -	ordinäre -	— -	2 -	— -
3	Loth Stecknadeln	— -	2 -	— -
2	Stück hölzerne Nadelbüchsen	— -	3 -	6 -
10 -	Nähkissen von grünem Tuch	1 -	19 -	— -
1	große Schere zum Zuschneiden	— -	8 -	— -
1	blecherne Wageschale nebst Balken	1 -	6 -	— -
1	Pfund(messe) Einsatzgewicht	— -	18 -	— -
	Zus.	20 Thl.	— Gr.	— Pf.

c) Utensilien:

1 großes Spinde mit Beschlag	18 Thl.	— Gr.	— Pf.
1 langer Tisch mit 10 Schubkästen	8 -	— -	— -
2 kurze Tische mit 4 u. 5 Schubkästen	8 -	— -	— -
2 lange Bänke	2 -	16 -	— -
4 kurze -	2 -	16 -	— -
6 Schemel mit Lehnen	2 -	12 -	— -
6 - ohne -	1 -	18 -	— -
1 Tisch mit einem Schubkasten zum Verschließen und einem Wagehalter	4 -	12 -	— -
1 Tisch, so etwas kleiner als obiger mit einem Schubkasten zum Verschließen	3 -	— -	— -
3 Fensterladen mit Riegeln	6 -	— -	— -
Dieselben vom Schlosser zum Beschlagen	4 -	— -	— -
1 Schreibkasten mit Tintefaß und Streusandbüchse	— -	12 -	— -
6 Stück Handtücher	2 -	— -	— -
1 großes zinnernes Waschbecken	1 -	8 -	— -
2 zinnerne Bleche	1 -	4 -	— -
1 irdener Wasserkrug	— -	8 -	— -
1 Borstenwisch	— -	5 -	— -
1 ordinärer Besen	— -	— -	9 -
1 blecherne Müllschippe	— -	8 -	— -
1 Ofengabel mit Stiel	— -	3 -	— -
1 großes Vorlegeschloß mit Überwurf und Kramme	2 -	— -	— -
Zus.	69 Thl.	2 Gr.	9 Pf.

d) Ferner noch an kleinen Ausgaben behufs der Etablirung der Erwerbschule:

Für 1 Buch in Folio von 8 Buch Papier	1 Thl.	6 Gr.	— Pf.
- 1 - - - - 6 - -	1 -	— -	— -
40 kleine Oktavbücher von 2 Bogen	2 -	12 -	— -
Diverse nöthige Ausgaben behufs der Etablirung	1 -	12 -	9 -
Zus.	6 Thl.	6 Gr.	9 Pf.

Rekapitulation des Kostenbetrages behufs Etablirung der Industrieschule des 1. Feldartillerieregiments.

a) Für Materialien	18 Thl.	19 Gr.	6 Pf.
b) Für Geräthschaften	20 -	— -	— -
c) Für Utensilien	69 -	2 -	9 -
d) Kleinere Ausgaben	6 -	6 -	9 -
Zus.	114 Tl.	5 Gr.	— Pf.

Taxe, nach welcher den Kindern des ersten Feld-Artillerieregiments ihre verfertigten Arbeiten bezahlt werden soll.

1. Stricken.

Lohn für			
1 Paar wollene Mannsstrümpfe, 24 Loth schwer	— Thl.	10 Gr.	— Pf.
desgl. 20 - -	— -	9 -	— -
desgl. 16 - -	— -	8 -	— -

1 Paar baumwollene Mannsstrümpfe,	12 Loth schwer	— Thl.	16 Gr.	— Pf.
desgl.	10 - -	— -	13 -	— -
desgl.	8 - -	— -	10 -	— -
1 Paar wollene Frauenstrümpfe,	12 Loth schwer . .	— -	6 -	— -
desg.	8 - - . .	— -	4 -	— -
1 Paar baumwollene Frauenstrümpfe,	10 Loth schwer	— -	13 -	— -
desgl.	8 - -	— -	10 -	— -
1 Paar wollene Mannshandschuhe,	4 Loth schwer .	— -	5 -	— -
1 Paar baumwollene -	3 - - .	— -	7 -	— -
1 Paar wollene Frauenhandschuhe,	6 - - .	— -	6 -	— -
1 Paar baumwollene -	$4^1/_2$- - .	— -	10 -	— -
Baumwollene Kindermützen,	$^1/_2$—$1^1/_2$ Loth schwer .	— -	3—5 -	— -

2. Nähen.

Lohn für

1 ordinäres Mannshemd von Hausleinwand . . .	— Thl.	3 Gr.	6 Pf.
desgl. - Kommiß-Leinwand . .	— -	1 -	6 -
1 Kollert ordinären von Welsch	— -	1 -	1 -
1 ordi. Frauenhemd von Hausleinwand	— -	3 -	— -

3. Spinnen.

Lohn für

1 Stück Flächsen Garn,	von 3—4 Loth schwer . . .	— Thl	1 Gr.	9 Pf.
desgl.	- 4—5 - - . .	— -	1 -	6 -
desgl.	- 5—6 - - . .	— -	1 -	3 -
desgl.	- 6—7 - - . .	— -	1 -	2 -
desgl.	- 7—8 - - . .	— -	1 -	— -
desgl.	- 8—10 - - . .	— -	— -	10 -
desgl.	- 10—12 - - . .	— -	— -	9 -
1 Stück Werg,	- 8–9 - - . .	— -	1 -	6 -
desgl.	- 9—12 - - . .	— -	1 -	— -
desgl.	- 12—16 - - . .	— -	— -	9 -

Urkunde 6.

Das Original ist im Archiv des Invalidenhauses.

Gesuch des Husaren Stuhlmann um Anstellung als Küster und Lehrer im Invalidenhause.

Ich bin, wie Ew. Exzellenz bekannt, und beygehender mein Invaliden-Schein ausweiset, zu einer Civil-Versorgung annotiret, auch besonders da bereits in hiesiger Realschule examinirt und einige Zeit den Dienst in derselben als Schulhalter mitversehen, zu einem Schuldienst angemerkt worden. Weil nun gegenwärtig der im hiesigen Königlichen Invalidenhause befindliche Küster und Schulhalterposten in Ermanglung eines tüchtigen Subjektes derer Invaliden durch einen andern, welcher vielmalen Seiner Majestät gedienet, versehen worden müssen, nach diesem ich auch Musicalisch bin und die Orgel zu Spielen weis, nicht weniger auch den Seidenbau express erlernet und besonders nicht weiß, wie meinen ferneren Unterhalt mit meiner Familie

erwerben soll, als bitte ich Ew. Exzellenz ganz unterthänigst zu geruhen mir diesen Küster- und Organistendienst am hiesigen Invaliden-Haus zu conferiren. Solcher Gnade mich zuversichtlich getröstend, ersterbe Ew. Exzellenz

der Invalide Husar wohllöbl. von Zietenschen Regiment
Stuhlmann.

Berlin, den 27. Juli 1782.

Kleine Mitteilungen.

Der dreibeinige Hase in Nieder-Finow, Kreis Ober-Barnim. Mit Nieder-Finow ist es eine eigene Sache. Früher war mal in den Bergen altes Mauerwerk. Jetzt heißt der Ort aber Nieder-Finow von der Finow. Früher hatte es auch drei Märkte, die haben sie aber eingehen lassen; der eine ist dann nach Oderberg, der andere nach Freienwalde und der dritte nach Eberswalde gekommen, deshalb haben diese vier.

Überhaupt gab es in Nieder-Finow mancherlei, was jetzt nicht mehr vorkommt. Eine Frau hatte zum Beispiel einen dreibeinigen Hasen im Keller sitzen, der butterte ihr immer des Nachts. Der Nachtwächter hat es oft gesehen, wenn er zum Kellerfenster hineingeguckt. Der Hase hat sich aber nicht stören lassen, sondern nur gerufen: „et kuckt, et kuckt!“ Der Frau ging auch nie das Geld aus. Sie hatte aber auch immer einen dicken Fuß. Als er dünner wurde, da war es auch mit ihr zu Ende. Als sie starb, da hat ihr Knecht gesehen, wie der Geist als ein feuriger Streifen zum Schornstein hinausgeflogen und zu ihrer Tochter in das Haus gezogen ist. Das war der „Drak“ oder „Kobold“, wie man ihn auch nennt. Manchmal hat sich übrigens auch der dreibeinige Hase in der Dorfstraße gezeigt. Einst kamen Mädchen aus der Spinnstube, es war so recht heller Mondschein. Da kam der dreibeinige Hase auf sie zugehuppelt, daß sie alle Hals über Kopf ins Haus stürzten. Einer aber hat er noch die Zwickel an den Strümpfen zerrissen. Wie aber jemand mit einer Laterne gekommen, ist er wieder so weggehuppelt, wie er gekommen war.

Wie Schulze Hoppe das Wetter gemacht. Es war einmal ein Schulze, der hieß Hoppe, — im Oderbruch soll es gewesen sein, — dem konnte es der liebe Gott nie recht machen mit dem Wetter; bald war's ihm zu trocken, bald regnete es zu viel, und da sagte der liebe Gott endlich: „Im nächsten Jahre sollst du selbst das Wetter machen.“ So geschah es denn auch, und der Schulze Hoppe ließ nun abwechselnd regnen und die Sonne scheinen, und das Getreide wuchs, daß es nur so eine Freude war, mannshoch. Als es nun aber zur Ernte kam, waren alle Aehren taub, denn Schulze Hoppe hatte den Wind vergessen, und der muß doch wehen, wenn das Getreide sich ordentlich besamen und Frucht tragen soll. Seit der Zeit

hat Schulze Hoppe nicht mehr übers Wetter gesprochen und ist damit zufrieden gewesen, wie es unser Herrgott gemacht hat.

(„Aus der Heimat", Eberswalde, 1. 11. 1907.)

Ein „Bauopfer" wurde beim Neubau des Halbbauer Liese'schen Hauses in Klobbicke gefunden. Als man die Fundamente des alten Schlosses bloßlegte, fand man in einer ummauerten Zelle neben dem Fundament ein frühmittelalterliches Tongefäß, in welchem man Asche und Haare entdeckte. Offenbar hat man beim Bau des Schlosses ein lebendes Tier dort eingemauert, wie das im Mittelalter üblich war. Ein solches Opfer sollte nach einem weit verbreiteten Aberglauben dem Gebäude Festigkeit verleihen und seine Bewohner vor Unheil schützen. Damit im Zusammenhange stehen die Bauopfer, mit denen man den Teufel betrog, wenn er beim Bau geholfen hatte. Statt der versprochenen Menschenseele erhielt er dann einen Hahn oder einen Hund. Gewöhnlich wurde nämlich abgemacht, er solle das erste Wesen, das den neuen Bau betreten würde, als Preis erhalten. Dann trieb man ein Tier hinein und äffte auf diese Weise den „dummen Teufel". — Die Stelle wurde auf der Pflegschaftsfahrt des M. Prov.-M. am 20. Oktober 1907 besichtigt. Mitgeteilt durch Herrn Red. Rudolf Schmidt-Eberswalde, 1. Nov. 1907. Vgl. die vielfachen ähnlichen Mitt. in unserm Monatsblatt.

Heimatmuseum in Dessau. Der Dessauer Gemeinderat bewilligte 3500 Mark zum Ankauf der umfangreichen prähistorischen Sammlung des Herrn Dr. Seelmann-Dessau. Damit ist der Grundstock vorhanden für ein Heimat-Museum, dessen Schöpfung sich ein Komitee, an der Spitze, der Oberbürgermeister Dr. Ebeling, angelegen sein läßt. Da übrigens für genannten Zweck zirka 70 000 M. aus Stiftungsmitteln zur Verfügung stehen und das Interesse der Dessauer Bürgerschaft für ein Museum groß ist, so dürfte die anhaltische Residenz bald ein Heimatmuseum in ihren Mauern bergen. Verschiedene Kunstschätze sind dem Komitee bereits zu Verfügung gestellt worden. (Antiqu. Rundschau 1. 10. 1907.) Wegen der Nachbarschaft unserer Provinz von großem Interesse.

Fragekasten.

„Dreißig Taler" als havelländische Redensart. „Der hat einen H . . . . . wie ein Dreißig-Taler-Pferd!" Die „30 Taler" spielten auch sonst eine Rolle. Die früher sehr üblichen geblümten Umschlagetücher, welche die Frauen trugen, hießen in meiner Heimat (Westhavelland) um 1870 herum „Dreißig-Taler-Tücher".

Sind sprichwörtliche Redensarten mit den „30 Talern" noch anderweitig im Brandenburgischen bekannt? Otto Monke.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

8. (6. ausserordentliche) Versammlung des XVII. Vereinsjahres.

Dienstag den 1. September 1908.

Wanderfahrt nach Borgsdorf und Birkenwerder.

Einer liebenswürdigen Einladung u. M. des Herrn Grafen von Schlieben folgend, trafen auf der Station Borgsdorf bald nach 3 Uhr gegen 100 Mitglieder und Freunde der Brandenburgia ein, um das 1905 gegründete Erholungsheim des Vereins Frauenerwerb zu besichtigen und hinterher eine Pilz-Excursion zu veranstalten. Herr Graf von Schlieben führte seine Gäste unter Vorantritt einer Musikkapelle auf der mit Fahnen (Hie gut Brandenburgia allewege!) geschmückten Straße zum festlich mit Reisig, Laub und Blumen dekorierten Heim und begrüßte sie im Garten desselben mit einer schwungvollen Ansprache, in welcher er zum Schluss mitteilte, daß der Verein von heut an den Namen „Gerda, Verein für Frauenerwerb" führe. In seiner Erwiderungsrede dankte Herr Geh. Regierungsrat Friedel für den überaus herzlichen Empfang und hob dann hervor, daß der durch den Herrn Grafen im Jahre 1899 gegründete Verein Frauenerwerb zu den wenigen seiner Art gehöre, die weder vom Staat, noch von der Stadt Berlin, die etwa 150 Vereinen Beihilfe gewähre, Unterstützungen fordere. Dieser Verein stehe auf eigenen Füßen, und das berechtige zu der Hoffnung, daß er Lebenskraft besitze. Die Brandenburgia wünsche daher dem befreundeten Verein fröhliches Gedeihen.

Sodann hielt Herr Rektor Schmidt aus Berlin einen Vortrag über die Ziele und Aufgaben des Vereins Frauenerwerb. Ausgehend von der ebenso gesunden wie landschaftlich reizvollen Lage des Heims, betonte der Redner, daß mit der Eröffnung desselben ein lang gehegter Wunsch des Vereins in Erfüllung gegangen sei. Die immer schwieriger sich gestaltenden Erwerbsverhältnisse, der stetig sich steigernde Kampf um die Existenz zwingen heut jeden, die körperlichen und geistigen Kräfte in höherem Maße anzustrengen, als es sich auf die Dauer mit der Rück-

sicht auf die Gesundheit vereinbaren läßt. Das gilt besonders für die Erwerbenden in der Großstadt und wird am lebhaftesten empfunden von der weniger widerstandsfähigen erwerbenden Frau. Sie muß, wenn ihre Kräfte nicht vorzeitig aufgerieben werden sollen, mindestens einmal im Jahre ausspannen. Aus Rücksicht auf die Reisekosten kommen für sie nur Sommerfrischen in der Nähe der Hauptstadt in Frage, und diese sind gewöhnlich nicht nur recht teuer, sondern auch sehr dürftig eingerichtet. Der Verein Frauenerwerb hat deswegen im Frühjahr 1905 für seine Mitglieder bei Borgsdorf ein Erholungsheim gegründet, welches ihnen eine mietefreie Wohnung für mehrere Wochen bietet. Der Besitzer des Hauses, Herr Dr. Ing. Wolff, hat das Wohnhaus unentgeltlich zur Verfügung gestellt, der Verein dagegen die Inneneinrichtung übernommen. Es enthält 5 Wohnräume für Erholungsbedürftige und 2 Küchen zu gemeinsamer Benutzung. Die Ausstattung eines Stübchens mit Möbeln aus weißlackiertem Tannenholz, kostete einschließlich der Gardinen nur 220 M. Sie wurde deswegen so einfach ausgeführt, weil man fremde Mittel nicht in Anspruch nehmen und keine Wohltätigkeitsanstalt, sondern eine Wohlfahrtseinrichtung schaffen wollte. Ein Vorzug der Möbel besteht in ihrer Kombinierung: 1. Der Kleiderschrank mit Hutfach und Schirmständer ist kombiniert mit einem Nachttisch; der Sockel is mit Linoleum geschützt. 2. Die Wäschekommode mit 3 Schubläden ist kombiniert mit einem verschließbaren Schreibsekretär. 3. Die Holzklappe am Fußende der Bettstelle kann heruntergeklappt werden, sodaß das Bett am Tage als Chaiselongue zu benutzen ist. 4. Der Waschtisch mit Deckelklappe ist gleichzeitig Schuhbehälter. Spiegel, Konsolbrett, ein ovaler Tisch und 3 Stühle vervollständigen die Zimmereinrichtung. Da diese nicht nur für Erholungsheime und Krankenhäuser, sondern auch für Familienzimmer mustergültig ist, hat der Verein im Berliner Kunstheim Potsdamerstr. 19 beständig eine solche Einrichtung unentgeltlich ausgestellt. —

Mit der Einrichtung des Erholungsheims in Borgsdorf hat der Verein nicht nur einen Selbstzweck erfüllt: er will auch anregend und vorbildlich dahin wirken, daß in der Nähe der Großstadt recht viele ähnliche Anstalten errichtet werden. Was hier glücklich vollendet vor uns steht, ist nur ein Stück, ein Ausschnitt aus dem reichen Leben des Vereins Frauenerwerb. Die Vielseitigkeit des Lebens, das hier nach Gestaltung ringt, erklärt sich aus seinem idealen Grundgedanken; er lautet kurz: „Hebung des Frauenlebens“. Diese Idee sucht der Verein zu realisieren, indem er

1. bekämpft auf gesellschaftlichem Gebiete die Hervorkehrung der Klassenunterschiede und der trennenden Momente und dafür anstrebt, in den Frauen das Gefühl der Solidarität zu erwecken und die ihnen gemeinsamen einigenden Gesichtspunkte zum Bewußtsein zu bringen,

2. bekämpft auf wirtschaftlichem Gebiete die Ausbeutung der Frauenarbeit und erstrebt, die Erwerbsverhältnisse zu verbessern und,

3. bekämpft auf dem Gebiete der Stellenvermittlung das Ausbeuten der Schwachen, dafür zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer direkte Beziehungen herstellt und besonders über Stellen im Auslande sichere Information erteilt,

4. bekämpft auf sozialem Gebiete die weitverbreitete Geringschätzung der erwerbenden Frau und bestrebt ist, der Frauenarbeit zu ihrem Rechte zu verhelfen,

5. bekämpft auf literarischem Gebiete alles Schlechte, Seichte, Frivole und der Frau vornehme Unterhaltung (durch Vorträge, Unterhaltungsabende, Ausflüge, Winterfeste) und gute Lektüre verschafft.

Ausgehend von dem Gedanken, daß die Grundlagen eines gesitteten und glücklichen Lebens die Familie ist, deren Wohlergehen nicht zum geringsten Teil von der wirtschaftlichen Tätigkeit der Frau abhängt, tritt der Verein Frauenerwerb dafür ein, daß die Mädchen eine gute hauswirtschaftliche Ausbildung erhalten. Er weiß sich darin eins mit dem Vaterländischen Frauenverein, der in Berlin 10 Koch- und Haushaltungsschulen für junge Mädchen unterhält. Diese zahlen in den Schulen 3 M. Eintrittsgeld und außerdem wöchentlich 1 M., wofür sie Unterricht, Mittagessen und Wirtschaftskleidung erhalten. Die hauswirtschaftliche Ausbildung, die der Vaterländische Frauenverein im Auge hat, ist also in das nachschulpflichtige Alter verlegt. Der Verein F.-E. befürchtet, das sehr viele junge Mädchen gerade in der Großstadt durch die Notwendigkeit, ihren Unterhalt frühzeitig erwerben zu müssen, an der hauswirtschaftlichen Ausbildung behindert seien, und tritt deshalb für die Einführung des hauswirtschaftlichen Unterrichts in Mädchenschulen aller Grade ein. Im vergangenen Jahre richtete der Verein F.-E. eine mit zahlreichen Unterschriften versehene Petition in dieser Angelegenheit an das Abgeordnetenhaus und hatte die Genugtuung, daß die Petition im Mai v. J. der Staatsregierung als geeignetes Material überwiesen wurde.

Das innere Bindeglied für den Verein bilden der alljährlich erscheinende „Frauenkalender", ein Band von etwa 150 Seiten, die alle 14 Tage erscheinende Zeitschrift „Frauen-Leben und Erwerb" für die Interessen der Frau in Kunst, Haus und Familie und die „Normal-Wirtschaftspläne" (1907).

Die Zukunft unseres Vereins liegt in der Jugend. In ihr denselben idealen Sinn zu wecken und zu stärken, hat der Verein den „Jugendbund" geschaffen, als dessen spezielle Aufgabe „der Schutz und die Pflege der Pflanzen und Tiere" aufgestellt ist. Der Bund umfaßt fast 2500 Mitglieder, Knaben und Mädchen, die sich verpflichten, soweit es in ihrer Macht steht, wehrlosen Tieren Schützer zu sein, und den Gedanken zu

verbreiten, daß auch das Tier in seinem Seelenleben zugänglich ist für Freud und Leid. Sie verpflichten sich ferner, die Pflanzen in unseren Wäldern und Fluren zu schützen und nicht teilzunehmen an dem sinnlosen Abreißen und Zerstören derselben. So wirken die Jugendbundgenossen mit bei dem Bestreben, die Naturdenkmäler zu erhalten. Wir verstehen darunter geologisch, geographisch, botanisch oder landschaftlich interessante Gebiete, die vor Zerstörung zu bewahren Pflicht aller Natur- und Geschichtsfreunde ist und deren Erhaltung sich auch der Staat angelegen sein läßt.

Die Jugendgenossen helfen auch, dem Gedanken praktisch Ausdruck zu geben, daß die Pflege der Zimmerpflanzen eine edle, gemütanregende Beschäftigung ist und dazu beiträgt, das Heim freundlich zu gestalten und in den Pflanzen lebende Wesen zu erblicken, die in ihrem Entstehen, Wachsen und Vergehen nur eine andere Form des Lebens darstellen und deshalb für ihr Leben ebenso Nahrung und Förderung verlangen können, die wir allem Lebenden zustehen müssen. Die Kinder werden dadurch angeleitet, Achtung vor dem Lebendigen zu haben und allzeit zart und sinnig der Natur und den Mitmenschen zu begegnen; „denn wer den Tropfen Tau im Grase schont, wird Tränen nicht aus Menschenaugen pressen". Der Verein bietet in diesen Bestrebungen dem älteren Verein „zu Förderung der Blumenpflege in unsern Schulen" die Hand. Eine besondere Form der Pflanzenpflege hat der Verein F.-E. für die Jugendbundgenossen in der Begründung eines gemeinsamen Gartens geschaffen. Jedes Kind hat darin seinen eigenen Besitz, auf dem es nach Herzenslust graben, säen, pflanzen und gießen kann und so einen kleinen Ersatz findet für die Freuden, die das ländliche Leben der Jugend in so reichem Maße erschließt. Auch auf die patriotische Gesinnung unter den Jugendbundgenossen legt der Verein F.-E. Wert. Aus diesem Bestreben ging die sinnige Huldigung hervor, die am 22. September 1906 der Frau Kronprinzessin von allen Jugendbundgenossen dargebracht wurde; ein Arrangement aus Früchten und Blumen, welche die Kinder gesammelt oder selbst gezogen hatten. Eine Deputation der Kinder überreichte das Kunstwerk, das die Kronprinzessin huldvoll entgegennahm. Herr Rektor Schmidt schloß mit dem Wunsche, daß es unserm Lande nie fehlen möge an warmherzigen Verfechtern einer idealen Lebensauffassung, welche die Mitglieder des Vereins Frauenerwerb mit denen der Brandenburgia auf das das innigste verbindet.

Nach Beendigung des Vortrags wurde das Heim eingehend besichtigt. Die einfache, aber geschmackvolle Einrichtung der behaglichen und wohnlichen Räume fand ungeteilten Beifall, und mit dem Gefühl der Befriedigung verließen die Mitglieder das gastliche Haus.

Während der Kaffeepause erhielt Herr Kantor Gericke aus Velten, der als Vertreter des dortigen Ortsmuseums-Vorstandes erschienen war,

das Wort zu einer kurzen Ansprache, in welcher er die Brandenburgia zu einem Besuch des Industrieorts Velten freundlichst einlud. Im Anschluß daran kam die von Herrn Kantor Gericke verfaßte Schrift über die Geschichte und die Bedeutundg der Veltener Industrie zur Verteilung.

Alsdann begaben sich die Mitglieder der Brandenburgia in den Wald östlich der Bahn, um hier unter Anleitung der Frau Berta George Pilze zu suchen. Man wanderte dabei zunächst bis an den nördlichen Rand des Briesetals, erfreute sich an dem prächtigen Blick auf die waldumkränzten Wiesenflächen am Briesebach, überschritt die Niederung auf einem frischgeschütteten Damm und einer primitiven Brücke und setzte dann den Weg nach Birkenwerder zunächst bis zum reizend gelegenen Boddensee fort. Am Seeufer wurde von mehreren Mitgliedern der erfolgreiche Versuch unternommen, durch Druck auf den Rasen am Uferrande das im moorigen Grunde sich entwickelnde Sumpfgas emporzutreiben; wiederholt gelang es sogar, die Gasblasen an einem brennenden Streichholz zu entzünden.

Im Restaurant zum Boddensee von Brandt nahm Frau George, Verfasserin eines Pilzbuches, die Sichtung und Bestimmung der gesammelten Pilze vor und hielt sodann über das vorliegende Material folgenden Vortrag:

„Zunächst will ich diejenigen Pilze besprechen, deren Genuß wir zu vermeiden haben. Dieser Fliegenpilz Agaricus muscarius mit der leuchtend roten Farbe des Hutes und den darauf befindlichen weißen Tupfen ist uns allen als Giftpilz genügend bekannt. Anders verhält es sich mit dem Knollenblätterpilz Agaricus phalloides, durch welchen die meisten Vergiftungen hervorgerufen werden. Ich reiche ihn daher in mehreren Exemplaren herum und bitte ihm besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Der Hut ist 2—10 cm breit, etwas gewölbt, in der Jugend kugelig und später flach. Die Farbe des Hutes ist weiß, grünlich oder grüngelb; er ist mit dunklen Hüllfetzen bedeckt, welche bei feuchtem Wetter oft gänzlich fehlen. Die Blätter sind weiß und färben sich auch im Alter nicht. Der Stiel ist etwa 8 cm hoch, $1^1/_4$ cm dick, weiß und bildet unten eine Knolle. In erster Jugend ist der Stiel fest und nicht hohl; später entsteht eine Höhlung in ihm. Ungefähr 2 cm unter dem Hute befindet sich die grünlich- oder gelblichweiße Manschette. Der Geruch des Pilzes ist sehr unangenehm und ähnelt dem der Kartoffelkeime. Trotzdem wird er zuweilen mit dem Champignon (der in 3 Arten vorkommt: Feldchampignon, Psalliota campestris, Waldchampignon, Ps. silvatica, und Ackerchampignon, Ps. arvensis) verwechselt, obwohl alle Champignonarten einen angenehmen Geruch haben und ihre Blätter einen rosa oder mattgraurosa Schein zeigen, dann ein frischeres Rosa annehmen und im Alter braunschwarz werden.

Der Kartoffelbovist, Scleroderma vulgare, welcher einer Kartoffel ähnlich, gelblichgrau gefärbt ist und einen unangenehmen Geruch besitzt, ist in der Jugend weiß und später blauschwarz. Er wächst in sandigen, trockenen Wäldern und kommt auch vereinzelt in Eichenwäldern und in Gärten vor. Er hat schon häufig Vergiftungen hervorgerufen, wird aber trotzdem von vielen Pilzfreunden als „Deutsche Trüffel" nach dreimaligem Abkochen den Speisen, besonders Leberpasteten, beigegeben, obwohl er seines Geschmackes wegen nicht zu empfehlen ist. In den meisten Fällen bekommt der Genuß des Pilzes schlecht; oft folgen darauf schwere Erkrankungen.

Ein volkstümliches Mittel, giftige Pilze zu erkennen, besteht darin, daß man in das Pilzgericht eine Zwiebel und einen silbernen Löffel tut. Befindet sich ein Giftpilz darunter, so färben sich angeblich Zwiebel und Löffel. Die Probe ist jedoch sehr unzuverlässig und versagt beim Knollenblätterpilz gewöhnlich. —

Die vorliegenden Speisepilze sind vorzüglich im Geschmack und geben mit etwas Butter oder Speck eine nahrhafte Speise. Leider werden die von alters her uns bekannten Pilze (Steinpilz, Pfifferling und Wiesen-Champignon) meistens dreimal in frischem Wasser abgekocht und ihre so entwerteten Reste durch Braunbraten schwerverdaulich gemacht, während sie bei richtiger Zubereitung gut bekömmlich sind. Besonders Zuckerkranken und Gallenleidenden sind Pilzgerichte zu empfehlen. Sehr wertvoll ist der Runzel-Schüppling oder Zigeuner, Rozites caperata. Der Maronenpilz (Boletus badius) kann mit dem Steinpilz rivalisieren. Die Röhren des Maronenpilzes sind blaßgelblich und färben sich beim Druck grünblau; das Fleisch ist anfangs weiß und färbt sich ebenfalls blau. Die Farbe des Hutes ist braun. Ein dem Maronenpilz sehr ähnlicher Pilz ist der Gallenröhrling (Boletus felleus), der zwar nicht giftig, aber so bitter ist, daß ein einziger Pilz ein ganzes Gericht aus andern Sorten vollständig verderben kann. Sein Fleisch bleibt unverändert weiß; die Röhren sind in der Jugend und im Alter mattrosa. Trotz der Verschiedenheit der Farbe der Röhren kommen doch häufig Verwechslungen mit dem Maronenpilz vor. Der Rotfuß-Röhrling, Boletus chrysentereon läuft nach Verletzungen rötlich oder blau an, die Ziegenlippe, Boletus subtomentosus grünlich und der Kornblumenpilz, Suillus cyanescens korblumenblau. Die beiden letzteren, sowie der Kastanienpilz, Suillus castanius, sind eßbare Pilze, ebenso der Rothautpilz, Boletus rufus, und der Birkenpilz, Boletus caber, welche in Birkenwäldern wachsen. B. rufus färbt sich bei Verletzungen violettschwarz oder braunschwarz. Ein sehr feiner Pilz ist der Butterpilz, Boletus luteus. Nicht hervorragend im Geschmack sind der Sandpilz, Boletus varigatus, der Kuhpilz, B. bovinus, der Perlpilz, Agaricus pustulotum und der Pantherpilz, A. pan-

therinus. Ein feiner, wohlschmeckender Pilz ist das Stockschwämmchen, Pholiota mutabilis. Der Parasolpilz, Lepiota procera, in jungen Exemplaren wohlschmeckend, wird im Alter zäh und hart. Als guter Speisepilz gilt der Krämpling, Paxillus involutus. Der gelbe Ziegenbart, Clavaria flava und der krause Ziegenbart C. crispa sind den Frühjahrspilzen, den Lorcheln und Morcheln ebenbürtig. Der Moosling, Rhodosporus Prunulus ist äußerst zart und fein; man bereitet ihn allein zu. Coprinus porcellanus eignet sich als Suppenpilz; mit anderen Pilzen zusammen findet er bei der Herstellung von Pilzkoteletten Verwendung. Der Nelkenblätterpilz oder Krösling, Marasmius Oreades gibt mit dem weißen Bovist, Bovinus, zusammen zubereitet ein wohlschmeckendes Gericht. Der Hasenstäubling (Lycperdon) ist in der Jugend wohlschmeckend. Zu den bekanntesten Pilzen gehört der Reizker, Lactaria deliciosa; L. mitissima, der milde Milchling eignet sich zur Herstellung von Pilzgemüse. Sehr häufig kommt auch der Hallimasch, Armillaria mellea vor. Außer den genannten Arten gibt es noch viele andere, die als Küchenpilze Verwendung finden. Die Zubereitung der Pilze ist so einfach, daß man sich aus einem Teil des vorliegenden Materials in einer halben Stunde ein wohlschmeckendes Gericht herstellen könnte. Man schneidet die Pilze zweimal in der Mitte durch, sieht zu, ob sie keine Maden haben und zieht von den Blätterpilzarten die Haut des Hutes ab, entfernt aber weder die Blätter noch die Röhren, weil diese ganz besonders wasserreich sind. Die harten Stiele einiger Arten schneidet man ab und kocht sie in Wasser, welches sich dann zur Herstellung von Suppen, Saucen oder Pilzextrakt verwenden läßt. Pilze dürfen stets nur kalt gewaschen werden. Sind sie gesiebt, so werden sie zerschnitten oder zerhackt. Die so zubereiteten Pilze schüttet man in heiße Butter oder gebratenen Speck, worin eine Zwiebel gebräunt ist, und gibt etwas Salz und Pfeffer dazu. Wenn das aus den Pilzen getretene Wasser etwas eingekocht ist, werden die Pilze noch einmal mit feingehackter Petersilie aufgekocht. O. Monke.

---

9. (7. ausserordentliche) Versammlung des XVII. Vereinsjahres.

Sonntag den 13. September 1908.

Wanderfahrt nach Schwedt an der Oder.

Trotz der Aussicht auf eine etwas strapaziöse Eisenbahnfahrt von fast 5 Stunden einschließlich der Rückfahrt beteiligten sich an der Exkursion von Berlin aus gegen 60 Mitglieder, zu denen sich in Ebers-

walde noch weitere 12 gesellten, um unter Führung des Geh. Regierungsrates Herrn Friedel der Hauptstadt des ehemaligen Markgrafentums Schwedt einen Besuch abzustatten. Die ehemalige Residenzstadt Schwedt, gleichmäßig ausgezeichnet durch seine merkwürdige Geschichte, durch seine eigenartige Industrie, sowie durch außerordentliche landschaftliche Reize, liegt an den beiden brandenburgischen Verkehrsstraßen nach Stettin zu Wasser und zu Lande und gleichzeitig als Knotenpunkt des Verkehrs an dem alten Wege, welcher die waldreiche Neumark mit der Ackerbau treibenden Uckermark verbindet. Im Norden schweift der Blick bis zum hohen, mächtigen, den Wandel der Zeiten überdauernden Rundturm[1]), an dessen Fuß die Weise wie vor einem halben Jahrtausend leise plätschernd vorüberzieht. Die letzten Reste des alten Feldsteingemäuers der zerstörten Burg an der Gartzer Straße bei Vierraden sind zu einer Tabaksscheune umgebaut worden Auf der Feste saß gegen Ende des 15. Jahrhunderts ein Graf von Hohenstein, in dessen Hände die Stadt Schwedt im Jahre 1481 durch Kauf überging, nachdem dieselbe seit einem Menschenalter Gegenstand des Streites zwischen Pommern und Brandenburg gewesen war. Schon Kurfürst Friedrich I. hatte den Besitz der Stadt erstrebt; Friedrich II. erreichte ihn und Albrecht Achilles verteidigte die erworbenen Rechte gegen die Pommerherzöge Bogislaw und Wratislaw. Im Jahre 1609 fielen Stadt und Schloß Schwedt an das kurfürstliche Haus zurück; der Große Kurfürst verpfändete die Herrschaft Schwedt an den schlesischen Grafen von Varrenbach. Dorothea, die zweite Gemahlin des Großen Kurfürsten, löste sie für 26 500 Taler wieder ein, vergrößerte sie durch Zukauf und bildete aus diesem Besitz, der zwei Städte und 19 Dörfer mit 4 Quadratmeilen Landes umfaßte, die sogenannte Markschaft Schwedt, einen Staat im Staate, ein seltsames Gebilde mit allen Vorzügen und Schwächen der Kleinstaaterei. So war Dorotheas Wunsch, auch ihrem zweiten Sohne, Philipp Wilhelm, für den eine Erbteilung wie zu Zeiten Joachims I. nicht durchzusetzen war, ein selbständiges Fürstentum zu verschaffen, erfüllt und eine regierende Nebenlinie des Hauses Hohenzollern entstanden. Aber nur 3 Regenten, Philipp Wilhelm (1690—1711), dessen Sohn Friedrich Wilhelm, der „tolle Markgraf“ (1711—1771) und dessen Bruder Friedrich Heinrich, der „vergnügte Markgraf im lustigen Oderstädtchen“ (1771—1788) führten das markgräfliche Zepter; dann starb mit dem kinderlosen Friedrich Heinrich die dem Großen Friedrich „verhaßte Rasse“ aus. Doch treten im Bilde der Stadt und ihrer Umgebung noch heut die Züge hervor, welche Dorothea und ihre Nachkommen unverkennbar eingegraben haben. Die

[1]) Der Turm der alten Vierradener Feste heißt im Volksmunde hier und da der „Mäuseturm“; doch ist diese Bezeichnung nicht allgemein bekannt. Angeblich soll der Name dadurch entstanden sein, daß sich in dem Turm früher große Scharen von Mäusen aufhielten.

Gründerin des Markgrafentums rief die des Tabakbaus kundigen Réfugiés ins Land, um demselben durch die Tabaksindustrie wieder aufzuhelfen, da Schwedt und seine Umgebung im 30jährigen Kriege und durch den Schwedeneinfall vom Jahre 1674 stark gelitten hatte. Das alte Hohensteinsche Schloß war bereits 1637 von den Schweden niedergebrannt worden; sie förderte den Bau des neuen, welchen Philipp Wilhelm, der erste Markgraf, im Stile der Spätrenaissance im wesentlichen vollendete. Er schuf den Schloßgarten und wahrscheinlich nach dem Muster der Straße unter den Linden in Berlin die „Schloßfreiheit", welche nebst dem vorgelagerten Schlosse dem Städtchen das „Residenzartige" verleiht. Sein Sohn Friedrich Wilhelm, erzogen am Berliner Hofe, ein Liebling und ein Bewunderer König Friedrich Wilhelms I., legte die wundervollen Schwedter Kastanienalleen, das zweite Wahrzeichen der Stadt, in echt preußischer Gradlinigkeit an und ebenso den schönen Park Monplaisir mit einem reizenden Jagdschlößchen, das jetzt als Restaurant verpachtet ist.

Die Brandenburgia wanderte unter Führung der Herren Sanitätsrat Dr. Lobeck und Rektor Kubatzki zunächst durch diesen Park, bewunderte den prächtigen alten Baumbestand, besichtigte den an den Besuch Friedrich Wilhelms III. erinnernden Denkstein mit der Inschrift: „11. Oktober 1821" und kehrte dann nach der Stadt zurück. Unterwegs bemerkte man zahlreiche Tabaksfelder, die teilweise bereits abgeerntet waren, und nahm mit Befriedigung von der Tatsache Kenntnis, daß die diesjährige Ernte in Qualität und Quantität eine vorzügliche sei. Im Hotel „Zum Markgrafen" wurde das Mittagsmahl eingenommen, welches der Leistungsfähigkeit der Wirtin alle Ehre machte. Hocherfreut wurden die Mitglieder der Brandenburgia durch ein vom Herrn Grafen von Schlieben gesandtes Begrüßungstelegramm, sowie durch eine Ansichtspostkarte, welche Grüße eines zweiten treuen Mitgliedes, des Herrn Gustav Lackowitz, aus Tirol brachte.

Wegen Mangels an Zeit konnten leider die interessanten Kirchen Schwedts, die Stadtkirche mit Erinnerungen an die Hohensteinsche Zeit und die vom Markgrafen Friedrich Heinrich 1777 im Rococostile erbaute Französische Kirche[1]), in welcher derselbe Markgraf auch bestattet wurde, nicht mehr besichtigt werden. Man begab sich daher nach Tisch sogleich in das Schloß, welches zuletzt von 1904 – 1907 von dem Prinzen Friedrich Heinrich von Preußen bewohnt worden war. Unter den zahlreichen Gemälden von mäßigem Werte fielen dort einige gute Bildnisse hohenzollernscher Fürsten und Fürstinnen (Gr. Kurfürst, Friedrich I., Friedrich Wilhelm I., Sophie Charlotte, Wilhelm I.) und der markgräflichen Seiten-

[1]) Die Turmspitze trägt eine Krone wie die Rathaustürme von Schwedt und Angermünde.

linie auf. Ein angeblich echter van Dyck, den h. Sebastian vorstellend, wird auf eine Viertel Million Mark eingeschätzt. Von den Erzeugnissen des Kunsthandwerks, die als solche bemerkenswert sind, verdienen die in Gips gestochenen Deckenverzierungen genannt zu werden. Die Schloßkapelle fällt durch ihre vorzügliche natürliche Belichtung (Oberlicht) angenehm auf. Im Schloßgarten ist eine kunstvolle Sonnenuhr aufgestellt. Den Hauptreiz des Gartens bildet jedoch der Ausblick auf den imposanten 300 m breiten Oderstrom, dem das Schloß die Südfront zuwendet.

Nach Besichtigung des Schlosses bestiegen die Teilnehmer die in der Nähe des Oderbruchs bereitstehenden Wagen und fuhren über Niederkränig bis zum Waldkater, um von hier aus zu Fuß den der Oder parallel laufenden Höhenzug am rechten Ufer zu ersteigen. Die hölzerne Oderbrücke, das dritte Wahrzeichen der Stadt, stammt aus den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Vordem vermittelte eine Fähre den Verkehr mit der Neumark, nachdem die alte Brücke im Jahre 1806 niedergebrannt worden war. Wenn „das Städtlein Schwett vorzeiten die Landeskron genannt worden“ (Angelus, Annales Marchiae Brand.) und noch heut als die Perle der märkischen Städte bezeichnet werden darf, so verdankt es diesen Ehrennamen nicht zuletzt seiner reizvollen Lage am gewaltigsten märkischen Strom, der, den Osten vom Süden trennend, Süd und Nord verbindend, hier zwischen lieblichen Ufern dahinrauscht. Wie man auch den Standpunkt an oder auf der Brücke wählen mag, überall schweift der Blick über eine mächtige Wasserfläche, welche durch die jetzige, bescheiden zurücktretende Brücke zwar gegliedert aber nicht zertrennt wird, von der Stadtseite aus bis zu den prächtigen Höhen bei Niederkränig und bis an die Waldungen der Neumark in blauer Ferne. Von drüben her blickt man dagegen auf das malerische Stadtbild mit seinem Markgrafenschlosse, mit dem großen Fachwerkspeicher zur Rechten der Brücke und der in Grün getauchten westlichen Vorstadt von Schwedt. Im Süden tritt die Mündung des Großschiffahrtskanals hervor, und im Norden begrenzt das liebliche Bild von Nipperwiese den Blick. Das wird nun anders werden; die alte Brücke soll der Oderregulierung zum Opfer fallen. Der jetzige Hauptarm der Oder wird Kanal und der östlichste der Oderarme, die Miglitz bei Niederkränig, zum Hauptstrom vertieft werden. Die bestehende Holzbrücke ist 7,40 m breit und 273,30 m lang; sie hat 16 Öffnungen, mit zusammen 160 m Durchlaßweite und für größere Dampfer eine an der Stadtseite gelegene mit einem Aufzug versehene Durchfahrt von 10,50 m Breite. Dafür sollen Oderdämme in den Strom hineingebaut werden, deren Höhe die der Holzbrücke um 2 m übertreffen und die den Strom bis auf 60 m einschnüren. Den Zwischenraum will man mit einer festen Eisenbrücke überspannen. Dem Damm vorzuziehen wäre freilich

eine Pfeilerbrücke; denn plumpe Dämme entstellen oder zerstören das Landschaftsbild, wie bekannte Beispiele beweisen (Damm der Döberitzer Heerstraße im Stößensee, Eisenbahndamm bei Lychen usw.), und einer hohen Bogenbrücke ein einfacher Bau mit niedrigem Geländer, der im Landschaftsbilde sich etwas weniger breit macht als die neue Glienicker Brücke bei Potsdam.

Auf dem hohen Uferrande zwischen Niederkränig und Niedersaathen wanderten die Mitglieder zu den schönsten Aussichtspunkten, zum „Schirm“ und zur Bastei. Vom Schirm aus blickt man westwärts über die Oder fort, ostwärts aber in eine vorgelagerte tiefe Schlucht, das „Tal der Liebe“, so genannt von einem früheren Besitzer des Geländes, einem Herrn von Humbert, der dort um 1840 Parkanlagen herstellen ließ, um seiner jungen Frau damit eine Freude zu bereiten. Im Grunde befindet sich eine Fasanerie und ein Goldfischteich. Auf dem Rückwege machte Herr Sanitätsrat Lobeck darauf aufmerksam, daß hier noch der krasseste Volksaberglaube in Blüte stehe. In der Nähe vom Waldkater erscheint zuweilen der Reiter ohne Kopf; Pferde bleiben plötzlich stehen und manche Menschen sehen dort des Nachts einen Angehörigen, dessen Ableben bevorsteht, im Sarge liegen.

In Schwedt wurde zum Schluß dem „Sanatorium“ ein kurzer Besuch abgestattet. Die hölzerne Terrasse desselben, die einen schönen Blick über das Odertal gewährt, stammt aus Berlin und zwar aus dem ehemaligen Helmschen Restaurant an der Schloßfreiheit. O. Monke.

Herr Tabaksfabrikbesitzer Fr. Hartmann in Schwedt, welcher an dem Brandenburgia-Ausflug teilnahm, erläuterte auf dem Felde die rechts und links zwischen der Stadt und dem Monplaisir-Park sich hinziehenden Tabakskulturen und berichtete darüber folgendes:

Durch französische Refugiés gelangte der Tabakbau 1686 nach der Mark Brandenburg und zwar in der Hauptsache nach Schwedt und Vierraden; 1691 wurden bereits von einem Hamburger Kaufmann 1400 Zentner Märker Tabak angekauft, später nahmen sich auch Stettiner und Magdeburger Kaufleute dieses Handelsartikels an und 1750 etablierten sich die ersten Rohtabakkaufleute in Schwedt.

Der Tabakbau ist ein recht mühsames Geschäft. Die Samenkörnchen, welche die Produzenten im März in einem feuchten Beutel in ihr Bett gelegt und so zum Keimen gebracht haben, werden Ende März in die Mistbeete gelegt. Sind die Pflänzchen ungefähr 4 Zoll hoch, werden sie auf die Felder ausgepflanzt. Hier werden sie häufig behackt und sobald die Blüte ansetzt, geköpft, d. h., die Blüte wird aus der Staude gebrochen, damit die ganze Kraft der Pflanze in die Blätter geht. Ende August, Anfang September wird der Tabak geblattet, d. h. die oberen Blätter werden von der Pflanze abgebrochen; auch das Sandblatt und die Grumpen (das sind die auf der Erde liegenden Blättchen)

werden nun geerntet. Die Hauptblätter, „das Obergut", werden zu Zigarren, das Sandblatt und die Grumpen zu Pfeifentabak verarbeitet. Die grünen Tabakblätter werden nun auf Schnüre gezogen, weshalb der Berliner den Uckermärkertabak „Strippenhavanna" nennt, und in luftigen Scheunen zum Trocknen aufgehängt. Die Tabakstaude mit dem „Gaiz" (die frisch ausgeschlagenen Blätter der abgeernteten Pflanze) wird umgepflügt, und dient zur Düngung. Der Gaiz wird seit Einführung der Steuer, 1879, nicht mehr geerntet. Im November werden die getrockneten Tabakblätter vom Pflanzer in die Speicher der Händler gebracht, und nun beginnt die Fermentation. Ungefähr je 100 Zentner Tabak werden in Haufen gesetzt, welche etwa 14 Tage stehen bleiben. Hier gärt der Tabak und nimmt die braune Farbe an. Diese Fermentationshaufen müssen öfter umgesetzt und untersucht werden, damit der Tabak nicht zu dunkel wird oder gar verbrennt. Dann kommt er auf die Kühlbänke und wird nun von den Sortierfrauen in Umblatt und Einlage getrennt. Ende Mai, Anfang Juni wird der Tabak in Ballen verpreßt, und im Oktober kann er von den Zigarrenfabrikanten verarbeitet werden.

Die Uckermark produziert durchschnittlich etwa 120 000 Zentner im Jahr, der Wert einer Ernte beträgt ca. 4 bis 5 Millionen Mark ohne Steuer. Die Steuer wirft gegen 2½ bis 3 Millionen Mark ab.

Die Preise sind in den letzten Jahren stark in die Höhe gegangen, da die durch Hebung der Kultur erzielte milde Qualität des Uckermärker Tabaks von den Zigarrenfabrikanten von Jahr zu Jahr mehr geschätzt wird.

U. M. Herr Karl Wilke teilte hierzu eine Übersicht der Tabakspreise mit, welche im Auftrage der Landwirtschaftskammer für Brandenburg durch die landwirtschaftliche und gärtnerische Lehranstalt Königsberg Nm. kürzlich veröffentlicht wurden.

Ort	Datum des Verkaufs	Aufgezog. Sandbl. M.	Grumpen M.
Altlietzegöricke	26. 8.	26,00	16,00
Altrüdnitz	28. 8.	28,00	18,00
Bellinchen	25. 8.	25,00	15,00
Peetzig (Oder)	22. 8.	28,00	18,00
Zellin (Oder)	22. 8.	26,00	14,00
Gusow (Oderbruch)	24. 8.	22—25	13,16
Herzsprung	25. 8.	30,00	20,00
Bagemühl	24. 8.	—	18,00
Berkholz	26. 8.	28,00	18,00
Criewen	18. 8.	26—28	15—15
Frauenhagen	24. 8.	28,00	18,00
Hohenfelde	17. 8.	28—30	18—20
Stolpe a. O.	18. 8.	25—28	15—18
Stolzenhagen	25. 8.	30—33	20—23

Die Preise von Lunow, Hohensaathen und Parstein fehlen. Diese sind die höchsten, weil die Qualität am besten.

Verschiedene Mitglieder machten auch Rauchversuche mit angeblich uckermärkischen Zigarren.

Die auf dem Bahnhof Schwedt a. O. verkauften sogen. Vierradener Zigarren sind 95 mm lang und haben im Querschnitt an der stärksten Stelle 15 mm Durchmesser. Sehr spitz nach dem Mundende gearbeitet, zierlich und leicht im Gewicht. Rehbraun in der Farbe. Mittelkräftig im Geschmack, etwas rauh, aber sonst garnicht so uneben. Es wird viel Vierradener, überhaupt uckermärkischer Tabak als amerikanisches Erzeugnis verraucht. So geht er sehr feingeschnitten in die Gegend von Bremen, um als türkischer Zigarettentabak verarbeitet zu werden. Mundus vult decipi.

Die diesjährige uckermärkische Tabakernte ist in Qualität und Quantität vorzüglich. Gegen Hagelschlag ist die Tabakstaude äußerst empfindlich, desgleichen gegen selbst nur leichten Frost. Bodenmüdigkeit kennt man hier in den Tabakfeldern nicht, bei guter Düngung bleibt der nikotianische Acker immer gleich ergiebig.

Endlich schließen wir noch ein paar Angaben an, entnommen einem Aufsatz:

Der märkische Tabak. Von L. von Noort. Hierzu 8 Spezialaufnahmen vom Verf. in der „Woche“ vom 6. Juni 1908, S. 1011—1013.

Während vor 10 Jahren noch 22 000 ha mit Tabak bebaut wurden, waren es 1905 nur noch 14 000 ha. Inzwischen hat die Anbaufläche, speziell auch in der Mark, weiter abgenommen. Immerhin haben wir in Deutschland noch etwa 80 000 Tabakpflanzer.

Der Same ist so fein, daß auf ein Gramm etwa 3000 Körnchen kommen. Er wird auf eine Art Mistbeet, sogen. Tabakkutsche ausgesät. Haben die Pflanzen Blätter von 8 bis 10 cm Länge, so wird der Tabak ausgepflanzt. Die pikierten jungen Pflänzchen werden gegen Kälte geschützt. Die Stecklinge kommen in ein Netz von Linien, deren Schnittpunkte immer 30 oder 40 cm von einander entfernt. Sobald der Tabak blüht, wird er „geköpft“, damit die Kraft in die Blätter schießt. Nur die Samenpflanzen bleiben ungeköpft. Die sorgfältig abgebrochenen Blätter werden auf eine Hanfschnur gezogen und die so gewonnenen „Bandeliers“ zum Trocknen in luftige Schuppen gehängt. Die weitere Behandlung, das Fermentieren etc., ist dann meist Sache der Fabrikanten.

In geringeren Tabak für den Hausgebrauch werden mit-

unter Kirschblätter (von der sauren Kirsche) getrocknet und geschnitten als Einlage beigemengt.

Wir schließen die Zusätze mit dem Hinzufügen, daß es recht bedauerlich wäre, wenn die heimische Tabakkultur und -Industrie durch die geplante deutsche Steuerreform noch mehr beengt und bedrängt würde. Gegen eine mäßige Steuer ist natürlich nichts einzuwenden; im übrigen sollte man unseren heimischen Tabakbau gegen den nichtdeutschen Tabak durch angemessene Schutzzölle zu begünstigen suchen.

Märkische Seen in Areal und Maximaltiefe.

Mit einer Karte.

Von **Dr. Max Samter.**

An dem Seenreichtum der Mark Brandenburg ist die Seenkunde bisher vorübergegangen, um in Norddeutschland in der Hauptsache jenen Seen ihre Arbeitskraft zu widmen, welche den baltischen Höhenrücken auszeichnen. Als Folge hiervon besitzen wir für die Seen Pommerns, Preußens und Holsteins bereits eingehende Bearbeitungen, für die Seen der Mark aber fehlt irgend welche, jenen Darstellungen gleichkommende, hydrologische Publikation. Es genügt, auf diesen Mangel hinzuweisen, der nicht allein von der Seenforschung selbst, sondern auch von den anderen interessierten Naturwissenschaften empfunden wird.

Wenn die märkischen Gewässer gelegentlich in Bezug auf ihre Tiefe untersucht worden sind, so sind diese Arbeiten zum Teil nicht so eingehend ausgeführt worden, daß sie über den Bau des betreffenden Sees Aufschluß geben, oder aber sie haben sich bisher der öffentlichen Kenntnis entzogen. Andere Arbeiten enthalten zum Teil trotz zahlreicher Lotungen keine Tiefenkarten oder wollen nur, wie die neue Bearbeitung der märkischen Fischgewässer durch Eckstein, eine ungefähre Kenntnis allein von den größten Tiefen der märkischen Seen gewinnen.

Nur die geologische Landesanstalt in Berlin hat in den von der Provinz Brandenburg publizierten Blättern der geologischen Karte eine größere Anzahl von Seen in ihren Tiefenverhältnissen zur Darstellung gebracht, nachdem sie selbst bestrebt war, bei der geologischen Landesaufnahme gleichzeitig auch von dem Bau der in die märkische Landschaft eingesenkten Seen ein Bild zu gewinnen. Abgesehen von diesen in elf geologischen Blättern befindlichen Tiefenkarten und abgesehen von einigen wenigen hydrologischen Einzeldarstellungen besitzen wir nichts umfassenderes auf dem Gebiete der märkischen Seenforschung, und die buchstäblich gewordene Unfruchtbarkeit des märkischen Bodens wäre

fast auch auf die märkische Hydrographie anwendbar, wenn nicht die Verwaltung der märkischen Wasserstraßen der Königlichen Regierung in Potsdam im Interesse der Schiffahrt eine größere Zahl märkischer Gewässer hätte peilen lassen und zwar solcher Seen im besonderen, welche in dem Zuge der märkischen Wasserstraßen gelegen sind. Das auf Grund zahlreicher Vermessungen ausgeführte Kartenmaterial im Maßstabe 1 : 10000 ist ein vorzügliches, um so mehr, da die Vermessungen meist während des Winters vom Eise aus vorgenommen sind.

Da diese Karten zunächst nur für den Bedarf jener Behörde reproduziert werden, sollen dieselben in der folgenden Zusammenstellung aller bisher in ihren Tiefenverhältnissen untersuchten und in Tiefenkarten dargestellten märkischen Seen mit aufgenommen werden, und wird in Kürze die eingehende Bearbeitung dieses Materials folgen. Nicht aufgenommen in die Tabelle sind die von jener Behörde ausgeloteten Flußläufe der Mark, sowie solche Seen, von denen nur handschriftliche Karten existieren. Trotz wiederholter Versuche, über die Maximaltiefen unserer märkischen Seen Aufschluß zu erhalten, sind die in der Tabelle zusammengestellten Daten die ersten, die Anspruch auf Genauigkeit machen dürften. Die von der Verwaltung der märkischen Wasserstraßen ausgeführten Untersuchungen sowie die hydrologischen Arbeiten der geologischen Landesanstalt in Berlin und schließlich einige andere hydrographische Einzeldarstellungen ergeben in ihrer Zusammenfassung das Verzeichnis derjenigen Seen der Mark, von denen umfassende Auslotungen und Tiefenkarten vorliegen.

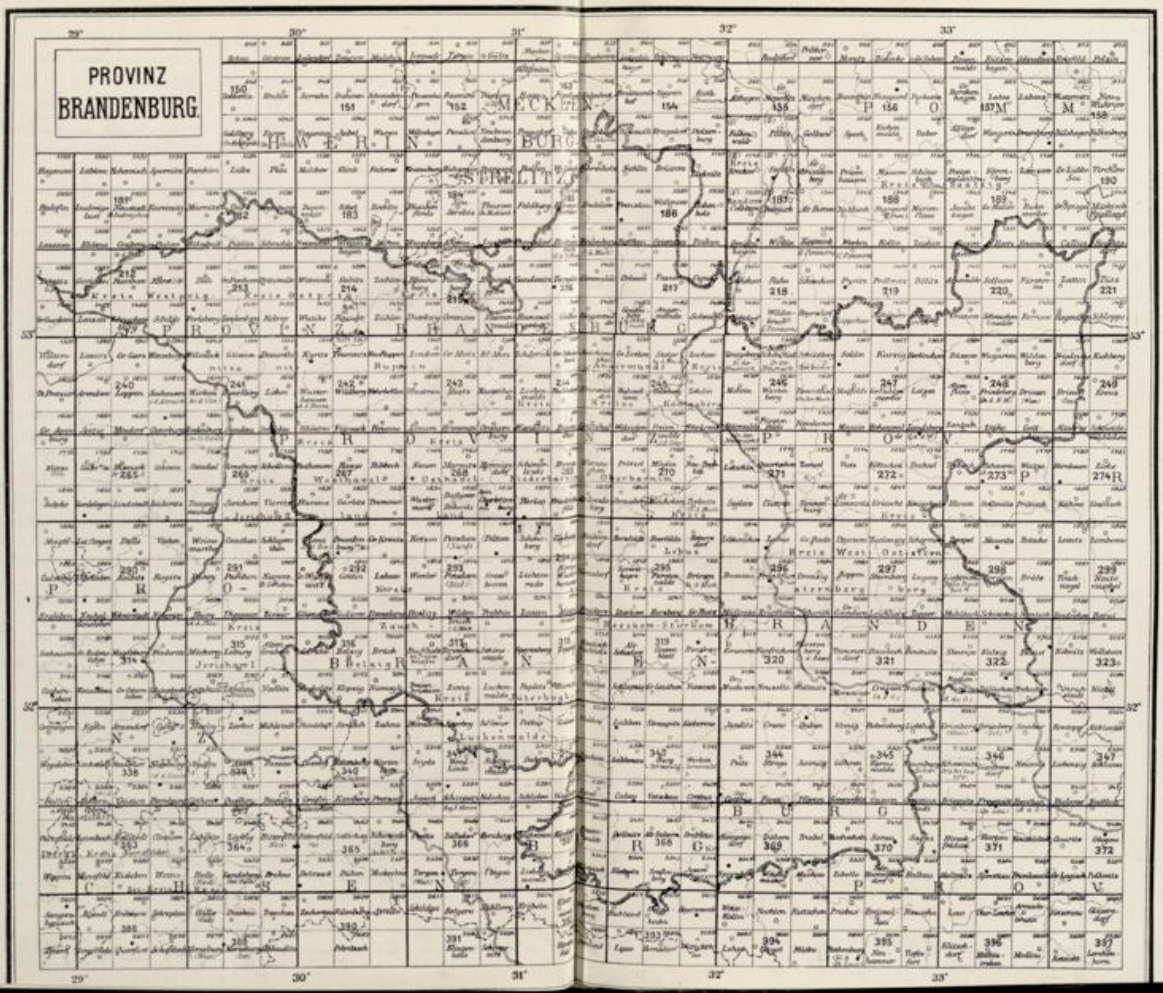
Das alphabetische Seenverzeichnis enthält in der ersten Spalte diejenige Nummer des Meßtischblattes (Maßstab 1 : 25000), auf welcher der betreffende See zu finden ist. Nicht bezeichnet sind auf diesen Blättern einige Ausbuchtungen und Erweiterungen der Flußläufe, die nach den Karten der Potsdamer Behörde eigene Namen haben. Hierher gehören: Möllenzug-See, Sellenzug-See und Küchen-See, die Teile der Dahme darstellen, sowie der Tiefe See als Teil der Havel und der Kl. Kuhwall- als Teil des Gr. Lankensees. Spalte 2 enthält Gradabteilung und Blatt der geologischen Karte von Preußen, sofern der betreffende See auf der geologischen Karte in Tiefenkurven zur Darstellung gebracht ist. Die in Klammern eingeschlossenen Blattzahlen der geologischen Karte weisen darauf hin, daß der auf dem eingeklammerten Kartenblatte befindliche Teil des Sees noch nicht gelotet worden ist. Es ist ferner zu bemerken, daß einige der von der Verwaltung der märkischen Wasserstraßen geloteten Seen in die geologischen Karten bereits übernommen sind, daß jedoch aus Raummangel — die geologischen Karten besitzen nur den Maßstab 1 : 25000 — ein Teil der Tiefenzahlen und Kurven auf den geologischen Blättern in Fortfall gekommen ist. Der Abfluß des Sees (Spalte 3) ist in seinem Verlaufe dadurch näher gekennzeichnet, daß in der Regel der-

jenige See, in den er zunächst abfließt, an erster Stelle genannt wird. Hierdurch wird der weitere Verlauf des Abflusses meist aus der Tabelle selbst ersichtlich, da sich auch die Abflußverhältnisse des an erster Stelle genannten Sees aus der Tabelle alsdann ergeben. Die Seeareale für die von der geologischen Landesanstalt geloteten Seen entstammen dem Katastermateriale der Königlichen Regierungen in Potsdam und Frankfurt a. O., während die Verwaltung der märkischen Wasserstraßen die Areale der von ihr in Karten dargestellten Seen durch Planimetrierung der Originalaufnahmen (1 : 10000) gewonnen hat, ebenso, wie die Größe einzelner Seeteile dieser Karten, die einen eigenen Namen haben, deren Areal aber noch nicht berechnet war, von mir mittels Kompensationsplanimeter festgestellt wurden; und zwar wurden mit einer Ausnahme (Ferchesar-See) die Seeteile nach den aus ihrem Bodenrelief und ihrer äußeren Gestalt sich ergebenden natürlichen Grenzen vermessen. Wegen seiner isolierten Lage in der Nähe der Brandenburgischen Grenze ist der in der Altmark gelegene tiefe Arendsee, den Halbfaß als Eisturzsee kennzeichnete, in das Verzeichnis mitaufgenommen. Die Publikation der mit einem * und einer ( ) versehenen Karten steht noch bevor.

Wenn man nach dem Vorbilde der Verwaltung der märkischen Wasserstraßen und unter Zugrundelegung der Bezeichnungen auf den Meßtischblättern jede seenartige Erweiterung eines Flußlaufes als See bezeichnet, so beträgt die Zahl der in ihren Tiefenverhältnissen untersuchten märkischen Seen insgesamt 191. Von diesen Seen sind allein durch die Verwaltung der märkischen Wasserstraßen 128 Seen ausgelotet, und da es dieser Behörde darauf ankam, nur die schiffbaren märkischen Flußläufe in ihren Tiefenverhältnissen kennen zu lernen, so sind besonders diejenigen Seen gut untersucht, die sich als Flußseen oder Buchten der Flußläufe kennzeichnen. Demzufolge treten die tiefen Seen unter den untersuchten stark zurück, und ohne hier näher auf die aus diesen Verhältnissen sich ergebenden weiteren Resultate einzugehen, sei erwähnt:

nur	54	Seen	haben	eine	Tiefe	von	mehr	als	10 m
„	24	„	„	„	„	„	„	„	20 m
„	11	„	„	„	„	„	„	„	30 m
„	4	„	„	„	„	„	„	„	40 m
„	2	„	„	„	„	„	„	„	50 m
„	1	See	hat	„	„	„	„	„	60 m

Für einen Vergleich der Tiefen märkischer Seen mit den Tiefen baltischer Seen ist dieser Umstand wahrscheinlich von Bedeutung, da gegenüber den baltischen Seen die Zahl der untersuchten flachen Flußseen in der Mark ganz außerordentlich überwiegt.


PROVINZ
BRANDENBURG
MECKLENBURG-STRELITZ
PROVINZ BRANDENBURG
PROVINZ POMMERN
BRANDENBURG
Kreis Westprignitz
Kreis Ostprignitz
Kreis Ruppin
Kreis Templin
Kreis Angermünde
Kreis Prenzlau
Kreis Pritzwalk
Kreis Westhavelland
Kreis Osthavelland
Kreis Zauch-Belzig
Kreis Jerichow I
Kreis Jerichow II
Kreis Osterburg
Kreis Arnswalde
Kreis Soldin
Kreis Lebus
Kreis West-Sternberg
Kreis Ost-Sternberg
Kreis Luckenwalde
Kreis Teltow
Kreis Beeskow-Storkow
Kreis Calau
Kreis Guben
Kreis Cottbus
Kreis Spremberg
Kreis Sorau
Kreis Crossen
Kreis Züllichau-Schwiebus
Kreis Weststernberg
Kreis Oststernberg
Kreis Landsberg
Kreis Friedeberg
Kreis Arnswalde
Kreis Soldin
Kreis Königsberg
Kreis Ost-Sternberg
Kreis Weststernberg
Kreis Züllichau-Schwiebus
Kreis Sorau
Kreis Crossen
Kreis Guben
Kreis Cottbus
Kreis Spremberg
Kreis Calau
Kreis Beeskow-Storkow
Kreis Teltow
Kreis Luckenwalde
Kreis Jüterbog
Kreis Zauch-Belzig
Kreis Westhavelland
Kreis Osthavelland
Kreis Pritzwalk
Kreis Templin
Kreis Angermünde
Kreis Prenzlau
Kreis Ruppin
Kreis Ostprignitz
Kreis Westprignitz
29°
30°
31°
32°
33°
53°
52°

Laufende Nr.	
1	A
2	E
3	E
4	G
5	K
6	B
7	B
8	B
9	B
10	B
11	B
12	G S
13	Bu
14	Bü
15	Da
16	Da
17	Da
18	Da
19	De

29°

Laufende Nr.	Name des Sees	1 Meßtischblatt Nr.	2 Geolog. Karte mit Tiefenkurven	3 Abfluß	4 Lage des Seespieg. über NN in m	5 Größe ha	6 Die größte Tiefe m	7 Maßstab der Karte	8 Publikation
1	Arend-See	1540 1611	—	Mühlengraben — Jeetze, Elbe	23,5	536	49,5	1 : 10000	Arch. f. Landes- und Volkskunde d. Prov. Sachs., Halbfass, W. 1896.
2	Bahrensdorfer See	2116	—	Obere Spree	40,9	28,92	2,1	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1904.
3	Bandin-See	1561	46.4.	Mietzel, Oder	59,7	165,90	15,0	1 : 25000	Geol. Karte v. Preußen, Schröder, H. 1898.
4	Gr. Bechen-See	1919 1987	—	Bechen, Fließ — Obra, Oder	131,0	63,0	39,0	1 : 25000	Petermann's geogr. Mitteilungen. Schütze, H. 1908.
5	Kl. Bechen-See	1919 1987	—	Abflußlos	132,5	41,0	26,0	1 : 25000	Petermann's geogr. Mitteilungen, Schütze, H. 1908.
6	Beetz-See	1832 1833 1903 1904	—	Brandenb. Havel	29,0	1018,90	9,0	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1903.
7	Bikow-See	1396	—	RheinsbergerSee, Rhin	56,0	30,8	12,5	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1900.
8	Breitling	1970	—	PlauerSee, Untere Havel	28,0	479,5	5,6	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1903, 04.
9	Brettiner See (Plauer Kanal)	1901	—	Plauer Kanal, Elbe, Unt. Havel	32,0	8,0	3,30	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1906.
10	Brieskower See	2050	—	Oder	22,0	47,6	4,6	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1901, 02.
11	Bruch-See	1400	—	Templiner See, Obere Havel	51,5	24,08	3,0	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1904.
12	Gr. Brückentin-See	1317	27.48	Dabelow-See, Schwedt-See, Ob. Havel	58,4	137,91	28,0	1 : 25000	Geol. Karte v. Preußen, Schulte, L. 1899, 1903.
13	Burg-See	1482	28.58	Gr. Peetzig-See	43,0	siehe Gr. Peetzig-See	9,5	1 : 25000	Geol. Karte v. Preußen, Schmidt, M. 1895-96.
14	Bütz-See	1620	—	Untere Rhin	35,1	285,10	2,2	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1900.
15	Dabelow-See	1317	27.48	Thymen-See Schwedt-See, Ob. Havel	58,3	103,13	30,0	1 : 25000	Geol. Karte v. Preußen, Schulte, L. 1899, 1903.
16	Daemeritz-See	1910	—	Müggel-Spree	32,6	112,60	4,4	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1897.
17	Dagow-See	1397	27.53	Stechlin-See, Ob. Havel	60,4	23,75	9,0	1 : 25000	Geol. Karte v. Preußen, Schulte, L. 1899, 1904.
18	Damm-See	1143 1234	28.32 [38]	Köhntopp, Ücker	92,8	216,07 incl. Insel	7,0	1 : 25000	Geol. Karte v. Preußen, Woelfer, Th. 1895.
19	Dehm-See	1981	—	Fürstenwalder Spree	37,5	127,52	4,3	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1905.

		1	2	3	4	5	6	7	8
Laufende Nr.	Name des Sees	Meßtischblatt Nr.	Geolog. Karte mit Tiefenkurven	Abfluß	Lage des Seespieg. über NN in m	Größe ha	Die größte Tiefe m	Maßstab der Karte	Publikation
20	Dolgen-See	2045	—	Dahme	33,8	172,20	3,4	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1896.
21	Dollgow-See	1396	—	Schlaborn-See Rheinsberger See, Rhin	56,0	71,80	8,9	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1900.
22	Drobsch-See	2115	—	Obere Spree	43,0	49,8	2,0	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1905.
23	Fähr-See	1400	—	Bruch-See, Ob. Havel	51,7	216,16	14,0	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1904.
24	Fahrlander See	1906	—	Weißer See — Potsdam, Havel	29,5	250,50	3,2	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1904.
25	Ferchesar-See	1759	—	HohenauenerSee, Untere Havel	26,0	66,3 Gemarkungsgrenze	4,0	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1901.
26	Flaken-See	1910	—	Dämeritz-See, Müggel-Spree	32,7	75,50	9,8	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1897.
27	Gleuen-See	1400	—	Bruch-See, Ob. Havel	51,7	36,08	10,0	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1904.
28	Glindower See	1973	—	Potsdamer Havel	29,8	217,60	12,5	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1904.
29	Globsower See	1397	27.53	Abflußlos	60,0	16,30	4,0	1 : 25000	Geol. Karte v. Preußen, Schulte, L. 1899, 1904.
30	Glower See	2116 2183	—	Leißnitz-See, Ob. Spree	41,0	134,30	5,7	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1903.
31	Göttin	1905	—	Potsdamer Havel	29,3	96,92	6,0	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1905.
32	Gran-See (Gehron-See)	1477 1478	27.60	Ob. Havel	48,1	101,90	1,5	1 : 25000	Geol. Karte v. Preußen, Schulte, L. 1899, 1900, 1903.
33	Grienerick-See	1396 1476	—	Rhin	55,6	90,8	14,9	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1900.
34	Große-See	1701	46.15	Stubben-See, Massow-Kanal, Warthe	35,7	66,29	26,0	1 : 25000	Geol. Karte v. Preußen, Woelfer, Th. 1895-96.
35	Große-See	1143 1234	28.32 [38]	Damm-See, Ücker	93,1	367,0	9,0	1 : 25000	Geol. Karte v. Preußen, Woelfer, Th. 1895.
36	Große Zug	1977	—	Zeuthener See, Wendische Spree	32,3	103,4	3,5	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1901.
37	Grunewald-See	1907	(44.36)	Abflußlos	ca. 33,5	19,15	3,4	1 : 25000	* Geol. Karte von Preuß., Woelfer, Th.
38	Gudelack-See	1549	—	Lindower Rhin	38,8	443,80	27,5	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1900, 01.
39	Gülper See	1686	—	Untere Havel	24,0	616,50	2,5	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1902.

		1	2	3	4	5	6	7	8
Laufende Nr.	Name des Sees	Meßtischblatt Nr.	Geolog. Karte mit Tiefenkurven	Abfluß	Lage des Seespieg. über NN in m	Größe ha	Die größte Tiefe m	Maßstab der Karte	Publikation
40	Halen-See	1907	(44.36)	Abflußlos	35,2	4,74	4,6	1 : 25000	* Geol. Karte von Preuß., Woelfer, Th.
41	Haus-See, südl. v. Hardenbeck	1319	—	Gr. Küstrin-See, Gr. Lychen-See, Ob. Havel	66,2	172,26	22,0	1 : 25000	Jahrb. d. Kgl. Preuß. geol. Landesanstalt für das Jahr 1887, Wahnschaffe, F. 1888.
42	Haus-See, bei Wichmannsdorf	1319	—	Abflußlos	73,5	22,60	24,0	1 : 25000	Jahrb. d. Kgl. Preuß. geol. Landesanstalt für das Jahr 1887, Wahnschaffe, F. 1888.
43	Haus-See	1398	27.54	Stolp-See, Ob. Havel	52,5	40,50	5,9	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1897.
44	Haus-See	1143	28.32	Köhntopp, Ücker	91,6	61,15	9,0	1 : 25000	Geol. Karte v. Preußen, Woelfer, Th. 1895.
45	Havel-See (Niederneuendorfer See)	1764	—	Spandauer Havel	31,4	102,08 (bis zur Fähre)	4,0	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1897.
46	Hohennauener See	1759	—	Untere Havel	26,0	417.20	9,2	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1901.
47	Hölzerner See	2045 2113	—	Schmölde-See, Dahme	33,8	114,28	14,0	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1904.
48	Hundekehlen-See	1907	(44.36)	Abflußlos	33,0	8,26	4,4	1 : 25000	* Geol. Karte von Preuß., Woelfer, Th.
49	Huschte-See	2045	—	Dahme	33,8	14,4	3,6	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1904.
50	Jungfern-See	1906	—	Potsdamer Havel	29,5	244,30	10,8	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1897, 1901.
51	Kalk-See	1910	—	Flaken-See — Müggel-Spree	34,5	84,40	10,9	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1896.
52	Gr. Kastaven-See	1317	27.48	Abflußlos	62,3	66,37	14.0	1 : 25000	Geol. Karte v. Preußen, Schulte, L. 1899, 1903.
53	Ober Kastaven-See	1317	27.48	Abflußlos	62,2	39,46	5,5	1 : 25000	Geol. Karte v. Preußen, Schulte, L. 1899, 1903.
54	Katharinengraben u. See	2049	—	Oder-Spree-Kanal, Fürstenwalder Spree Od.	40,9	12,1	2,5	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1904.
55	Kersdorfer See	1981	—	Fürstenw. Spree	38,5	60,28	3,3	1 : 10000	Verw d. märk. Wasserstraßen 1905.
56	Klopp-See	1488 1561	29.58 46.4	Zollener See — Mietzel, Oder	60,1	326,12	37,5	1 : 25000	Geol. Karte v. Preußen, Michael, R. 1898.
57	Kloster See	1972	—	Emster, Brandenburger Havel	29,0	55,80	4,0	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1905.
58	Klücken-See	1411	(30.49)	Stübenitz-Fließ Ihna-Oder	53,7	87,43	17,6	1 : 25000	* Geol. Karte von Preuß., Klautzsch, A.
59	Kl. Körisser See	2113	—	Hölzener See, Dahme	33,8	170,0	11,0	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1904.

Laufende Nr.	Name des Sees	1 Meßtischblatt Nr.	2 Geolog. Karte mit Tiefenkurven	3 Abfluß	4 Lage des Seespieg. über NN in m	5 Größe ha	6 Die größte Tiefe m	7 Maßstab der Karte	8 Publikation
60	Gr. Krampe	1909 1910 1977	—	Wendische-Spree	32,4	70,48	5,3	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1900.
61	Krampnitz-See	1906	—	Lehnitz-See, Potsdam. Havel	29,5	siehe Lehnitz-See 1906	7,9	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1897, 1901, 1904.
62	Kremmener See	1620 1621 1690 1691	—	Kremmener Rhin	35,2	217,15	1,7	1 : 10000	* Verw. der märkisch. Waßerstr. 1902, 1908.
63	Krimnick-See	2044 2045	—	Staabe, Dahme	33,7	55,75	4,4	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1897.
64	Gr. Kron-See	1317	27.48	Abflußlos	73,3	53,55	34,0	1 : 25000	Geol. Karte v. Preußen, Schulte, L. 1899, 1903.
65	Krossin-See	1978	—	Dahme	32,3	147,1	6,8	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1901.
66	Krüpel-See	1978 2045	—	Krimnick-See, Dahme	33,7	211,65	5,5	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1897.
67	Küchen-See	1977	—	Dahme	33,0	7,5	2,2	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1905.
68	Gr. Kuhwall See	1479	—	Ob. Havel	47,2	31,6	9,0	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1902.
69	Kl. Kuhwall See (Teil d. Gr. Lanken-Sees)	1479	—	Gr. Kuhwall-See, Ob. Havel	47,4	8,76	3,0	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1904.
70	Kuhzer See	1319 1320 1400	—	Faule See, Petznick-See, Ob. Havel	70,0	234,49 inkl. Inseln	10,0	1 : 25000	Jahrbuch d. Kgl. Preuß. geol. Landesanstalt f. d. Jahr 1887, Wahnschaffe, F. 1888.
71	Labüske-See	1400	—	Fähr-See, Ob. Havel	51,9	39,48	7,0	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1904.
72	Langow-See	1987	—	Pleiske, Oder	106,0	84,0	14,0	1 : 25000	Petermann's geogr. Mitteilungen, Schütze, H. 1908.
73	Langer See	2045	—	Dahme	33,8	154,80	3,8	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1896.
74	Krumme Lanke	1907	(44.36)	Abflußlos	33,0	15,81	7,9	1 : 25000	* Geol. Karte von Preuß., Woelfer, Th.
75	Gr. Lanken-See	1479	—	Kl. Kuhwall-See, Ob. Havel	47,4	26,16	8,0	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1904.
76	Lehnitz-See	1692	—	Oranienburger Havel	33,1	104,70	17,0	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1897.
77	Lehnitz-See	1906	—	Jungfern-See, Potsdam. Havel	29,5	123,90 mit Krampnitz-See	7,9	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1897, 1901, 1904.
78	Leißnitz-See	2116	—	Ob. Spree	41,0	55,0	5,7	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1903.

Laufende Nr.	Name des Sees	1 Meßtischblatt Nr.	2 Geolog. Karte mit Tiefenkurven	3 Abfluß	4 Lage des Seespieg. über NN in m	5 Größe ha	6 Die größte Tiefe m	7 Maßstab der Karte	8 Publikation
79	Lieper See	1626	—	Alte Oder, Oder	2,1	66,0 mit „Weich. Berg“	3,0	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1901.
80	Linow-See	1317	27.48	Brückentin-See Schwedt-See Ob. Havel	67,2	53,04	18,0	1 : 25000	Geol. Karte v. Preußen, Schulte, L. 1899, 1903.
81	Gr. Lychen-See	1317 1398	27.48 [54]	Woblitz, Stolp-See, Ob. Havel	53,2	288,0	19,0	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1901.
82	Gr. Malch-See	1836	(44.30)	Tegeler See, SpandauerHavel	31,2	siehe Tegeler See	2,0	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstrassen 1900, 1901.
83	Mehlitz-See	1396	—	Rheinsberger See Rhin	55,8	9,5	2,4	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1902.
84	Mellen See	1398	27.54	Gr. Lychen-See, Stolp-See, Ob. Havel	53,3	14,12	4,75	1 : 25000	Geol. Karte v. Preußen, Schulte, L. 1899, 1903.
85	Gr. Modder See	2112 2113	—	Kl. Modder See, Dahme	33,8	31,28	2,7	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1905.
86	Kl. Modder See	2112 2113	—	Kl. Körisser See, Dahme	33,8	20,88	2,1	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1905.
87	Moderfitz-See	1398	27.54	Stolp-See Ob. Havel	52,5	37,66	7,0	1 : 25000	Geol. Karte v. Preußen, Schulte, L. 1899, 1903.
88	Moellen-See	1911	—	Peetz-See, Löcknitz, Müggel Spree	33,0	75,50	7,3	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1901.
89	Molchow-See	1548 1549	—	Rhin	37,8	52,50	5,6	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1901.
90	Möllen-See	1549	—	Lindower Rhin	38,6	90,00	6,1	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1901.
91	Möllenzug-See	1977	—	Dahme	32,3	64,88	3,6	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1905.
92	Moor-See	1972	—	Rietzer See, Emster, Brandenburg. Havel	29,0	54,88	1,5	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1905.
93	Moesersche-See	1970	—	Plauer See, Unt. Havel	28,0	354,2	6,5	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1903, 1904.
94	Gr. Müggel-See	1909 1910	—	Müggel-Spree	32,4	766,70	8,0	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1900, 1901.
95	Kl. Müggel-See	1910	—	Müggel-Spree	32,4	18,0	5,0	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1900, 1901.
96	Kl. Müllroser See (Kl. See)	2049	—	Od. Spree-Kanal, Fürstenw. Spree, Oder	40,9	13,5	2,8	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1901.
97	Nesselpfuhl[1])	1317	27.48	Gr. Lychen-See, Stolp-See, Ob. Havel	53,5	21,68	5,0	1 : 25000	Geol. Karte v. Preußen, Schulte, L. 1899, 1903.

[1]) Nesselpfuhl-Niederpfuhl. (Passarge S., Jahrb. d. Kgl. Preuss. geol. Landesanstalt f. 1901 Bd. 22).

Laufende Nr.	Name des Sees	1 Meßtischblatt Nr.	2 Geolog. Karte mit Tiefenkurven	3 Abfluß	4 Lage des Seespieg. über NN in m	5 Größe ha	6 Die größte Tiefe m	7 Maßstab der Karte	8 Publikation
98	Netzener See	1972	—	Emster, Brandenburger Havel	29,0	106,12	5,0	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1905.
99	Neuendorfer See[1])	2114	—	Obere Spree	43,0	333,30	4,5	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1897.
100	Ober Pfuhl	1317	27.48	Gr. Lychen-See, Stolp-See, Ob. Havel	55,4	70,38	6,75	1 : 25000	Geol. Karte v. Preußen, Schulte, L. 1899, 1903.
101	Oderberger See	1627	—	Alte Oder, Oder	2,1	166,3	3,0	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1901.
102	Oegeln'sche See	2116	—	Drahendorfer Spree	40,9	20,0	3,8	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1901.
103	Pechteich-See	1624	—	Werbellin-Kanal Finow-Kanal	36,7	8,0	3,5	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1902.
104	Peetz-See	1910 1911	—	Löcknitz, Müggel-Spree	33,0	68,0	25,10	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1900.
105	Gr. Peetzig-See	1482	28.58	Abflußlos	43,0	56,13 mit Burg-S.	10,0	1 : 25000	Geol. Karte v. Preußen, Schmidt, M. 1895, 1896.
106	Petersdorfer See	1980	(45.41)	Abflußlos	43,0	25,35	5,5	1 : 25000	* Geol. Karte v. Preuß., Woelfer Th.
107	Plauer See	1902 1970	—	Untere Havel	28,0	723,2	6,7	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1901.
108	Gr. Prebelow-See	1396	—	Tietzow-See, Rheinsberger See, Rhin.	56,0	28,20	7,6	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1900.
109	Pritzerber See	1831 1902	—	Untere Havel	28,0	222,4	5,7	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1902.
110	Quenz-See	1902	—	Plauer See, Unt. Havel	28,0	69,4	4,5	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1901.
111	Radun-See	1411	(30.49)	Senzig-See, Ihna, Oder.	53,8	103,88	12,0	1 : 25000	* Geol. Karte v. Preuß., Klautzsch, A.
112	Redernswalder See	1482	28.58	Abflußlos	53,5	60,30	15,0	1 : 25000	Geol Karte v. Preußen, Schmidt, M. 1895, 1896.
113	Rednitz-See	1317 1318	27.48	Abflußlos	77,7	22,16	11,0	1 : 25000	Geol. Karte v. Preußen, Schulte, L. 1899, 1903.
114	Gr. Rheinsberg. See	1396	—	Grienerick-See, Rhin	55,7	266,70	29,7	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1901.
115	Riemeister See	1907	(44.36)	Abflußlos	33,2	1,46	0,50	1 : 25000	* Geol. Karte v. Preuß., Woelfer, Th.
116	Rietzer See	1971 1972	—	Emster, Brandenburger Havel	29,0	393,44	2,0	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1905.
117	Riewend-See	1833	—	Sträng, Brandenburger Havel	29,0	123,10	8,0	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1903.

[1]) Der auf Meßtischblatt 1764 befindliche Niederneuendorfer See ist = Havel-See. Siehe Havel-See.

		1	2	3	4	5	6	7	8
Laufende Nr.	Name des Sees	Meßtischblatt Nr.	Geolog. Karte mit Tiefenkurven	Abfluß	Lage des Seespieg. über NN in m	Größe ha	Die größte Tiefe m	Maßstab der Karte	Publikation
118	Röddelin-See	1399 1479	—	Gr. Kuhwall-See, Ob. Havel	47,5	192,1	39,0	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1903.
119	Roofen-See	1397	27.53	Polzow-Kanal, Wentow-See, Ob. Havel	58,3	60,80	19,0	1 : 25000	Geol. Karte v. Preußen, Schulte, L. 1899, 1904.
120	Rosenbecker Schleusenteich	1624	—	Werbellin-Kanal, Finow-Kanal	39,9	9,7	2,5	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1902.
121	Röth-See	1917	(46.34)	Abflußlos	43,5	18,46	14,0	1 : 25000	Geol. Karte v. Preußen, Linstow, O. v. 1899, 1900.
122	Rudower See	1387 1388 1467	—	Löcknitz, Elbe	16,0	173,62	5,75	1 : 25000	Archiv-Freunde, Naturgesch. Mecklbgs., Halbfaß, W. 1896.
123	Rummelsburger See	1837 1908	—	Treptower Spree	32,2	41,30	3,0	1 : 10000	Verw. d. märk Wasserstraßen 1901.
124	Ruppiner See	1548 1549 1619 1620	—	Bütz-See, Rhin	36,5	853,80	24,0	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1896, 1897, 1900.
125	Scharfe Lanke	1836	(44.30)	Kladower Havel	29,8	37,28	4,1	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1897.
126	Scharmützel-See	2047	—	Storkow-Kanal, Dahme	38,2	1377,20	27,90	1 : 10000	Verw. d. märk Wasserstraßen 1901.
127	Schlaborn-See	1396	—	RheinsbergerSee, Rhin	55,8	63,30	9,3	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1899.
128	Schlachten-See	1907	(44.36)	Abflußlos	32,5	39,46	8,5	1 : 25000	* Geol. Karte v. Preuß., Woelfer, Th.
129	Schlänitz-See	1905	—	Wublitz, Potsdamer Havel	29,4	114,85	4,3	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1903, 1904.
130	Schmölde-See	2045 2113	—	Huschte-See, Dahme	33,8	92,56	7,0	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1904.
131	Schöneberg-See	1482	28.58	Abflußlos	53,0	21,18	8,0	1 : 25000	Geol. Karte v. Preußen, Schmidt, M. 1895, 1896.
132	Schulzen-See	2112	—	Gr. Modder See, Dahme	33,8	14,48	4,2	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1905.
133	Schumellen-See	1319	—	Gr. Lychen-See, Stolp-See, Ob. Havel	67,5	28,40	15,5	1 : 25000	Jahrbuch d. Kgl. Preuß. geol. Landesanst. f. d. J. 1887, Wahnschaffe, F. 1888.
134	Schwarze See	1395	—	Gr. Zechlin-See, Rheinsberg. See, Rhin	56,0	30,60	7,7	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1901.
135	Schwedt-See	1397	27.53	Ob. Havel	51,9	61,60	4,1	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1900.

		1	2	3	4	5	6	7	8
Laufende Nr.	Name des Sees	Meßtischblatt Nr.	Geolog. Karte mit Tiefenkurven	Abfluß	Lage des Seespieg. über NN in m	Größe ha	Die größte Tiefe m	Maßstab der Karte	Publikation
136	Schwieloch-See	2183	—	Glower See, Ob. Spree	41,0	1165,0	7,7	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1902.
137	Schwielow-See	1973	—	Potsdam. Havel	29,5	845,10	8,9	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1904.
138	Seddin-See	1977 1978	—	Wendische Spree	32,3	225,52	7,0	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1900.
139	Sellenzug-See	1977	—	Dahme	32,3	29,28	3,3	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1905.
140	Senzig-See	1411	(30.49)	Klücken, Stübenitz-Fließ, Ilna, Oder	53,7	30,65	10,0	1 : 25000	* Geol. Karte v. Preuß, Klautzsch, A.
141	Sidow-See	1398	27.54	Stolp-See, Ob. Havel	52,6	33,97	6,5	1 : 25000	Geol. Karte v. Preußen, Schulte, L. 1899, 1903.
142	Stadt-See	1317	27.48	Gr. Lychen-See, Ob. Havel	53,5	19,70	7,2	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1901.
143	Gr. Stechlin-See	1396 1397	27.53	Nehmitz-See, Polzow-Kanal, Ob. Havel	59,9	416,93	64,5	1 : 25000	Geol. Karte v. Preußen, Schulte, L. 1899, 1904.
144	Stiepen-See	1317	27.48	Abflußlos	74,7	24,10	10,0	1 : 25000	Geol. Karte v. Preußen, Schulte, L. 1899, 1903.
145	Stolp-See	1398	27.54	Ob. Havel	51,8	417,20	16,5	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1900.
146	Storkower See	2046	—	Storkow-Kanal, Dahme	36,6	384,70	11,4	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1900.
147	Stössen-See	1836	(44.30)	Kladower Havel	29,8	26,0	4,0	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1897.
148	Streganzer See	2045	—	Dahme	34,7	36,50	1,7	1 : 10000	Verw d. märk. Wasserstraßen 1897.
149	Gr. Suckower See	1319	—	Gr. Lychen-See, Ob. Havel	69,0	23,22	8,0	1 : 25000	Jahrbuch d. Kgl. Preuß. geol. Landesanst. f. d. J. 1887, Wahnschaffe, F. 1888.
150	Mittl. Suckower See	1319	—	Gr. Lychen-See, Ob. Havel	69,0	4,7	8,0	1 : 25000	Jahrbuch d. Kgl. Preuß. geol. Landesanst. f. d. J. 1887, Wahnschaffe, F. 1888.
151	Kl. Suckower See	1319	—	Gr. Lychen-See, Ob. Havel	69,0	3,17	3,0	1 : 25000	Jahrbuch d. Kgl. Preuß. geol. Landesanst. f. d. J. 1887, Wahnschaffe, F. 1888.
152	Teegen-See	1980	—	Fürstenwalder Spree	37,9	11,2	1,10	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1905.
153	Tegeler See	1836	(44.30)	Spandauer Havel	31,2	418,70 mit Gr. Malch-S.	15,6	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1900, 1901.
154	Templiner See	1400	—	Templiner Kanal Ob. Havel	51,3	94,86	9,0	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1904.

Laufende Nr.	Name des Sees	1 Meßtischblatt Nr.	2 Geolog. Karte mit Tiefenkurven	3 Abfluß	4 Lage des Seespieg. über NN in m	5 Größe ha	6 Die größte Tiefe m	7 Maßstab der Karte	8 Publikation
155	Tetzen-See	1548	—	Molchow-See, Rhin	38,0	62,20	6,3	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1901.
156	Teupitzer See	2112	—	Zemmin-See, Dahme	33,9	453,44	9,3	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1905.
157	Thymen See	1316 1317	27.47 48	Schwedt-See, Ob. Havel	52,8	143,0	3,5	1 : 25000	Geol. Karte v. Preußen, Schulte, L. 1899.
158	Tiefe-See	1906 1974	—	Potsdamer Havel	29,5	62,5	17,0	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1897.
159	Tietzow-See	1396	—	Rheinsberger See Rhin	55,9	45,80	8,5	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1897.
160	Trebel-See	1904	—	Brandenb. Havel	29,2	263,60	3,5	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1897, 1901.
161	Trebowser See	1319	—	Gr. Dolgen-See, Templiner See, Ob. Havel	75,0	105,78	5,5	1 : 25000	Jahrbuch d. Kgl. Preuß. geol. Landesanst. f. d. J. 1887, Wahnschaffe, F. 1888.
162	Trebuser See	1912 1980	(45.35 41)	Müggel-Spree	40,1	39,12	10,2	1 : 25000	* Geol. Karte v. Preuß, Woelfer, Th.
163	Triebsch-See [1])	1980	—	Fürstenwalder Spree	37,5	2,08	2,7	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1905.
164	Tschetsch-See	1987	—	Pleiske, Oder	106,1	179,0	53,0	1 : 25000	Petermann's geogr. Mitteilung., Schütze, H. 1908.
165	Wann-See	1906 1907	—	Kladower Havel	29,5	308,0	10,0	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1897.
166	Kl. Wann-See	1906 1907	(44.36)	Wann-See, Kladower Havel	29,5	35,15 mit Pohle-S.	3,2	1 : 25000	* Geol. Karte v Preuß, Woelfer, Th.
167	Warnitz-See	1482	28.58	Abflußlos	53,5	10,60	10,0	1 : 25000	Geol. Karte v. Preußen, Schmidt, M. 1895, 96.
168	Gr. Warthe-See	1319	—	Gr. Küstrin-See, Ob. Havel	69,9	58,75	32,0	1 : 25000	Jahrbuch d. Kgl. Preuß. geol. Landesanst. f. d. J. 1887, Wahnschaffe, F. 1888.
169	Kl. Warthe-See	1319	—	Gr. Küstrin-See, Ob. Havel	69,9	13,26	3,8	1 : 25000	Jahrbuch d. Kgl. Preuß. geol Landesanst. f. d. J. 1887, Wahnschaffe, F. 1888.
170	Weicher Berg	1626	—	Alte Oder, Oder	2,1	siehe Lieper See	2,0	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1901.
171	Weisser See	1906	—	Jungfern-See, PotsdamerHavel	29,5	64,88	4,7	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1904.
172	Wend-See	1902 1970	—	Plauer See, Unt. Havel	28,0	109,6	3,8	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1901.

[1]) Statt Triebsch-See findet sich auf dem Meßtischblatte 1980 fälschlich die Bezeichnung Priebsch-See.

		1	2	3	4	5	6	7	8
Laufende Nr.	Name des Sees	Meßtischblatt Nr.	Geolog. Karte mit Tiefenkurven	Abfluß	Lage des Seespieg. über NN in m	Größe ha	Die größte Tiefe m	Maßstab der Karte	Publikation
173	Wendel-See	1488 1561	29.58 46.4	Bandin-See, Mietzel, Oder	61,4	174,97	15,0	1 : 25000	Geol Karte v. Preußen, Michael, R. 1898.
174	Gr. Wentow-See	1478	27.60	Ob. Havel	46,9	285,20	3,7	1 : 10000	Verw d. märk. Wasserstraßen 1902, 04, 05.
175	Kl. Wentow-See	1477 1478	27.60	Ob. Havel	47,0	47,30	3,2	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1904.
176	WerbellinerSee	1553 1554	—	Werbellin-Kanal Finow-Kanal	43,2	805,0	50,0	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1897.
177	Wergen-See	2048	—	Drahendorfer Spree	39,8	18,0	2,8	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1896.
178	Werl - See	1910	—	Löcknitz, Müggel Spree	33,0	71,70	20,9	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1899.
179	Wernsdorfer See	1978	—	Krossin - See, Dahme	32,3	109,6	2,3	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1906.
180	Wolletz-See	1482	28.58	Welse, Oder	42,5	338,70 m. Insel	18,0	1 : 25000	Geol. Karte v. Preußen, Schmidt, M. 1895, 96.
181	Wolziger See	2045 2046	—	Dahme	33,9	574,0	13,0	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1901.
182	Wurl-See	1317	27.48	Nesselpfuhl, Ob. Havel	53,7	163,95	30,5	1 : 25000	Geol. Karte v. Preußen, Schulte, L. 1899, 1903.
183	Zaar - See	1400	—	Fähr-See, Ob. Havel	51,9	38,2	8,0	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1904.
184	Gr. Zechlin-See	1395	—	RheinsbergerSee, Rhin	56,0	185,70	35,9	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1901.
185	Zemmin-See	2112	—	Schulzen-See, Dahme	33,9	54,08	3,7	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1905.
186	Zens See	1317 1318 1359	27.48 28[43] 28[49]	Gr. Lychen - See, Ob. Havel	55,4	111,69	11,0[1]	1 : 25000	Geol. Karte v. Preußen, Schulte, L. 1899, 1903.
187	Zermüntzel-See	1475 1476	—	Rhin	38,0	130,00	8,0	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1901.
188	Gr. Zern-See	1905 1973	—	Göttin-See, Potsdamer Havel	29,4	239,7	8,0	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1903.
189	Zernsdorfer Lanken-See	1978	—	Krüpel - See, Dahme	33,8	40,2	4,1	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1897.
190	Zeuthener See	1977	—	Wendische Spree	32,3	238,60	4,1	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1905.
191	Zootzen-See	1396	—	Tietzow-See, Rhin	56,0	140,80	20,6	1 : 10000	Verw. d. märk. Wasserstraßen 1901.

[1]) Die Tiefenangabe bezieht sich auf den Seeteil, welcher auf Blatt Lychen in Tiefenkurven dargestellt ist. Das Anschlußblatt Thomsdorf der geol. Karte enthält keine Tiefenangaben für den Zens See. Nach S. Passarge (Jahrb. d. Preuss. geol. Landesanst f. 1901, Bd. 22) beträgt die grösste Tiefe des Sees 31 m. Bei seinen Arbeiten über die Kalkablagerungen in den Lychener Seen hat Passarge den Faulen See mit 12 m und den Tiefen See mit 37 m (Taf. V 38 m) gemessen. (Maßstab der Karte 1 : 25000.)

Was bedeutet der Name „Berlin“?

Von **Dr. Grabow.**

Zahlreich sind die Versuche, den Namen der Reichshauptstadt zu deuten, aber „trotz alles Forschens und Grübelns ist ein allgemein befriedigendes und anerkanntes Ergebnis nicht gewonnen worden“ (Schwebel, Gesch. d. Stadt Berlin). Faßte man den Namen als aus dem Deutschen stammend auf, so konnte die Endsilbe „lin“ nur der heutigen Verkleinerungssilbe „lein“ entsprechen, und dann konnte für die erste Silbe zunächst das Wort „Bär“ in Betracht kommen. Viele Berliner glauben heute noch, daß die Stadt von dem Markgrafen Albrecht dem Bären gegründet und nach ihm benannt worden sei, bedenken aber nicht, daß Albrecht der Bär, der i. J. 1170 starb, gar nicht in der Lage war, über den Grund und Boden, auf dem die Stadt liegt, zu verfügen, da die Lande Barnim und Teltow, die ganze Umgebung Berlins, erst unter seinen dritten Nachfolgern, den Markgrafen Johann I. und Otto III. von dem Herzog Borwin von Pommern an die Askanischen Fürsten verkauft worden ist. Auch spricht das heutige Stadtwappen, der Bär, nicht für den Zusammenhang des Namens Berlin mit dem Bären, denn das älteste Stadtwappen von Berlin war der Adler. Auch kann man eine Stadt wohl Bern(Bären-)burg, Bernstadt, Berndorf nennen, aber sie doch nicht mit einem kleinen Bären vergleichen. Außerdem müßte der Name den Ton auf der ersten Silbe haben: Bärlein; Berlin aber hat den Ton auf der letzten Silbe.

Ebenso unhaltbar ist die Ableitung von Beere, wonach Berlin eine kleine Beere bedeuten sollte!! — Auch hiergegen spricht die Betonung.

Dasselbe gilt von dem Zusammenhang des Namens mit Perle: eine kleine Perle hieße nicht Perlein oder Perlin, Berlin, sondern müßte Perlelein lauten und müßte ebenfalls den Ton auf der ersten, nicht auf der letzten Silbe haben.

Mit der Ableitung aus dem Deutschen ist es also nichts; es kann nur eine außerdeutsche Sprache in Betracht kommen. Versuchen wir's mit dem Keltischen, aus dem wegen der Wandelbarkeit seiner Konsonanten und Vokale manche Sprachforscher diejenigen Städte- und Flußnamen abzuleiten versucht haben, die man in anderen Sprachen nur schwer oder gar nicht unterbringen konnte. So will Mahn den Namen Berlin vom kelt. berle = Brachfeld, oder von por llüyn = Weidewald, Weidehain ableiten. Andere Sprachgelehrte bringen es mit biorlinn oder birlin = Fähre, oder mit bairlinn = Damm zusammen. Gegen alle diese Deutungsversuche spricht die Tatsache, daß man von dem Aufenthalt irgend eines keltischen Stammes in der Mark nichts weiß. Die

ältesten Flußnamen in der Mark sind deutschen Ursprungs. Die vor der Völkerwanderung hier ansässigen Sueven[1]) nannten die Spree nach einem Stammwort, dem die heutigen Wörter spreiten, sprießen, Spreu angehören,[2]) um damit einen weit sich ausbreitenden Fluß zu bezeichnen. Die Havel führt nicht den Namen von den an ihren Ufern wohnenden Hevellern, sondern diese sind nach dem Flusse benannt, der reich an Buchten, Haven ist. Die Namen der Landschaften in der Mark aber sind slawischen Ursprungs. Barnim, zusammenhängend mit slaw. baran, baranek = Schaf-bock und -lamm, bedeutet also das Schafland; Teltow, zusammenhängend mit slaw. tele = Kalb, also das Kälberland. Von alten deutschen Ortsnamen findet sich bei den alten Geographen, z. B. bei Ptolemaeus (130 n. Chr.) keine Spur. Slawische Namen aber sind in der Mark in Menge vorhanden, wie Teltow, Stralau, Pankow, Treptow usw.

Auch die Deutung eines französischen Gelehrten Bullet, wonach Berlin eine Flußkrümmung bedeuten soll, kann, selbst wenn sie irgend einer Sprache wörtlich entnommen sein sollte, nicht befriedigen, weil der öfter vorkommende Name Berlin auch an Seen und Ortschaften haftet, die weitab von Flüssen gelegen sind. Lessing, der den Unsinn dieser Deutungen durchschaute, machte, offenbar im Scherz, den Vorschlag, den Namen Berlin ganz einfach aus dem Griechischen abzuleiten: wahrscheinlich hätten griechische Kolonisten an den Ufern der Spree gewohnt, die mit einem schweren Netze (βαρὺ λίνον) fischten und hiernach ihren Wohnort benannten. Lessing wußte recht gut, daß es eine griechische Kolonie in der Mark nie gegeben hat.

Wer die Lösung des Rätsels, was der Name Berlin bedeutet, ergründen will, muß zuerst die Vorfrage beantworten, ob und wo der Name sonst noch vorkommt und was damit benannt sei.

Am bekanntesten sind außer der Hauptstadt der große und kleine Berlin, zwei Plätze in Halle, die nicht weit von der Saale liegen. Ebenso heißt eine bei Nordheim im Hannöverschen liegende Viehweide, dann zwei Dörfer, Groß- und Klein-Perlin im Kreise Lauenburg i. P., ein Perlin in Mecklenburg, ein Parlin bei Terespol und ein Perlin auf einer Hochebene bei Brody in Galizien. Auch die Stadt Berlinchen in der Neumark wird in einer lateinischen Urkunde vom 25. Januar 1278 „nova Berlyn“ genannt. Auch Seen führen den Namen: bei Wittstock liegen der große und kleine Berlin. Im Wendischen lautet der Name der Reichshauptstadt Barlin.

Hieraus ergibt sich zunächst, daß der Name Berlin nur in Gegenden vorkommt, die ehemals von Slawen bewohnt waren, und zwar nicht nur

[1]) vgl. Ptolem. II 11 § 15.

[2]) So heißt im Althochd. der Wegerich (plantago) „wegespreiti“, weil er sich auf Wegen breit macht.

von Wenden, Polaben, Sorben, Wilzen, Kassuben, sondern auch von Slowaken, Czechen und Polen. Dazu paßt die Betonung des Wortes, denn die slawischen Suffixe -in und -ina haben den Ton auf dem i. Nehmen wir also an, daß der Name Berlin slawischer Abkunft sei, so müßte das Wort Berlīn oder Berlīna gelautet haben, und dieses Wort stimmte mit der heutigen Betonung und mit der Sprache der ehemaligen Bewohner aller oben genannten Gegenden überein. Daß der Name auch für Seen gebraucht wird, darf nicht wundernehmen, denn Seen werden ja oft nach dem umliegenden Lande, nach deren Bewohnern, Bäumen usw. benannt. So nennt man einen See bei Buckow i. M. den Buckow. So heißen auch zwei andere Seen ebenda der große und kleine Tornow nach dem dort häufig wachsenden tarń, tarnik oder ternik, dem Schwarzdorn oder Schlehenstrauch. Werden doch auch Flüsse nach den an ihren Ufern wachsenden Bäumen benannt, z. B. die Beresina, der Birkenfluß.

Sehen wir jetzt zu, welche Deutungen des Namens Berlin aus den slawischen Sprachen versucht worden sind:

1. slaw. brati, beru (nehmen) und hlin (Lehm, Tonerde), also: Nimm Lehm.
2. slaw. brati, beru und lin der Schlei = Nimm Schleie.
3. „ ber (Fench, panicum) und lin.
4. „ bor (Wald) und rola (Acker).
5. „ beru oder ber oder bor und lina (Seil, Tau, Linie).

Daß jede Zusammenstellung dieser Wörter zu einem Stadtnamen sinnlos ist, ist leicht zu begreifen.

6. Berlin = Brellin oder Briolin und Brühlin.

Brühl ist kein slawisches, sondern ein aus dem Romanischen entlehntes Wort, würde auch nicht den Ton auf der Endsilbe leiden. — Die Wörter brellin und briollin habe ich in keiner Sprache gefunden.

7. pero Feder und linieć, linieje (mausern): Schwebel (Geschichte d. Stadt Berlin) sagt S. 73: „Berlin müßte dann den Ort bedeuten, auf welchem das Geflügel der wendischen Ansiedler die Federn verloren hätte, — den Tummelplatz von Enten und Gänsen. Eine sicherlich nicht heroische oder gloriose Worterklärung! Allein sie scheint bis jetzt die berechtigtste aller Deutungen zu sein. Uns freilich widerstrebt auch sie; einerseits erscheint sie uns zu gesucht, andererseits ist sie uns in der Tat zu kleinlich. Eine allseitig befriedigende Deutung des Namens Berlin ist noch nicht gefunden.“

Gegen obige Deutung habe ich einzuwenden, daß czech. linati, Praes. linam und poln. lenieć, Praes. lenieję, nicht verlieren, sondern mausern heißt[1]) und das pero linieje wörtlich übersetzt heißt: ich mausere

[1]) Verlieren heißt poln. stracić.

die Feder. Da ist in dem Namen doch pero (die Feder) völlig überflüssig.

Daß derartige Erklärungsversuche nicht zu einem befriedigenden Ergebnis geführt haben, scheint mir namentlich daran zu liegen, daß man bisher gehofft hat, die einschlägigen Wörter vollständig gebrauchsfertig den Wörterbüchern entnehmen zu können, ohne daran zu denken, daß es in jeder lebenden Sprache eine Menge von Wörtern gibt, die nicht in den Wörterbüchern stehen. So fehlen im jetzigen Deutschen eine Menge von Grundwörtern, die in früherer Zeit vorhanden waren; es fehlt z. B. zu dem Worte Unflat das einfache Grundwort vlat oder flat = Schönheit. So findet man in den Wörterbüchern wohl das Wort schimmern = Lust haben, zu scheinen, es fehlt aber das davon durch Ablaut gebildete schummern = Lust haben, nur ganz wenig zu scheinen.[1]) Ebenso ist es in den slawischen Sprachen. Ein verloren gegangenes Grundwort werden wir im folgenden kennen lernen. Die Wortbildung aber ist in den slawischen Sprachen wegen der großen Anzahl von Suffixen, deren Sinn und Bedeutung im unmittelbaren Sprachgefühl liegt, eine so mannigfaltige, daß nicht alle möglichen Ableitungen in den Wörterbüchern aufgeführt werden können. So kann man von matka, Mutter, ableiten: matuchna, matulka, matuleńka, matusia, matusieńka, matusienieczka, matunia, matynka, mateńka, alle in der Bedeutung liebe Herzensmutter, und ebenso viele Ableitungen sind auch von ojciec, Vater, möglich, aber nicht alle stehen im Wörterbuch.

Die Deutung des Namens Berlin wird auch dadurch erschwert, daß die Bildung desselben schon vor etwa 800 Jahren erfolgt ist; daß der Name in so vielen weit von einander liegenden Gegenden wie Hannover, Sachsen, Pommern, Brandenburg, Westpreußen, ja sogar Galizien vorkommt und für alle deren Sprachen und Dialekte passen soll; daß er nur auf das Berlin Genannte passen soll, auf alles andere aber nicht; daß er endlich aus den allen Volksstämmen gemeinsamen Lautgesetzen und den gleichen der Wortbildung zu grunde liegenden Anschauungen hervorgegangen sein soll.

Eine solche Deutung glaube ich gefunden zu haben und lege sie hiermit zur weiteren Prüfung vor.

Der Name Berlin ist, wie die Betonung auf der Endsilbe zeigt, nicht deutschen Ursprungs, kann deshalb nur slawisch sein, weil andere Völker als Slawen und Deutsche in den letzten Jahrtausenden nicht in der Mark gewohnt haben. Die wendische Sprache war zur Zeit der Völkerwanderung und ist auch heute noch mit der polnischen und czechischen nahe verwandt, stand auch während der ganzen Zeit unter dem gleichen Einfluß des abendländischen Christentums, sodaß die Wort-

[1]) Vgl. Grabow, die Musik in der deutschen Sprache. Leipzig 1879. S. 53.

bildung innerhalb gewisser Gruppen von Anschauungen sich ziemlich gleichmäßig entwickeln konnte. So finden sich in allen genannten Provinzen eine Menge von Völkernamen, die sich auf -in endigen, z. B.

Ruś Rußland — Rusin, Russe
Serb Serbien — Serbin, Serbe

Ebenso Tatarzyn, Litwin (Litauer), Greczyn (Grieche), Rzymianin (Römer).

Ebenso Ortsnamen, wie Lipin (zu lipa Linde), Stadt in der Provinz Posen; Hradschin (zu hrad Burg), die Burg in Prag, Bretzin in Mecklenburg, zu wend. brasa, czech. bříza, poln. brzoza (Birke); Březa, Dorf im Spreewalde, zu lausitzisch březa (Birke); Grabin, der wendische Name für Fürstenberg, zu poln. grab (Weißbuche), czech. hrab; Szwerin, zweryna, zwierzyno, der wendische Name für Schwerin, zu wend. swere (Tier), poln. zwierzyna (das hohe Wild).

Mit dem Suffix -ina werden in gleicher Weise Wörter gebildet, z. B. nowina (Neuigkeit), zu novy (neu), pierczyna (Federbett), zu pioro (Feder); sędzina (Frau eines Richters), zu sędzia (Richter); cielęcina (Kalbfleisch), zu cielę (Kalb), czechisch teletina, zu tele (Kalb); poln. swinina (Schweinefleisch), zu swinia (Schwein), czech. svinina, zu svině; skopowina (Hammelfleisch), zu skop Hammel.

Von Ortsnamen führe ich an:

Chrościna, Dorf bei Oppeln, zu poln. chroście (Gesträuch),
Selenina, Dorf bei Berent, zu poln. zielenina (Krautgarten) und ziele (Kraut),
Jaworina in der Tatra, zu wend., czech., poln. jawor (Ahorn),
Grabina, Buchenwäldchen bei Crone a. Br.,
Buczyna und Bukowina (Rotbuchenwald), zu wend., czech., poln. buk (Rotbuche),
Dębina (Eichengehölz), zu dąb (Eiche),
Lipina, Stadt in Oberschlesien, zu wend., czech., poln. lipa (Linde),
poln. olszyna (zu olsza Erle) der Erlenwald,
czech. olšina zu olše,
sosnina (Fichtenholz) zu sosna (Fichte).

Ebenso bildet man im Lausitzisch-Wendischen

von hrabja (Graf) — hrabina (Gräfin),
„ hrab (Weißbuche) — hrabina (W.-gesträuch),
„ hrib (Pilz) — hribina (das ganze Geschlecht der Pilze),
„ štworić (schaffen) — štworina (alles Geschaffene),
„ holić (kahl machen) — holina (kahle Stelle im Walde).

Könnte nun nicht der Name Berlin mit dem den slawischen Sprachen so geläufigen Suffix -in gebildet sein? Dann käme es jetzt nur darauf an, dasjenige Wort zu finden, an welches dies Suffix angehängt ist.

Die Griechen (Theophrast) waren sich nicht einig darüber, ob ein ein Strauch, dessen Wurzel angeblich nach Wein riechen soll, οἰνοθήρας oder οἰνοθηρίς oder ὀνοθήρας heiße. Auch die Römer schwanken zwischen oenotheras und onothera. Ich weiß nicht, ob es gelungen ist, mit einiger Wahrscheinlichkeit zu bestimmen, welche südeuropäische Pflanze wohl darunter zu verstehen sei; nur das weiß ich, daß ein aus Virginien stammendes Unkraut, das seit 1614 in Europa auf Sandfeldern verwildert vorkommt,[1]) jetzt den griechischen Namen trägt.

Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß es seine Schwierigkeit haben muß, mit einiger Sicherheit zu bestimmen, welcher Pflanze die slawischen Völker den Namen berlo oder berla beigelegt haben. Mrongovius meint, es sei die Karlsszepter genannte Pflanze Pedicularis sceptrum, die gewöhnlich noch den Zusatz Carolinum erhält. Sie ist ziemlich selten, kommt auf Torfwiesen in Mecklenburg, Pommern, Preußen, Skandinavien vor, hat einen Stengel, der 0.30—1 m hoch wird und oben mit goldgelben, glockigen Blüten besetzt ist. Den Namen Karlsszepter verdankt sie, wie ich von meinem Freunde Joh. Trojan erfahren habe, dem Schweden Olaus Rudbeck (1660—1740), einem Lehrer Linné's, der sie zu Ehren seines Königs, Karls XI., so genannt hat. Linné hat sie später unter dem Namen Sceptrum Carolinum in seine Flora Suecica aufgenommen und sagt von ihr: „Habitat in desertis, humidis, humosis, spongiosis umbrosis Lapponiae, Dalekarliae, praesertim Ostrobothniae inter Kemi et Uloam, prope Upsaliam.“ Das ist allerdings eine stattliche Pflanze, es ergiebt sich aber aus der erst im 17. Jahrhundert erfolgten Benennung, daß mindestens der Beiname Carolinum jüngeren Datums und die willkürliche Huldigung eines Gelehrten, keine volkstümliche Benennung ist, daß also nach ihr die Stadt Berlin nicht genannt sein kann. Außerdem erfuhr ich im botanischen Garten zu Dahlem von den Herren Prof. Harms, Dr. Gräbner und Geheimrat Ascherson, daß die Pflanze in der Mark Brandenburg und in der Umgegend von Halle nicht vorkommt und überhaupt wohl im letzten Jahrtausend hier nicht vorgekommen ist.

Auch der czech. Name berla bezeichnet, wenn auch keine Pflanze, so doch etwas aus dem Pflanzenreich Stammendes, einen Stab, Hirtenstab, Bischofstab, Zepter; ebenso bedeutet im Wendisch-Lausitzischen bjerlo das Zepter. Jedenfalls muß die betr. Pflanze von hohem Wuchs sein, denn daraufhin deutet die Bezeichnung Stab, Zepter. Die beinahe gleiche Benennung im Polnischen, Wendischen und Czechischen muß einen ursächlichen Zusammenhang haben; sucht man aber in den gewöhnlichen Wörterbüchern nach einem Anhalt, einem Grundwort, welches über die Anschauung Auskunft gibt, weshalb ein Stab gerade berlo ge-

[1]) Vgl. Garcke, Flora von Deutschland, S. 141.

nannt worden ist, so findet man im neueren Slawischen kein Wort, das mit berlo gleicher Abstammung wäre. Auch mit dem deutschen berle, perle, hängt es nicht zusammen, denn eine Perle hat mit einem Stabe nicht die geringste Ähnlichkeit, außerdem aber haben die Slawen ihre Benennung der Perle aus dem Deutschen entlehnt; poln. und czech. perla. Vielleicht gibt das Altslawische irgend welchen Anhalt. Da finden wir brati Praes. borją (kämpfen) und brani (der Kampf), und diese Wörter sind wohl zu unterscheiden von poln. brać Pr. biorę (nehmen) und czech. brati Praes beru, die mit dem altslaw. brati, berą (nehmen) zusammenhängen. Bei genauerer Umschau bemerkt man folgende Übereinstimmungen:

Latein.	Altslaw. Infin.	Altslaw. Praes.	Mittelhochd.
fero	brati	berą	pern, peran
ferio	brati	borją	perjan
	Poln. Inf. u. Praes.	Czech. Inf. u. Praes.	Neuhochd.
fero	brać, biorę	brati, beru	(ge)bären
ferio	—	—	Süddeutsch beeren = schlagen

Daß die Lautverschiebung von lat. *f* zu slaw. *b* eine regelmäßige ist, ersieht man aus folgenden Beispielen:

Lat.	Poln.	Czech.	Wend.	Deutsch	Althochd.
frater	brat	brat	bratr	Bruder	pruodar
fiber	bobr	bobr	bibarž	Biber	—
faba	bób	bob	—	Bohne	pona
fodere	bość, bodę	bodati / bodam	bośc	(graben)	—
fagus	buk	buk	buk	(Rot)buche	puohha
—	Hrabia	Hrabě	Hrabja	Graf	crafo
—	Hrabina	Hrabinka	Hrabinka	Gräfin	—
firmare	bierzmować	biřmovati	bermować / firmować	firmeln	firmôn
φρυς	brew	brv	—	(Augen)braue	prawa

Hiernach kann es keinem Zweifel unterliegen, daß slaw. berla oder berlo mit lat. ferula sprachverwandt ist, umsoweniger als auch die Bedeutungen gut zu einander passen. Nach dem lat. Wörterbuche von Georges bedeutet ferula = νάρθηξ eine hochwachsende Doldenpflanze, deren Stengel als Stab zum Stützen, als Strafrute für Knaben in den niederen Schulen und als das gelindeste Strafwerkzeug für Sklaven diente [1]). Georges bringt das Wort m. E. unrichtig mit fero zusammen; ich glaube, daß es von ferio abzuleiten ist, denn es bedeutet ebenso ein Werkzeug zum Schlagen wie

[1]) Vgl. Horaz Sat. I, 3, 120 ut ferula caedas meritum majora subire verbera, non vereor.

baculus (*βάκτρον*)	ein	Werkzeug	zum	Gehen (*βάω βάζω*),
capulus	„	„	„	Fangen, Fangseil,
secula	„	„	„	Schneiden, Sichel,
tegula	„	„	„	Decken, Ziegel,
torculum	„	„	„	Pressen, Presse,
vinculum	„	„	„	Binden, Fessel.

Es kommt also zu dem Verzeichnis von ferio noch hinzu: Lat. ferula, poln. berło, wend. bjerlo, czech. berla, altsl. boria, brati = schlagen, kämpfen, ahd. perja, nhd. beratschlagen, an welches letztere nur noch das jetzige süddeutsche beeren = schlagen erinnert, und es ist somit erwiesen, daß von den alten Wortstämmen fero und ferio die bezügl. slawischen und deutschen Zeitwörter im Mittelalter noch vorhanden waren; im Neuhochdeutschen aber sind alle mit ferio sprachverwandten Wörter verschwunden und in den slawischen Sprachen ist nur das einzige berla, dem ferula entsprechend, übrig geblieben, das Werkzeug zum Schlagen. Das ist also der Grundbegriff, und dem entspricht Ansehen und Gebrauch der Pflanze. Nach Th. von Helderich[1]) ist die Ferula communis L. der Mittelmeerflora eigen. „Die Stengel schießen in dem kurzen Zeitraum von kaum 2 Monaten oft zu der Höhe von 3 bis 4 m empor und haben dabei an der Basis einen Durchmesser von 8—12 cm. Die Ferulastaude ist daher zur Zeit ihrer vollen Entwickelung eine höchst stattliche ornamentale Pflanzenform, und die blühenden Pflanzen machen mit ihrer kandelaberartigen Verzweigung einen sehr malerischen und imposanten Eindruck. Man kann mit Sicherheit annehmen, daß nicht selten Ferulastauden mit 50—60 000 Blüten vorkommen. Der Stengel der Ferula ist mit dichtem, weißem Mark gefüllt und, da Rinde und Holzkörper sehr dicht und fest sind, ist er im trockenen Zustande trotz großer Leichtigkeit doch verhältnismäßig sehr solid. Das Mark fängt leicht Feuer und erhält es glimmend. Hiernach erklärt es sich leicht, warum Prometheus, als er das Feuer dem Zeus entwandte, es in einem Ferulastengel *ἐν κοίλῳ νάρθηκι* den Menschen brachte.

Die Pflanze war dem Bachus heilig. Sein Attribut, der Thyrsusstab, war nichts anderes als ein mit Weinlaub und Epheu umwundener Ferulastab mit einem Föhrenzapfen an der Spitze. Von alten Leuten wurde der Ferulastengel zum Gehstock benutzt, denn er bot eine leichte und dennoch feste Stütze. Die leichte Handhabung machte den Ferulastock noch zu einem höchst zweckmäßigen Werkzeuge in der Hand des Pädagogen, der mehr dazu dienen sollte, den Schülern einen heilsamen Schrecken einzujagen, als ihnen wehe zu tun.“

[1]) Verhandlungen des botan. Vereins d. Prov. Brandenb. 1881, S. 20 ff.

Wir brauchen gar nicht so weit zu suchen: im czech. Wörterbuch von Josef Rank steht „berla, der Stab, Hirtenstab, Bischofsstab, Szepter, Krücke, dazu berlonoš, Stabträger, Szepterträger". Auch im Wendischen heißt bjerlo das Szepter. (Vgl. Wörterb. v. Pfuhl). Denselben Anhalt gibt das polnische Wörterbuch von Mrongovius: berlo 1. Szepter, 2. in der Jägerei die Vogelstange, 3. botanisch pedicularis sceptrum L., und im deutsch-polnischen Wörterbuch Karls Zepter, Lat. pedicularis sceptrum carolinum. Daraus ergiebt sich: es gibt wirklich nicht nur einen aus dem Pflanzenreich stammenden Stab, sondern auch ein Kraut, das von den Slawen berla oder berlo benannt ist. Wie nun Grabina ein Ort ist, wo viel Buchen stehen, jaworina, wo viel Ahorn, zwierzyna, wo viel Wild, hribina, wo viel Pilze, Lipin oder Lipina, wo viel Linden sind, so würde also Berlin einen Ort oder ein Stück Landes bedeuten, wo viel berlo ist.

Bis hierher ist das Ergebnis unserer Untersuchung ein zweifellos richtiges. Es fragt sich jetzt nur noch, was berlo bedeutet, d. h. welches Kraut diesen Namen hat, oder welche Pflanze man unter diesem Namen zu verstehen hat. Bei der Beantwortung dieser Frage müssen wir uns auf ein sehr schwankendes Gebiet begeben, denn mehrere ganz verschiedene Pflanzen haben oft denselben Namen, z. B. die in der Mark Kuhblume genannte Pflanze heißt in der Botanik Caltha palustris, wird aber in Büchern (Garcke) Butter-, Dotter- oder Schmalzblume genannt, während die in der Mark Butterblume genannte Pflanze, das Leontodon taraxacum, die Ringelblume bedeutet. Ein Beispiel dafür, daß eine Pflanze verschiedene Namen hat, ist Verbascum thapsus. Hagen führt dafür folgende Namen an: Wollkraut, Königskerze, Kerzenkraut, Welke, Feldkerze, Färberwollkraut, Brennkraut, Fabelkraut, Himmelbrand, Unholdenkraut. In der Mark ist für dasselbe Kraut der Name „wilder Tabak" gebräuchlich. Ebenso wird von einigen Botanikern der Hederich raphanistrum arvense, von andern raph. silvestre, von andern raphanus raphanistrum genannt; deutsche Sprachgelehrte aber, die von Botanik nichts verstehen, bringen den Namen Hederich nach seinem ungefähren Klange mit der Pflanze glechoma hederacea zusammen, obwohl der Hederich nicht, was hederacea sagt, epheuartig wächst. Andere Sprachforscher wollen darin eine Verkürzung des Wortes Heiderettig erkennen, noch andere sehen in der Endsilbe -rich die Bedeutung des Vorherrschens, wie in Theoderich, Dietrich, Gänserich, Enterich, Täuberich, und bei Pflanzen Knöterich, Weiderich, Wegerich, und wie letzterer am Wege vorherrscht, so der Hederich auf der dürren Heide. Ich halte die letztere Deutung für die richtige.

Einen anderen merkwürdigen Fall der Namengebung will ich noch anführen, weil er am besten beweist, wie willkürlich dabei in manchen Fällen verfahren wird.

Ich habe diese ausführliche Beschreibung hier beigefügt, nicht weil ich glaube, die Slawen hätten mit dem Worte berla die Pflanze Ferula communis L. gemeint — das konnten sie nicht, denn in den nordischen Ländern wächst die südeuropäische Pflanze nicht —, sondern weil ich in ihrer Verwendung zu allerhand Verrichtungen einen Anhaltspunkt finde dafür, daß der Name leicht in den Vorstellungskreis und den Sprachschatz der slawischen Völker übergehen konnte. Schon bei den Griechen war das σκῆπτρον nicht nur ein Stab, auf den man sich stützt, ein Wanderstab oder Bettlerstab, sondern auch das Zeichen irgend einer Würde oder Gewalt, der Herrscherstab, Richterstab, Priesterstab, Heroldstab: Er wird bei Homer in der Volksversammlung vom Herold dem Redner gereicht, wird beim Schwur in die Höhe gehoben, dient auch zum Schlagen [1]). Er ist gewöhnlich mit Gold belegt oder mit goldenen Buckeln beschlagen. Beinahe ebenso vielfach ist die Verwendung der Ferula. Sie dient als Stab, Stütze, als Werkzeug zum Strafen, muß uch von wichtigen Personen als Zeichen ihrer Amtswürde getragen aworden sein, denn im Latein des Mittelalters heißt so der Priesterstab, Abtsstab, Bischofsstab. Der Abtsstab wird im Archaeologischen Wörterbuch von Müller u. Mothe (Verlag v. Spemer) so beschrieben: „Er hatte unten einen Stachel, oben eine Kugel oder eine Krümmung. Ähnlich war der Bischofsstab. Vom 12. Jahrhundert legte man, wie fast allen Gegenständen des Kirchenschmucks, so auch der Form und Verzierung des Bischofsstabes allerlei symbolische Beziehungen unter: mit der Krümmung oben sollte der Bischof die Gläubigen an sich ziehen, mit dem Schaft regieren, mit dem Stachel aber sollte er die Trägen im Glauben antreiben. Dies ist auch der Sinn eines auf Bischofsstäben oft angebrachten leoninischen Hexameters:

„Attrahe per primum, medio rege, punge per imum."

Da haben wir wiederum die Ferula als Symbol der Strafgewalt und der Amtswürde. In Graffs ahd. Sprachschatz III S. 678 heißt dieser Stab ferala und wird als virga episcopalis erklärt. Im Altfranzösischen hat férule dieselbe Bedeutung, und noch heute bedeutet sie nach Sachs franz. Wörterbuch: 1. Steckenkraut, 2. Zuchtrute, Rutenhieb, 3. gewaltiges Ansehen. Nach Diercks bedeutet ferula im Spanischen 1. Sumpfbeere, 2. Zuchtrute, und nach Muret-Sanders ist im Englischen ferule eine Rute oder ein Lineal zum Strafen der Schulkinder, und bedeutet auch als Redensart, „mit der Rute oder dem Lineal züchtigen".

In allen diesen Sprachen ist der Lautbestand des Wortes fast ununverändert geblieben, namentlich im Althochdeutschen ist aus dem *f* kein *b* geworden. Anders in den slawischen Sprachen. Schon oben S. 442 habe ich gezeigt, wie lat. *f* und poln. *b* sich entsprechen. So

[1]) Ilias 2, 199, 265, 268.

stimmt also poln. berlo, wend. bjerlo, czech. berla nicht nur dem Lautwerte nach, sondern auch in der Bedeutung durchaus mit ferula überein, denn in diesen Sprachen bedeutet es den Bischofsstab, das Zepter, außerdem aber noch im Czechischen Stab, im Polnischen Stange, so daß also die Identität von slaw. berlo und lat. ferula erwiesen ist. Diese Wörter sind aber nicht zwei nur zufällig oder durch gesetzmäßige Lautwandlung übereinstimmende Vokabeln, sondern es liegen beiden auch die gleichen sinnlichen Anschauungen zugrunde: man stellte sich darunter eine Pflanze, ein Strafwerkzeug und ein Amtswürdenzeichen vor, und alle diese Vorstellungen wurden anschaulich übermittelt durch den Einfluß der Kirche und ihrer Diener, die im Mittelalter fast im Alleinbesitz aller Bildung waren und großen Einfluß auf das öffentliche und Privatleben ausübten. Der mit Gold verzierte Bischofsstab, dessen symbolische Bedeutung die Priester kannten und lehrten, mußte ja auf die Phantasie der Völker einen tiefen Eindruck hervorbringen und so war es natürlich, daß der Symbole suchende Geist des Zeitalters auch in der Pflanzenwelt einen Ersatz für die Ferula haben wollte, da diese im Süden heimische Pflanze den nördlichen Ländern versagt war. Sehen wir zu, was die einzigen Quellen hierüber, die Wörterbücher, uns sagen. Ich finde nur im lateinischen Wörterbuch von Georges „ferula, das Pfriemenkraut, Gertenkraut“, im Französischen „férule, Steckenkraut“, im Polnischen pedicularis sceptrum L., Rödelkraut.“ Sucht man nun in botanischen und anderen Wörterbüchern diejenigen Pflanzen auf, welche mit dem Namen Pfriemenkraut usw. bezeichnet werden, so findet man Sisymbrium sophia, Sarothamnus scoparius, Besenkraut, verschiedene Ginsterarten, Brennkraut, Wollkraut, Königskerze, Verbascum thapsus. Zieht man nun alles in Betracht, was ich S. 440 ff. über die unbestimmte und vieldeutige Benennung der Pflanzen gesagt habe, so kann es nicht zweifelhaft sein, daß man unter berlo nicht überall die gleiche Pflanze verstand, wie die Ferula, eine Doldenpflanze, sondern eine nur in manchen Beziehungen, z. B. im langstengligen Wuchs, ihr ähnliche. Man fand den Bischofsstab, das Zepter, in der Natur symbolisch vorgebildet durch hochwachsende Pflanzen mit goldgelbem Blütenstande, nannte derartige Pflanzen Zepterpflanzen, unter anderem auch die in der Mark gar nicht wachseude pedicularis sceptrum, die, wie wir gesehen haben, von Rudbeck sceptrum Carolinum genannt wurde, und deren Benennung hat vielleicht polnische Botaniker veranlaßt, den Namen berlo damit gleichzustellen. Berlo ist also ein Gattungsname, der alle stattlichen Pflanzen von hohem Wuchs und goldgelbem Blütenstande umfaßt, ebenso wie man unter Kraut oder unter Heide viele recht verschiedene Pflanzen versteht. Da nun die Berlostauden auf unangebauten, mageren, waldlosen, höchstens als Viehweide benutzten Flächen wuchsen, so bekamen derartige Ländereien den Namen Berlin, wie man Orte, wo die lipa wächst, Lipin oder Lipine

nennt, und wie Bretzin, Grabin und Grabina, Chrościna, Jaworina, Bukowina usw. nach den Bäumen genannt sind, welche an diesen Orten wachsen oder ehemals dort gewachsen sind. Berlin aber ist ebenfalls ein Gattungsname, der ein jedes so bewachsene Stück Land bedeutete, wie die stete Verbindung mit dem Artikel beweist. Auf dem Berlin in der Mark haben sich nach und nach Kolonisten niedergelassen, namentlich wohl Deutsche. Diese hörten den wendischen Namen immer mit der Betonung auf der zweiten Silbe, mochten die Wenden „w Berlinie", in B., oder „do Berlina", nach B., oder „od Berlina", von B., sprechen. So finde ich es erklärlich, daß eine Ansiedlung mit wendischem Namen, Berlin, die Albrecht der Bär († 1170) nicht gegründet haben kann, schon i. J. 1244 in den Akten von Cölln als Wohnsitz des Pfarrers (pleban) Symeon erscheint und den Eindruck einer deutschen Stadt macht.

Aus dem polnischeu und wendischen Neutrum wurde die lateinische Form Berolinum gebildet, deren *o* zwischen dem *r* und *l* wahrscheinlich noch auf das ursprüngliche u in ferula zurückzuführen ist.

So dürfte m. E. erwiesen sein, daß der Name Berlin ursprünglich einen sandigen, mit stattlichen Unkräutern wie Ginster, Königskerze u. dgl. bestandenen Strich Landes bezeichnete, daß diese Benennung auf das allgemeine slawische Wort berlo, welches vor mehr als 1000 Jahren durch das Christentum in die slawischen Sprachen Eingang fand, und auf das ebenfalls allgemein slawische Suffix -in hinweist.

Berlo aber ist nach feststehenden Gesetzen der Lautverschiebung desselben Stammes und derselben Bedeutung wie das lateinische ferula, der Name eines stattlichen Gewächses, in dessen markigem Stengel Prometheus nach der griechischen Sage das Feuer aus dem Olymp geholt und den Menschen gebracht hat, und das schon im Altertum ein Sinnbild der Amtswürde und Herrschergewalt war.

Neue Funde am Burgwall bei Wildberg.

Von **Karl Waase**, Neu-Ruppin.

(Mit einer Skizze des Walles und 5 Abbildungen nach Photographieen des Verfassers.)

Das Dorf Wildberg liegt im Kreise Ruppin, südwestlich von der Kreisstadt. Im Südosten der Ortschaft befindet sich hart am linken Ufer der Temnitz der Burgwall. Er befand sich früher im Besitz des Amtmanns Müller zu Wildberg und ist jetzt Eigentum des im gleichen Orte wohnenden Gutsbesitzers Heise. Schon Bratring erwähnt und beschreibt den Burgwall auf Seite 444. (Vergleiche: Bratring, Die Grafschaft Ruppin in historischer, statistischer und geographischer Hinsicht. Ein Beitrag zur Kunde der Mark Brandenburg. Berlin 1799.)

Ledebur bringt von ihm einen Lokalbericht des Pfarrers Koehnsen vom 1. Febr. 1845. (Siehe: Ledebur, Die heidnischen Altertümer des Regierungsbezirks Potsdam. Ein Beitrag zur Altertümerstatistik der Mark Brandenburg. Seite 31.) Behla zählt ihn auf Seite 129 mit auf. („Die vorgeschichtlichen Rundwälle im östlichen Deutschland." Eine vergleichend-archäologische Studie von Dr. Robert Behla. Berlin 1888.) In der Zeitschrift für Ethnologie ist er im Jahre 1874 auf Seite 161 beschrieben worden. An den Wall knüpft sich die Sage von der verwünschten Prinzeß und dem weißen Bullen. (Haase, Sagen aus der Grafschaft Ruppin und Umgegend. Neu-Ruppin 1877. Seite 76 u. f.) Auch Schwartz bringt dieselbe. (Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg. Berlin 1895.)

Die Form des Walles ist nicht rund, sondern mehr langgestreckt, der südliche Wallrand hat eine Einbuchtung. Der Umfang auf der Wallkrone beträgt über 200 Schritt, die Entfernung vom Ost- bis zum Westpunkte 70 Schritt, die größte Entfernung von Norden nach Süden ist 50, die kleinste 30 Schritt. (S. Wallplan!) Der Böschungswinkel beträgt im Durchschnitt 30°. Die Höhe des nördlichen Wallteiles beträgt an der Außenseite 3 bis 4 m, an der Innenseite 2 bis 3 m, die des südlichen Wallteiles steigt an der Außenseite teilweise über 5 m und erreicht im Innern 3 bis 4 m. Der Ringwall ist heute noch fast vollständig erhalten, er ist mit Bäumen bepflanzt; nicht beackert. Nur an einzelnen Stellen des Wallinnern, sowie am Osteingange des Walles haben kleine Abtragungen stattgefunden. Eine Holz- oder eine Steinunterlage ist beim Wildberger Burgwall nicht zu konstatieren; derselbe ist auf einer sehr flachen natürlichen Erhebung des sonst sumpfigen Temnitztales errichtet worden. Im Mittelalter stand auf dem Wall eine Burg. Noch heute findet man im westlichen Teile ein viereckiges Fundament, derselbe ist vielleicht die Basis eines mittelalterlichen Turmes. Nach Bratring hing die Burg vermittels eines Dammes und einer Zugbrücke (über die Temnitz) mit dem Dorfe zusammen. „Im Jahre 1713 war die Ruine des Schlosses, welches Markgraf Friedrich I. zerstört haben soll, noch ziemlich vollständig. Es beherrschte die umliegende Gegend von allen Seiten auf $1^1/_2$ Meilen, 17 Dörfer übersieht man mit einem Blick, und die Städte Neu-Ruppin, Wusterhausen und Fehrbellin schließen den Horizont. Eine der Raubsucht jener Zeiten gewiß sehr günstige Lage. Als Graf Jakob seiner Gemahlin Anna 1478 diese Burg mit den 2 dazu gehörigen Gütern zum Witwensitz verschrieb, war sie schon verwüstet; er versprach, sie aber in den nächsten 6 Jahren gehörig auf- und auszubauen, und die beiden Güter, denn diese waren verpfändet, einzulösen; der Tod überraschte ihn indessen, ehe er sein Versprechen erfüllt hatte." (Aus Bratring, S. 444.) Der Wall liegt inmitten von Wiesen in einem äußerst moorreichen Terrain. Er wird von einem Graben umgeben, der

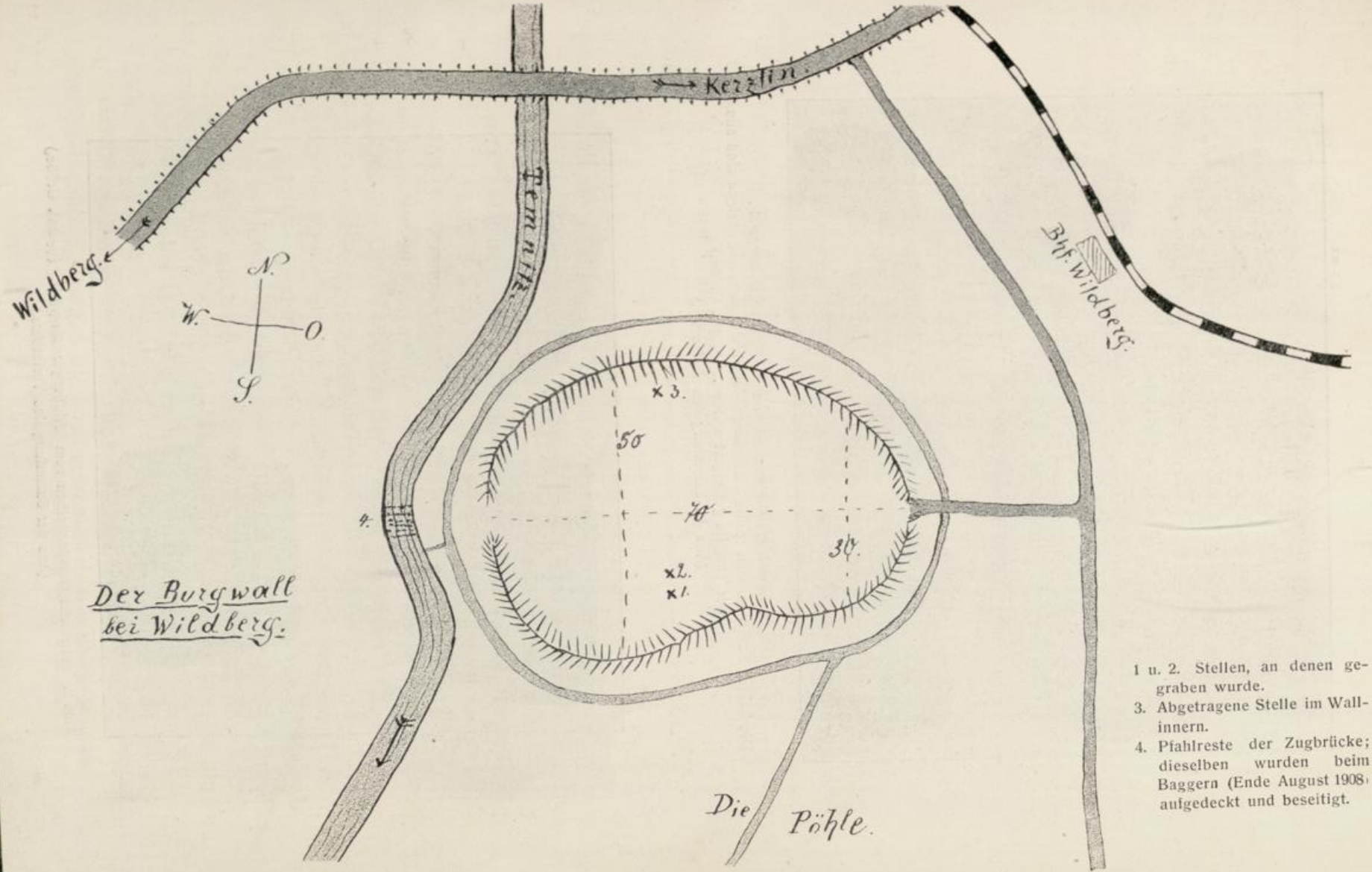
heute noch mit Wasser gefüllt ist. Seine Entfernung vom unteren Rande der Wallaufschüttung beträgt durchschnittlich 3 m. Der Wallgraben hat durch mehrere kleine Gräben Abfluß zur Temnitz. Der größte Abzugsgraben durchschneidet die sumpfige Pöhle. Der Ringwall ist im Osten und Westen durch einen Eingang, bezw. Zugang, unterbrochen. Die Wallschichtung besteht nur aus Erde.

Die Hauptfunde im Wallinnern sind Kohlenreste, slawische und auch mittelalterliche blaugraue Scherben, Knochen und Eisensachen. Außerhalb des Walles begegnet man (besonders an der Temnitzseite) denselben Funden.

Um ein vollständiges Versumpfen der Temnitzwiesen zu verhindern, ist man augenblicklich damit beschäftigt, das Bett des erwähnten Flüßchens auszubaggern. Dabei wurden in der Nähe des Walles eine ganze Reihe Funde zu Tage gefördert. Einige derselben führen wir im folgenden im Bilde vor. Als Ornamentik ist auf den slawischen Gefäßscherben meistens die Wellenlinie zu beobachten. Sie ist gewöhnlich in horizontaler Richtung eingeritzt worden. (Siehe Abb. 1.) Auch ineinandergehende und schräg am Hals hinablaufende Wellenbandkeramik ist zu finden. (S. Abb. 2, 1.) Ferner wiederholen sich geradlinige oder spitz- und stumpfwinklig zu einander gezogene Linien (Abb. 1., Abb. 2, 2), auch um den Hals des Gefäßes laufende ausgreifende Kurven treten auf. (Abb. 2, 3.) In früherer Zeit sind an unserer Fundstelle auch Scherben gefunden worden, „wo unter der Wellenlinie erhabene Leisten liegen, auf welchen tiefe oder kurze schräge Eindrücke angebracht sind." (Behla, S. 15.) Reste dieser gerade für den Wildberger Burgwall charakteristischen Ornamentik sind unter den diesjährigen Funden nicht zu verzeichnen, doch erinnert der große Scherben auf Abb. 1 an dieselbe. Die beiden Scherben auf Abb. 1 oben rechts sind im Wallinnern neben zahlreichen Knochenresten und Kohlestücken gegraben worden.

Äußerst häufig begegnet man an unserer Fundstelle spätslawischen Scherben. Diese stammen jedenfalls aus der Zeit in welcher der Wall mit einer Burg gekrönt war. Die Scherben sind hart gebrannt, sie bestehen aus feinem geschlemmten Ton und haben meist bläuliche Farbe. Quarzkörner und Glimmerblättchen, an denen die slawischen Gefäßreste so reichhaltig sind, fehlen hier gänzlich. Besonders viel Fußreste und Gefäßboden sind zu entdecken. Der Hals der Töpfe ist mit ringförmigen Horizontalfurchen verziert. Die Entstehung der Gefäße ist ins 11. bis 13. Jahrhundert zurückzuverlegen. (Siehe Abb. 3.)

Unter den Knochenfunden treten besonders zahlreich Reste vom Schwein auf, daneben sind auch Knochen vom Schaf, Rind und Hirsch vertreten. (In früherer Zeit ist auch eine Bohrnadel aus Hirschhorn gefunden worden.) Geweihstücke eines mächtigen Rothirsches, sowie Hirsch- und Schweinezähne veranschaulicht Abb. 4.



Der Burgwall bei Wildberg.

1 u. 2. Stellen, an denen gegraben wurde.
3. Abgetragene Stelle im Wallinnern.
4. Pfahlreste der Zugbrücke; dieselben wurden beim Baggern (Ende August 1908) aufgedeckt und beseitigt.

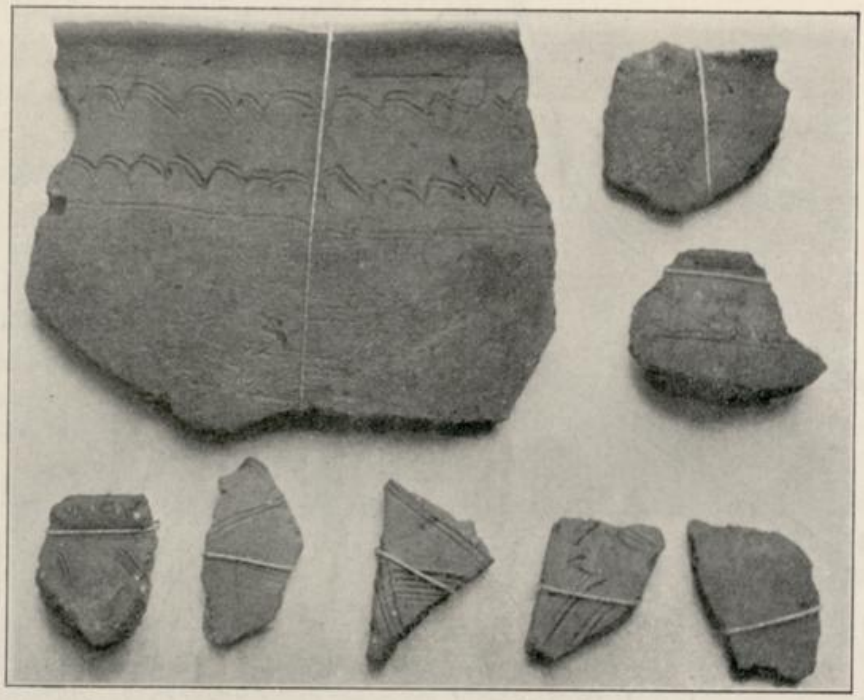


Abb. 1. Slawische Gefäßscherben vom Wildberger Burgwall.
Die beiden Scherben oben rechts entstammen dem Wallinnern, die übrigen sind aus der Temnitz gebaggert worden. (1/4 nat. Größe.)
(Aus der Sammlung des Verfassers.)

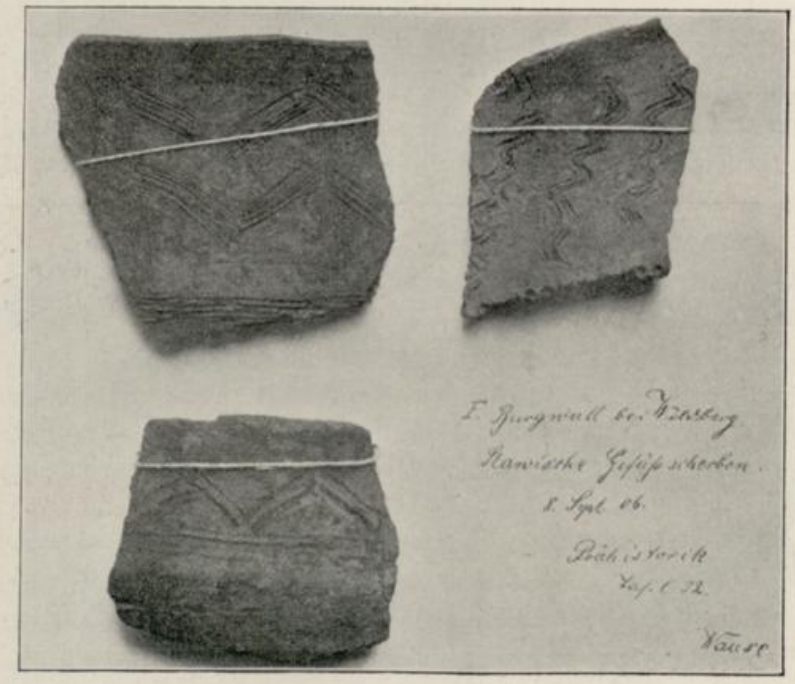


Abb. 2. Slawische Gefäßscherben vom Wildberger Burgwall. (1/4 nat. Größe.)
(Aus der Sammlung des Verfassers.)



Abb. 3. Nachslawische Gefäßreste vom Wildberger Burgwall.
($^1/_5$ Linearverkleinerung.)
(Aus der Sammlung des Verfassers.)

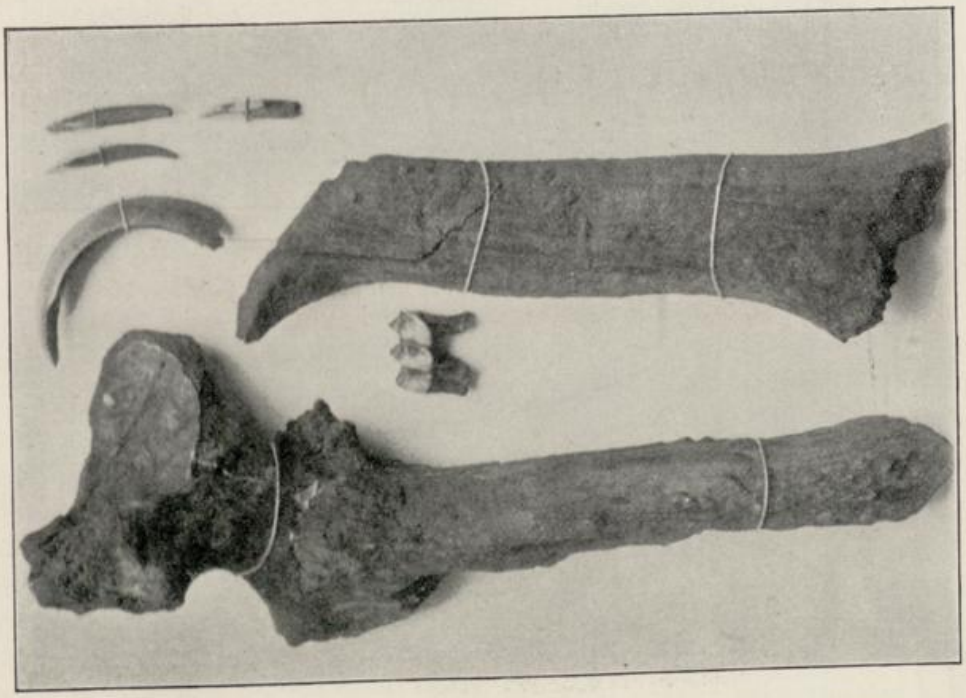


Abb. 4. Hirschgeweihstücke, Hirsch- und Schweinezähne vom Wildberger Burgwall.
Länge des unteren Geweihstückes 38 cm, Umfang der Rose 22 cm.
(Aus der Sammlung des Verfassers.)

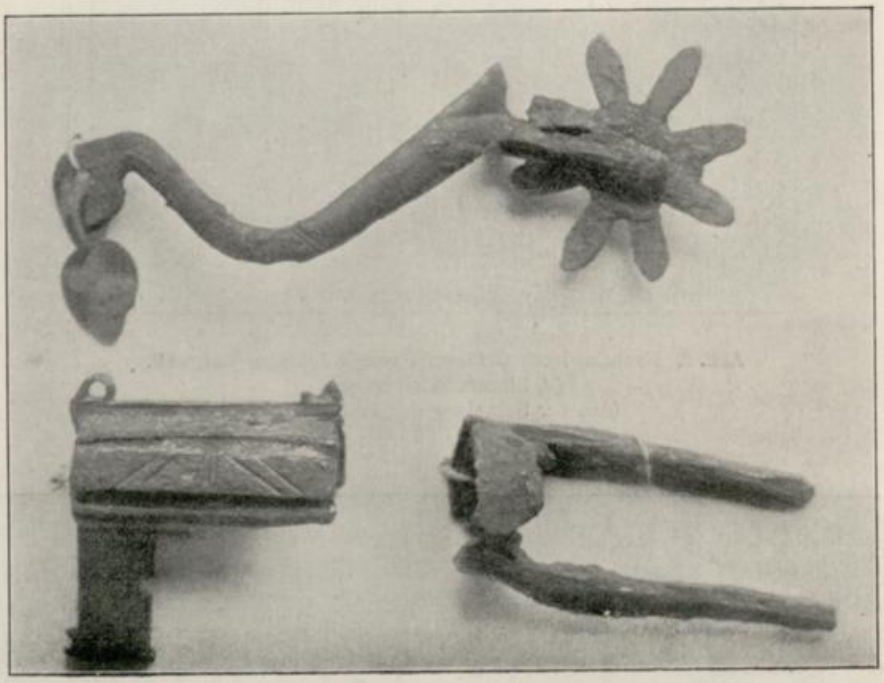


Abb. 5. Eisenfunde vom Wildberger Burgwall.
(Aus der Sammlung des Verfassers.)

Stein- und Bronzewerkzeuge sind an dem beschriebenen Wall noch nicht zu Tage gefördert worden, dagegen sind Eisensachen zahlreich. Schlüssel, Hufeisen, Nägel sind unter früheren Fundstücken aufgeführt. Zu den interessantesten Eisensachen, welche jetzt gefunden worden sind, gehört ein Radsporn. (Siehe Abb. 5.) Das Rad ist achtstrahlig. Die Länge des Sporns beträgt 14 cm. Der schön geschwungene Spornschenkel ist bis zum Beginn des Rades 9½ cm lang. Der Radsporn von Netzeband und der von Brunn (beide im Zietenmuseum befindlich) haben eine ähnliche Gestalt. Sie stammen aus dem 14. Jahrhundert; die Entstehung unseres Fundes ist jedenfalls auch in diese Zeit zurückzuverlegen.

Beim Baggern in der Temnitz ist man genau am Westeingange unseres Ringwalles auf eine ziemliche Anzahl alter mächtiger Pfähle gestoßen. Dieselben sind sämtlich entfernt worden, sind teilweise verkieselt und haben bis 80 cm Umfang. Es sind vermutlich die Reste der von Bratring erwähnten Zugbrücke.

Der Wildberger Burgwall ist also ein slawischer Ringwall, der bis ins Mittelalter hinein benutzt worden ist. (Da bis jetzt weder Plan noch Funde meines Wissens von demselben bildlich veröffentlicht wurden, so ist beides dieser kleinen Arbeit beigefügt worden.)

Kleine Mitteilungen.

Herr Lehrer E. Böhm, unser freundlicher Mitführer beim Besuch der „Brandenburgia“ in Strausberg, teilt uns am 5. Oktober 1906 folgendes mit:

Strausbergs Häuser mit unterirdischen Gängen. Hartnäckig behauptet der Volksmund schon Generationen hindurch, daß aus den Kellern der Häuser Große Straße 45, Markt 1, Große Straße 18 und 12 unterirdische Gänge nach dem ehemaligen Dominikaner Kloster führen; ja, die Volkstradition weiß sogar von einem unterirdischen Gang, durch den Dietrich von Quitzow bei einer Belagerung Strausbergs in das Stadtinnere gedrungen sein soll. Im letzten Falle liegt nun zweifellos die Übertragung einer historischen Erzählung vor, deren Örtlichkeit am Haussee bei Garzin zu suchen ist. Hier am Haussee auf dem Hausberg befand sich ehemals ein Tempelherrenschloß, dessen Ruinen sich bis ins Reformations-Zeitalter erhalten haben. Es führte ein unterirdischer Gang durch den Hausberg bis in die Kellergewölbe des Schlosses. Und hier war es, wie alte märkische Chronisten berichten — nicht in Strausberg — wo Dietrich von Quitzow einen geheimnisvollen Gang durchklomm. Ein fahrender Sänger hatte ihm den Gang verraten und ihn in einer Septembernacht 1404 von der Hohensteiner Mühle aus mit seinen Reisigen hindurchgeführt, sodaß er die schlafende Besatzung der Pommern niedermetzeln konnte.

Die eingangs erwähnten „Katakomben" Strausbergs haben schon öfter Wißbegierige zur Besichtigung und Untersuchung angelockt, neuerdings am 9. September auch Mitglieder der „Brandenburgia" (Gesellschaft für Heimatkunde). Bei diesem nur flüchtigen Besuch wurde eine genauere wissenschaftliche Untersuchung angeregt. Der Berliner Architekt Kühnlein, Mitglied der Pflegschaft des Märkischen Provinzial-Museums, bekannt durch seine Glockenuntersuchungen, erklärte sich dazu bereit. Die Untersuchung fand am 27. September statt. Zunächst ging es in die Tiefen des Hauses Große Str. 45 (Conrad Schultz). Mit den nötigen Instrumenten und Werkzeugen ausgerüstet ging der schon bei den Glockenuntersuchungen Kühnleins bewährte Gehilfe Fritz Drägert ans Werk.

Große Straße 45 ist eine alte Braustelle, die um 1600 der Strausberger Pfarrer und Inspektor (-Superintendent) Dräger besaß; 1638—1658 hatte sie der Strausberger Pfarrer und Inspektor Lüdicke inne, von 1658 bis 1695 dessen Sohn, der Organist, später Bürgermeister, in Strausberg war. 1704 wurde das jetzige Haus von einem Martin Lüdicke erbaut, welcher dasselbe noch 1720 in Besitz hatte. 1723—47 wird ein Simon Bajetzky und 1752—67 ein Gottfried Brunzlow als Eigentümer genannt; 1789 besaß es Chr. Fr. Kurtze.

Wenn hiernach der Oberbau nicht älter als 200 Jahre ist, so steht doch durch die fachmännische Untersuchung Kühnleins vom 27. September 1906 fest, daß der Unterbau, d. h. die Fundamente und ein Teil des Kellergeschosses aus noch älterer Zeit herrühren. Wir lassen nun den Befund der eigentlichen Ganguntersuchungen folgen.

Nachdem 19 Stufen in verschiedenen Lauf-Windungen abgestiegen waren, wurde die Tiefe auf 3,20 m unter Bürgersteighöhe erreicht. Die lichte Höhe des dem zu untersuchenden Gange vorgelagerten Kellers, welcher mit einem überhöhten Tonnengewölbe überspannt ist, beträgt 2,50 m. Die Wände sind unterhalb durchweg in unbehauenen Feldsteinen, oberhalb teils in Feld- teils in großformatigen Ziegelsteinen, deren Abmessungen $28 \times 16 \times 9$ cm — hergestellt worden. Von diesem geräumigen, von dem kleinen Fensterloch links neben der Durchfahrt her äußerst spärlich belüfteten, dunkelen Kellerraum führt eine ganz kleine Öffnung, in welche der Besitzer Conrad Schultz vier gemauerte Stufen hat einbringen lassen, in einen etwa 0,90 m tiefer gelegenen, vollständig dunklen Viereckraum von nur $1{,}30 \times 1{,}65$ m Länge und Breite. Es war nur möglich, in diesen mit einem spitzbogigen, sogen. „Muldengewölbe" überdeckten Raum rückwärts kriechend zu gelangen, denn die Zugangsöffnung ist schmal und nur 1,10 m hoch. Die Wände und das Gewölbe bestehen nur aus Granitfindlingen und gerade die Einwölbung der Decke in solchen Steinen weist auf ein hohes Alter des Baues zurück, auch gibt es dem Willen des einstigen Erbauers dahin Ausdruck, daß er sich hier einen bomben- und feuersicheren Raum für unterzubringende Schätze schaffen wollte. Das Pflaster dieses Raumes liegt etwa 4,10 m unter Durchfahrtssohle, die Öffnung befindet sich in einer 1,05 m dicken Feldsteinwand. Nachdem der Raum durch Acetylen- und durch elektrisches Licht hell gemacht war, entdeckten die Beschauer einen gewölbten Bogen in der nach Westen gerichteten Wand. Unterhalb war aber keine Öffnung, sondern volles Mauerwerk. Dieser Umstand führte wohl von jeher zu der Vermutung, daß

hinter diesem Wandteil sich ein Gang befinden müsse, denn wozu der Wölbebogen? Die bausachverständige Besichtigung aber ergab mit Gewißheit, daß die Vermutung irrig war, denn hinter dem mühevoll durchstemmten Mauerwerk ist weder ein Gang, noch Schutt, noch Füllboden, sondern gewachsener Sand mit blauen, horizontalen Tonschichten vermischt, vorhanden. Der Spaten gab beim Hineinstechen ein schneidendes Geräusch, so fest gewachsen ist der Boden. Kühnlein erklärt das Vorhandensein des Wölbebogens mit der Möglichkeit, daß eine schlechte Stelle des Baugrundes überbrückt werden sollte, wie solches auch heutzutage geschieht. So ist denn der unterirdische Gang im Hause Große Straße 45 zur Mythe geworden, nur der geheimnisvolle Vorraum verdient die Bezeichnung „unterirdisches Verließ". Hohe rundbogige Kellergewölbe aus mittelgroßen, unbehauenen Feldsteinen aufgeführt, hat z. B. das Schloß Cossenblatt bei Fürstenwalde, die aus der Zeit um 1500 stammen sollen.

Im Hause Am Markt Nr. 1 wurde der Blick der Beschauer zunächst an das bedeutsame Netzgewölbe der Altdeutschen Trinkstube gefesselt. Solche aus der „Flabbe" d. h. aus freier Hand ohne Lehngerüst gewölbten Grate erklärte Kühnlein für sehr alt. Der Abstieg zum Kellergeschoß erfolgte mittels einer steilen Treppe, 3,10 m unter Bürgersteigpflaster. Einige kleine und ein großer 7,00 und 4,75 m geräumiger, tonnenüberwölbter Keller sind zu durchschreiten, ehe man in den letzten Kellerraum durch eine schmale Wandöffnung gelangt. Die Wand hat die bedeutende Stärke von 1,80 m. Sie scheint aber einen Hohlraum in sich zu bergen, denn ein solcher konnte durch Beklopfen mit ziemlicher Sicherheit vermutet werden. Abweichend von den übrigen Kellern ist jener letzte (4.) Keller mit einem flachen preußischen Kappengewölbe überdeckt — eine Konstruktion neuerer Zeiten. Auffallend war sofort das an den beiden dem Nachbar und der Kirchgasse zu gerichteten Giebelwänden befindliche, in halber unterer Höhe hergestellte neuere Mauerwerk von kleinformatigen Ziegelsteinen in Portlandzement. Darüber Zementputz. Dieses gegen die Umgebung abstechende Mauerwerk mit Putz mag in den letzten Jahrzehnten zu der Annahme geführt haben, daß hinter demselben Gänge seien, die nur vermauert sind. In Kopfhöhe ist die alte Feldsteingiebelwand schon früher von anderer Hand durchbrochen worden, aber einen Gang hatte man nicht gefunden. Die Untersuchung ergab, daß das betreffende neuere, etwa seit 50 Jahren eingeführte Mauerwerk keine Verblendung oder bloße Vermauerung einer Höhlung, sondern eine 1½ Stein starke sogen. Unterfahrung alter Fundamente ist, denn nachdem in beiden Wänden je eine Öffnung mühevoll freigestemmt worden war, fand sich an der südlichen kurzen (Nachbarseite) Wand gewachsener Boden und auch das neuere Ziegelmauerwerk steht auf solchem. Hinter der langen westwärts gerichteten Giebelwand befindet sich nur der schwärzliche Erduntergrund der Kirchgasse. Architekt Kühnlein resummiert: Der betreffende Kellerraum ist erst vor etwa 50 Jahren durch Unterfahren der alten, nur 1½ m tiefen Feldsteinfundamente zu einem Aufbewahrungsraum geschaffen worden. Der letztere hat nur 1,25 m Breite, aber 5 m Länge bei 3,20 m Höhe des Pflasters unter der Erdoberfläche. Seine schmale Gestalt, dunkel und ohne äußere Luftzuführung kann mit Recht Gang genannt werden, und

da derselbe unter dem Niveau des Straßenpflasters tief liegt, so nannten ihn wohl die Besitzer und später auch die Ortseinwohner den „unterirdischen Gang". Auch Sternbeck (Beiträge zur Geschichte der Stadt Strausberg, 1878) erwähnt diesen Gang. Nach ihm soll er nach der Kirche führen. Jedenfalls ist die Geschichte des Hauses Markt 1 noch in Dunkel gehüllt. Fest steht, daß um 1540 ein Mitglied der reichen Strausberger Patrizierfamilie Lindholtz, nämlich der regierende Bürgermeister, Benediktus Lindholtz, Besitzer dieses Hauses war.

Das dritte Haus mit dem angeblich unterirdischen Gang ist Große Straße 18 (Brauerei Froitzheim). Hier ist von einem Gange in Wirklichkeit keine Spur zu entdecken. Interessant sind die geräumigen Kellerräume; es sind die größten Tonnengewölbe der Stadt; interessant sind auch die im unteren Stock vorhandenen Spitzbogengewölbe in 4 Abteilungen, die im Fiedlerschen Laden zu sehen sind; auch sie stehen einzig in der Stadt da. Aber trotz alledem ist das Haus nicht so alt wie gewöhnlich angenommen wird. Es ist 1708 von dem damaligen Besitzer, Pfarrer Kampe aus Gielsdorf erbaut. In dem noch vorhandenen Protokoll, das der Bürgermeister-Adjunktus Pape bei Besichtigung des neuen Gebäudes zweks Erlangung staatlicher Bauhilfsgelder aufgenommen, wird u. a. gesagt, daß der Bau von Grund auf neu erfolgt sei und 128 Stück kiefern Bauholz, 8 Schwelleichen, 17000 Mauersteine, 6000 Dachsteine, 16 Tonnen Kalk verwendet worden seien und der Bau 504 Thlr., 9 Gr. 8 Pfg. gekostet habe.

Endlich bleibt übrig hinzuweisen auf den unterirdischen Gang vom Bläsingschen Hause aus, Große Straße 12. Das Kellergewölbe ist hier ein Kreuzgewölbe aus großformatigen Backsteinen. Aus diesem führt ein spitzbogiges Gewölbe in einen „Gang", der weiterhin (nach Süden) vermauert ist. Ob hinter der Vermauerung der Gang weiter führt, kann heute weder bejaht, noch verneint werden, da diese nicht geöffnet wurde. Erwähnt sei nur, daß die Gasse an dem Bläsingschen Hause, von der Großen Straße nach der Ritterstraße führend, auf den Cistercienser Hof der Kagel-Zimmer Mönche führte. Hier wohnte der Klostervogt, ein Ciscerciensermönch, der den Vertrieb der Kalksteine des Rüdersdorfer Kalksteinbruches unter sich hatte. Auch nach der Säkularisation von Zinna (mit Kagel-Rüdersdorf) verblieb das nunmehrige „kurfürstliche Bergamt Rüdersdorf" bis 1578 in Strausberg. Vielleicht liegt in diesen historischen Tatsachen der Kern zu der Behauptung von diesem unterirdischen Gang.

Es ergibt sich somit, daß von den angeblichen unterirdischen Gängen Strausbergs bis jetzt auch nicht ein einziger als vorhanden festgestellt werden konnte; doch scheint an allen 4 Stellen eine lokalhistorische Tatsache die Vermutung von weiterführenden unterirdischen Gängen hervorgerufen zu haben. (Vergleiche auch Strausberger Zeitung vom 2. Oktober 1906.)

Krähen und Pferdehufe. Der Bauer Netzker und der Förster Lanschke galten ihrer Zeit als die größten Zauberer im Oberspreewald. Lanschke „war der Fürst der Zauberer". Netzker wohnte hinterm Schloßberg zu Burg; sein Haus hat man mir noch gezeigt. Mal waren Netzker und Lanschke in der

Spinnstube bei den Mädels und fingen sich an zu streiten. „Was kannst Du?“ „Ja, was kannst Du?“ Netzker sagte: „Mädels, die Türe auf!“ Da kommt eine Krähe nach der anderen 'reingeflogen. Lanschke sagte: „Macht, daß Ihr wieder 'rauskommt!“ Mit einem Mal stehen zwei Pferdepoten im Kaminfeuer. Da wußten sie nicht, was sie machen sollten. Burg 1880.

Kamin ist nicht im städtischen Sinne zu verstehen. Kamin oder Ofenloch war in den alten besseren Bauernhäusern, auch anderswo in der Mark, ein viereckiger Hohlraum, eine Herdstelle, offen oder verschließbar, in der Seitenwand neben dem Ofen, in gewisser Höhe über dem Fußboden, mit eignem Abzug nach dem Rauchfang. Im Winter wurde im großen Ofen gekocht, der bekanntlich von außen geheizt wurde, und dazu die Kochtöpfe mit Ofengabeln hineingeschoben, dieselben, auf denen die Hexen zu Wolpern auf den Blocksberg ritten. Im Sommer dagegen in dem „früher tieferen“ Ofenloch, wenn man keinen besonderen Küchenherd benutzte. Doch auch sonst briet und schmorte man darin, besonders wenn es schnell gehen sollte, brannte Kaffee darin, und den Kienspahn zum Leuchten.

W. v. Schulenburg.

Krähen als Fischräuber. Ergänzend zu meiner Mitteilung (Brandenburgia 1908, 261) möchte ich erwähnen, daß ich im vorigen Jahre, im Mai oder Juni, bei Wanderungen am Havelufer, von der Pfaueninsel nach Wannsee zu, sehr viele abgenagte Gerippe von keineswegs kleinen Fischen, ebenfalls solche mit Köpfen, auch Köpfe allein und halb aufgezehrte Fische auf den flachen Uferstrecken vorgefunden habe, die jedenfalls von Krähen herrührten. Am Havelufer nördlich vom Großen Fenster sahen wir wiederholt an freien Stellen Krähen im flachen Wasser nahe dem Ufer stehen, den Kopf auf das Wasser gerichtet.

Die Spielneigung der Krähen ist wiederholt hervorgehoben worden. In den letzten Jahren von einem Beobachter der Fall, wo vier Krähen mit einem Hunde spielten. Ich sah 1907 bei Zehlendorf einen großen Hund über ein Ackerfeld preschen und die vielen an Dunghaufen sitzenden Krähen überall aufjagen, die, wenig hoch sich erhebend, über ihm kreischten, und sobald der Hund sich gewendet hatte, sich wieder niederließen. Ein Spiel war es nicht, aber sie schienen ihn fast zu verhöhnen. Indessen hatte ich Gelegenheit Ende Juni 1904 bei Himmelpfort ein solches Spiel mit anzusehen. Dort dehnt sich ein dichter Kiefernhochwald aus, genannt die Hasenheide. Als wir an einem sonnigen Vormittag durch die hohen Bäume gingen, sahen wir ein Eichhörnchen und eine junge Krähe miteinander spielen. Die alte Krähe saß in der Nähe, hoch auf dem Aste einer Kiefer und sah von oben zu. Das Eichhörnchen lief vor, reizte die Krähe, lief weiter, drehte sich um, die Krähe, schwerfällig mit ihrem großen Kopf und Schnabel, sprang vor, hüpfte auf einen Baumstamm, der da lag. Dann, als das Eichhörnchen wieder auf sie zulief, herunter und hüpfte plump dem Eichhorn nach, und so dauerte das Spiel im Walde eine ganze Weile. Es machte auf uns fast einen märchenhaften Eindruck. Die Tiere waren so eifrig, daß sie uns gar nicht bemerkten. Als wir schließlich näher traten, lief das Eichhorn auf der Erde weiter und

dann auf einen Baum, die junge Krähe flog auf, und dann auch die alte fort. Diese war wohl auch ganz versunken in den Anblick gewesen, denn sie schien uns nicht zu sehen und blieb ruhig sitzen, ohne zu schreien.

W. v. Schulenburg.

Mulm, Olm. In der Brandenburgia 1908, 233 hat Herr Geheimrat Friedel die Worte mulmig und Mulm besprochen. Mulmig, auch molsch, vermolscht, mörsch, in der Lausitz fosch, d. h. faul, ist auch in anderen Teilen der Mark bekannt. Einen moltrigen, mulmigen Baumstubben nennt man in der Neumark Olm. Mulmiges Holz von Weiden, Pappeln, Birken soll leuchten. Ich selbst habe einmal zerschlagenes Pappelholz vom Wurzelstubben in bläulichem Schimmer in der Dunkelheit so leuchten sehen, daß ich gedruckte Schrift dabei erkennen konnte, ebenso trieben Stücke davon, von mir ins Wasser geworfen, leuchtend weiter. Solch leuchtendes Holz, in Ostpreußen Mäuschenfeuer genannt, weil es den Mäusen leuchtet, mag öfter als Schatzfeuer angesehen worden sein, zumal auch dieses bläulich leuchtet. So erzählte mir einst ein achtzigjähriger Landmann im Sternbergschen: „Mein Vater und Großvater kamen mit einer Fuhre Heu nachts aus dem Warthebruch gefahren durch den Wald. Es war finster. Nicht weit von zuhause sahen sie seitwärts vom Wege ein Feuer glusen und sagten: „Da brennt ein Schatz", denn das Gold kommt nachts aus der Erde und leuchtet. Sie gingen drauf zu. Sie sahen ein wirkliches Feuer, das glühte. Mein Vater nahm den Feuerstahl aus der Tasche, schlich sich vorsichtig heran und warf den Stahl in die Flamme. Dann fuhren sie still nach Hause und sagten kein Wort davon. Am andern Morgen konnte mein Vater nicht die Zeit abwarten. Wie es licht wurde, ging er hin, aber fand nichts als einen berkenen, verstockten Olm und seinen Stahl."

W. v. Schulenburg.

Veranlaßt durch Lesen von Juniheft Nr. 3 S. 98 u. f. erlaube mir nachstehende Ergänzungsmitteilung.

Johanna Stegen hatte bei Ausübung ihrer Heldentat eine kleine vierzehnjährige Gehilfin Namens „Dorothea Elisabeth Salznau", Arbeitertochter, Halbwaise in Lüneburg. Dieses Kind, mit Joh. St. bekannt, war mit derselben am Gefechtstage den ausrückenden Soldaten aus Neugier nachgelaufen und wurde in sehr natürlich begreiflicher Weise von Johanna veranlaßt, beim Zubringen von Munition, Wasser und Eßwaren an die in Feld und Buschwerk verteilt liegenden Jäger behülflich zu sein. Das Hin- und Herrennen dieser Kleinen erwies sich um so vorteilhafter, als die Franzosen auf solch ein Kind zu achten weit weniger Veranlassung nahmen als auf die Bewegungen der erwachsenen und jedesmal schwerer beladenen Persönlichkeit von Johanna. Auch konnte das kleine beinfixe Mädchen sich leichter versteckt zu den lagernden Jägern heranschleichen. Hernach in der Zeit des gefeierten Sieges und der späteren Verfolgung ging es zu, wie gewöhnlich der Fall: man hielt sich an die Größe und vergaß das Kleine!

Dorothea Elisabeth Salznau kam ungefähr drei Jahre nach ihrem Heldenstücklein, das ihr Abends jenes Tages nichts weiter als eine tüchtige

Tracht Prügel von seiten ihrer Angehörigen einbrachte, als Kindermädchen nach Hamburg. Hier wurde sie auf dem Tanzboden nach Mädchenart mit einem Hafenarbeiter Sommer aus Seedorf bei Lenzen a. Elbe bekannt und zog als Frau Sommer in dessen Heimatort ein. Als „Witwe Sommer" lernte ich sie im Jahre 1875 in Seedorf kennen, habe sie dort zur letzten Ruhe auf dem Kirchhof begleitet. Sowohl sie selbst wie andere „Alte" haben mir wiederholt von der Johanna-Stegen-Geschichte erzählt, ohne daß jemals einer davon viel Aufhebens gemacht hat. Nur „det's Schläg' tervor kreen häd, wo's de Johannen loweten, was nich good", sprach man stets kopfschüttelnd.

Auch mich dünkt's geziemend, von Johanna Stegens Ruhmesglanz her einen Lichtstrahl auf die kleine lange vergessene Lüneburger-Westprignitzerin zu lenken.

E. Handtmann.

Nicht die Bohne! Verschiedene volkstümliche Redewendungen in unserer Heimat sind sonderbarerweise mit „Bohne" zusammengesetzt, die mit dem bekannten Genußmittel nichts zu schaffen hat, trotzdem der Vergessenheit entrissen zu werden verdient. „Nicht die Bohne merken oder nicht die Bohne Verständnis haben" u. a. m. sind in Berlin sprachgebräuchlich, wobei „Bohne" die Bedeutung von Spur oder Merkmal hat. Es führt dies auf ein altes, vulgäres Wort „Bohne" zurück, welches in der Roßtäuschersprache, im Pferdehandel durch die technischen Ausdrücke „Kern, Spur, Kenne, Grube, Kunde, Kennung" umschrieben wird.

Ehedem fand das Pferd im Wirtschaftsleben unserer Vorfahren eine weit höhere Wertung und Bedeutung, welche jetzt im Zeitalter der Motore rückständig anmutet, würde man z. B. seinen Reichtum nach der Anzahl der Pferde taxieren, einen Reitertrupp nach Pferden zählen, seinen Rang und seine Vornehmheit durch die Berechtigung bekunden, nur mit Vieren lang zu fahren. Der Wert des einzelnen Pferdes richtete sich nach seinem jeweiligen Alter und dessen Beurteilung von menschlicher Aussage unabhängig zu machen, führte auf das untrügliche Kennzeichen, auf die Zähne der Tiere, die dazu ein altes Zahlensymbol enthalten. Zwölf Backenzähne soll das Tier mit auf die Welt bringen, dazu die innerhalb des ersten halben Jahres hervorkommenden zwölf Schneidezähne oder Federn, die zusammen den Namen Fohlen-, Füllen- oder Milchzähne führen. Im neunten bis zwölften Monat brechen vier weitere Backenzähne hervor, im zweiten bis dritten Jahr an jeder Kinnladenseite der fünfte Backenzahn, im vierten Lebensjahr der sechste Backenzahn und diese Backenzähne sind im Gegensatz zu den schichtenden d. i. abschiebenden Milchzähnen bleibende. Mit dem zweiten Lebensjahre fallen bereits die Milchbackenzähne, im dritten Jahre die Vorderschneidezähne (Zangen- oder Federn), im vierten Jahre die vier Mittelschneidezähne und die vier zweiten Backenzähne, im fünften Jahre die Eckschneidezähne (Haken) und die dritten Milchbackenzähne aus und werden durch die Roß- oder Pferdezähne ersetzt. Das Pferd hat nun seine vierzig Zähne, es hat abgezahnt zum Zeichen, daß seine körperliche Reife beendet ist. Von diesem Zeitpunkte ab, da das Pferd in sein bestes Alter tritt, sieht der Beurteiler desselben nur nach den „Bohnen" oder Gruben, Kunden usw., das sind in den Zähnen linsengroße, schwarzbraune Höhlungen auf der

Schneide der Zähne. Diese Bohnen gelten als die untrüglichen Wertmesser für das ausgewachsene Pferd und merkwürdig, die Löcher in den Zähnen sind hier ein Zeichen der Blüte, während bei den Menschen und anderen Tieren sie im Gegensatz als Zeichen der Vergänglichkeit und des Verfalls gelten. Die Zahnhöhlungen oder Bohnen bei Pferden reichen bis über ein Drittel der Zahnkrone hinab, sich nach unten trichterförmig verjüngend, durch Reste von Futter oder Unreinlichkeiten schmutzigbraun gefärbt Durch die mahlenden Kinnladenbewegungen des Kauens bei den Pferden schleifen sich diese Bohnen mit größter Regelmäßigkeit ab, weil sie sich weder vertiefen noch nachwachsen und deshalb verwischen sie sich auch in der Schichtungsreihenfolge. Im Alter von 6 Jahren verschwindet die Bohne an den Vorderzähnen des Unterkiefers, im siebenten Jahre an den Mittelzähnen ebenda, im achten Jahre an den Eckzähnen. In der gleichen Reihen- und Zeitfolge kommen die Oberkieferzähne hierauf an die Reihe, sodaß sich bis zum zwölften Lebensjahre alle Bohnen abgeschliffen haben, nur noch stellenweise immer mehr verblassende braune Flecken auf der Zahnkrone sie andeuten. Nach dem dreizehnten Jahr kann man aus diesen Merkmalen nicht mehr genau das Alter eines Pferdes bestimmen, da ist dann gemeinhin der Zeitpunkt nicht mehr fern, wo es von den alternden abgenutzten entwerteten Tieren heißt: „daran ist auch nicht mehr die Bohne“!

Karl Wilke, Berlin.

Diebesopfer. Wiederholt ist in Berichten über Einbruchsdiebstähle angegeben worden, daß Diebe, bevor sie die Stätte ihrer Wirksamkeit verließen, sich ihrer Exkremente dort entledigten. Diese Besudelung des Ortes kommt so häufig vor, daß man dabei geradezu an einen „Volksbrauch“ denken muß. Auf dem Schulgrundstück Ravené Straße 12 (Berlin N) ist in den letzten 4 Wochen wiederholt gestohlen worden. An einem Abend wurde eine Türklinke abgedreht, an einem andern die Metallspitze des zum Sprengen des Hofes benutzten Gummischlauches abgeschnitten; endlich stahlen 3 Burschen, nachdem sie die Bedürfnisanstalt auf dem Hofe benutzt hatten, die dort angebrachten kleineren Leitungsröhren; 3mal sind die Diebe vom Schulhofe aus über eine niedrige Mauer in den Nachbarhof geklettert und haben dort Warenlager geplündert; zuletzt, in der Nacht vom 5.–6. Februar drangen sie in den Laden eines Schuhwarengeschäfts ein; ihren Rückweg nahmen sie mit der Beute wieder über den Schulhof. Sie hatten sich, um leichter über die Mauer klettern zu können, einen hohen viereckigen Müllkasten an dieselbe gestellt. Vor demselben und zu beiden Seiten desselben haben sie sich dann nach Verbrecher-Brauch sehr ergiebig verewigt.

Otto Monke.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

10. (3. ordentliche) Versammlung des XVII. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 26. September 1908, abends 7½ Uhr im Vortragssaal des Märkischen Museums am Märkischen Platz.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat Ernst Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XLIV her.

A. Allgemeines.

I. Der Vorsitzende begrüßt in dem neuen Vortragssaal, der heut Abend zum ersten Male zu einer Versammlung benutzt wird, die Erschienenen sowohl seitens des Vorstandes der Brandenburgia als auch seitens des Märkischen Provinzial-Museums herzlich. Er dankt dem Magistrat für die Benutzung des schönen durch u. M. Herrn Geheimen Baurat Dr. ing. Ludwig Hoffmann prächtig eingerichteten Vortragssaals und macht auf den vortrefflichen, von u. M. Dr. Solger ausgewählten Projektionsapparat sowie den damit verbundenen Spiegelreflektor aufmerksam. Von beiden technischen Hülfsmitteln wurde zur vollsten Befriedigung und mit einer Überraschung für die meisten Teilnehmer Gebrauch gemacht. Überraschend war es besonders zu sehen, wie große Mineralienstücke (Granit, Gneiß u. dgl.) deutlich projiziert wurden, wodurch das unvollkommene Herumgeben der besprochenen Gegenstände zweckmäßigst vermieden wird.

Bemerkt sei noch, daß die Akustik sich als eine recht gute bewährte, auch wenn der Vortragende seine Stimme nicht besonders anstrengte.

Der Vorsitzende bespricht die nächsten Wanderversammlungen und das Winterprogramm.

II. Der hiesige Verein für Volkskunde ladet ein zur 2. Tagung des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde am 2. und 3. Oktober 1908 in der „Ressource," Oranienburger Straße 18. Freitag, den 2. Oktober, abends 7½ Uhr Vorführungen volkstümlicher Art.

Sonnabend, den 3. Oktober, vormittags 10 Uhr Geschäftliches und zwei kleinere Vorträge. Um 5½ Uhr Vortrag des Professors Dr. Siebs-Breslau. Dann Festmahl und volkstümliche Aufführungen.

Anmeldungen (einschließlich des trocknen Gedecks beim Festessen) gegen Zahlung von vier Mark für die Person, wolle man recht bald gefälligst an die Verlagsbuchhandlung Behrend & Co., Unter den Linden 16 richten. Die Mitglieder und Freunde der Brandenburgia werden um rege Beteiligung dringend ersucht.

III. Bei der 24. Hauptversammlung der Niederlausitzer Gesellschaft für Anthropologie und Altertumskunde in Neuzelle, Kreis Guben, war die Brandenburgia zahlreich vertreten. Abgehalten ward die Versammlung am 9. Juni d. J. in den ansehnlichen wiederhergestellten Räumen des Königlichen Seminars. Eine längere Verhandlung betraf die Verwaltung des Vereinsmuseums in Kottbus, in dem zugleich die städtische Altertumssammlung untergebracht ist. Der Magistrat zu Kottbus hat ein stattliches Haus mit zahlreichen großen Räumen unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Die öffentlichen Verhandlungen wurden eröffnet durch die Ansprache des Vorsitzenden, Prof. Jentsch, der über die vorgeschichtlichen Verhältnisse der Gegend und die allmähliche Entwickelung der Macht und des Besitzes des 1248 gegründeten, 1268 mit der Stiftungsurkunde versehenen Cistercienser-Klosters, das erst 1817 aufgehoben wurde, einen Überblick gab. Professor Jecht aus Görlitz besprach die Lebensgeschichte des Herzogs Hans von Görlitz, der bei seinem Aufenthalt im Kloster am 1. März 1396 starb. Unser Ausschußmitglied Herr R. Mielke gab praktische Ratschläge für wirksamen Heimatschutz und die jetzt in Aufnahme gekommene Pflege der Naturdenkmäler. Ausgestellt waren und gaben Anregung zur Besprechung einige sehr interessante vorgeschichtliche Funde. Die Besichtigung der interessanten Bauwerke des Stifts bildete den Schluß der wohlgelungenen Versammlung, über die in den Schriften der Gesellschaft (Vorsitzender unser Ehrenmitglied Dr. Jentsch-Guben) ausführlicher Bericht zu erwarten ist.

IV. In Sorau N. L. fand die Eröffnung der im Königlichen Schloß daselbst gelegenen neuen Sammlungsräumen statt. Zu der Feier am 23. August d. J. hatte Herr P. Kade als Vorsitzender des Vereins für die Geschichte Soraus freundlichst eingeladen.

V. Der uns befreundete Bürgerverein für Städtische Angelegenheiten in Neu-Ruppin versendet schön illustrierte Einladungen zum Besuch der freundlichen Stadt und Umgebung. Ich verteile die Blätter und erinnere an die liebenswürdige Aufnahme, die wir in der anmutigen Kreisstadt und deren herrlicher Umgegend unlängst gefunden haben.

VI. Heiligengrabe. In dem Stift Heiligengrabe ist jetzt eine Sammlung prähistorischer Funde, eine Sammlung von Werkzeugen und

Geräten aus der älteren und jüngeren Steinzeit angelegt worden, die schon in der kurzen Zeit ihres Bestehens recht zahlreiche, darunter aber auch gute und seltene Exemplare aufzuweisen hat. Die Sammlung ist sehr gut und übersichtlich geordnet: auch Urnen sind aufgestellt worden. Frau Äbtissin von Rohr hegt ein großes Interesse für diese Sammlung und ist bereit, dieselbe jedem, der sich für diese Altertumsfunde interessiert, selbst zu zeigen oder zeigen zu lassen.

Es ist nur zu wünschen, daß diese vorgeschichtlichen Fundstücke von kundiger Hand vorbereitet, aufgestellt und unter Angabe der näheren Fundumstände katalogisiert werden. Das jetzt leider so beliebte planlose Anlegen von dergleichen Sammlungen (gewöhnlich unter dem stolzen Namen „Museum") hat kaum einen rechten Zweck mehr und schadet, nach Ansicht der wirklichen Sachverständigen mehr als es nutzt.

VII. In Züllichau ist ein Verein für heimische Altertumskunde begründet worden. Das Schwiebuser Tageblatt vom 8. August v. J. berichtet hierüber wie nachstehend:

„Der Vorstand setzt sich aus folgenden Herren zusammen: Geheimer Medizinalrat Dr. Siehe, Vorsitzender. Geh. Baurat Engisch, Gymnasialdirektor a. D. Dr. Hanow, stellvertretende Vorsitzende. Superintendent Splittgerber, Schriftführer. Lehrer Löchel, Konservator. Stadtkämmerer Biehan, Kassenführer. Landrat von der Beck, Kommerzienrat Eichmann, Feuersozietätsdirektor Franz Bernhardi-Crummendorf, Lehrer Knabe-Palzig, Beisitzer. — Der Raum, in dem sich die Sammlung befindet, ist in der Braustraße im Eichmann'schen Hause belegen. Der Vorstand des neuen Vereins veröffentlicht folgendes Rundschreiben: Seit einer Reihe von Jahren ist in allen gebildeten Nationen das Bestreben wach geworden, die Urgeschichte des Landes, die Herkunft seiner Bewohner, die Abstammung der Familien und Volksgenossenschaften zu erforschen: auch in deutschen Landen ist dies Bestreben zum Ausdruck gekommen und große Zentralstellen sind errichtet worden, in denen die Funde gesammelt und gesichtet werden; aber ein genaues Bild kleinerer Bezirke wird durch diese Stellen nicht gegeben; dazu bedarf es engerer, durch Gemeinsamkeit der Interessen verbundener Kreise. Deshalb hat man in unserer Nähe mehrere kleine Sammelpunkte geschaffen, die in wenigen Jahren ein außerordentlich reiches Material zusammengebracht haben. Auch hier hat sich ein Verein gebildet, der die Erinnerung an Heiligtümer, Gebräuche und Sitten der Vorfahren zu wecken, aufrecht zu erhalten und als heiliges Vermächtnis denen, die nach uns kommen, zu hinterlassen strebt. Alles, was noch besteht aus dem Kreise unserer Vorfahren, was uns mit ehernen Banden an die Vergangenheit unseres Volkes knüpft, das will der Verein sammeln, das Gesammelte zusammenstellen, sichten und ordnen, das Geordnete dem Verständnis des lebenden

Geschlechts nahebringen. Jeden Bewohner unserer Gegend, der Interesse hat für die Entwickelung des weiteren und des engeren Vaterlandes, laden wir ein, sich uns anzuschließen und so einer, wie wir hoffen, guten Sache seinen Beistand zu leisten.

Hier steht wenigstens an der Spitze in Herrn Siehe ein besonders in der Niederlausitzer Vorgeschichte erprobter fachwissenschaftlich vorgebildeter Mann.

VIII. Der IX. Tag für Denkmalpflege fand in Lübeck vom 24. bis 25. dieses Monats mit einer — wie Sie aus der Einladung ersehen wollen — ebenso reichen als interessanten Tagesordnung statt. Herr Dir. Dr. Bahrfeld, unser Vorstandsmitglied, hat die Brandenburgia vertreten.

IX. Die Jahresversammlung vom Bund Heimatschutz tagte ebenfalls in Lübeck am 22. und 23. d. M. Wir waren durch unser Ausschußmitglied Herrn Robert Mielke vertreten.

X. Die Kinematographische Reform-Vereinigung, Herr Rektor Hermann Lemke Vorsitzender, macht darauf aufmerksam, daß in Berlin vom 19. Dezember d. bis 3. Januar n. J. in den Ausstellungshallen am Zoologischen Garten eine Ausstellung für wissenschaftliche und gewerbliche Projektion und Automatik stattfinde.

B. Persönliches.

XI. Unsere Totenliste ist leider diesmal erschütternd groß:

a) Unser Ehrenmitglied Professor Dr. Rudolf Credner, Geheimer Regierungsrat, ist nach längerem Leiden in Greifswald am 6. Juni v. J. entschlafen. Auf dem Gebiete der Diluvial-Geologie und der Erdkunde, insbesondere der neuvorpommerschen Heimatkunde hat er sich unvergängliche Lorbeeren errungen.

b) Unser Ehrenmitglied Wirklicher Geheimer Oberbaurat Dr. Friedrich Adler ist am 15. d. M. in seiner Wohnung Meinekestr. 18 im fast vollendeten 81. Jahre verstorben. Wir haben ihm wegen seiner wissenschaftlichen und praktischen Verdienste um den märkischen Kirchenbau die Würde der Ehrenmitgliedschaft übertragen. Adler, ein Berliner Kind, empfing den ersten künstlerischen Unterricht auf der alten Kunstakademie. Er bezog dann die Berliner Bauschule. Seine Vorliebe für den bis dahin stiefmütterlich behandelten Backsteinbau führte ihn in die Bahnen Schinkels. Der Vorliebe Adlers für Kirchenbau verdanken mehrere prächtige Gotteshäuser ihre Entstehung. So die Berliner Thomaskirche, die Wilhelmshavener Elisabethkirche, die Bromberger Paulskirche, die Erlöserkirche in Jerusalem u. a. m. Auch die Wiederherstellung der berühmten Schloßkirche in Wittenberg und der Weseler Willibrordkirche ist sein Werk. Sein Name ist ferner aufs innigste mit

den Ausgrabungen in Olympia verknüpft. Studienreisen durch Deutschland, Holland, Belgien, Frankreich, Italien, Griechenland und Kleinasien vermehrten sein reiches Wissen, das er in zahlreichen Schriften niederlegte. In seiner amtlichen Laufbahn gehörte er seit 1877 dem Ministerium der öffentlichen Arbeiten bis zu seinem vor acht Jahren erfolgten Übertritt in den Ruhestand als vortragender Rat an, während der Lehrkörper der Berliner Technischen Hochschule fast ein halbes Jahrhundert sich seiner Mitarbeit erfreuen durfte. Adler war seit 1874 Mitglied der Akademie der Künste, ferner Berliner Ehrendoktor der Theologie und Ehren-Doktor-Ingenieur. Zu seinem 80. Geburtstage erhielt er im vorigen Jahre die große goldene Medaille für Verdienste um das Bauwesen.

c) Unser Mitglied Herr Photograph Otto Hasselkampff ist bereits im Mai d. J. in Potsdam gestorben, leider ohne daß uns darüber bisher eine Anzeige zugegangen. Wie oft hat uns der freundliche, der Brandenburgia sehr zugetane Herr mit den vortrefflich gelungenen Aufnahmen seiner Kunst erfreut. Noch in der März-Sitzung legte ich Ihnen eine große Zahl stimmungsvoller Photographien von ihm vor, Potsdam und Umgebung sowie den Berliner Tiergarten betreffend. Vgl. Monatsblatt XVII S. 96.

d) Unser Mitglied Herr Ingenieur Adolf Herrmann in Pankow b. Berlin wohnhaft, ist am Himmelfahrtstag, 28. Mai, plötzlich einem Herzschlag erlegen. Der liebenswürdige, weitgereiste Mann, nahm gern an den Pflegschaftsfahrten teil, war ein eifriger vorgeschichtlicher Forscher und hat von vorgeschichtlichen märkischen Altertümern eine große und schöne Sammlung zusammengebracht. In merkwürdiger Vorahnung seines Todes hat er das nachfolgende, rührend ergreifende Gedicht vom März v. J. hinterlassen.

Abschied.

Die Zeit verrinnt, es naht die Abschiedsstunde,
Komm Sonde und Du, treuer Spaten mein,
Schon steigt der Nebel aus dem Wiesengrunde,
Die Sonne sinkt, es muß geschieden sein.

Leb' wohl, Du Gräberfeld dort an den Buchen,
Das Kunde gab von längst vergangner Zeit
Und das uns ließ, wenn auch nach langem Suchen,
Den Schleier lüften der Vergangenheit.

Lebt wohl, ihr Berge und ihr stillen Heiden,
Du grüne Wiese mit dem klaren See,
Es ist bestimmt, daß ich von Euch muß scheiden,
Und wenn man scheidet, tut das Herze weh.

Am Waldessaume lehnt die kleine Hütte,
Wo ich Erquickung fand und Ruh und Rast
Und wo ich oft in guter Freunde Mitte,
Erholte mich von schwerer Arbeit Last.

Die Wipfel grüß ich heut zum letzte Male,
Wo oft der kleine Weidenzeisig sang,
Den kleinen Quell im grünen Wiesentale
Und sage ihm für kühle Spenden Dank.

Noch einmal blickt zur kleinen Hütte nieder
Durch das Gezweig der Sonne milder Schein.
Lebt Alle wohl, wir sehn uns hier nicht wieder,
Behüt Euch Gott, es hat so sollen sein. —

e) Professor Spiridion Brusina, Professor der Zoologie an der kroatischen Landesuniversität zu Agram, ist am 23. Mai d. J. verstorben. Er hat sich für die Brandenburgia von Anbeginn derselben interessiert und uns durch Mitteilungen erfreut, welche die Weichtierkunde (besonders Paludina diluviana Kunth) und die Diluvial-Probleme betrafen. Ich betrauere besonders in ihm einen anhänglichen Freund.

f) Major Otto von Dassel aus Döbeln in Sachsen ist am 5. Juni 1908 plötzlich verstorben. In ihm verliert auch die Brandenburgia einen unermüdlichen Genealogen, der sich als Begründer und Herausgeber der „Familiengeschichtlichen Blätter" einen wohlbegründeten Namen erworben hat. Es soll eine Otto von Dassel-Stiftung begründet werden, deren Zwecke aus dem herumgehenden Aufruf ersichtlich sind.

(Die Versammlung erhebt sich zur Ehrung der Verstorbenen von den Sitzen.)

Erfreuliche Mitteilungen fehlen uns glücklicher Weise auch nicht.

XII. Ihnen allen ist der Gatte unsers liebenswürdigen Mitgliedes der Frau Geheimen Medizinalrat Professor Dr. Dönitz Herr Wilhelm Dönitz, der am 27. Juni d. J. sein 70. Lebensjahr vollendete und der sich bei wiederholter Gelegenheit der Brandenburgia als recht förderlich erwiesen hat, gar wohl bekannt. Er erfreut sich eines bedeutenden Ansehens als Bakteriologe und Anthropologe. In Berlin am 28. Juni 1838 geboren, machte er hier seine Studien. Im Jahre 1872 ging er als Professor an die Medizinische Akademie in Tokio und war von 1875 ab längere Zeit an verschiedenen Krankenhäusern in Japan tätig. Nach der Rückkehr widmete er sich in Berlin wissenschaftlichen Arbeiten, teils im Hygienelaboratorium der Universität, teils im Institut für Infektionskrankheiten. 1893 leitete er das bakteriologische Laboratorium für Cholerauntersuchungen in Bonn, 1896 wurde er Mitglied des Instituts für Serumforschung und Serumtherapie und siedelte 1899 bei dessen

Umwandlung in ein Institut für experimentelle Therapie in Frankfurt a. M. dahin über, wurde jedoch noch in denselben Jahre unter Ernennung zum Geheimen Medizinalrat an das Institut für Infektionskrankheiten in Berlin berufen, an dem er als Abteilungsvorsteher wirkt.

XIII. Herr Professor Dr. Max Roediger, Germanist an der hiesigen Universität, feierte am 13. Juni seine 25jährige Professur, Wir haben hierzu dem um deutsche Volkskunde so hoch verdienten Manne, dem ersten Vorsitzenden des uns engbefreundeten hiesigen Vereins für Volkskunde, herzliche Glückwünsche ausgedrückt.

XIV. Herrn Geheimen Regierungsrat Professor Dr. Gustav Schmoller, der am 24. Juni d. J. seinen 70. Geburtstag feierte, haben wir ebenfalls gratuliert. Er wird uns als erster Vorsitzender des befreundeten Vereins für Geschichte der Mark Brandenburg besonders nahe gerückt. In der inhaltreichen Festschrift dieser hochangesehenen wissenschaftlichen Vereinigung wird er mit Recht der bahnbrechende Forscher und erfolgreiche Organisator der Studien auf dem Gebiete der preußischen Verfassungs-, Verwaltungs- und Wirtschaftsgeschichte genannt. An der Festschrift haben sich hervorragende Forscher als Friedrich Holtze, Otto Tschirch, Reinhold Koser, Ferdinand Hirsch, Otto Hintze beteiligt. Sie befinden sich unter den vom Verein herausgegebenen Beiträgen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte.

XI. Das Geographische Institut und der Landkartenverlag unsers Mitgliedes Julius Straube beging am 3. Juli d. J. den Gedenktag 50 jährigen Bestehens.

Die Firma wurde 1858 von dem Kartographen Julius Straube errichtet und errang sich infolge der sorgfältigen Ausführung der ihr übertragenen Arbeiten wie auch durch Exaktheit der Karten eigenen Verlages vielseitige Anerkennung, die auch u. a. darin Ausdruck fand, daß der Inhaber bereits 1873 in Anerkennung seiner verdienstlichen Leistungen von der Kgl. Akademie der Künste zu Berlin zum akademischen Künstler ernannt wurde. Das Jahr 1904 sah den bewährten Gründer und Leiter wegen vorgerückten Alters aus seiner langjährigen Tätigkeit scheiden, um sich zur Ruhe zu setzen; er erfreut sich trotz seiner 76 Jahre noch jetzt des besten Wohlseins. Das Geschäft ging in dieser Zeit in die Hände des schon seit 1886 mittätigen Sohnes Benno Straube über, der es seitdem mit gutem Erfolge fortführt. Da die ständige Zunahme des Kundenkreises und das andauernde Wachsen des eigenen Landkartenverlages eine Betriebserweiterung nötig machten, so sah sich der neue Inhaber im gleichen Jahre veranlaßt neben der Vergrößerung der bestehenden Abteilungen auch eine eigene, mit den modernsten Schnellpressen und Hilfsmaschinen eingerichtete Druckerei für Stein- und Metallplattendruck anzugliedern.

Die unsere Provinz und Berlin betreffenden ausgezeichneten Führer und Karten sind in allen Händen. Wir wünschen dem rührigen Unternehmer ersprießliches Gedeihen seiner gemeinnützigen Tätigkeit noch für eine ferne Zukunft.

XVI. Walter Leistikow, der Maler der Mark †. Unter dieser Überschrift ging uns am I. v. M. von unserm verehrten Mitgliede Herrn Thassilo Graf von Schlieben folgende Mitteilung zu.

„Tief betrauert von all seinen Freunden und all den Verehrern seiner Kunst, wie von all seinen zahlreichen Schülern und Schülerinnen ist in vergangener Woche Walter Leistikow in Schlachtensee gestorben. Im besten Mannesalter, auf der Höhe seines Schaffens entriss ihn uns der Tod, nachdem er schon lange von einer tückischen Krankheit gequält war, von der er seit Monaten vergeblich Heilung suchte. Unbarmherzig hat ihn der Allbezwinger Tod überwunden und dem Meister den Pinsel aus der Hand genommen, mit dem er uns so oft den herben Reiz unserer engern Heimat, der ernsten märkischen Landschaft enthüllt hat. Wie Theodor Fontane der „Dichter der Mark" genannt wird, so verdient Walter Leistikow mit vollem Recht den Namen der „Maler der Mark". Er lehrte uns den Zauber der schweigenden dunkeln Wald-Seen, der roten Kiefernstämme auf die sich die Abendschatten herabsenken, erst recht kennen und verstehen, er war der gottbegnadete Königssohn, der dem schlichten Aschenbrödel „märkische Landschaft", das duftige violette Festgewand mit goldenen Säumen angetan und den purpurroten Krönungsmantel um die Schultern geschlagen hat: jene wundersamen Farbentönungen, die seine Künstleraugen zuerst erschaut und die er uns in seinen herrlichen Bildern zugänglich gemacht hat. Wie viele wollten damals, als seine Bilder zum erstenmäl auf den Ausstellungen erschienen, an ihrer Naturwahrheit zweifeln! „Solch violette Schatten über den Seen, solch goldener Streifen am Himmel, solch purpurrot leuchtende Kiefern gibt es nicht! Das sind Fantasien des Malers hieß es damals von allen Seiten".

„Aber wenn man dann hinauswanderte zum Kiefernwald und im Glanz der Abendsonne seine purpurroten hohen Stämme zum Himmel aufragen sah, zu jenem tiefblauen Himmel, dessen goldgesäumte Wolken zarte violette Schatten in allen Nüancen wie Schleiergewänder über die dunkeln Seen warfen, dann mußte man bekennen: Leistikow hat recht, so wunderbar schön ist unsere märkische Heide, so zauberhaft sind unsere märkischen Wälder, so duftumwoben sind unsere märkischen Seen — und nicht nur das Auge des Künstlers, nicht nur das Auge des Sonntagskindes darf diese Wunder schauen, nein, wir alle dürfen uns in Wahrheit an so viel Schönheit erquicken, wenn wir uns nur die Mühe geben, hinauszugehen vor die Tore der Großstadt und die Natur zu verstehen suchen in ihrer wunderbaren Größe und Erhabenheit!"

„So wird Walter Leistikows Geist unter uns allen, die wir ihm so viel verdanken an Kunst- wie an Naturgenuß, unsterblich bleiben, wie die Werke des großen Meisters, der uns die herbe Schönheit unserer märkischen Heimat erschloß, und dem deshalb nicht nur unsere Anerkennung und Bewunderung, sondern auch unsere Dankbarkeit und Liebe über das Grab hinaus folgt."

(Entnommen der vom Herrn Einsender und seiner Gemahlin herausgegebenen Zeitschrift Frauenerwerb vom 1. August 1908.)

C. Naturgeschichte und Technik.

XVII. Herr Redakteur Hermann Berdrow überreicht den VI. Jahrgang seines illustrierten Jahrbuchs der Naturkunde. Auch dieser Band ist überreich an Tatsächlichem und informiert in anziehender Sprache den Laien aufs Beste über alle astronomischen und irdischen Beobachtungen der letzten Zeit bis auf den Ur- und Vormenschen. Die zahlreichen Abbildungen erleichtern das Verständnis sehr bedeutend. Der Preis, zwei Mark, ist ein so geringfüger, daß die Anschaffung auch minder begüterten Wißbegierigen empfohlen werden kann.

XVIII. Beiträge zur Naturdenkmalpflege herausgegeben von H. Conwentz. Heft 2 Bericht über die Staatliche Naturdenkmalpflege in Preußen im Jahre 1907. Unser geschätztes Ehrenmitglied tritt darin u. a. für die Erhaltung der Grunewald-Seen und -Moore mit beredten Worten ein. In seiner Eingabe an den Kultus-Minister führt er aus, wie es dringend erwünscht sei, daß die Gemeinden mit den Staatsforstverwaltungen in Verbindung treten, um das ganze Gelände von der Südgrenze des Reviers, westlich von Wannsee bis Pichelswerder, nördlich bis zur neuen Heerstraße und östlich etwa bis zum A-Gestell käuflich zu erwerben. Auf diese Weise würde nicht nur die Grunewaldseen-Rinne mit dem Grunewaldfenn, sondern auch Teufelssee, Teufelsfenn, Pechsee, Saubucht und die malerischen Ufer der Havel, d. h. im ganzen eine Waldfläche von mehr als 2500 Hektar, in den Besitz der Gemeinden übergehen. Professor Conwentz verweist darauf, daß auch andere Großstädte natürliche Landschaften in ihrer Umgebung durch Ankauf gesichert haben, z. B. London, das fünf derartige Gelände besitzt, und Wien, das große Opfer zur Erwerbung eines natürlichen Wald- und Wiesengürtels gebracht hat. In Deutschland haben Charlottenburg, Düsseldorf, Hannover, Cöln von der Staatsforstverwaltung mehr oder minder große Waldflächen unter der Verpflichtung erworben, daß diese stets als Wald erhalten bleiben. „Daher ist anzunehmen, daß die Forstverwaltung auch in dem vorliegenden Falle geneigt sein würde, unter derselben Bedingung den bezeichneten Waldteil an die Gemeinden käuflich abzulassen, wenn diese mit einem derartigen Antrag an sie herantreten."

Seite 83 bis 88 betrifft die Schutzvornahmen in der Provinz Brandenburg. Die Tätigkeit der Brandenburgia und der Pflegschaft des Märkischen Provinzialmuseums ist nicht erwähnt.

XIX. Der uns befreundete Herr Professor Dr. Nickel in Frankfurt a. O. teilt uns einen hochinteressanten Vortrag mit: „Die große Findlingsstraße bei Frankfurt a. O.: Mooshütte — Rosengarten — Beresinchen". Der ausführlichen Darstellung entnehmen wir mit gütiger Erlaubnis aus den Märkischen Blättern, Tägliche Unterhaltungs-Beilage zur Frankfurter Oder-Zeitung vom 21. Juni 1908 die folgenden Angaben, weil sie sich auf die in der Brandenburgia oft besprochenen und mehrfach besichtigten sogen. Näpfchensteine beziehen, auf die Näpfchen, welche in dem bezeichneten Gebiet zum Teil handgroße Vertiefungen, 8 bis 18, in den großen Findlingsblöcken bilden. Nach alten chronistischen Aufzeichnungen hatte früher die Booßener Gegend allein deren fünf aufzuweisen, dazu kommt noch ein Näpfchenstein bei dem Vorwerk Nuhnen, der erst neuerdings in den märkischen Blättern von anderer Seite ausführlich behandelt worden ist. Einer der Boßener Näpfchensteine soll erst 1883 gesprengt worden sein.

Ein Näpfchenstein befindet sich übrigens auch, wie mir Herr Rittergutsbesitzer Dr. Schulz-Wulkow mitzuteilen die Freundlichkeit hatte, in der Gartenmauer seiner Besitzung in Friedersdorf.

Ich habe in den Märk. Blättern 1905 die Ansicht vertreten, daß der Näpfchenstein bei den Nuhnen seine Vertiefungen einem früheren Sprengversuch verdankt, und Herr Geheimrat Friedel, der verdienstvolle Begründer und Leiter des Märkischen Provinzial-Museums, hat neuerdings im Anschluß an seine Beobachtungen in Tirol die gleiche Ansicht ausgesprochen. Die eigentümliche Anordnung der Näpfchen auf anderen Findlingen widerspricht jedoch der obigen Auffassung, und die Frage bedarf wohl noch der weiteren Klärung.

Außer den sechs Näpfchensteinen der Strecke Booßen — Nuhnen sind oder waren auf diesem Wege noch andere große Findlinge vorhanden. In der Nähe vom Kanzel- und Näpfchenstein in der Richtung nach Rosengarten lag ehemals ein großer Findling mit gleisartigem Eindruck, den wir vielleicht als einen Gletscherschliff ansprechen dürfen. Dieser Findling muß in der Zeit von 1700 bis 1750 zerstört worden sein. Gegenwärtig befinden sich in dem Booßener Gehege außer weniger großen Geschieben nur noch zwei große Findlinge in der Nähe des Forsthauses Mooshütte. Ihre Höhenlage beträgt etwa 100 Meter über Normal-Null. Eine ähnliche Höhenlage haben auch die bekannteren Findlingsteine in der Nähe des Vorwerkes Nuhnen; der erwähnte Nuhnen-Näpfchenstein und der Kanzelstein.

Neuerdings ist ganz in der Nähe der Stadt Frankfurt a. O. ein neuer gewaltiger Findling von mehreren hundert Zentnern Gewicht in

seinem unterirdischen Versteck bei Gelegenheit von Kanalisationsarbeiten entdeckt worden; er liegt auf dem Spielplatz der neuen Lutherschule des Beresinchenstadtteils in der Richtung nach dem neuen Wasserturm zu und hat etwa 80 Meter über Normal-Null, liegt also 20 Meter tiefer als die früher erwähnten erratischen Blöcke. Ich erlaube mir, den Vorschlag zu machen, diesen neu entdeckten Findlingstein, der in der Nähe der Lutherschule und des Lutherstifts liegt, als „Frankfurter Lutherstein" zu bezeichnen. Da die Hebung eines solchen gewaltigen Steines mit großen Kosten verknüpft ist, harrt er noch seiner Verwendung für die vielleicht später ein Gedenktag oder eine andere Veranlassung den Anstoß geben mag. Daß der Lutherstein nicht der einzige verborgene große Findling in der Hügelkette von Beresinchen bis Rosengarten ist, ergibt sich aus einer anderen Beobachtung. Von dem Gebiete des Luthersteins ausgehend, gelangt man auf dem Wege neben dem neuen Wasserturm in das Diluvialtal: Langer Grund. Auf der linken Seite sieht man Spargelpflanzungen, die erst vor wenigen Jahren angelegt sind. Als der Erdboden dort für diesen Zweck ganz tief umgearbeitet wurde, fand man dort ebenfalls mehrere große Findlinge, die aber des leichteren Transports und der späteren Verwendung wegen mit Pulver gesprengt worden sind.

Wir sagen dem gelehrten Herrn Verfasser für seine Mitteilungen unsern wärmsten Dank und verweisen noch auf Professor Dr. Nickel's Geologische Ausflüge in Frankfurt a. O. und seine Umgebung nebst Ergänzungen aus der Geologie des norddeutschen Flachlandes. Beilage zum Programm des Realgymnasiums daselbst, Ostern 1906, Verlag der Waldowschen Buchhandlung in Fkf. a. O., sowie auf die Besprechung in der Naturwiss. Wochenschrift von 5. Juli 1908, S. 432.

XX. Der sogen. fossile Affenmensch von Trinil. In der Sitzung vom 26. Februar d. J. (XVII. S. 55) habe ich mitgeteilt, daß eine wissenschaftliche Expedition bei Trinil, Ost-Java, nach weiteren Spuren des von dem niederländischen Militärarzt Dr. Dubois angeblich in Tertiärschichten entdeckten und von ihm Pithecanthropus erectus, der aufrechte Affenmensch, benannten Geschöpfes, welches einige Forscher als einen Stammvater des Menschen zu betrachten geneigt waren, geforscht hat. Professor Dr. Volz-Breslau hat den Fund für mitteldulivial erklärt, womit Dr. Carthaus, der den Ausgrabungen beigewohnt hat, übereinstimmt. Geh. Rat Dr. Branca hat in den Sitzungsberichten der k. preuß. Akademie der Wissenschaften (1908, XII) einen „Vorläufigen Bericht über die Ergebnisse der Trinil-Expedition der Akademischen Jubiläums-Stiftung der Stadt Berlin", der die Einzelheiten enthält, abgestattet. Es ist ein Schichtenprofil aufgenommen und eine reiche Sammlung von Knochen daraus gewonnen worden. Darunter zwei Backenzähne nach Branca vermutlich von einem antropomorphen Affen

und einem Menschen. Ganz genau in dassalbe Niveau wie die Pithecanthropus-Reste scheinen allerdings diese zwei Zähne nicht zu gehören. dagegen sind Weichtierreste von noch lebenden Arten in der Pithecanthropus-Schicht gefunden worden, welche nebst anderen stratigraphischen Gründen beweisen, daß der sogen. Affenmensch diluvial ist. Weitere Überreste des Pith. erectus sind leider nicht entdeckt worden. Da man nun die Spuren des Menschen aus viel älteren sicher tertiären, wahrscheinlich sogar aus oligozänen Lagerstätten kennt, so hat der Pithecanthropus erectus als vermeintlicher Vorgänger und Stammvater des Menschen selbstredend keinen Wert mehr. Pith. erectus und Mensch mögen aus gemeinschaftlicher, geologisch unendlich weit zurückliegender Wurzel stammen; aber das ist etwas gsnz anderes, als eine unmittelbare Deszendenzabstammung. Der Pith. erectus scheint phylogenetisch vielmehr auf den toten Strang gelaufen und mit seiner Sippe ausgestorben zu sein. Beiläufig sind die heutigen Menschenaffen, Orang-Utan, Hylobates, Gorilla, Schimpanse ebenfalls in die Sackgasse geraten, zum Aussterben aber nicht zur Fortentwicklung bestimmt und ebensowenig Voreltern des Menschen wie der Pith. erectus. Nach dem Geschilderten hätte Dubois sein Geschöpf besser den aufrechten Menschenaffen, Anthropopithecus erectus benamsen können. Mittelbar ist die chronologische Deklassierung dieses Voraffen auch für Europa und das Alter des Menschengeschlechts von Interesse. (Vgl. auch Naturwiss. Wochenschrift vom 6. Sept. 1908, S. 573.)

XXI. Wandmalereien aus der jüngsten Diluvialzeit. Ich habe auf die merkwürdigen Höhlenmalereien des Urmenschen namentlich im südlichen Frankreich zum Öfteren aufmerksam gemacht. Im Sommer dieses Jahres sind neue dergl. Entdeckungen gemacht, in der Nähe von Niaux in Südfrankreich wurden in der „Grotte des Forges“ Wandmalereien aufgefunden, die eine wertwolle Bereicherung der sehr spärlichen Überbleibsel von Kunstbetätigung aus vorgeschichtlicher Zeit bilden. Die Grotte ist ein System von engen Galerien, die sich in einer Länge von etwa 1400 m hinziehen. Etwa 600 m vom Eingange entfernt zweigt ein breiter Quergang ab, der nach etwa 150 m in einen rotundenartigen Höhlenraum ausmündet, dessen Wände mit allerlei bildlichen Darstellungen geschmückt sind. Professor Cartailhac und H. Breuil haben in der Zeitschrift „L'Anthropologie“ eine genaue Beschreibung der interessanten Kunstprodukte gegeben. Die Wände der Rotunde tragen Bilder von Bison, Pferd wilder Ziege und Hirsch neben eigentümlichen unverständlichen schriftartigen Zeichen. Letztere können aber auch Geräte darstellen. Die Zeichnungen zeigen den charakteristischen Stil der Epoche in größter Reinheit und stimmen auch in der Wahl der Gegenstände — die Bisons herrschen stark vor — mit den Dokumenten der altsteinzeitlichen Künstler der Pyrenäen überein. Die Umrisse sind

in sicherer Linienführung mit einem Pinsel in schwarzer Farbe ausgeführt und geben charakteristische Profilansichten der dargestellten Tiere. Die Farbe besteht aus einem mit Fett angerührten Gemisch von Kohle und Braunstein. Auch der Fußboden der Rotunde, die den Namen „Salon noir" bekommen hat, ist mit eingeritzten Bildwerken bedeckt, die in der Zeichnung denen der Wände genau entsprechen. Außerdem finden sich noch Darstellungen verschiedener Fische, deren einer — etwa 30 cm lang — deutlich als Forelle zu erkennen ist. Auch Abdrücke des nackten Fußes der Künstler sind sichtbar. Geräte, aus denen sich weitere Aufschlüsse ergeben könnten, wurden nur in geringer Zahl gefunden. Es sind im wesentlichen die für die paläolithische Zeit charakteristischen bearbeiteten Feuersteine und Knochen. Jedenfalls konnten die Malereien nur bei künstlicher Beleuchtung hergestellt worden sein.

XXII. Neuer Mammutfund in Nordsibirien: Hälfte des Gerippes, Schädel mit Unterkiefer (leider ohne Stoßzähne), Hautstücke mit Behaarung, Weichteile verschiedener Art und, was bislang immer fehlte, der Rüssel. Der Berl. Lokalanzeiger läßt sich unterm 7. d. M. aus Petersburg folgendes berichten. Die jetzige Expedition unternahm der Konservator Pfitzenmayer vom Petersburger zoologischen Institut, der erst vorgestern zurückgekehrt ist, ein junger, deutscher Gelehrter, zusammen mit dem Geologen Wollosowitsch im Auftrage der russischen Akademie der Wissenschaften. Er hatte auch die letzte bemerkenswerte Mammutexpedition unter dem verstorbenen Zoologen Herz, die vor sieben Jahren stattfand, mitgemacht. Die Teilnehmer an dieser Expedition wurden von den Behörden auf das bereitwilligste unterstützt. Am 7. Februar stieß in Jakutsk eine Anzahl Jakuten und Kosaken zu ihnen, die sie bis zum Fundort begleiteten. 200 Kilometer von den Ufern des Eismeeres fanden sie das Riesentier im ausgetrockneten Bette des Sanga Jurach, eines Baches, der in den Omlachbusen fließt. Dreieinhalb Meter tief lag das Mammut im Sande vergraben, das allerdings nicht ganz so gut erhalten war wie dasjenige der Herzschen Expedition. Ein äußerst wertvolles Stück, wie es bisher noch nicht gefunden wurde, stellt der wohlerhaltene Rüssel dar, der ein Meter lang ist und sofort in Spiritus gesetzt wurde. Die übrigen Weichteile wurden getrocknet und so nach Petersburg transportiert. Der Schädel ist gut konserviert, nur die Stoßzähne fehlen. Bei den Vorderfüßen ist bis zum Knie sogar noch die Behaarung zu erkennen. Man hat es wahrscheinlich mit einem kleinen, aber ausgewachsenen weiblichen Exemplar zu tun. Das Becken ist nicht vorhanden. Die Expedition lebte am Fundorte sechs Tage bei einer Temperatur von 30 Grad Celsius unter Null in Zelten. Die Rückbeförderung dauerte zwei Wochen. In neun kleinen Kisten wurde das ganze Tier verpackt, das ein Gewicht von 1600 Kilo repräsentierte.

Über Ustjansk wurden die Kisten auf Renntieren nach Buluna an der Lena transportiert, wo die Weichteile konserviert wurden. Dann ging es die Lena entlang auf einem Dampfer der Firma Gromow bis Schigalow. Von Schigalow wurde per Wagen die Burjätensteppe durchquert bis Irkutsk. Hier konnte man die Eisenbahn bis Petersburg benützen. Die Expedition dauerte sechs Monate. Die Gesamtkosten belaufen sich auf 33 000 Mark. Das Ausstopfen des Mammuts für das Zoologische Museum wird etwa ein Jahr beanspruchen.

XXIII. Die Stechmückenplage und Ausrottung. Ich habe über das sonderbare Ausschwärmen der Stechmücken im verwichenen Herbst in Berlin und unserer Provinz (XVII S. 50) eingehend berichtet, dgl. über eine Äußerung des Herrn Prof Dr. Dahl hierzu. Nun ergreift unter obigem Titel in der „Kommunalen Rundschau" vom 30. Juni d. J. Herr Dr. Rudolf Hennig das Wort. Ich muß auf den Ihnen herumgereichten ausführlichen Artikel selbst in der Hauptsache Bezug nehmen und zitiere wörtlich nur ein paar Angaben, S. 351 flg.

Der rein hygienischen Bedeutung der Mückenfrage schließt sich eine wirtschaftliche von kaum minder großer Wichtigkeit an. Um diese Tatsache recht zu würdigen, muß man berücksichtigen, daß weite Strecken der bewohnten Erde jeglicher Kultur und Bewirtschaftung entzogen werden, weil ungeheure Schwärme von Stechmücken allsommerlich einen dauernden Aufenthalt in den betreffenden Gegenden einfach zur Unmöglichkeit machen. Ein typisches Land dieser Art ist Lappland, wo gewaltige Landmassen nahezu gänzlich öde und brach liegen, weil ein Aufenthalt in der von Stechmücken-Wolken erfüllten Luft unmöglich ist, da man kaum atmen kann, ohne Mund und Nase mit Insekten zu füllen. In unzähligen anderen Gegenden liegen die Dinge kaum viel besser; in den ungeheuren Tundren Nordsibiriens bilden die Mücken eine der wichtigsten Ursachen, daß Ansiedlungen meist nicht vorgenommen werden können. Wird doch auch von gar manchen Kriegen, z. B. vom Krimkrieg und vom amerikanischen Bürgerkrieg, glaubhaft erzählt, daß die Soldaten von keinen sonstigen Strapazen des Feldzuges so viel zu leiden hatten, wie von den Mücken, die sie nachts plagten und gegen die sie sich oft genug nur dadurch schützen konnten, daß sie abends in Säcke krochen oder sich eigene kleine Erdhöhlen gruben, in die sie den Kopf legen konnten.

Wie macht man nun aber zweckmäßig die Mückenbrut in den offenen Wasserstellen unschädlich? Hiefür gibt es verschiedene Methoden, von denen in den einzelnen Fällen bald die eine und bald die andere anwendbar ist. Das unbedingt beste und sicherste Mittel, das freilich nicht überall benutzt werden kann, besteht darin, daß man Petroleum (Rohöl) Larvicid oder Saprol ins Wasser gießt. In der sich auf der Oberfläche bildenden, luftundurchlässigen Schicht müssen dann alle

werdenden Mücken ausnahmslos ersticken. Man kann dieses Mittel anwenden bei Pfützen, bei vielen Sümpfen, bei Regentonnen, selbst bei solchen, deren Wasser zu Trinkzwecken dienen soll, denn da die Petroleumschicht sich eben nur auf der äußersten Oberfläche verbreitet, kann man darunter ohne Mühe völlig klares und sauberes Wasser abzapfen. Einige Ostseebäder haben sich dieses Mittels zeitweilig mit gutem Erfolge bedient, indem sie mit Hilfe feiner Spritzen den in der Nähe gelegenen Sümpfen, aus denen die Mücken herstammen, Petroleum zuführten. Leider hat man daselbst neuerdings nicht die nötige Konsequenz in der Anwendung des Mittels entfaltet, und die Mückenplage war daher in den letzten Jahren wieder im Zunehmen begriffen.

Selbstverständlich kann man sich der durchgreifenden Hilfe des Petroleums nur dort bedienen, wo die unangenehme Begleiterscheinung des penetranten Geruchs keine nennenswerte Belästigung bedeutet, und wo vor allem auch keine sonstigen Lebewesen vorhanden sind, die des reinen Wassers bedürfen, z. B. Fische, Enten, Schwäne usw., da diese sonst durch das Petroleum geschädigt werden könnten und unter Umständen, so weit sie im Wasser leben, ebenso wie die Mückenlarven selbst, ersticken müßten. Wo man es daher mit Wasserbecken zu tun hat, die dem Menschen nützliche Lebewesen bevölkern, muß man auf das Radikalmittel des Petroleums verzichten und sich in anderer Weise behelfen. Vielfach genügt es, gewisse Fischarten in die Wasserbecken einzusetzen, die die Mückenbrut zu vertilgen pflegen, z. B. Karpfen oder Stichlinge. Auch Frösche sind gute Massenvertilger der Mücken, indem sie die über der Wasserfläche einherfliegenden lebenden Insekten wegfangen. So hat man im Frühjahr 1908 in dem schon genannten, durch Mücken besonders heimgesuchten Brieselang bei Berlin nicht weniger als 7000 Frösche in den sumpfigen Waldungen ausgesetzt. Es bleibt abzuwarten, wie diese eigenartige Maßregel sich bewähren wird.

Im Anschuss an diese Ausführung sei noch einer neuen wichtigen Wahrnehmung gedacht: Kürzlich brachten die Londoner „Times“ einen ebenso interessanten wie beachtenswerten Artikel, eine Zuschrift von einem englischen Lehrer in Barbados, die in weiten Kreisen bekannt zu werden verdient. Barbados ist unter den westindischen Inseln die einzige die malariafrei ist. Jener in den Times publizierte Brief beschäftigt sich nun mit den Ursachen dieser auffallenden Erscheinung und kommt zu dem Resultat, daß ein in Barbados vorkommender winziger Fisch, der auf der Insel wegen seines massenhaften Auftretens „Million“ genannt wird, das Verdienst daran besitze, indem er die malariaübertragende Anopheles-Art in ganz Barbados radikal ausgerottet habe. Anopheles legt nämlich ihre Eier ausschließlich in Gewässer ab, die sich unmittelbar am Erdboden befinden; hier fallen die Eier jedoch jenem überall vorkommenden Fisch zum Opfer, während von den Nachkommen

der unschädlicheren Culex-Mücke, die ihre Eier auch in höher gelegene, dem Fisch unzugängliche Gewässer ablegt, auch in Barbados ein immerhin erheblicher Bruchteil der Vernichtung entgeht. Der englischen Regierung ist diese bedeutsame Tatsache schon seit längerer Zeit bekannt, und sie hat daher Fürsorge getroffen, den segenspendenen Fisch, der nach der Bestimmung des Mr. Boulenger vom British Museum übrigens identisch mit Girardinus poccitoides ist, auch in andre britische Kolonien einzuführen, die unter der Malaria zu leiden haben. So hat neuerdings der „Million"-Fisch auf Veranlassung der Regierung in Jamaika, Ceylon und Britisch-Neuguinea Eingang gefunden. So weit man bei der Kürze der Zeit schon ein Urteil abgeben kann, scheint es, als wolle der Fisch die in ihn gesetzten Hoffnungen vollauf erfüllen.

Anhaltend feuchte Sommerwitterung begünstigt die Enwickelung der Mückenschwärme — daher wurde z. B. der vorjährige, so ungemein regenreiche Hochsommer 1907 gleichzeitig zu einem ganz ungemein lästigen „Mückenjahr". Auch der Verlauf der Frühjahrswitterung ist für die Intensität der Mückenplage von Bedeutung: folgt etwa auf ein paar schöne, sommerlich warme oder gar heiße Tage, die die Mücken aus ihren Verstecken hervorlocken, unvermittelt nochmals kaltes und rauhes Wetter, vielleicht gar Schnee und Eis, so gehen die Mücken massenweise zu Grunde, und das betreffende Jahr wird keine allzu fühlbare Mückenplage aufweisen. Im übrigen haben viele Orte noch ihre speziellen Wettereigentümlichkeiten, die ein Aufkommen der Mückennot begünstigen oder vereiteln. Einige unserer beliebtesten Badeorte an der Ostsee sind z. B. wegen ihrer häufigen Stechmückenplage weit bekannt. Bei ihnen zeigt sich nun der von Ort zu Ort wechselnde Einfluss der Witterung in überaus charakteristischer Weise. In Misdroy, wo der Ostwind Landwind ist, kann die Mückennot in heißen Sommermonaten mit vorherrschendem Ostwind fast zur Unerträglichkeit werden, während gleichzeitig das nahe Heringsdorf, wo der Ostwind von der See herweht, nahezu mückenrein ist. Umgekehrt war in dem großen Mückenjahr 1907 mit seinen unausgesetzt wehenden Westwinden die Mückennot in Heringsdorf und Swinemünde eine sehr fühlbare, während das sonst so stark heimgesuchte Misdroy nur sehr wenig davon verspürte, so dass die Mücken aus den hinter Misdroy liegenden Sümpfen landeinwärts getrieben wurden und den Ort selbst verschonten.

Diesen Mitteilungen Hennig's füge ich hinzu, dass meine Voraussage, das Winterausschwärmen der Stechmücken werde einen grossen Teil dieser Unholde vernichten und 1908 kein besonders schlimmes Mückenjahr werden, sich bewahrheitet hat. Auch im Brieselang war es bei der Brandenburgia-Wanderfahrt am 17. Mai d. J. nicht gar so arg wie sonst. Von den ausgesetzten Tausenden von Thüringischen Fröschen haben wir daselbst allerdings meines Wissens nichts beobachten können.

XXIV. Aus der K. Preuß. Geologischen Landesanstalt zu Berlin lege ich den Arbeitsplan für das Jahr 1908 vor. Die geologisch-agronomischen Aufnahmen der Blätter Fürstenwalde, Teltow, Herzfelde, Arnswalde und Sellnow sind in Angriff.

XXV. Zum Thema der Meyeriade (vgl. Monatsblatt XVI, S. 277) teilt unser Vorstandsmitglied Dr. Carl Bolle folgende Notiz freundlichst mit

> Da Ihnen an der Orthographie des Namens zu liegen scheint, schreibe ich für Sie das Citat aus Decandolle's Prodromus, diesem klassischen Werke, ab.
>
> Meyeria, D. C. von Schreb (Composite).
>
> Cum Meyera Schreberi ex jure prioritatis in Entrydram ceciderit, nolui sine honore debito gentem naturae curiosorum plurimorum et inclytorum feracem retinquere et hoc novum et pulchrum genus collective dicavi.
>
> Folgt eine Aufzählung verschiedener botanischer Meyer.
>
> Schreber hatte schon in den 90ger Jahren des 18. Jahrhunderts eine Meyera aufgestellt.
>
> Die Decandollesche M. wird durch brasilische Sträucher repräsentiert.

XXVI. Die Fischerei-Verhältnisse der Provinz Brandenburg zu Anfang des 20. Jahrhuderts nebst Fischereikarte in 8 Blättern im Auftrage des Fischerei-Vereins für die Provinz Brandenburg bearbeitet von Dr. Karl Eckstein, Königl. Professor in Eberswalde. II. Teil. Die Gewässer der Provinz Brandenburg in alphabetischer Reihe und deren fischereiliche Verhältnisse Berlin 1908. Diese sorgfältige statistische Arbeit ist der Schluß der Festschrift, die der Verein 1903 gelegentlich seines 25 jährigen Bestehens herausgab, und für unsere Heimatkunde hochwillkommen. 6254 Namen werden aufgeführt, etwas über 6000 Gewässer betreffend. Unser geschätztes korr. M. sagt am Schluß des Vorworts: Ich beabsichtige, die Arbeit mit der Drucklegung dieses letzten Teiles nicht abzuschließen, sondern weiter Material zusammenzutragen, die noch vorhandenen vielen Lücken in unserer Kenntnis der märkischen Gewässer ihrer wirtschaftlichen, physikalischen und geologischen Eigenschaften auszufüllen und bin für gütige Mitteilungen stets dankbar.

Unsere Mitglieder werden gebeten, diesem Wunsch bei Gelegenheit zu entsprechen.

XXVII. Mitteilungeu der Berliner Elektrizitäts-Werke. Jahrg. 4. Juni bis September 1908. Aus den prächtig illustrierten Heften wollen Sie die neuesten elektrotechnischen Errungenschaften und deren Verwendung für Berlin ersehen.

XXVIII. „Die Elektrische Untergrundbahn der Stadt Schöneberg." Diese Orientierungsschrift, die vor wenigen Tagen erschien, unterrichtet Sie über die neue Trace vom Nollendorf-Platz bis zur Hauptstraße. Die interessante neue Schöneberger elektrische Untergrund-Schnellbahn wird von der Siemens & Halske A. G. gebaut werden.

D. Kulturgeschichtliches.

XXIX. Die vorgeschichtliche Siedelung auf der Römerschanze. Die unter der Leitung des Prof. Dr. Schuchhardt und des Direktors Agahd (Frankfurt a. O.) vorgenommenen Ausgrabungen auf der Römerschanze bei Potsdam, über die wir schon berichtet haben, werden immer interessanter. Auf dem Ringwall wurden bisher fünf verschiedene Erdschnitte gemacht und dabei für die Forschung wertvolle archäologische Feststellungen gewonnen. Zuerst stieß man auf die Reste eines slawischen Hauses. Scherben, Knochen von eßbaren Tieren an den Kochstellen deuten darauf hin. Der Grundriß mißt 4.50:3.50 m. Die Scherben stammen aus einer frühen, nachchristlichen Zeitperiode. Bemerkenswert war die Auffindung von germanischen Scherbenstücken, so daß die Annahme gerechtfertigt erscheint, daß die Siedelung zuerst von Germanen und dann von Slawen bewohnt wurde. Bisher wurde eine Wohngrube und ein Walltor bloßgelegt. Es handelt sich also wohl um eine Burg oder ein befestigtes Kulturzentrum, um das herum sich ein Dorf lagerte. Die Nachgrabungen werden, soweit die Mittel reichen, fortgetzt werden. Auch schöne Urnenstücke wurden zutage gefördert.

Herr C. Schuchhardt, Direktor des K. Museums für Vorgeschichte hat die große Güte gehabt, mich und andere Brandenburgia-Mitglieder durch die gewaltigen von ihm geleiteten Aufgrabungen und Durchstiche zu führen und dabei die nötigen Erläuterungen zu geben; um Herrn Schuchhardt nicht vorzugreifen, muß ich mich vorerst auf diese kurze Mitteilung beschränken und erinnere nur daran, daß ich im Jahre 1880 gelegentlich der Zusammenkunft der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte an Ausgrabungen ebendaselbst beteiligt war, welche in Gegenwart des Deutschen Kronprinzen und seiner Gemahlin vorgenommen wurden. Auch damals konstatierten wir unter den slawischen Schichten germanische, etwa bis an die Hallstatt-Zeit zurückreichende Wirtschaftsabfälle, insbesondere schwarze Gefäßreste.

Ich behalte mir für das Jahr 1909 weitere Mitteilungen vor. Hoffentlich besichtigt alsdann die Brandenburgia diesen riesengroßen Burgwall selbst. (Nachträglich zur Kenntnis, daß Herr Schuchhardt in der neugebildeten Prähistorischen Abteilung der Berliner Ges. für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte und zwar in der Fachsitzung

vom 28. Januar 1909 einen Vortrag über seine Ausgrabungen auf der Römerschanze halten wird.)

XXX. Über die Feuerbestattung in Berlin während des Etatsjahres 1907.

In der von dem Vorstande des hiesigen Vereins für Feuerbestattung mit Genehmigung des Magistrats auf dem Friedhof errichteten Urnenhalle sind 17 neue Urnen mit Brandresten aufgestellt worden. Außerdem wurden im Berichtsjahre 15 Urnen im Urnenhain bezw. in anderen Teilen des Friedhofs in oder über der Erde beigesetzt.

In der Urnenhalle und im Urnenhain sind aufgestellt

oder beerdigt	305 Urnen,
in Familienbegräbnissen oder anderen Abteilungen beigesetzt	84 „
sodaß insgesamt	389 Urnen

feuerbestatteter Personen auf dem Friedhof beigesetzt sind.

Die Leichensammelstelle und der Verbrennungsofen in der Diestelmeyerstraße.

Die Leichensammelstelle dient als Hauptsammelplatz für alle Leichen, die auf Rechnung der Stadtgemeinde beerdigt werden (Freileichen). Diese Leichen werden im Laufe des Tages durch einen Unternehmer mittels Leichenwagens aus den Sterbewohnungen abgeholt, an die Leichensammelstelle abgeliefert und von hier aus bei Dunkelheit durch besonders dazu eingerichtete Wagen nach dem städtischen Friedhofe in Friedrichsfelde überführt.

Durch den von der Stadtsynode bestellten Geistlichen haben in der Leichenhalle der Leichensammelstelle auf Wunsch der Hinterbliebenen 111 Einsegnungen stattgefunden und ist den Hinterbliebenen geistlicher Zuspruch gewährt worden.

Der Verbrennungsofen dient zur Verbrennung von Körperteilen, die entweder aus Amputationen von lebenden Menschen herrühren, oder zu Leichen gehören, bei denen die Individualität infolge von Sektionen usw. verloren gegangen ist.

Infolge des mit der Direktion der anatomischen Anstalt getroffenen Abkommens, hinsichtlich Verbrennung der nach den Sektionen verbleibenden einzelnen Leichenteile, sowie durch die noch aus einzelnen Krankenhäusern aus gleichem Anlaß eingelieferten menschlichen Körperreste sind im Betriebsjahre 225 Kästen, je 7 Zentner schwer, und 516 Särge eingeäschert worden. Es haben 56 Brände stattgefunden; bei jedem Brande wurden durchschnittlich 4 Kästen und 9 Särge in den Verbrennungsofen eingeführt. Die Asche wurde in verschließbaren Blechkästen nach dem Friedhofe in Friedrichsfelde überführt.

Da der Widerstand gegen die fakultative Feuerbestattung auch in Preußen nachzulassen beginnt, insbesondere die Regierung sich ihr

gegenüber freundlicher stellt, so hat das Städtische Kuratorium für das Bestattungswesen beschlossen, in nächster Zeit einige Versuche mit der Verbrennung vollständiger Leichname teils uneingesargter teils eingesargter zu machen, um falls die fakultative Feuerbestattung plötzlich gestattet wird, gerüstet zu sein, insbesondere zu wissen, ob der vorhandene Ofen genügt und gut funktioniert, ferner wie viel Zeit die Einäscherungen erfordern und wie hoch sich der letzteren Kostenpunkt stellt. Ich werde über diese in kultur- wie naturwissenschaftlicher Hinsicht interessanten Versuche in der Brandenburgia Bericht abstatten.

XXXI. Lausitzer Haus-Kalender für Stadt und Land. 1908. Herr Pfarrer Asselmann in Schlepzig, dieser liebenswürdige Führer bei der Spreewaldfahrt am 14. Juni d. J. hat uns 1 Exemplar eingesendet, worin mehrere interessante heimatkundliche Aufsätze stehen: Heimische Schlangen und ihr Fang (besonders Kreuzottern); Hans Freiherr von Willisen-Sglietz; Paulus Gerhardt in Lübben; Haarhändler in einem Wendendorfe der Niederlausitz; Pfingsten in der Lausitz, u. a. m. Ein vortreffliches Hausbuch für Stadt und Land.

XXXII. Zur Wiedereröffnung des Berliner Theaters. Die Direktion (Meinhard u. Bernauer) hat unter obigem Titel die Ihnen vorliegende kleine Schrift herausgegeben, welche einen interessanten Artikel „Zur Geschichte des Berliner Theaters“ enthält, die für die Berliner Ortschronik nicht unwichtig ist.

XXXIII. Bismarck und die Stadt Brandenburg. Festschrift zur Einweihung der Bismarckwarte zu Brandenburg a. H. am 1. April 1908. Herausgegeben im Auftrage des Bauausschusses von Otto Tschirch. Unser gelehrtes korr. Mitglied hat diese sowohl für die Geschichte des eisernen Reichskanzlers als auch für die der alten Havelfeste nicht unwichtige Schrift mit einem merkwürdigen Titelbilde geschmückt, nach einem Ölbild gemalt von Moritz Berendt i. J. 1850, Eigentum des Magistrats zu Brandenburg a. H. Bismarck darstellend.

XXXIV. Nachwort zu E. T. A. Hoffmann's „Meister Floh“, zum ersten Male vollständig herausgegeben von Hans von Müller. Juni 1908. Der der Brandenburgia aus anregendem Vortrag wohlbekannte Herr Verfasser bietet uns in diesem Heftschen einen Teil seiner bei Julius Bard erschienenen Ausgabe. Darin finden Sie Hoffmanns Rolle in der Demagogenverfolgung Oktober 1819 bis August 1821, ferner ein Nachwort zu Hoffmanns verunglücktem letztem Märchen „Meister Floh“ mit Bezugnahme auf „Kater Murr“ und dgl., alles geistreich und mit peinlichster Genauigkeit dargestellt, wie wir dies von den Publikationen des Verfassers gewohnt sind.

XXXV. U. M. Herr Major z. D. Noël hat zur Erinnerung an die blutige Schlacht vor hundert Jahren einen Artikel. „Die Schlacht

bei Zorndorf am 25. August 1758" (Voss. Z. vom 25 v. M.) mitgeteilt, der eine anschauliche und gründliche Darstellung des überaus blutigen, für Preußen siegreichen Treffens enthält, dessen Feld von der Brandenburgia bei ihrer Wanderfahrt nach Cüstrin überschaut und vom Herrn Verfasser erläutert wurde.

XXXVI. „Gewerbe in Alt-Berlin." Unter diesem Titel schildert unser verehrtes Mitglied Herr Curt Kühns in der Sonntags-Beilage vom 16. v. M. die gewerbliche Entwicklung Berlins bis einschließlich Friedrich des Großen in ansprechender und anschaulicher Weise.

XXXVII. Unser korr. Mitglied Herr Pastor em. E. Zimmermann in Jüterbog sowie sein Sohn und Amtsnachfolger Pastor P. Zimmermann in Nieder-Görsdorf ersuchen um Veröffentlichung des nachfolgenden, unsern Mitgliedern hiermit bestens empfohlenen Aufrufs.

„Beim Herannahen der 100jährigen Erinnerungsfeier des Befreiungskrieges 1813 geziemt es sich, der Schlachtfelder zu gedenken, auf denen das teure Blut unserer Vorfahren zur Rettung des Vaterlandes geflossen ist. In unserer Provinz hat Großbeeren von der dankbaren Residenzstadt Berlin ein Denkmal erhalten, das nicht minder wichtige und durch seine Lage besonders hervortretende Schlachtfeld von Dennewitz ist zwar nicht ohne Pflege — durch den Pfarrer von Nieder-Görsdorf — geblieben, bedarf aber für die gerade hier außerordentlich durch genannten Pfarrer angesammelten Waffen und vaterländischen Erinnerungsstücke eines ausreichenden wenn auch ganz schlichten Unterkunftsraumes. Um diesen zu erlangen und der hiesigen Bevölkerung, besonders den Schulkindern, dann auch den jahraus und jahrein in dem Übungslager von Jüterbog zahlreich angesammelten Truppen jene Zeit unvergleichlicher Hingabe vor Augen zu halten, wenden sich die Unterzeichneten an ihre Volksgenossen mit der herzlichen Bitte um freiwillige Beiträge, welche wir an den Königl. Lotterie-Einnehmer Herrn Estrich in Jüterbog zu senden bitten."

Ich mache noch auf die kleine orientierende Schrift unsres Mitgliedes „Die Schlacht von Dennewitz an 6. September 1813" aufmerksam, welche bei Humbold & Liese in Jüterbog erschienen, für 10 Pf. zum Besten des Museums-Erweiterungsbaues erhältlich ist.

XXXVIII. Schutz den Altertümern! predigt eine Bekanntmachung, die kürzlich der Oberamtmann von Haigerloch in Hohenzollern erlassen hat, und die der „Kunstwart" mitteilt. Es ist zu meiner Kenntnis gekommen, heißt es dort, daß gegenwärtig ein Ankäufer von sogenannten Altertümern die hiesige Gegend unsicher macht. Zwar haben bereits frühere Jahrzehnte unsere engere Heimat derart ausgeraubt, daß der Mann nicht mehr viele solcher Schätze finden kann; allein die wenigen übrigen sollten ihr denn doch erhalten bleiben. Was hat der

Bauer für einen Gewinn davon, wenn er vielleicht ein schön aus Holz geschnitztes Kruzifix um 10 Mark verkauft? Der Aufkäufer bekommt ja dafür vom „Kunsthändler“ 100 Mark, und dieser läßt sich von den heutzutage schier unersättlichen Amerikanern 1000 Mark zahlen. Schämen sollte sich der Bauer, Gegenstände der Verehrung, oder sei es auch nur — wie zum Beispiel zinnenes Tischgerät — des täglichen Gebrauches seiner Vorfahren für ein Lumpengeld zu verschleudern. Ich habe das Vertrauen zu meinen Bezirkseingesessenen, daß sie im Grunde genommen zu stolz darauf sind, und daß es nur dieser Warnung bedarf, um sie von etwaigen übereilten Entschlüssen zurückzuhalten.

Genau dasselbe möchte die Brandenburgia auch auf dem Lande. wie in den Städten unserer Provinz der alteingesessenen Bevölkerung hiermit mahnend zurufen.

E. Bildliches.

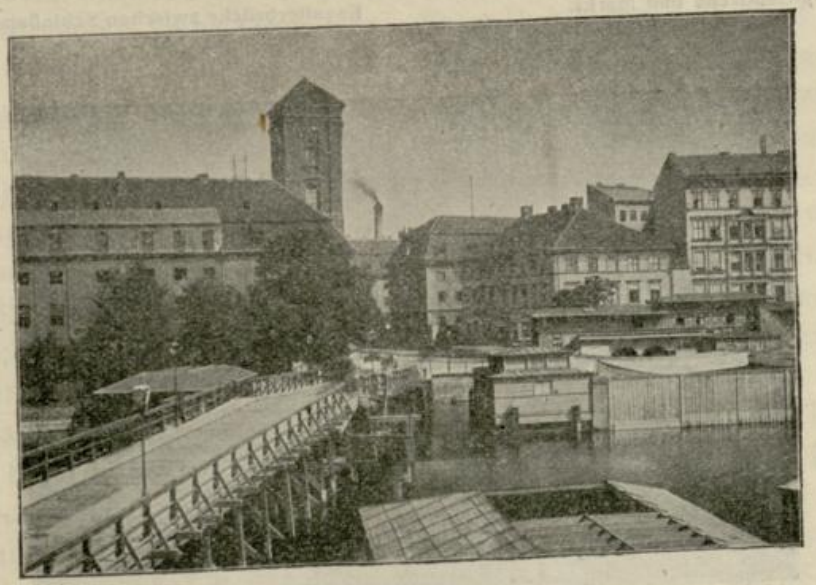
XXXIX. U. M. Herr Hofphotograph F. Albert Schwartz, Leipzigerstr. 93, legt ein in Ansichtspostkartenformat hergestelltes Album älterer, bis etwa ins Jahr 1889 reichender berlinischer Prospekte vor, welches in anmutender und gleichzeitig unterrichtender Weise 36 verschiedene Teile der Reichshauptstadt darstellt und unter Zugrundelegung der reichhaltigen Sammlung (über 1000 Nummern) u. M. und seines um die Ortsphotographie wohlverdienten verewigten Vaters hergestellt worden ist. Unter jedem Bilde befindet sich eine ortsgeschichtlihe Erklärung. Dies Ansichtskartenalbum, das für 3,50 M. Ladenpreis erkäuflich ist, bildet nur eine kleine Auswahl und soll fortgesetzt werden. Das Album fand mit Recht den vollsten Beifall der Versammlung. Mit dem unter Nr. I erwähnten Vergrößerungsapparat wurden die Bilder sofort auf die Leinewand geworfen, wobei die Schärfe der Darstellung Bewunderung erregte. Herr Schwartz hat uns in freundlicher Weise 6 Cliches zur Reproduktion überlassen, wofür wir hiermit unsern Dank abstatten.

XL. Herr Maler Johannes Zuckert, der uns schon früher mit kleineren Bildern aus dem ältesten Berlin erfreut, legte zehn große Kunstblätter desselben Themas vor, die ebenfalls mit großem Beifall begrüßt wurden. Herr Zuckert hat diese Bilderfolge, die zu billigem Preise verkäuflich ist, in einem Exemplar dem Märkischen Museum verehrt, wofür bestens gedankt wird.

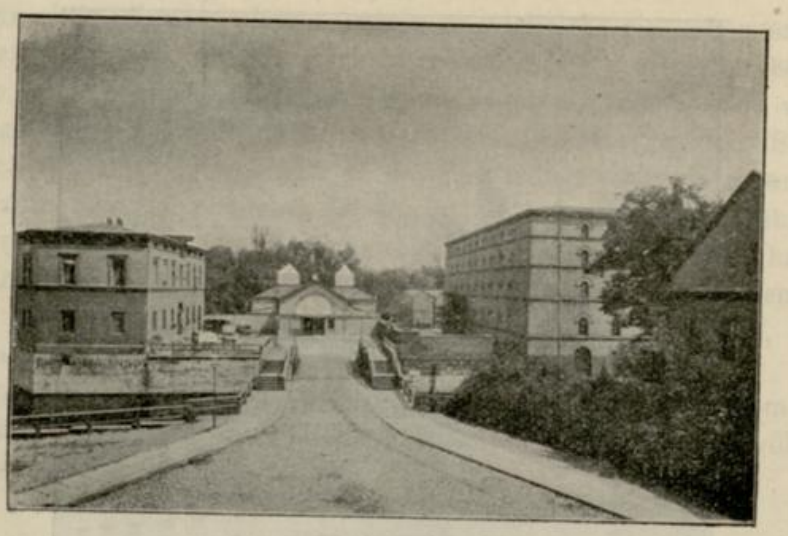
XLI. Die Firma G. Heuer & Kirmse (Karl Kleinau) W. 15 Schaperstraße 20, legt eine Serie von 12 Handpressen-Kupferdruck-Postkarten vom Märkischen Museum vor, welche, wie Sie ersehen wollen, vortrefflich geraten und zur postalischen Benutzung ebenso wie die Schwartzschen Aufnahmen aus Alt-Berlin bestens zu empfehlen sind. Verbindlichsten Dank.



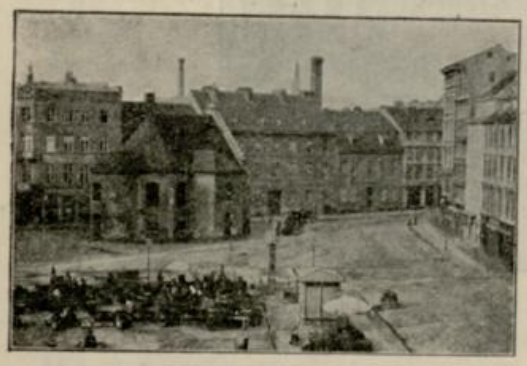
Altes Berliner Rathaus mit Gerichtslaube.



Waisenbrücke und Waisenkirche.



Mehlhaus und Kunstbaracke.



Spittelkirche und Markt.



Kavalierbrücke zwischen Schloßapotheke u. Dom.



Mühlendamm.

XLII. Herr Schriftsteller Johannes Mulnier, Kreuzbergstr. 45 überweist der Brandenburgia eine schöne Visitenkartenformat-Photographie von dem bekannten, aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts stammenden Gartenhäuschen, welches man, vom Bahnhof Friedrichstraße nach Lehrter Bahnhof auf der Stadtbahn fahrend, jenseits der Spree in einem Holzhof zwischen Schiffbauer Damm und Albrechtsstraße (Zugang von letzterer aus) deutlich gewahr wird. Auch hierfür besten Dank.

XLIII. U. M. Herr Ingenieur Hermann Knauer überreicht von den „Mitteilungen von Boswau & Knauer, Architektur und Bauausführungen", II. Jahrgang 1908, Heft 3, diesmal lediglich den Bau des von der unternehmenden Firma prächtig hergestellten Hotel Esplanade in Hamburg behandelnd, welches ich daselbst während der Ostertage mit Interesse besichtigt habe. Bekanntlich errichtet u. M. ein gleichnamiges großartiges Hotel in Berlin an der Bellevuestraße, das an Pracht und Luxus alle Berliner „Fremdenpaläste" übertreffen und voraussichtlich am 1. Dezember d. J. feierlich eingeweiht werden wird.

XLIV. Demnächst hielt u. M. Herr Privatdozent Dr. Friedrich Solger einen mit größtem Beifall aufgenommenen, durch vortreffliche Lichtbilder unterstützten Vortrag: „Die Geschiebe unserer Mark."

Der Vortragende ging von der großen Bedeutung aus, die die Geschiebe der Eiszeit, unsere gewöhnlichen Feldsteine, als fast alleiniges einheimisches Steinmaterial für die Mark, besonders im Mittelalter, hatten. Da sie mit den nordischen Inlandeis zu uns kamen, so sind sie ebenso allgemein verbreitet wie die Gletscherablagerungen überhaupt. Nur die feineren Sande, die die Eisschmelzwässer in den Niederungen ablagerten, und die Moore die sich erst nach dem Verschwinden des Eises bildeten, führen naturgemäß keine Geschiebe. So sind diese dann vor allem im hügeligen Gelände zu finden. Seit längerer Zeit ist die Aufmerksamkeit der Geologen auf starke Anhäufungen von Geschieben (sog. Blockpackungen) und auf das Vorkommen einzelner besonders großer Geschiebe (Findlinge) gerichtet, ohne daß wir bisher die Gesetzmäßigkeiten dieser Erscheinungen klar durchschauen. Die Blockpackungen werden gewöhnlich als Endmoränen gedeutet, doch läßt sich diese Auffassung jedenfalls nicht auf alle Blockanhäufungen ausdehnen. Ebenso ist das Vorkommen von Riesengeschieben noch nicht sicher erklärt. Am bekanntesten sind die Markgrafensteine bei Rauen, auffallend zahlreich finden sich Riesensteine am Nordrande des Flämings in der Umgebung von Belzig und Treuenbrietzen. Sie sind dort vielleicht als eine Art Randmoräne des Inlandeises zu betrachten.

Darauf zeigte der Vortragende die wichtigsten Arten unserer Geschiebe: Granite, Gneise, Quarzite und versteinerungsführende Schichtgesteine aus den verschiedensten Abschnitten der Erdgeschichte. Das

Eis nahm sie in seine Schuttmassen teils in Skandinavien auf (z. B. Granite), teils in den Ostseeprovinzen (manche Silurgesteine), teils am Boden der Ostsee und an ihrem südlichen Rande (z. B. die Feuersteine, die aus der Schreibkreide stammen), teils sogar aus Norddeutschland („Sternberger Kuchen"), ja selbst aus Brandenburg, wie z. B. Geschiebe von Rüdersdorfer Kalk, die man in der Gegend von Königswusterhausen u. a. O. findet. Die meisten Geschiebe zeigen eben mehr oder weniger Spuren der Verwitterung. Wo die Winde der Steppenperiode den Sand besonders stark vorüberfegten, wurden die Geschiebe vielfach angeschliffen und bekamen dabei eigentümliche scharfe Kanten. Solche „Kantengeschiebe" oder „Dreikanter" sind besonders häufig im Fläming und auf dem Lausitzer Grenzwall.

XLV. Die gesellige Vereinigung fand im Ratskeller statt.

---

11. (8. ausserordentl.) Versammlung des XVII. Vereinsjahres.

Sonntag, den 27. September 1808.

Wanderfahrt nach Alt-Landsberg.

Die letzten Teilnehmer an der Wanderfahrt bestiegen 8.58 auf dem Schlesischen Bahnhof den Strausberger Vorortzug und fuhren mit ihm bis Hoppegarten, hier stieg die Gesellschaft um und fuhr mit der Kleinbahn weiter bis zur Station Schützenhaus.

Auf dem Bahnhofe wurden wir von einigen Herren aus Alt-Landsberg in Empfang genommen, unter ihnen befand sich der Beigeordnete Herr Zahl, der nun die Führung übernahm.

Wir wanderten die Chaussee entlang bis zum Berliner Tor. Neben ihm ragt ein alter Turm in die Höhe, auf dessen Spitze man ein eisernes Rad befestigt hat, um ein Storchenpaar zum Nestbau anzulocken. Vor dem Tor bog die Gesellschaft rechts ab und in die Promenaden ein, welche die Stadt auf den ehemaligen Wällen und in den Gräben angelegt hat. Durch das Gebüsch hindurch erblickt man die Stadtmauer aus großen Feldsteinen, die zwischen dem Berliner und dem Strausberger Tor noch sehr gut erhalten ist. Auch hier befindet sich neben dem Eingang zur Stadt ein vierkantiger hoher Turm (Abb. 1) mit einer kegelförmigen Spitze, die mit einem großen Storchnest geziert ist.

Durch dieses Tor traten wir in die Stadt ein und gelangten, einige Straßen passierend, zur Klosterstraße vor das Haus Nr. 8 und 9, an dessen Stelle und auf dem dahinter befindlichen Grundstück zwischen 1335 und 1540 das Servitenkloster gestanden hat. Hier gab zunächst

die Eigentümerin, Frau Klamann, die nötige Auskunft. Bei dem Bau eines Stalles z. B. ist man auf alte Grundmauern aus Feldsteinen gestoßen und hat auch auf dem Hofraum unter der Erdoberfläche 32 Schädel und Skelette gefunden. Einen großen Schatz, auf den man hoffte, hat man jedoch nicht gehoben.

Der Weg führte uns darauf zunächst über den Marktplatz, der von hohen alten Linden umgrenzt wird. Auf ihm befindet sich die Ratswage, und neben den Brunnen stehen die Schlitten mit den Feuertonnen darauf.

Hinter dem Markt liegt der Platz mit den beiden Kirchen, der Stadtkirche und der Reformierten Kirche, beide sollten wir in ihrem Innern erst nachmittags besichtigen. Auf dem Kirchplatz steht auch das Kriegerdenkmal. Man erkennt deutlich, daß der Kirchplatz die höchste Stelle der Stadt ist. Hier stand auch bis zum Jahre 1898 eine sog. Verkehrtlinde, an die sich die Sage knüpft von einer zum Feuertode verurteilten Hexe.

An die Stadt schließt sich nach Norden die sog. Amtsfreiheit an. Sie besteht aus einem weiten großen Platz mit einem Pfuhl in der Mitte, um den sich die Wirtschaftsgebäude der Königlichen Domäne gruppieren. Zunächst steht das Wohnhaus, ein schloßartiges Gebäude aus roten Ziegeln mit dem Park dahinter, der von einer hohen Mauer umgrenzt wird. Der Park stößt im Osten an das Bernauer Tor, durch welches wir wieder die Stadt betraten.

Hierauf wurde das Frühstück im Hotel zum Deutschen Hause eingenommen, und nachher hielt u. M. Herr Pfarrer Giertz aus Petershagen einen Vortrag über das Servitenkloster. Da der Herr Redner eine ausführliche Geschichte dieses Klosters für unseren nächsten Archivband fertiggestellt hat, so wollen wir hier nur einige wichtige Angaben über dieses Kloster machen. Der Orden wurde am 15. August 1233 in Florenz durch Bonfiglio Monaldi und sechs Freunden aus den vornehmsten Geschlechtern begründet mit dem Ziel, sich dem Dienst und der Verherrlichung der Jungfrau Maria zu weihen. Die Brüder nannten sich daher auch Marienknechte. In der Formel des Aufnahmegelübdes kommen Wendungen vor, die an die Ausdrucksweise Luthers im 4. Hauptstück seines Katechismus erinnern, deshalb ist vielleicht an eine Beziehung zwischen Luther und diesem Orden zu denken, besonders noch deshalb, weil er auch in Erfurt ein Kloster besaß. Das Kloster zu Alt-Landsberg wurde im Jahre 1335 gegründet und nach seiner Zerstörung durch die Husiten wieder aufgebaut. Es war nur klein und beherbergte höchstens sechs Mönche. Im Jahre 1540 wurde es aufgehoben und sein letzter Prior, Matthias Hese (Hesse), mit „einigem Besitz aus dem Klostergut“ abgefunden, während der letzte Rentner, der Laienbruder Caspar Erdmann, im Jahre 1544 in Cöln a. Spree gestorben ist.

Herr E. Friedel bemerkte zu dem Vortrag des Herrn Pfarrer Giertz, soweit es sich um die Serviten-Mönche handelt, folgendes:

Der Serviten-Orden, so genannt von der Bezeichnung Servi Mariae (Marien-Diener) mit dem Ordenszeichen

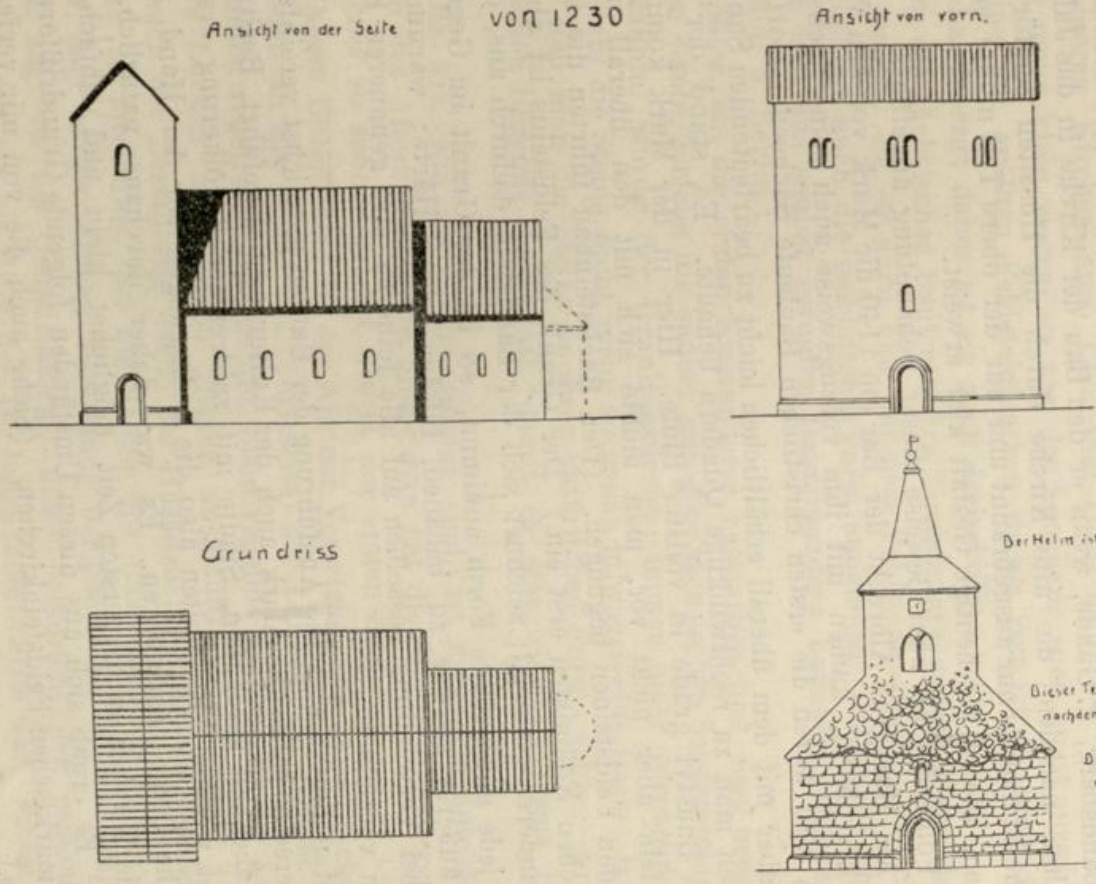


(M. S. d. i. Servi Mariae),

erscheint wenig bekannt, weil er wenig verbreitet ist. Der Hauptsitz ist das Servitenkloster mit der Servitenkirche daran an der Maria Theresien-Straße zu Innsbruck. Die Mönche befinden sich dort in strenger Klausur. Frauen dürfen in das Kloster nicht hinein, auch in der Kirche nur in den abgegitterten schmalen Vorraum. Der Orden, der unter einem Ordens-General steht, hat mehrere Niederlassungen in Tirol. Etwa 1500 m oberhalb Deutsch-Matrei bei Innsbruck befindet sich in wundervoller Hochgebirgslage ein dem Orden gehöriges Wallfahrtskloster Sankt Maria Waldrast mit einem wundertätigen Marienbilde. Ich bin in sieben verschiedenen Jahren Gast des Servitenklosters in jenem Wallfahrtsorte gewesen und die geistlichen Herren haben u. a. mir das hölzerne Marienbild, welches aus einem Lärchenstamm hervorgewachsen sein soll, freundlichst zur Untersuchung in die Hand gegeben: ich habe es als aus der 1. Hälfte des 15. Jahrhunderts stammend eingeschätzt. Da St. Maria-Waldrast als Erholungsstätte gilt, so ist dort die Klausur aufgehoben und haben dort in den Mönchszellen außer den Patres früher auch Touristen, selbst Damen, längere Zeit gewohnt. Dabei haben sich Unzuträglichkeiten herausgestellt und nunmehr werden weibliche Wesen in dem halb als Ruine dastehenden Wallfahrtskloster nicht mehr aufgenommen, sie müssen in der Klosterschänke gegenüber dem Kloster wohnen. Mit letzterem ist eine prachtvolle Kirche verbunden, in der das Gnadenbild, welches ich erwähnte, aufgestellt ist. Ich möchte gern der gastlichen und freundlichen Aufnahme seitens der Herren Patres und des Herrn Ordens-Provinzial um so mehr in Dankbarkeit gegenüber dem ehrwürdigen Servitenorden gedenken, als ich in der herrlichen Höhenluft vor Jahren meine ernstlich bedrohte Gesundheit wiedergefunden habe. Schließlich bemerke ich noch, daß die schwarze Ordenstracht an die Augustiner Mönche, zu denen bekanntlich Dr. Martin Luther gehörte, erinnert. Die Patres und Fratres tragen sich bärtig.

Am Nachmittage wurde unter der Führung des Herrn Pastors Giertz das Innere der Stadtkirche besichtigt. Unter der einen Empore befindet sich in der Wand eingelassen der Grabstein des ersten protestantischen Predigers des Nicolas Leutinger, der hier begraben liegt,

Die Stadtkirche zu Alt-Landsberg in ihrer ursprünglichen Gestalt.
von 1230



Die Kirche in heutiger Gestalt.

ebenso wie der Reichsfreiherr Otto von Schwerin, von dem noch gesprochen werden wird.

Wir fügen hier einen inhaltreichen Aufsatz ein, der uns von interessierter Seite zugeht und sprechen dafür den Dank der Gesellschaft aus.

Die Stadtkirche zu Alt-Landsberg und ihr Alter!

Die Stadtkirche zu Alt-Landsberg ist im Anfange des 13. Jahrhunderts erbaut, also zur Zeit, da die Stadt gegründet wurde.

Es war daher ein großer Irrtum des Verfassers der Geschichte von Alt-Landsberg, F. Gähde, wenn er den Bau der Kirche in das Jahr 1432 annahm, nachdem die alte Kirche durch die Hussiten zerstört. Die Kirche ist damals nur ausgebrannt und nur der obere Teil mußte erneuert werden, wie es die heutige Gestalt klar erweist.

Folgendes sei zum Beweise dieser Behauptung angeführt:

Als Markgraf Albrecht der Bär um 1140 die Mark von den Wenden zurück eroberte, kamen mit ihm vorzugsweise auch seine Sachsen ins Land, also waren die ersten christlichen Bauleute Sachsen. Dort baute man aber mit dem überall erhältlichen leicht zu bearbeitenden Sandstein, welchen man zu rechtwinklige Quadern behaute. Es stand der romanische Baustyl grade in vollster Blüte. Hier in der Mark kommt der Sandstein aber nicht vor, man mußte sich mit den überall umherliegenden Feldsteinen begnügen. (Den Backsteinbau führten die niederländischen Kolonisten erst ein.) Der Granit des Feldsteins ist aber ein ganz anderes Material; zeichnet sich der Sandstein dadurch aus, daß er leicht jede gewünschte Form annimmt, so ist der Granit im Gegensatz dazu äußerst schwer zu behauen, infolge seiner Härte; warum man auch bei Verwendung desselben auf alle feineren und genaueren Kunstformen verzichtete.

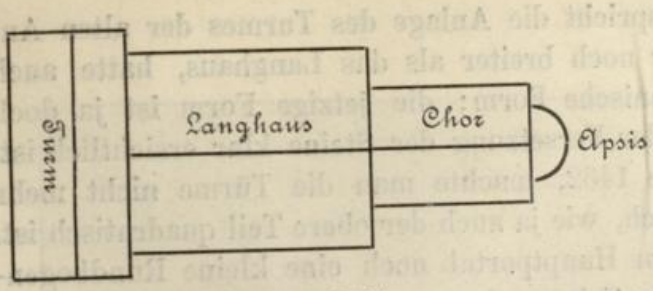
Man mußte also die Ausführung der Bauten möglichst vereinfachen. Andererseits sollte die Mark auch der Kultur erst zugeführt, Besitz und Wohlhabenheit geschaffen, Städte mit zahlreicher Bevölkerung erst gegründet werden. Es fehlten also die Bedingungen vor der Hand, große herrliche Dome auszuführen. Es war daher durchaus natürlich, daß man die Kirchen in der ersten Zeit möglichst klein und einfach ausführte. Es ergab sich aus diesen Umständen folgende Grundrißform der ersten märkischen Feldsteinkirchen. (Siehe auch die von mir verfertigte Beilage.)

Langhaus, längliches Rechteck.

Chor, quadratisch meist schmaler als das Langhaus.

Altarnische, halbrund.

Turm, längliches Rechteck, so breit wie das Langhaus (auch breiter)



mit Satteldach, dessen First zum First des Langhauses im rechten Winkel stand.

Ein Beispiel der Form der ersten märkischen Kirchen hat man in der Kirche zu Lindenberg b. Berlin, sie ist noch vollständig erhalten.

Später ließ man die halbrunde Altarnische (Apsis) fort, der Chor schloß hinten grade ab mit 3 schmalen hohen Fenstern. Noch später fiel bei kleineren Kirchen auch Chor und Turm fort. Da die Feldsteinkirchen meist klein waren, so war das Langhaus auch meist einschiffig.

Eine der größten Feldsteinkirchen dieser Zeit ist die Stadtkirche zu Alt-Landsberg; daher ist sie auch dreischiffig.

Da die sächsischen Bauleute ihre Kirchen im Quaderbau ausführten, so versuchten sie es auch hier mit dem Feldsteinmaterial, so schwer die Feldsteine auch die gewünschte Form annahmen. Daher die ältesten Kirchen hier aus sauber gefugten Granitquadern bestehen. (Kirche zu Tempelhof b. Berlin.)

Später, als die ersten Einwanderer ausstarben und eine neue Generation baute, welche die sauber gefugten sächsischen Sandsteinkirchen nicht kannte, wurde der Granitquaderbau immer mehr vernachlässigt, man setzte die Steine nicht mehr so genau in wagerechte Lagen, ja noch später ließ man die Steine in ihrer natürlichen Form, schlug nur die nach außen liegende Seite glatt, damit es eine ziemlich ebene Fläche ergab.

Die Art, wie die Steine gesetzt sind, ist daher ein untrügliches Zeichen des Alters des Baues, denn man hat die Steine in späterer Zeit nie wieder so sauber gesetzt wie in der ersten Zeit.

Diesen Unterschied in der Art der Versetzung der Steine sieht man am besten an der Westfront (Turmseite) der Landsberger Kirche.

Unten regelrecht geschichtet, oben regellos durch einander gesetzt, größere Lücken mit kleinen Steinen ausgefüllt. Dieser obere Teil ist eben nach der Zerstörung durch die Hussiten im Jahre 1432 aufgebaut.

Es ist zweifellos, daß die Kirche vor 1250 erbaut ist.

1. sagt es die saubere Versetzung der Steine im untern Teil,

2. sagt es die Grundrißform; diese entspricht der romanischen Bauweise, wie sie bis Mitte des 13. Jahrhunderts Sitte war. Es ist leider jetzt nicht mehr festzustellen, ob ursprünglich die halbrunde Altarnische vorhanden war oder nicht, da die Ostfront jetzt ganz verputzt ist. Doch ändert dieses nichts an der Tatsache des Alters, da die Altarnische ebenso gut dagewesen sein kann wie auch nicht, weil sie bei größeren Kirchen hier bald verschwand.

Vor allen Dingen entspricht die Anlage des Turmes der alten Anordnung; er ist hier sogar noch breiter als das Langhaus, hatte auch früher im Aufbau die romanische Form; die jetzige Form ist ja doch späterer Aufbau, wie aus der Versetzung der Steine klar ersichtlich ist.

In gotischer Zeit, wie 1432, machte man die Türme nicht mehr so breit, meistens quadratisch, wie ja auch der obere Teil quadratisch ist. Auch befindet sich über dem Hauptportal noch eine kleine Rundbogennische, also aus romanischer Zeit, und zwar in dem Teil der Mauer, welcher noch die saubere Versetzung der Steine zeigt. Um 1432 machte man alle Öffnungen spitzbogig, zumal wo alle Tür- und Fensteröffnungen des damaligen Umbaues spitzbogig sind.

Es drängt sich nun die Frage auf, wie sah die Kirche ursprünglich aus? Die Grundrißform ist schon angedeutet!

Der Turm ging senkrecht hoch bis zum Dach in voller Breite, oben mit ein paar kleinen Rundbogenfenstern. Das Dach war ein einfaches Satteldach. Der Turm wurde damals weniger der Glocken wegen, sondern besonders der Verteidigung wegen gebaut, als letzter Zufluchtsort der Bewohner; daher so breit und wuchtig, und die nur kleinen Fensteröffnungen.

Die Portale werden sicher auch rundbogig gewesen sein, man sieht auch jetzt an der Spitze des Bogens, daß die sonst genau wagerechten Steinschichten dort aus der Lage gekommen sind. Beim Umbau der Kirche um 1432 wird man die wahrscheinlich beim Brande gelittenen Portale spitzbogig gemacht haben; vielleicht um dem neuen Stil Konzessionen zu machen und die ganze Kirche als einen gotischen Bau erscheinen zu lassen.

Das dreischiffige Langhaus und Chor hatten ursprünglich nur Holzbalkendecken, wie alle Feldsteinkirchen der ersten Zeit. Die heutigen Gewölbe sind gotische Sterngewölbe, sie sind nach dem Brande eingesetzt, da damals der gotische Stil gerade in vollster Blüte stand.

Die Fenster waren frühestens klein, rundbogig und sehr schmal, wahrscheinlich in derselben Anzahl wie heute, sie wurden nach dem Brande spitzbogig, vergrössert und erweitert. Die heutigen dreiteiligen Fenster sind jüngsten Datums.

Seit der Zerstörung durch die Hussiten hat die Kirche also ihre Hauptform behalten, und nur der Helm des Turms wurde Anfang des 18. Jahrhunderts erneuert und die Sakristei an der Südseite der Kirche später angebaut.

Aus diesen Ausführungen ersieht man, dass der Verfasser der Chronik falsch unterrichtet war (seine Quelle war wohl hauptsächlich Leutinger, Prediger an der Kirche zur Zeit der Reformation). Die Versetzung der Steine an der Westfront scheint damals niemand weiter beachtet zu haben. Nennt der Verfasser doch sogar die Stadtmauer älteren



Strausberger Tor in Alt-Landsberg. (Abb. 1.)



Alt-Landsberger Eiche.

Datums als die Kirche, gerade weil die Steine an der Mauer schlechter versetzt sind, als die unten an der Kirche, was, wie wir gesehen haben, ein grosser Irrtum ist. Die Stadtmauer ist erst um 1300 aufgeführt wie bei den meisten märkischen Städten; vorher hatte man hier zu Lande nur Notumwallungen und Pallisadenzäune. Daher auch die Notwendigkeit die Kirchen burgartig zu bauen, zu welchem Zwecke dieselben auch noch mit einer Steinmauer umgürtet waren, deren Reste sich noch an vielen Orten finden.

Will man ein klares Bild haben, wie die Stadtkirche ursprünglich aussah, so sehe man sich die Kirche in Lindenberg (nördlich von Weissensee) an; sie hat auch noch ihre Steinmauern ringsherum. Diese Kirche ist um dieselbe Zeit erbaut worden wie die Landsberger, nur mit dem Unterschiede, dass sie als Dorfkirche bedeutend kleiner ist. Da dort die Steine nicht so gut bearbeitet sind wie in Landsberg, wäre die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass die letztere Kirche noch 30 Jahre älter ist, als die in Lindenberg.

Es setzt dies voraus, dass Landsberg schon vor der Stadtwerdung, welche um 1230 erfolgte, ein grösserer Ort war mit einer starken Christengemeinde.

Wilhelm Böhl-Pankow.

Wir wollen noch einen zweiten wichtigen Bericht einfügen:

Die Kirchenglocken der Stadt Alt-Landsberg.

I. Die Stadtkirche auch lutherische Kirche genannt. Das Geläut hat drei Glocken.

a. Die grosse Glocke. Durchmesser: 1,32 m. Gewicht nach Schätzung 1310 kg ohne Klöppel, 1345 kg mit Klöppel.

Inschriften auf der Vorderseite: 2. Mos. 7,5. Psalm 56,10. Wenn Ich rufe, so sollt ihr inne werden, dass Ich der Herr bin.

A. Irmisch, Oberpfarrer. A. Bergener, Pastor.
E. Wilhelm, W. Andree, Kirchenvorsteher.
W. Loock, Cantor. C. Kunert, Küster.
Gegossen von C. Voss in Stettin 1868. No. 395.

Inschriften auf der Rückseite:

Patron: S. Majestät der König Wilhelm I.

Mitglieder

des Magistrats:	der Stadtverorneten:	
A. Matz, Bürgermeister,	E. Gerhardt,	C. Brädikow,
H. Bohm, Kämmerer,	C. Stromer,	V. Andree,
F. Glade, Ratmann,	F. Bohne,	F. Meyer,
H. Bartel, „	A. Welle,	A. Brädikow,
W. Jürgen, „	H. Knoll,	A. Miegel,
G. Wilhelm, „	G. Judis,	W. Bohne.

Schmuck der Glocke: Renaissancefries mit Engeln und Rosen, darunter ein mitlaufender romanischer Bogenfries, ganze Höhe 20 cm.

b. Die zweite Glocke. Durchmesser: 1,01 m. Gewicht nach Schätzung 700 kg ohne, 720 kg mit Klöppel (ungewöhnliche Glockenform.)

Inschriften nicht vorhanden.

Die Glocke 88 cm hoch, hat die bekannte Langform alter Glocken. Ihr Alter wird angesprochen auf das 13. Jahrhundert. Verzierungen nur in zwei paar ganz matt vortretenden Bandgliedchen vorhanden. Henkel rundgerippt. Der Schlagring ist an der unteren Bordkante vielfach zackig ausgebrochen, also zerstört. Vermutlich hat diese Läuteglocke einst auch als Urglocke gedient, denn die unteren Bandgliedchen sind an einer Stelle in Hammerkopfbreite weggeschlagen.

c. Die kleine Glocke. Durchmesser: 0,80 m. Gewicht nach Schätzung 283 kg ohne, 293 kg mit Klöppel.

Inschriften: Obere Reihe. Nu danket alle Gott, der große Dinge thut an allen Enden, der uns von Mutterleib an liebend, geb uns ein fröhlich Hertz. Und vorleihe immerdar Fried der erhelt, und thut uns alles guts.

Untere Reihe:

Jacob Streit, Johann Schmid
Alten-Landsberc
Goß mich Jacob Neuwerd Anno 1646 in Berlin.

Schmuck der Glocke: Das Wappen derer von Rosenthal. Im Oval der Umschrift von 11,5 cm Breite und 13 cm Höhe, welche lautet: Pastor Matthäus Rosenthal befindlich, zeigt das Wappen im Schilde drei Rosen, darunter einen Totenkopf mit zwei gekreuzten Schlüsseln (Himmel und Hölle). Oberhalb des Schildes drei größere blühende Rosen. Wir sehen in diesem Schmuck Wappen und Namen des Stifters der Glocke.

II. Die Schlosskirche, auch reformierte Kirche genannt. Das Geläute hat drei Glocken, welche gleichlautende Inschriften und Wappen tragen.

Die Durchmesser sind 1,10 m, 0,948 m, 0,752 m groß.

Die Gewichte nach Schätzung 759 kg, 475 kg, 225 kg ohne und 778 kg, 487 kg, 230 kg mit Klöppel.

Inschriften aller drei Glocken: Unter der Regierung Friedrichs des Dritten, Königs in Preußen auf Veranlassung des reformierten Kirchendirektorii im Jahre 1767 für die Schloßkirche zu Alt Landsberc umgegossen von C. D. Heintze.

Auf der Rückseite befindet sich der königliche Namenzug F. R. darüber die Krone.

Aufgenommen am 27. September 1908 von Max Kühnlein.

Nach dem Besuch der Stadtkirche wanderten wir hinüber zu der benachbarten Schloßkirche. Wir besichtigten zuerst ihr Äußeres, das sehr schlicht gehalten ist, denn nur über der einen Tür befindet sich ein preußischer Adler. Beim Betreten des Gotteshauses wurden wir mit Orgelspiel empfangen. Wir nahmen auf den Bänken Platz, und Herr Schloßprediger Krücke gab uns eine Übersicht über die Geschichte der Kirche. Er führte aus, daß die reformierten Kirchen sich dadurch von den übrigen christlichen Kirchen abheben wollten, daß sie alle Unterschiede innerhalb der Gemeinde beseitigten; sie wollten in ihrem Innern nur eine Gemeinde im Herrn sein. Es fehlen deshalb besondere Abteile und Emporen, unsere Kirche z, B. besteht aus einem einzigen großen quadratischen Raum. Die Reformierten waren in unserer Provinz sehr wenig beliebt, nach der Meinung der Mitglieder der anderen christlichen Bekenntnisse konnte ein Reformierter nicht selig werden, und in Strausberg z. B. durfte ein Bürger keinen Reformierten beherbergen. Als hier diese Kirche erbaut wurde, waren die Bürger derartig empört darüber, dass der Kurfürst eine Abteilung Reiter zum Schutz der Pastoren herüberschicken mußte. Der Erbauer der Kirche war der Reichsfreiherr Otto von Schwerin, der im Jahre 1654 die Grafschaft Alt-Landsberg von der Familie von Krummensee kaufte. Er baute ein Schloß und gründete in der Stadt eine reformierte Gemeinde, indem er aus der Pfalz und von dem Niederrhein Kolonisten heranzog.

Zuerst wurde der Gottesdienst in einem Zimmer des Schlosses abgehalten, bis im Jahre 1671 diese Kirche erbaut wurde. Auf dem Schlosse verlebte der erste König von Preußen, Friedrich I., seine Jugendjahre, er brachte auch in seinen letzten Lebensjahren die Sommer hier zu, nachdem er im Jahre 1708 die Herrschaft Alt-Landsberg gekauft hatte. Auch Friedrich Wilhelm I. war in Alt-Landsberg und hat sich z. B. auf das arme Sünderbänkchen in dieser Kirche gesetzt mit den Worten: „Arme Sünder sind wir alle.“ Bald darauf ist die Bank dann aus der Kirche verschwunden. Das Schloß brannte 1657 vollständig nieder und ist nicht wieder aufgebaut worden. Jetzt ist das Areal Königliche Domäne.

Nach der Besichtigung der beiden Kirchen pilgerten wir zur Stadt hinaus nach dem Schützenhaus, wo der Kaffee eingenommen werden sollte. Hierbei hielt Herr Pastor Giertz einen Vortrag über die Geschichte von Alt-Landsberg. Wir heben folgendes daraus hervor. Das Landsberg an der Warthe wird 1257 zur deutschen Stadt erhoben, weshalb Alt-Landsberg, von dem es den Namen hat, wohl um einiges älter sein muß. Es war bei der Kolonisation eine Immediatstadt, die unter einem markgräflichen Vogt stand, bis sie im Jahre 1409 durch den Markgrafen Jobst von Mähren an die Herren von Krummensee, die hier eine Burg

bauten, verkauft wurde. In ihrem Besitz blieb Alt-Landsberg bis zum Jahre 1654, wie wir schon hervorgehoben haben.

Nach dem Kaffee dankte der I. Vorsitzende, Herr Geheimrat Friedel, für den freundlichen Empfang und die sorgfältige Führung allen beteiligten Herren, insbesondere Herrn Beigeordneten Zahl. Auch die Schriftleitung ist Herrn Zahl dankbar für die Überlassung der Photographien zu den beiden Bildern: das Strausberger Tor (Abb. 1) und die Alt-Landsberger Eiche (Abb. 2); über letztere berichtet u. M. Herr Rektor Otto Monke folgendes:

Die Eiche am Wege von Alt-Landsberg nach Strausberg steht an der Nordseite desselben zwischen den Kilometersteinen 27,5 und 27,6. Sie hat einen Umfang von 3,65 m und trägt eine Tafel mit folgender Inschrift:

Senke freundlich, o Baum,
Die schattenden Zweige zur Erde,
Jedem, der sich dir naht,
Säusele Kühlung herab.
Gieb den Zweifelnden Hoffnung,
Dem Müden stärkende Ruh,
Und dem Lieben gieb,
Daß ihm begegne sein Glück!

Nach einer 1907 durch mich ermittelten Volkssage erwuchs diese Eiche als Zeichen der Unschuld aus einem Eichenpfahl, an welchem eine zum Tode verurteilte Jungfrau aus Alt-Landsberg verbrannt wurde, die man irrtümlicherweise des Kindesmordes bezichtigt hatte. Nach einer andern Form der Sage pflanzte das Mädchen, um die Unschuld durch ein Gottesurteil an den Tag zu bringen, kurz vor seinem Tode einen Eichenzweig umgekehrt in den Boden und bemerkte dabei, der Zweig werde zum Baume erwachsen und damit ihre Schuldlosigkeit erweisen. Nach einer dritten Sage, welche ein Bürger aus Alt-Landsberg den Mitgliedern der Brandenburgia gelegentlich der Wanderfahrt nach Alt-Landsberg mitteilte, feuerte hier ein Bürger der Stadt im Jahre 1806 oder 07 einen Schuß auf einen Trupp Franzosen ab, als dieser an der Eiche vorüberzog, und erschoß einen Soldaten. Deshalb erhielt der Baum den Namen der Bluteiche. Die Franzosen rächten aber den Tod ihres Kameraden, indem sie den Mörder ergriffen und an einem Ast der Eiche aufknüpften.

Mit dem Zuge 4.41 wurde die Rückfahrt angetreten.

12. (9. ausserordentl.) Versammlung des XVII. Vereinsjahres.

Sonntag, den 11. Oktober 1908.

Wanderfahrt nach Velten.

Auf dem Bahnhof in Velten trafen ungefähr 70 Teilnehmer, die z. T. auf ganz verschiedenen Wegen hierhergekommen waren, zusammen und wurden hier von den Herren aus Velten in Empfang genommen, unter denen Herr Kantor Gericke und Herr Rektor Rademacher, dann auch die beiden Führer in der Ofenfabrik, die Herren Schmidt und Hoffmann genannt werden mögen.

Die Gesellschaft begab sich sogleich in die Ofenfabrik von A. Schmidt, Lehmann & Co. Hier mußte nun eine Teilung der Besucher vorgenommen werden, und Herr Fabrikbesitzer Schmidt übernahm die eine Abteilung und Herr Ofenfabrikant Hoffmann die andere.

Wir besichtigten zunächst die Schlämmanlage. Drei Arten von Tonen, darunter eisenreiche und kalkreiche werden mit Rügener Kreide in einem Rührwerk, in dem vier große eiserne Harken laufen, mit Wasser zu einem dünnen Brei angerührt. Dieser läuft dann durch Rinnen in große flache Gruben, wo sich die Tonteile niederschlagen, während das Wasser abgelassen wird. Sobald die Tonmassen zu trocknen beginnen, werden sie durch rechtwinklig verlaufende Risse in Rechtecke abgeteilt, die etwas umfangreicher sind, als ein moderner Ziegelstein. Beim Weitertrocknen reißen die Risse dann bis auf den Boden durch. Sobald diese Tonsteine soweit erhärtet sind, daß sie sich aufheben lassen, werden sie in das Fabrikgebäude gebracht und hier in den Kellerräumen aufgestapelt für den Winter oder aber sofort auf dem Tonschneider weiter verarbeitet.

Aus dem Keller wird die Tonmasse auf Fahrstühlen in die Formerei gebracht, wo durch Pressen die Kacheln geformt, und auf Gerüsten zum Trocknen ausgelegt werden. Nachdem sie fest genug geworden sind, werden sie noch nachgeputzt, „beschickt“, und wandern dann in den Trockenraum. Soll eine Kachel erhabene Verzierungen erhalten, so kommt sie noch einmal in die Napfpresse, in der die entsprechende Matrize eingesetzt wird.

Eine Treppe höher befindet sich der Raum für die Herstellung des Simszeuges. Die Formen hierzu werden aus Gips hergestellt, und die Tonmasse wird unter besonderen Vorsichtsmassregeln eingetragen.

Das oberste Stockwerk beherbergt das Lager für die Gipsformen und ist dicht mit ihnen angefüllt.

Der Trockenraum liegt in demselben Stockwerk wie die Formerei und zwar in der Decke des Gebäudes, er ist so angelegt, daß er die Wärme von den Brennöfen erhält.

Die Brennöfen befinden sich zu ebener Erde. Die Kacheln werden zweimal gebrannt, man spricht von Verschrühbrand und Glattbrand. Nach dem ersten Brennen werden nämlich die Kacheln auf ihrer Oberfläche abgeschliffen und mit der Glasurmasse überzogen. Die Kachelglasur wird besonders sorgfältig hergestellt. Die Metalle Zinn und Blei werden in den sog. Äscherofen unter lebhafter Luftzufuhr längere Zeit erhitzt, bis sie sich vollständig oxydiert haben. Bleioxyd und Zinnoxyd werden hierauf mit Sand, Kochsalz und Salpeter gemischt und in einem Schmelzofen geschmolzen. Ist der Glasursatz erkaltet, so lässt er sich leicht zerschlagen und auf Mühlen bis zum feinsten Pulver zerkleinern.

Aus der Glasur bereitet man einen Brei, der gleichmäßig über die Oberfläche verteilt wird.

Der sog. Glattbrand dauert 28—30 Stunden. Den Verlauf des Brandes kontrolliert man mit Hülfe von kleinen Kegeln aus Glasurmasse, diese schmelzen in der Ofenhitze und zerfließen, und an der Länge der Zunge erkennt man die fortschreitende Hitze.

Den Schluß der Besichtigung bildete ein Blick in den Lagerraum mit den fertigen Öfen; leider befindet sich hier kein zusammengestellter, so daß man doch keinen rechten Eindruck erhalten kann. Man stellt die Öfen nicht zusammen, weil die Fabrik nicht mit dem zukünftigen Eigentümer des Ofens verhandelt, sondern mit dem Töpfermeister.

Eine eingehende Beschreibung dieses selben Ofens nebst der Behandlung des Tones aus der Feder u. M. Herrn Dr. Fiebelkorn findet der Leser im Monatsblatt, Jahrg. XV. S. 373.

Von dem Ofen wanderte die Gesellschaft durch mehrere Straßen zum Gebäude der Knabenschule, in dessen oberstem Stockwerk das Veltener Ortsmuseum aufgestellt ist. Auch hier mußten natürlich wieder zwei Gruppen gebildet werden, die von Herrn Kantor Gericke und Herrn Rektor Haselberger geführt wurden.

Herr Kantor Gericke ist der Schöpfer und Verwalter dieses interessanten Museums. Es wurde am 7. Juli 1905 anläßlich des Veltener 70jährigen Industrie-Jubiläums begründet mit dem Zweck, aus der Vergangenheit und Gegenwart eine Sammelstelle für die anschauliche Belehrung über Veltens Emporblühen kommenden Geschlechtern zu sichern. Herr Kantor Gericke hat sich auch weiterhin um Velten durch seine schriftstellerische Tätigkeit verdient gemacht; er hat im Jahre 1894 veröffentlicht „Der Industrieort Velten“ und im Jahre 1908 eine Publikation unter dem Titel „Velten“. Es sei daher erlaubt hier einiges über die Entwicklung der Tonindustrie vor den Toren Berlins zu sagen, besonders auch deshalb, weil die schweren Wagen wohl schon jedem

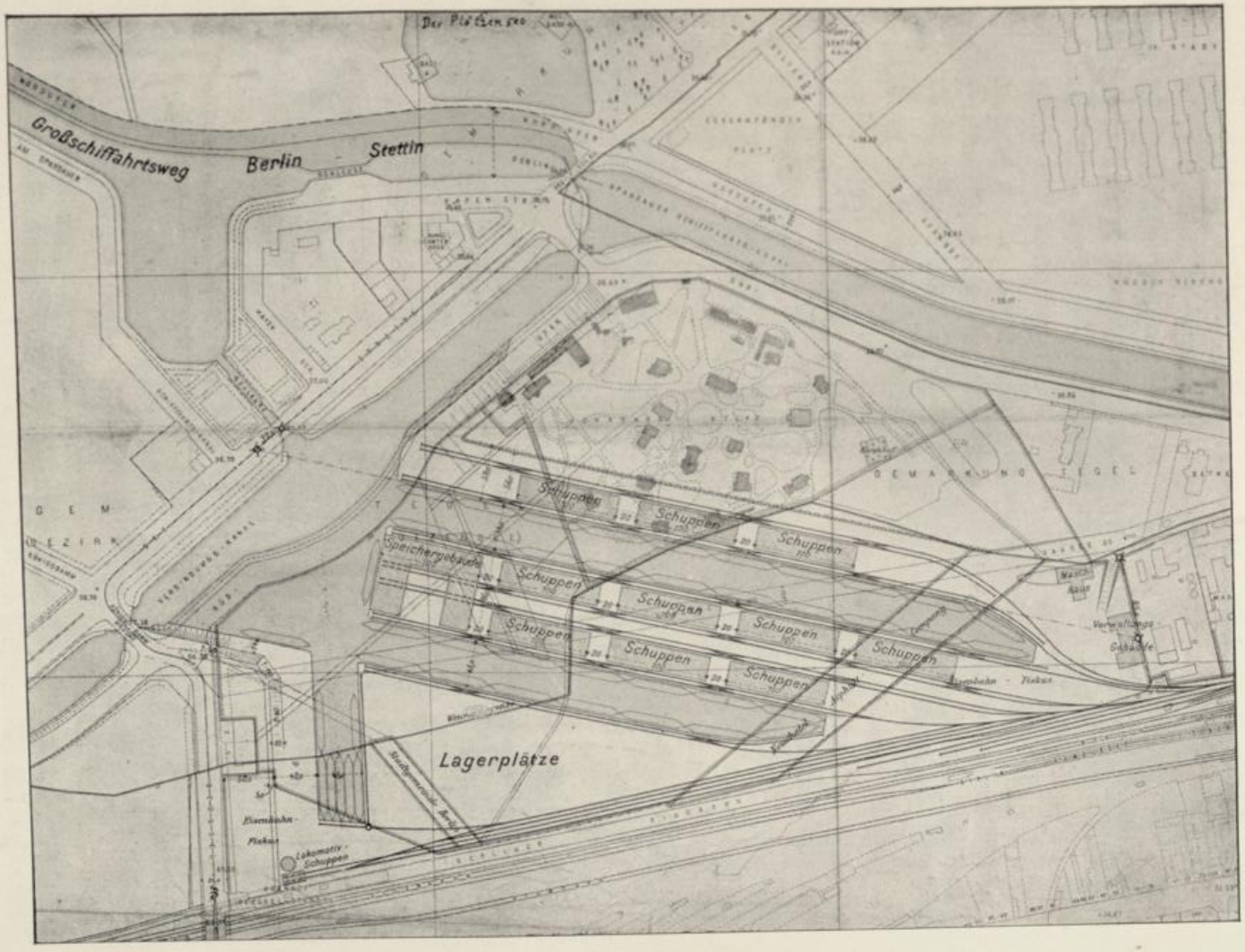
von uns in den Straßen Berlins aufgefallen sind. Der Veltener Ton wird zuerst 1656 erwähnt, als er zu den Kurfürstlichen Bauten in Oranienburg verwandt wurde. Später bezogen die dortigen Scheiben- und Ofentöpfer ihren Bedarf von hier. Erst im Jahre 1828 richtete Andreas Seydlitz eine eigene Scheibentöpferei in Velten ein und gründete am 7. Juli 1835 die erste Ofenfabrik. Im Jahre 1848 wurde die zweite 1858, die dritte und vierte gebaut. In der Zeit von 1870—1880 (Gründerzeit) entstanden 16, in dem nächsten Jahrzehnt fünf und in dem Zeitraum zwischen 1890 bis 1900 drei Fabriken. Und seit 1900 ist noch eine Fabrik hinzugekommen. Im ganzen hat Velten 32 Ofenfabriken und 8000 Einwohner. Durch seine Industrie vor den Toren Berlins ist Velten zu der Größe einer Stadt herangewachsen, was es auch durch sein Aussehen bestätigt, wie gepflasterte Straßen und elektrische Beleuchtung. Velten hat in diesem Sommer Vorortverkehr erhalten, und der Großschiffahrtsweg Berlin—Stettin, der an Hohenschöpping und Schwalbengrund vorbeiführt, wird Velten ebenfalls fördern.

Wenden wir uns nun dem Museum selbst zu. Es umfaßt sechs Hauptabteilungen und ist in elf Räumen untergebracht. Die schönsten Ausstellungsobjekte sind wohl die drei Prunköfen, darunter ein weißer mit hohen Säulen und ein zweiter in reichem Rokokoschmuck. Dann folgen die Kacheln aller Größen mit ihren Bildschmuck z. B. Landschaften, Stilleben, etc., die ganze Wände bedecken. Das neueste Produkt der Veltener Ofenfabrik auf diesem Gebiet sind die Kacheln mit Spritzmalerei. Neben den Kacheln sind Ornamente aller Art aus Ton zu verzeichnen, wie Figuren, Gläser, Vasen, Majolikas, Terrakotten, Bronzen etc. Auffällt eine Büste aus Ton, die Kopie Lodovicos III. von Mantua aus dem Kaiser Friedrich Museum. In einem Raume befindet sich die Sammlung von Rohstoffen, wie die verschiedenen Tonarten, die Schmelze und Glasurstoffe, Farben und Chemikalen. Weiterhin sind die Modelle, bezw. alle Maschinen ausgestellt, die zur Ofenfabrikation gehörten oder noch gehören. Beachtenswert ist hier das Modell einer Tongrube mit allen Einrichtungen. Es findet sich auch eine Sammlung von Objekten, die in den Tongruben gefunden sind, wie Naturobjekte, z. B. Bernstein oder menschliche Erzeugnisse der Vorzeit, wie Steinbeile u. ä. Mehrere Zimmer beherbergen Bücher, Zeitschriften, Musterbücher, Albums, etc. Wahrlich Velten kann auf sein Museum stolz sein und auf den energischen Verwalter desselben.

Nach der Besichtigung des Museums wurde der Kaffee im Gasthause von Tübbicke eingenommen. Die Zeit war kurz bemessen, denn es sollte sich noch vor Dunkelwerden ein Gang durch den Veltener Wald anschließen. Hierbei übernahm wieder Herr Kantor Gericke, aber diesmal als Vorsitzender des Verschönerungsvereins die Führung. Durch die Breitestraße ging es an der Kirche vorbei bis zu der Stelle, wo die

Pferdebahngeleise nach Hohenschöpping in die Dorfstraße einmünden; hier biegen wir links ab und folgen ihnen bis zu einem großen Graben, neben dem wir, links abbiegend weiter gingen. Als dieser Graben die Chaussee nach Pinnow erreicht hatte, machten wir halt, und unser liebenswürdiger Führer schilderte uns die Landschaft in ihren Eigenheiten. Wir standen auf der Upstallbrücke und der Graben heißt die Muhre. Sie ist der große Vorflutgraben, welcher die Havelwiesen trocken hält, so daß sie zum Teil sogar Ackerland geworden sind. Von unserem Standpunkt aus sahen wir nach Norden und nach Süden, soweit das Auge reicht, über ein langes Wiesengelände hin, das im Osten von der Falkenhagener Forst und im Westen von den niedrigen Abhängen des Ländchens der Glin begrenzt wird. Im Norden bildet der Kirchturm von Quaden-Germendorf eine deutliche Grenze, während im Süden die Grenze sich mit dem Horizont deckt. Von der Chaussee führt eine Promenade in die Falkenhagener Forst. Hier hat der Verschönerungsverein Promenadenwege angelegt und anmutige Plätze geschaffen, die bei allerlei Festen im Freien verwandt werden können. Es ist ein herrlicher Forst aus dichtem Laubwald.

Der Einbruch der Dämmerung zwang uns nach unserem Gasthaus zurückzukehren, und die Nebel lagerten schon auf den Wiesen als wir ungefähr denselben Weg zurückwanderten. In unserem Gasthause wurde schnell das Abendbrot eingenommen und darauf hielt Herr Rektor Rademacher einen Lichtbildervortrag über „den Werdegang in der Veltener Ofenindustrie." Wir konnten von den Plätzen aus noch einmal unsere heutige Wanderung im Bilde vornehmen, wozu noch einige neue Bilder kamen. Das erste Bild zeigte uns eine Karte der Umgegend von Velten mit den Tongruben, daraut erschien der Äscherofen, in dem das Oxydieren von Zinn und Blei geschieht; weiter sahen wir das Mischen des Versatzes, wobei die Arbeiter ganz verhüllt sind, die Herstellung der Glasur, das Gipsformen, einige Simse und die Fabrikation der Kacheln auf der Rumpfpresse und der Kachelpresse, dem sog. eisernen Gesellen. Wir blickten in die Trockenstuben und in den Ofen mit seiner Holzfeuerung und sahen vor uns das ungeheure Holzlager von Hohenschöpping sowie das Ausladen der Hölzer in Schwalbengrund. Ein Bild zeigte das Simslager und das Kachellager, ein zweites das Schleifen der einmal gebrannten Kacheln sowie ihr Glasieren und das nächste das Füllen eines Ofens. Wir beobachteten das Brennen der Kacheln und sahen einen Arbeiter in einer Badewanne, denn die Arbeit des Mischens ist sehr schädlich, weil der Bleistaub giftig ist, so daß eine gründliche Reinigung trotz der Vermummung bei der Arbeit unumgänglich nötig ist. Die nächsten Bilder führten uns die Bearbeitung des Tones von der Tongrube durch den Tonschlemmer mit den vier Harken zu den Tonkästen bis zu dem Tonkeller und dem Tonschneider



Der Berliner Westhafen (S. 498).

vor. Auf dem vorletzten Bilde waren ca. 40 Veltener Wagen auf der Chaussee nach Berlin aufgefahren, und das letzte endlich zeigte einen solchen vor dem Königlichen Schloß in Berlin.

Die Zuhörer bezeigten Herrn Rektor Rademacher ihren Dank und ihre Anerkennung durch lebhaften Applaus. Hierauf ergriff der I. Vorsitzende, Herr Geheimrat Friedel das Wort und sprach allen Herren, die sich an dem heutigen Tage um die Belehrung und die Unterhaltung der Brandenburgia verdient gemacht hätten, den Dank der Gesellschaft aus. Kurz vor dem Aufbruch ergriff Herr Kantor Gericke noch einmal das Wort und hielt eine schwungvolle humoristische Rede, in der er den Veltener Kachelofen den Herren und Damen aus Berlin ans Herz legte und seine Vorzüge gegenüber der Zentralheizung feierte; er forderte es als eine patriotische Pflicht die Veltener Kachelofenindustrie mit allen Kräften zu fördern. Zur Erinnerung an den heutigen Tag ließ er seine Schriften, nämlich Velten, seine Preisschrift über den Kachelofen und den Arbeitsplan für das Ortsmuseum an die Gäste verteilen.

Mit dem Fernzuge um 8 Uhr wurde die Rückfahrt angetreten.

---

13. (10. ausserordentl.) Versammlung des XVII. Vereinsjahres.

Dienstag, den 13. Oktober 1908.

Besuch des Johannesstiftes am Südufer und des Geländes des künftigen Berliner Westhafens.

Um 3 Uhr nachm. hatten sich die Teilnehmer auf dem Grundstück und zwar auf dem Hauptwege, der sich hinter dem Pförtnerhause in das Grundstück hineinzieht, versammelt. Hier begrüsste Herr Pastor Philipps, der Vorsteher des Johannesstiftes, die Brandenburgia und stellte ihr die Herren und Damen vor, welche die Güte haben wollten sich an der Führung zu beteiligen, nämlich die Herren Pastor Schenkberg, Oberlehrer Menzel, Rektor Richter, Fräulein Philipps, Fräulein Richter und Fräulein Mann.

Herr Pastor Philipps geleitete die Versammlung zunächst in den Fest- und Turnsaal. Hier eröffnete der 1. Vorsitzende, Herr Geheimrat Friedel, den Ausflug mit einer kurzen Ansprache, in der er hervorhob, daß wir es hier mit einem der merkwürdigsten und großartigsten Institute Berlins zu tun hätten, dessen Stunden aber gezählt seien, weil das Gelände von der Stadt Berlin für 11¼ Millionen Mark erworben worden sei, die hier im Anschluß an den Groß-Schiffahrtsweg Berlin-

Stettin ausgedehnte Hafenanlagen schaffen wolle. Der Plan für den Großschiffahrtsweg Berlin — Stettin sieht bei Plötzensee die Anlage des neuen Westhafens vor, den die Stadt Berlin herzustellen hat. Die Arbeiten sind schon in Angriff genommen. Der Hafen, der den Schluß des Großschiffahrtsweges auf Berliner Seite bildet, ist für die Reichshauptstadt von größter Bedeutung, weil er den Güterverkehr zwischen Stettin und Berlin vermitteln wird. Für die Industrie in den östlichen und nördlichen Vororten kommt er allerdings nicht in Betracht, da für diese die Gemeinde Tegel einen besonderen Hafen im Anschluß an die Industriebahn Tegel—Friedrichsfelde gemeinsam mit dem Kreise Niederbarnim herstellt. Der Berliner Westhafen umfaßt 37 Hektar und erhält zwei große Becken, ein nördliches mit 650, ein südliches mit 400 Meter Länge und je 55 Meter Breite. An Kais sollen 2750 Meter geschaffen werden, so daß zur gleichen Zeit 77 Kanalschiffe oder 123 Finow-Kähne laden und löschen können. Die Stadt Berlin wendet für diesen Hafenbau 28 Millionen Mark auf. Bei diesen hohen Aufwendungen, welche die Stadt Berlin nicht nur in ihrem, sondern im Interesse der ganzen deutschen Industrie macht, ist es verständlich, daß Berlin in bezug auf Eingemeindung des Geländes am Spandauer Schiffahrtskanal, östlich bis zum Tegeler See, einschließlich des Tegeler Sees und der Inseln mit dem nördlichem Ufergelände, von der Regierung Entgegenkommen erwartet. Vorläufig wird die Stadt Berlin allerdings mit dem kleineren Einverleibungsprojekt zufrieden sein müssen, welches nur das Gelände des Johannesstifts und der angrenzenden Teile bis zum Spandauer Schiffahrtskanal bezw. Verbindungskanal und das nördlich sowie nordwestlich belegene Gelände der Jungfernhaide zwischen der sogenannten Hinckeldeybrücke und einer nordöstlichen, bis zu den Leutnantsbergen reichenden Linie umfaßt. Im ganzen hat Berlin hiernach den Antrag auf Einverleibung einer Fläche von 275 Hektar zur Zeit gestellt. Die überaus verwickelten diesbezüglichen Verhandlungen, welche viele Jahre gedauert, nahen ihrem Ende und vielleicht wird der Einverleibungsbeschluß bezüglich dieser 275 Hektar noch im Laufe des Kalenderjahres 1908 erlassen werden.

Die Hafenprojekte wurden von dem Vorsitzenden an der Hand ausliegender Pläne ausführlich dargelegt. Vergl. den beigegebenen Uebersichtsplan.

Hierauf lud Herr Pastor Philipps die Damen und Herren ein an den Tischen sich niederzulassen und den Kaffee einzunehmen. Während dieser Beschäftigung gab Herr Pastor Philipps eine Uebersicht über die Geschichte der Anstalt, ihre innere Einrichtung und ihre Arbeit. Das evangelische Johannesstift ist im Jahre 1858 durch D. Wichern gegründet worden und umfaßte eine Bruderbildungsanstalt für ca. 50 Brüder, eine Erziehungsanstalt mit einer sechsklassigen Volksschule, enthaltend

150 Kinder (Knaben und Mädchen), ein Pädagogium mit der Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst für ca. 90 Schüler, eine landwirtschaftliche bezw. gärtnerische Abteilung, ein Mädchenheim für 20 konfirmierte Mädchen, ein Kinderheim für 30 Kinder von 2—6 Jahren und eine Krippe für 20 Kinder unter 2 Jahren. Das Grundstück war ehemals 100 Morgen groß; ein Teil desselben ist aber gegenwärtig schon abgezweigt und der Rest, 30 Morgen, ist mit einem hohen Bretterzaum umfriedet worden. Durch diese Abzweigung sind auch die großen Beamtenwohnhäuser in der Beusselstraße isoliert worden, so daß die Beamten täglich einen großen Umweg machen müssen. Das neue Grundstück ist am 22. Januar 1907 Eigentum des Stiftes geworden und ist 302 Morgen groß und liegt in der Spandauer Stadtforst und zwar fünf Minuten nördlich von der Oberförsterei auf der östlichen Seite der Schönwalder Chaussee. Es hat 2 Millionen Mark gekostet. Weil die Verhandlungen mit der Stadt Berlin sich schon seit Jahren hinziehen, ist an den Baulichkeiten des Stiftes nur noch das Notwendigste getan und jeder Neubau vermieden worden, woher es kommt, daß einige von ihnen sich nicht mehr so vorteilhaft präsentieren. Unter den Stiftseinrichtungen ist die wichtigste das erprobte Wichernsche Familienprinzip, d. h. der Grundtypus der Knabenhäuser ist der, daß im Erdgeschoß sich eine Familienwohnung befindet uud zwar im Pädagogium für einen verheirateten Pastor und in der Volksschulabteilung für einen verheirateten Elementarlehrer. Darüber sind in zwei Etagen je eine Knabenfamilie von 12 bis 14 Jungen mit je zwei Hausbrüdern, wozu im Pädagogium noch je ein Kandidat der Theologie kommt, untergebracht.

Nach diesem Vortrage traten wir, in mehrere Gruppen eingeteilt, die Wanderung an: Hohe Bäume fassen die Wege ein und Beete mit Gartenpflanzen und Obststräuchern und -bäumen breiten sich rechts und links neben den Wegen aus, so daß die einzelnen Häuser und Häuschen, ca. 30 an Zahl, recht idyllisch im Grünen liegen. Vor der Festhalle liegt zunächst ein umfangreicher schattiger Festplatz, der bei dem großen Jahresfeste schon 3000 Menschen umfaßt hat. Wir betraten als erstes ein Häuschen, Johannishülfe genannt, das zwei Knabenfamilien der Volksschulabteilung umfaßt und besichtigten hier den Schlafsaal für die 6 bis 7 jährigen Jungen. Dann besuchten wir ein Haus des Pädagogiums mit der Pastorwohnung im Erdgeschoß und den beiden Knabenfamilien in den darüber gelegenen Stockwerken. Wir besahen uns hier die Arbeitszimmer mit ihren Tischen und Schränken und den Schlafsaal, aus dessen Fenster man einen herrlichen Blick über die Bäume des Grundstücks hat. Der Mittelpunkt des ganzen Grundstückes ist die Kirche aus roten Ziegelsteinen mit einem hohen spitzen Turm. Die Kirche hat Raum für 600 Personen, und die Anstalt bildet ihre eigene Gemeinde. Über dem Altar hängt ein Bild unseres Heilandes,

das durch zwei seitliche Lampen mit Scheinwerfern besonders beleuchtet werden kann. Vor der Kirche steht auf einem Rasenplatz eine prächtige Eiche, die ihre Äste nach allen Seiten völlig gleichmäßig entwickelt hat, so daß die untersten mit ihren Spitzen fast den Boden berühren.

Hierauf geleitete uns unser Führer durch die Krippe und das Kinderheim; hier waren die Kleinsten z. T. in ihren Bettchen zu finden, z. T. aber waren sie schon beschäftigt unter sachkundiger Führung einen Ringelrein aufzuführen.

Danach machten wir einen Abstecher durch umfangreiche Baumschulen mit jungen Stämmen und Sträuchern, die für die Neuanlage herangezogen werden, nach den landwirtschaftlichen Gebäuden. Früher wurden auf dem schon abgesonderten Gelände Getreide und Hackfrüchte gebaut. Jetzt ist die große Scheune leer und in den Ställen trifft man neben zwei Pferden noch eine Gesellschaft von halbwüchsigen Schweinen.

Unser Weg führte uns weiter zu dem Schulgebäude; es liegt unweit des Pförtnerhauses, dicht neben der Straße mit der Front auf das Wasser. Im Erdgeschoß befinden sich die Räume für den Unterricht der Brüder; im ersten Stock die Räume für die Elementarschule und darüber die für das Pädagogium. Die Brüderanstalt des Johannisstiftes nimmt unbescholtene junge Leute evangelischer Konfession im Alter von 19 bis 30 Jahren aus den verschiedensten Ständen unentgeltlich auf, aber nur solche mit ordentlich erlernten Lebensberufen, und bildet sie für die mannigfachen Arbeiten der Inneren-Mission vor. Die Brüder erhalten wöchentlich 30 Stunden Unterricht und sind in der übrigen Zeit Helfer in der Kindererziehung. Nach mehrjährigem theoretischen und praktischen Kursus werden sie auf Grund ordentlicher Berufungen als Vorsteher oder Lehrer in Rettungshäusern, als Hausväter in Herbergen zur Heimat, als Stadtmissionare, Gemeinde-Diakonen etc. entsandt.

Das nächste Gebäude führt den Titel Haupthaus und ist im Jahre 1865 erbaut worden. Es enthält die Küche mit den blanken Nickelkesseln, in denen für die gesamte Anstalt mit Ausnahme der Krippe gekocht wird. Es beherbergt ferner den Speisesaal für das Pädagogium, der früher Kapelle war, und das Mädchenheim für die konfirmierten Mädchen. Auf dem Flur sind in einen Schrank hübsche Schnitzarbeiten der Mädchen ausgestellt.

In dem benachbarten Hause befindet sich die Waschküche nebst Plättstube und die Haushaltungsschule. Das letzte Haus, an dem wir aber nur vorübergingen, heißt die Düppelschanze und ist 1865 erbaut worden. Es enthält eingemauerte dänische Kanonenkugeln in seinen Wänden und zwei Reliefs, eines die Brüder in der Krankenpflege tätig und ein zweites das Wappen der Anstalt, den Adler mit der Feder.

Auf unserer Wanderung hatten wir überall die Schulzimmer, Schlafsäle und Arbeitszimmer leer gefunden, ihre Bewohner waren draußen mit Spielen beschäftigt. Jedes Haus hat seinen eigenen Spielplatz mit Turngeräten, und jedes Kind hat auch sein Beet, das es bearbeiten und pflegen kann. Überall sah man fröhliche Gruppen und überall, wo wir vorüberkamen, wurden wir artig begrüßt. Und wenn unser Führer einmal einen der Jungen heranrief wegen einer Frage oder eines Auftrages, so sah man ihm die Freude und den Eifer an.

Nachdem der Rundgang beendet war, fanden sich alle Beteiligten noch einmal zum Abschied in dem Festsaal ein, und Herr Geheimrat Friedel sprach den Herren und Damen, welche die Führung übernommen hatten, den Dank der Gesellschaft aus.

Kleine Mitteilungen.

Hungerbrot. Das letzte Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts war für die Gewinnung des Getreides höchst ungünstig; nasse Sommer verdarben es, und die Kornpreise stiegen bedeutend. Wenn auch in der Mark keine Hungersnot im eigentlichen Sinne herrschte, so war doch in vielen Bauer- und Bürgerhäusern, wie man sich ausdrückte, „Schmalhans Küchenmeister.“ Männer, denen die Volkswohlfahrt am Herzen lag, beschäftigten sich eingehend mit der Frage: „Wie schaffen wir geeigneten Brotersatz?“ Zu diesen gehörte auch der Amtsrat Hubert in Zossen, der mit dem dortigen Inspektor Bauer eine Industrieschule zum Wohle der Armen begründete. Hubert hat mit Rücksicht auf die Teurung ein Brotrezept aufgestellt, nach welchem in verschiedenen Gegenden der Mark, z. B. in der Priegnitz und in der Grafschaft Ruppin, Brot gebacken worden ist, das den Namen „Hungerbrot“ führte. Das Rezept lautete:*)

„Methode des Herrn Amtsrats Hubert in Zossen, um mit Ersparnis des Roggens ein wohlschmeckendes Brot zu backen. Man nimmt 1 Schffl. Weizen, 1 Schffl. Roggen, 2 Schffl. Hafer, 2 Schffl. Gerste und 2 Schffl. Kartoffeln. Weizen, Roggen, Hafer und Gerste werden recht gut untereinander gemengt, gemeinschaftlich gemahlen, und wenn sie gemahlen sind, so wird das grobe und feine Mehl ebenfalls recht gut untereinander gemengt. Die Kartoffeln teilt man in zwei Hälften. Die eine Hälfte kocht man entweder in Wasser oder in Dämpfen, sodann schält man sie und reibt sie zu einem möglichst feinen Mehl oder Brei. Dieses Mehl wird Abend eingeteigt und gehörig gesäuert. Die andere Hälfte der Kartoffeln wird roh geschält, zerrieben und sodann in einem Sacke ausgepreßt und stark ausgewunden. Diese ausgepreßte Masse wird, wenn der Teig die Nacht über gegoren hat, des

*) Das Rezept findet sich gedruckt in dem 41. Band der Schlesischen Provinzial-Blätter, S. 573 u. 574, Breslau 1805.

Morgens mit dem gehörigen Salz zu diesem Teige zugeknetet, und hierauf werden die Brote geformt. Man muß aber die Brote nicht zu groß machen; auch müssen sie, nachdem sie geformt sind, an einer warmen Stelle unweit des Ofens noch einmal aufgehen. Sodann werden sie in einen gewöhnlichen Backofen geschoben, der nicht stärker geheizt werden darf, als er sonst geheizt zu werden pflegt. In zwei Stunden sind die Brote ausgebacken. Einen bessern Geschmack und ein besseres Aussehen kann man ihnen dadurch geben, daß man den oberen Teil derselben vor dem Einschieben in den Ofen mit einem braunen Biere vermittelst eines Pinsels bestreicht und Garbe oder Kümmel darauf streut. Bei solchem Brote kann man an dem Scheffel ungefähr 25 Sgr. profitieren."

Wenn der Amtsrat Hubert versichert, „daß das Gesinde dies Brot lieber esse als das aus reinem Roggen hergestellte gewöhnliche Gesindebrot", so ist das mit Vorbehalt aufzunehmen. Nicht jedem Gesinde scheint es gemundet zu haben. Es mochte auch daher kommen, daß man nicht genau nach dem Rezept verfuhr, sondern den Weizen fehlen ließ und den Zusatz an Kartoffeln erhöhte. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts wurde in dem Dorfe Lögow bei Wildberg ein Prozeß geführt, der die zu reichliche und zu lange Darbietung des Hungerbrots zum Ausgangspunkte hatte, der aber schließlich gütlich beigelegt wurde. Die Frau des Bauern R....., der zu den sogenannten „Kranken", das ist zu den verschuldeten gehörte, glaubte, erfolgreich zu sparen, wenn sie auch in besseren Zeiten für Knechte, Mägde und Hütejungen (Kuhrnjung, d. i. der Knabe, der die Kühe hütete) dies wohlfeilere Brot herstelle. Darauf wurde von unbekannter Hand ein nichtsnutziger Vers an das Hoftor (Dorweg) geschrieben:

Bi R..... is de Hungersnot.
Da gefft goat offt keen Merragbrot.
Tum Fröhstück gefft datt ook nich völ.
Un Oawends gefft watt mit'n Besenstül.

Wie eten goa noch Hungerbrot.
Dat is för Knechts un Dirns goa goat.
Von Speck un Wost is keene Red.
Un Schmolt un Kes' gefft upp de Städ.

(Bei R..... ist die Hungersnot,
Da gibts gar oft kein Mittagbrot,
Zum Frühstück gibt es auch nicht viel.
Und abends gibts was mit dem Besenstiel.

Wir essen gar noch Hungerbrot,
Das ist für Knechte und Mädchen gut.
Von Speck und Wurst ist keine Red'
Und Schmalz und Käs' gibt's auf der Stelle.)

In Rosendorf bei Lenzen war ebenfalls ein Spottgedicht im Umlauf das die Speiseverhältnisse in einem Hause, das von Elbschiffern bewohnt und Buckhörn (Bockhorn) genannt wurde, schildert:

Buckhörn, dett is ne schöne Stadt,
Wer je darin gewohnet hat.
Grote Schötteln und weinig drin.
Mag de Düwel woll in Buckhörn sin.

Hier gefft dett gar noch Hungerbrot
Un Woater ut dänn kloaren Sod.
Wer't eten will und dänn nich mag,
De kriegt von Mutter B..... Schacht.

(Bockhorn, das ist eine schöne Stadt.
Wer je darin gewohnet hat.
Große Schüsseln und wenig darin.
Mag der Teufel wohl in Bockhorn sein.

Hier gibt es gar noch Hungerbrot.
Und Wasser aus dem klaren Sod. (Brunnen.)
Wer essen will und dann nichts mag,
Der kriegt von Mutter B..... Schacht. (Prügel.)

Diese Verse wurden zum Ärger der Schifferfrauen gesungen oder gesprochen, die dann den Spott mit allen möglichen Schimpfreden und Drohungen vergalten. (Diese Verse wurden mir von meinem verstorbenen Vater mitgeteilt, der aus Rosendorf gebürtig war.)

Auch zum Sprichwort ist der Ausdruck „Hungerbrot" verwebt worden. Wer irgend eine Kost verschmähte, dem wurde drohend zugerufen:

Du wäst noch moval Hungerbrot äten münn.
(Du wirst noch einmal Hungerbrot essen müssen.)
Hög Di, dett Du nich Hungerbrot äten müßt.
(Hüte Dich! Daß Du nicht Hungerbrot essen mußt.)

Friedrich Wienecke.

Über den **hohen Golm,** die alte Kapelle darauf, den Schatz und die Vertiefung zu diesem hin u. a. m. bringt Kuhn in seinen Märkischen Sagen (1843, 92—98) eine Anzahl Sagen. Er berichtet auch (nach Eccard Scriptores Jutrebocensium 115), wie einst ein Bauer, der unter dem Gollenberg gewohnt, zur Vergebung seiner Sünden nach S. Jago di Compostella, S. Jakob in Spanien, eine Reise unternommen. Da ihm aber däuchte, er habe noch nicht genug gebüßt, fragte er dort einen Mönch, ob es nicht noch einen heiligeren Ort in der Welt gäbe, da antwortete ihm jener: „Ja es ist noch ein heiligerer auf dem Gollenberg." Der Golm scheint also als sehr heilig gegolten zu haben. Sicher war er in germanischer Zeit Gottheiten geweiht, ein Donarsberg, Wodansberg u. d. mit einem heiligen Hain. Noch in unserer Zeit sind oder waren Sagen über ihn im Landvolk lebendig. Ein 84 jähriger Bauer, der als Kind alljährlich nach Stülpe kam und von da auf den Golm gegangen ist, sagte mir (1894), daß auf dem Berge früher ein Haus stand und Leute da wohnten, das Haus aber aufgegeben wurde, weil das Wasser zu weit war. „Oben auf dem Berge war ein großes Loch, daraus hat der Schatz-

gräber die Braupfanne voll Geld herausgeholt. Er brauchte dazu eine Jumpfer, die eine Stunde lang im Teich stehen und sich immer waschen mußte. Um das Wasser hatte er einen Kreis gemacht, daß sie nicht heraus konnte. Sie kriegte dafür 300 Taler. Mit zwölf Pferden hat er die Braupfanne fortgefahren bis zum Kirchhof, da hatte der Deubel keine Macht mehr.“ Eine alte Frau aus einem entfernteren Dorfe wußte „Bei Stülpe is de olle Jolmberch, dat soll sonn Berch sinn wie de Blocksberje, wo de Hexen up Wollborjen dänzen. Auf dem ollen Jolmberch ist eine Brupanne, die hat einer da gelassen, und wer eine Seele oppat, der kriegt das Geld. Oben auf dem Berg soll ein Pütt sein, und wer da eine lebendige Seele reinbringt, der kriegt eine Tonne Geld. Det soll'n sehr diepen Brunnen sinn jewest. Wenn man so rafkieken dut, isset man so janß kleen. Eine sehr arme Familie in Großbeuthen haben ein Zwillingspaar gekriegt, ein Junge und ein Mädchen, vier Jungen hatten sie all, und wollten den Jungen in den Pütt auf dem Golm werfen. So machten sie sich auf die Reise, und wie sie 'rankamen, war der Berg so sehr hoch, und mußten lange kleddan, ick weet man nich mehr wie lange, ehe sie hebben rupjekoamen. Denn sie hatten Lebensmittel, und das Kind zu tragen. Wie sie nun oben waren, sollte es der Vater lebendig hineinwerfen in den Pütt. Da sagte er, har künne et nich lotloaten, die Mutter sollte es reinschmeißen. Wie sie es nun sollte in den Brunnen werfen, da konnte sie es auch nicht loslassen. Denn hebben se wäa tu hus jereest.

W. v. Schulenburg.

---

a) **Bauopfer** wurde vor etwa fünf Jahren in meinem damaligen Wohnorte Seedorf bei Lenzen unternalb der Haustürschwelle des Möllerschen Hauses Nr. 4, bei Umbau gefunden: Topf, anscheinend der Mitte des 17. Jahrh. angehörig. Seedorf soll nach Verfall im 30jähr. Kriege von 1650 ab neu aufgebaut worden sein. Inhalt: Staub um Vogelknochenreste, wahrscheinlich Hahn. Leider war, als ich zur Stelle kam, der Topf in so kleine Trümmer zerschlagen und zertreten, daß Wiederherstellung unmöglich. Von der Asche und den Knochen sah ich auch nur kümmerliche Reste. In scheuem Bangen hatte man „den Spuk“ vernichtend bei Seite geräumt.

b) zwar nicht „30 Taler“, wohl aber **„Hundert Acht-Groschenstücke“** — d. i. ungefähr dieselbe Summe = 33 1/3 Taler — kenne ich als volkstümliche Redensart in den drei Kreisen: Königsberg, Sternberg, West-Prignitz aus den Jahren 1854 bis 1900. Z. B. unglaublichen Behauptungen gegenüber und bei Wetten: „Ich bitte Dich um 100 Acht-Groschenstücke.“ Desgl.: „Kerl, Du sollst 100 Acht-Groschenstücke kriegen!“ Desgl.: „Dat Ding is seine 100 Acht-Groschenstücke wert.“ Ob der an vielen Orten noch vorhandene Familiename „Hundertmark“ mit solcher Volkspreisschätzung im Zusammenhang stehen mag? 100 M althamburger Münzrechnung würde auch ungefähr = 30 Taler sein. (Brandenburgia 08, Nr. 8, S. 4.)

E. Handtmann.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstr. 14.

14. (11. ausserordentliche) Versammlung des XVII. Vereinsjahres.

Sonntag, den 25. Oktober 1908.

Wanderfahrt nach Chorin und Chorinchen.

Etwa sechzig Mitglieder der Brandenburgia mit ihren Gästen fuhren 8.52 vom Stettiner Bahnhof ab. Pünktlich trafen sie um 10.09 auf dem Bahnhof Chorinchen ein. Sie wurden hier von einer stattlichen Anzahl von Mitgliedern des Eberswalder Vereins für Heimatkunde in Empfang genommen, darunter dem 1. Vorsitzenden Herrn Professor Dr. Eckstein, dem 2. Vorsitzenden Herrn Amtsgerichtsrat Hirschberg und dem 1. Schriftwart Herrn Redakteur Schmidt.

Nach der Begrüßung wanderten wir durch das Dorf nach Süden und erstiegen kurz hinter dem Ausgang einen schroffen Bergkegel, wo Herr Professor Eckstein einen Vortrag hielt über die Entstehung der heimischen Landschaft. Er setzte darin zunächst in großen Zügen die Theorie von der Vergletscherung der Norddeutschen Tiefebene auseinander und besprach dabei die Entstehung der Endmoränen als Belege für die Stillstandsbewegung des Inlandeises. Der Flachsberg, auf dem wir standen, gehört zu einer solchen Endmoräne, die sich nach beiden Richtungen erkennen lässt. Sie bildet einen halbkreisförmigen Bogen, der an der Stelle, wo die Eisenbahn Eberswalde—Angermünde ihn passiert, einen natürlichen Einschnitt besitzt. In dem Mittelpunkt des Halbkreises liegt ein kleiner See, der fast völlig mit Rohr zugewachsen ist. Verfolgt man mit den Augen die Linie See-Einschnitt nach S weiter, so sieht man eine lange Reihe von Seen, nämlich den großen Hopfengarten See, die kalten Wasser und den Großen und Kleinen Stadt-See. Die Geologen erblicken in dem verwachsenen See im Mittelpunkt des Bogens einen Stausee und in der Seenkette vor dem Endmoränenbogen eine Abflußrinne der Schmelzwässer. Ein ähnliches Beispiel, das diese Formen noch großartiger zeigt, sind der Grimnitz-See und der Werbellin-See. Diese Schmelzwasserrisse mündeten in das große Thorn-Eberswalder-Haupttal,

das die gesamten Schmelzwasser weit von Osten her zur Elbe, d. h. in die Nordsee, abführte. Erst als beim weiteren Zurückgehen des Inlandeises die untere Oder freigeworden war, wurde das Thorn-Eberswalder-Tal trocken. In dem Thorn-Eberswalder-Hauptal soll der neue Schifffahrtsweg Berlin—Stettin gegraben werden, er wird in dem alten Bett bis Liepe geführt werden und hier ein mächtiges Hebewerk erhalten, während der jetzige Finowkanal das Gafälle zur Oder in 13 Treppenstufen überwindet. In einer Mergelgrube am Abhange fanden sich zahlreiche Feldsteine, die das beste Belegstück für den Transport durch Eis an sich tragen, nämlich die Schrammen und Schleifflächen; und kein einziger dieser Steine besitzt noch scharfe Kanten und Ecken.

Von hier wanderten wir durch einen schluchtenartigen Waldweg in den herbstlichen Buchenwald hinein. Die Bäume waren schon ziemlich kahl, aber immer saßen noch genug Blätter fest, um an ihrer Farbe die Jahreszeit erkennen zu lassen. Bald verließen wir den Weg und bogen zum Ufer des Nettelgrabens ab, der ein künstlicher Abfluß des Amtssees ist mit hohen und steilen Böschungen, die stellenweise ganz mit Epheu bewachsen sind. Auch hier stehen hohe Buchen, Rüster und Weiden. Zwei alte Stämme, die im Innern ganz vermorscht waren, hatte der Sturm gefällt und sie lagen mit zersprengten Leibern quer über dem Graben.

Wir betraten durch eine Klapptür den Forstgarten und wanderten noch ein Stück am Ufer des Nettelgrabens hin bis wir zu einem Gemäuer aus Feldsteinen kamen, wo Herr Redakteur Schmidt einen kurzen Vortrag hielt und die Mauer als Reste der Klosterbefestigung deutete, zu welchem Zweck auch der Graben aus dem Amtsee hier herum gezogen worden sei. Herr Schmidt führte nun die Gesellschaft durch mehrere Steige, die dicht mit hohen Lebensbäumen flankiert sind, so geschickt, daß wir schließlich am Ende eines Weges den hohen Westgiebel der Kirche (Abb. 1) vor uns sahen, eingerahmt von den schlanken grünen Lebensbäumen, ein künstlerisch vollendetes Bild. Der Giebel besteht aus drei schlanken Feldern, von denen das mittelste die beiden seitlichen weit überragt: alle drei sind seitlich mit kleinen Türmchen geschmückt und in ihrer Mitte noch etwas höher aufgeführt, so daß sich die Hauptabstufung hier noch dreimal im kleinen wiederholt. Jede Emporführung trägt ein kleines schräges Dach. Das Hauptfeld enthält drei lange schmale Fenster und darüber eine Rose. Von den beiden Seitenfeldern ist das freistehende, das nördliche, schmaler als das andere, welches also vor dem Westflügel steht. Doch fällt dieser Unterschied erst beim genauen Hinsehen auf, und ist sicher aus baukünstlerischer Voraussicht geschaffen worden, denn der freistehende Giebel wird durch den blauen Himmel dahinter wirkungsvoller gemacht, so daß er mit dem rechten, der sich von dem hohen Dach nicht abhebt, wohl konkurrieren kann.

Bei der Besichtigung des Gebäudes übernahm Herr Bausekretär Jabbusch die Führung. Die Baulichkeiten umschließen einen quadratischen Hof auf drei Seiten. Auf seiner Nordseite steht die Kirche (Abb. 2) und auf der Westseite befindet sich ein langes Gebäude, das einige Wirtschaftsräume des Klosters enthält, die noch erhalten sind. Das östliche Gebäude endlich war der Kreuzgang, es ist vollständig zu Beamtenwohnungen und Diensträumen zugebaut worden. Die heute offene Seite

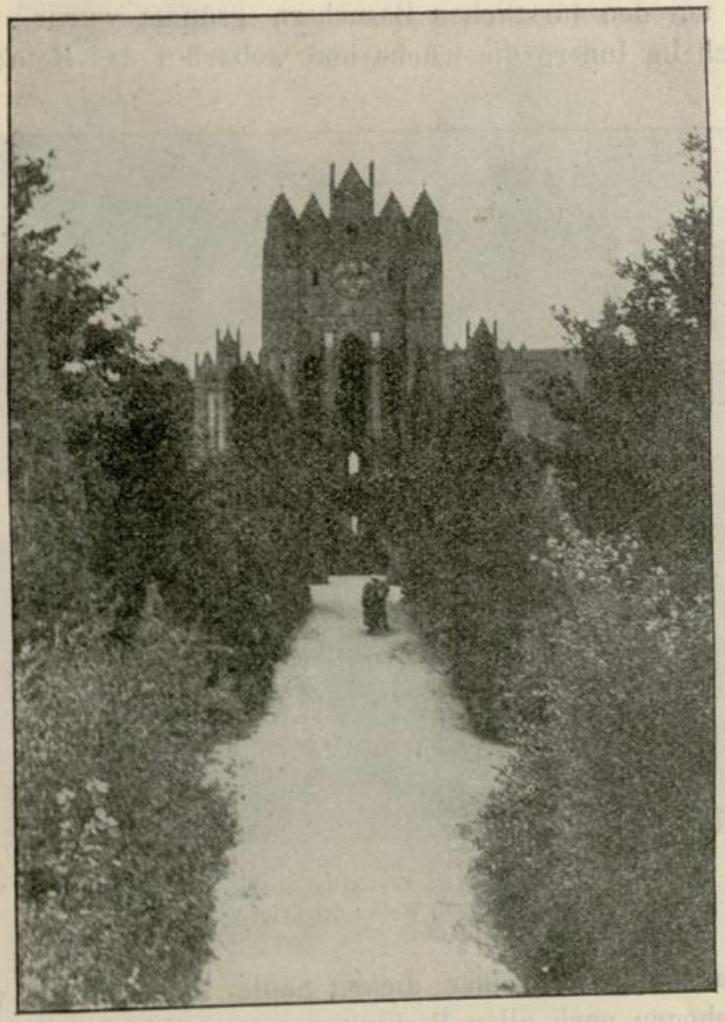


Abb. 1. **Westgiebel des Klosters Chorin.**
(Phot. Walter Scholvien.)

des Hofes war früher ebenfalls durch einen Kreuzgang abgeschlossen, von dem aber nur noch ein kleiner Rest vorhanden ist. Wir betraten die Kirche von dem Hofe aus, denn hier fehlt die Längswand, und man sieht die Säulen des Mittelschiffes, welche das Dach tragen. Die beiden Reihen von Säulen stehen noch und lehren, daß die Kirche dreischiffig war. Ihren Westgiebel haben wir schon von außen betrachtet. Ihm gegenüber befindet sich der hohe Chor (Abb. 3) mit acht Fenstern, die einen

Halbkreis bilden. Die Kirche ist eine Kreuzkirche und die beiden kurzen Balken springen vor dem Ostchor heraus; sie ist 111 Schritt lang und zwischen den Säulen nur 16 Schritte breit. Es sind 12 schlanke Pfeiler vorhanden, die ehemals ein leichtes Kreuzgewölbe trugen, während jetzt eine Balkendecke das Schiff nach oben abschließt. In einem Querraum befindet sich eine zweistöckige Grabkapelle mit einer Tafel, die den Namen Thomas entziffern läßt. Es soll das der Name eines Abtes sein. Das westliche Gebäude besitzt ein hohes vorspringendes Eingangsportal, das nur den fürstlichen Besuchern geöffnet wurde. Neben ihm befindet sich im Innern die Küche und weiterhin das Refektorium, ein

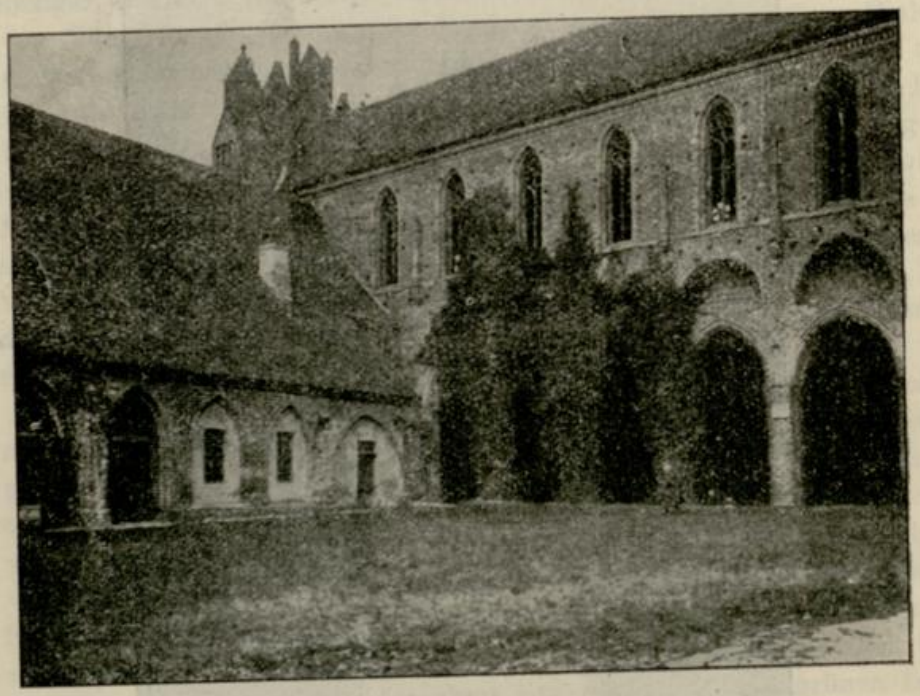


Abb. 2. **Klosterhof Chorin.**
(Phot. Walter Scholvien.)

quadratischer Raum mit einer dicken Säule in der Mitte, von der aus die Gewölbebogen nach allen Richtungen ausstrahlen. In diesem Flügel liegt auch das Fürstenzimmer, dessen Decke ebenfalls von einer Mittelsäule getragen wird. An der einen Wand erkennt man Überreste von Wandmalerei, die unser verstorbenes Mitglied W. Pütz, Jahrg. IV. S. 95 beschrieben und in einer Zeichnung abgebildet hat. Nach seiner Meinung stellt das eine der Bilder das Salomonische Urteil dar und das andere die Weisen aus dem Morgenlande vor. Herr Schmidt sprach sich dahin aus, daß das letztere die törichten und die klugen Jungfrauen vorstellen soll. Es ist sowenig zu erkennen, daß es mir unmöglich erscheint, ein Urteil abzugeben. In diesem Raume machte u. M. Herr

Architekt Kühnlein auf die Anordnung der Mauersteine in den Wänden aufmerksam, es folgen in einer Reihe zwei Steine mit der Längsseite nach vorn, und darauf einer mit dem schmalen Ende (2 Läufer und ein Strecker). Er nannte diese Lager Schornsteinverband. In dem östlichen Quergebäude befand sich, wie gesagt, der Kreuzgang, es trug aber ursprünglich noch ein Stockwerk mit den Zellen der Mönche. An seinem Südende ist ein Klosterraum zu einer Kirche eingerichtet worden. An

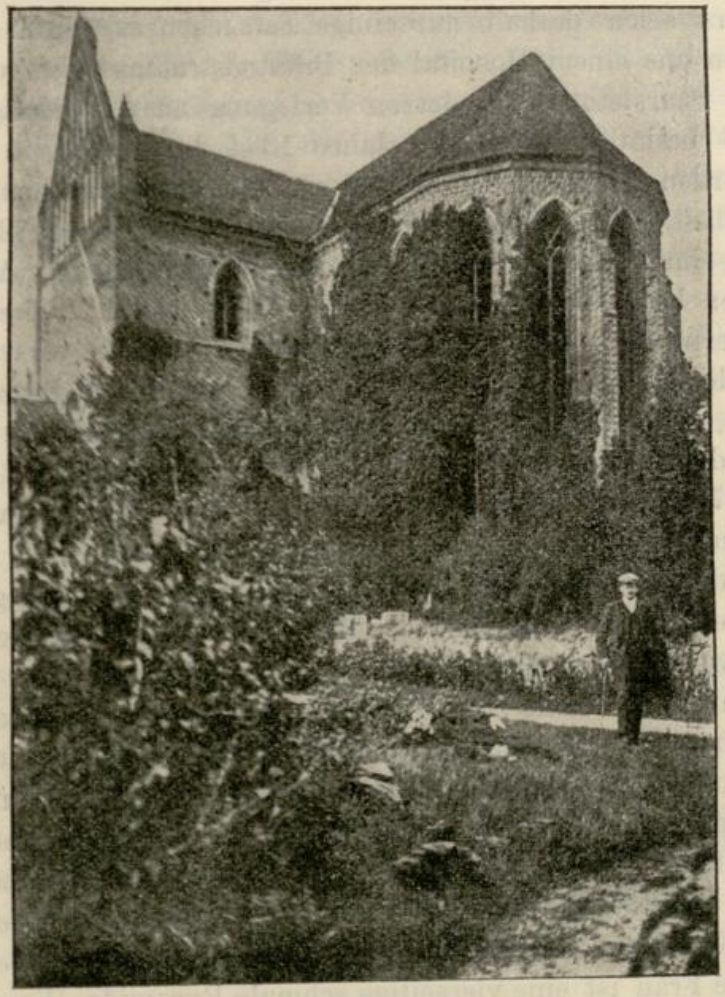


Abb. 3. **Ostgiebel des Klosters Chorin.**
(Phot. Walter Scholvien.)

den südlichen Flügel lehnt sich nach außen hin das Abtshaus an, das heute zur Oberförsterei eingerichtet ist.

Nachdem wir die Kirche und die Klostergebäude eingehend besichtigt hatten, wanderten wir durch den Klostergarten und über den Nettelgraben zur neuen Klosterschänke, wo das Frühstück bestellt war. Während desselben sprach der 1. Vorsitzende Herr Geheimrat Friedel, den Herren des Eberswalder Vereins den Dank der Brandenburgia aus und toastete auf das Blühen des Vereins. Darauf feierte der 2. Vorsitzende des

Eberwalder Vereins, Herr Amtsgerichtsrat Hirschberg, die Brandenburgia als die Führerin auf dem Gebiete der Heimatkunde.

Nach dem Frühstück ergriff Herr Redakteur Schmidt das Wort zu seinem Vortrage „Kloster und Amt Chorin." Wir machen darauf aufmerksam, daß sich Jahrg. III. S. 127 ein Vortrag unseres verstorbenen I. Schriftwartes Ferdinand Meyers über die Geschichte des Klosters abgedruckt findet. Die Brandenburgia hat nämlich am 2. September 1894 schon einmal einen Ausflug nach Chorin gemacht. Aus der Geschichte des Klosters seien deshalb nur einige Tatsachen erwähnt. Es ist hervorgegangen aus einem Hospital der Prämonstratenser auf dem Pehlitz-Werder im Paarsteiner See, dessen Verlegung an die heutige Stelle im Jahre 1273 bestätigt wird. Im Jahre 1334 ist wohl die Kirche erst fertig geworden. Das Kloster erhielt manche Gerechtsamen, z. B. 1288 die Zollfreiheit. Es gehörten zu dem Besitz 15 Dörfer, 25 Seen und 11 Mühlen, im ganzen eine Fläche von 5000 Morgen. Mit der Einführung der Reformation wurde es 1542 ein kurfürstliches Amt, das zeitweise verpfändet war und zeitweise von Amtleuten verwaltet wurde. Die Gebäude hatten natürlich die Verwüstungen des 30 jährigen Krieges auszuhalten, und seit dem 17. Jahrhundert fehlt das südliche Seitenschiff. Unter Friedrich Wilhelm I waren hier 29 alte Soldaten einquartiert. Im Jahre 1705 wurde die Glashütte eingerichtet. Die Abtswohnung ist seit 1861 zur Wohnung des Oberförsters eingerichtet.

Nach dem Frühstück wurde eine kleine Pause eingelegt, die von einzelnen Teilnehmern mit einer kurzen Promenade in die Umgebung ausgefüllt wurde, worauf der Kaffee eingenommen wurde.

Hierauf war es Zeit zum Aufbruch geworden. Der Heimweg zum Bahnhof führte noch einmal durch den Forstgarten und an dem Bauwerk vorüber. Vor der Nordwand der Kirche befindet sich ein kleiner Kirchhof mit zwei sehr merkwürdigen Gedenksteinen, die dem Amtsrat Nobbe und seiner Frau gehören. Der erste ist eine halbmannshohe Säule aus Granit, die oben eine beckenartige Vertiefung besitzt, in der eine über kopfgroße Kugel aus Granit liegt, die daher beweglich ist. Der Denkstein für die Frau ist eine vierseitige schmale Pyramide, die neben einem kreisrunden Becken aus Granit steht. Auf der Frontseite der Pyramide findet sich ein eigenartiges Relief, das sich ungefähr mit einem Kanonenrohr vergleichen läßt; doch trägt es auf seiner Mündung einen Baum oder Strauch und auf dem entgegengesetzten Ende eine Verzierung, die sich ungefähr mit einer Hand vergleichen läßt. Eine merkwürdige Sage über den Amtwann Nobbe berichtet unser Mitglied Hermann Berdrow, Jahrg. XIV., S. 492. Wir wanderten nun wieder den Hauptsteig entlang und warfen nach rückwärts noch einmal einen Blick auf den hohen Westgiebel, der, von den goldenen Strahlen der untergehenden Sonne beschienen, in einem besonders warmen Ton erglühte. Ein Stück in das Innere des

Klostergartens hinein liegt eine Ruine aus Granitfindlingen, die von den Forschern als Überreste einer Befestigung gedeutet worden sind. Unser Führer, Herr Schmidt, hält aber die Mauerreste für die Überbleibsel der Kirche von Ragösen, denn das Kloster steht auf der alten Dorfstelle, und die Bewohner waren versetzt worden. Durch ein Klapptor gelangten wir auf die Chaussee Eberswalde-Angermünde. Mit seinen Wirtschaftsgebäuden reicht die heutige Oberförsterei bis zur Chaussee und man hat von hier aus noch mal einen schönen Überblick über die gesamten Baulichkeiten, indem man von Süden her auf den Klosterhof blickt. Zu den Gebäuden neben der Chaussee gehört auch die alte Klosterschänke. Die Chaussee führt am Südrande des Amtssees vorüber und biegt dann scharf nach Norden um. Kurz dahinter befindet sich die Stelle, wo bis 1772 eine Glashütte stand. Wir besichtigten einen Trümmerhaufen und sammelten einige Scherben der sog. Choriner Bouteillen. Hinter dem Walde sahen wir schon Chorinchen liegen und wanderten auf einem Feldwege in das Dorf zurück. Hier öffnete uns Herr Lehrer Ulrich die Kirche. Sie ist aus Findlingen erbaut und enthält im Innern den Grabstein des Amtsrats Karbe. Die Kirche ist nur klein und die Emporen sind nur niedrig. Sie sind dicht mit Totenkränzen und Kronen behangen. Ein interessantes Taufbecken ist vorhanden, und ein schönes Kruzifix, das aus dem Kloster stammte, ist vor 50 Jahren gestohlen worden.

Wir hatten noch reichlich Zeit und wanderten langsam zum Bahnhof, von wo wir 5.05 nach Berlin zurückfuhren; allerdings mußten wir in Eberswalde eine Stunde warten, weil unsere Karten nur für Personenzüge gültig waren.

---

15. (4. ordentliche) Versammlung des XVII. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 28. Oktober 1908, abends 7½ Uhr im Vortragssaal des Märkischen Museums am Märkischen Platz.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat E. Friedel. Von demselben rühren die Mitteilungen zu I bis XXVII her.

A. Allgemeines.

I. Über den 2. Verbandstag der deutschen Vereine für Volkskunde am 2. und 3. d. M., dem sich auch die der Volkskunde zugetane Brandenburgia angeschlossen hatte und der von vielen unserer Mitglieder besucht wurde, hat unser Ausschußmitglied, Herr Dr. Gustav Albrecht, einen ausführlichen Bericht nach seinen Aufsätzen in der

Vossischen Zeitung vom 6. und 8. d. M. zugehen lassen, dem wir mit gütiger Erlaubnis folgendes entnehmen.

Die zweite Tagung des Verbandes wurde in der „Ressource zur Unterhaltung“ in der Oranienburgerstraße abgehalten und am Freitag Abend durch den Vorsitzenden des Berliner Ortsausschusses, Prof. Dr. M. Rödiger, mit einer kurzen Ansprache eröffnet, in der er seiner Freude Ausdruck verlieh, daß die Versammlung so gut besucht sei, und um Nachsicht für die gebotenen Vorführungen bat, Diese bewegten sich an dem Begrüßungsabend hauptsächlich auf dem Gebiete des Volksliedes und der Volksmusik und boten Beispiele hierfür aus verschiedenen Ländern deutscher Zunge. Aus dem Liederschatz der Bewohner des Erzgebirges trug der Volksdichter Anton Günther aus Gottesgab mit Guitarrenbegleitung mehrere eigene Dichtungen vor, von denen „Da Ufnbank“ (die Ofenbank) und „Wu, da Wälder hamlich rauschen“ wegen des frischen Humors und der ansprechenden Singweisen großen Beifall fanden, dann folgte ein Solovortrag der Konzertsängerin Frau Klossegk-Müller, die einige bekannte Volkslieder zu Gehör brachte, und ein Dreigesang von Frl. Gesa Friedel, der Tochter unseres Vorsitzenden, und Frl. Gertrud Schmidt, die im Verein mit der genannten Dame Volkslieder in dreistimmigem Satz von Benno Schuch zum Vortrag brachten. Das von Frau Klossegk-Müller gesungene Volkslied „Za Straßburg auf der Schanz“ leitete zu Vorführungen aus dem Musik- und Liederschatze der Schweizer, Steiermärker, Tiroler und Deutschböhmen über. Auf einem langen Hirtenhorn aus den Karpaten ließ Kammermusiker R. Königsberg den Schweizer Kuhreigen und verschiedene Hirtenrufe aus den Alpenländern ertönen, auf zwei Schwegelpfeifen blies der Steiermärker Georg Drechsler eine Kuhpolka und einen steierischen Herdenreigen und trug dann unter Guitarrebegleitung auf der Mundharmonika einen Ländler und ein lustiges steirisches Lied vor. Besonderen Beifall erregten die Darbietungen des „Jodlerkönigs“ Josef Felder aus Entlebuch, der seine Jodler und Juchzer mit solcher Lust und Liebe und mit einem Wohllaut der Stimme vortrug, daß man kaum glauben konnte, daß der „Jodlerkönig“ bereits 73 Lenze zählt. In bunter Folge wechselten die genannten Damen und Herren mit Vorträgen aus dem Liederschatze des deutschen Volkes und mit Darbietungen aus ihrer engeren Heimat, und als lustige Unterbrechung führte der Puppenspieler Ganzauge aus Dresden auf seinem Kasperletheater zwei Komödien — „Seppel unter'm Zauberhut“ und „Die Dorfschmiede“ — auf, die wegen ihrer scherzhaften Darstellung und der im sächsischen Dialekt besonders wirkenden Witze große Heiterkeit bei den Zuhörern erregten. Die gesamten Vorführungen boten einen kleinen Überblick über ein Gebiet der Volkskunde, das reich an Schöpfungen des Volksgeistes ist und deshalb der besonderen Pflege von seiten volkstümlicher Vereine bedarf.

Die geschäftliche Sitzung des Verbandes wurde am Sonnabend Vormittag um 10 Uhr durch den Vorsitzenden Prof. Dr. Mogk-Leipzig mit einer Begrüßung der Vertreter eröffnet. Von 20 dem Verbande angehörigen Vereinen waren 16 vertreten, u. a. der Berliner Verein für Volkskunde (Prof. Dr. Rödiger), die königl. Sammlung für Volkskunde (Dr. Brunner), der Verein dieser Sammlung (H. Sökeland), die Berliner Anthropologische Gesellschaft (Dr. Träger), die hessische Vereinigung für Volkskunde (Prof. Dr. Helm), die Vereine für badische und für rheinisch-westfälische Volkskunde (Prof. Dr. Kahle und Prof. Dr. Sartori), das Leipziger und das Hamburger Museum für Völkerkunde (Prof. Dr. Mogk und Dr. Preßler), der Hamburger Altertumsverein (Direktor Dr. Lauffer), die schlesische Gesellschaft für Volkskunde (Prof. Dr. Siebs), der sächsische Verein für Volkskunde (Prof. Dr. Seyffert), der Verein für Egerländer Volkskunde (Prof. Dr. Hauffen) und die schweizerische Gesellschaft für Volkskunde (Prof. Dr. Hoffmann-Krayer). Nachdem der Vorsitzende den Geschäfts- und Rechnungsbericht erstattet und mitgeteilt hatte, daß die Verbandsmitglieder Prof. Gallait, Elard H. Meyer, Prof. Albrecht Dieterich und Geh. Rat Lissauer verstorben seien, folgte ein Bericht der Kommission für die Aufzeichnung der deutschen Volkslieder, demzufolge nur wenige Einsendungen auf die abgeschickten Fragebogen eingegangen sind. Der sächsische und der badische Verein für Volkskunde sind in dieser Beziehung sehr tätig gewesen, aber es bedarf noch großer Anstrengungen, wenn das geplante Werk einer vollständigen Sammlung deutscher Volkslieder zustande kommen soll. Von der Kommission zur Vorbereitung einer Sammlung der Zaubersprüche und Segen des deutschen Sprachgebiets waren eine Anzahl Leitsätze hierfür aufgestellt worden, von denen die Versammlung Kenntnis nahm und denen sie, abgesehen von geringen redaktionellen Änderungen, ihre Zustimmung erteilte. Die Zeitschriftenschau über die volkskundlichen deutschen Zeitschriften ist von der hessischen Vereinigung bis zum Jahre 1905 bearbeitet worden, die weitere Herausgabe stößt aber auf Schwierigkeiten, da es die Kräfte eines einzelnen Vereins übersteigt, ein solches Werk zu bewältigen. Es muß deshalb nach Mitteln gesucht werden, um die Herausgabe der Zeitschriftenschau durch den Verband zu ermöglichen, und das geplante Werk muß zunächst liegen bleiben, ebenso ist von einer Bibliographie der volkskundlichen Literatur des 19. Jahrhunderts Abstand genommen worden. Um die Mittel hierzu, sowie zur Sammlung der Volkslieder aufzubringen, wird vom Vorstand vorgeschlagen, dem Reichskanzler eine Denkschrift nebst einer Petition um Unterstützung zu überreichen und als Zweck der in Höhe von 5000 Mark erbetenen Beihilfe ausschließlich die Samlung deutscher Volkslieder anzugeben. Die Versammlung ist mit diesem Vorschlage einverstanden und spricht den Wunsch aus, daß der Vorstand außerdem im Reichsamt

des Innern persönlich vorstellig werden möchte, weil hierdurch das Gesuch in geeigneter Weise unterstützt werden könne. Bei der Vorliebe des Kaisers für das deutsche Volkslied sei die Gewährung einer Beihilfe aus Reichsmitteln wohl zu erwarten und bei geeigneter Gelegenheit könne man vielleicht wegen Unterstützung zur Herausgabe der Zeitschriftenschau vorstellig werden.

Auf Anregung des Vorsitzenden wurde von der Versammlung die Absendung nachstehenden Telegramms an den Kaiser beschlossen: „Ew. Majestät, dem Schirmherrn deutscher Art und Kunst, huldigt der in der Reichshauptstadt tagende Verband deutscher Vereine für Volkskunde aus allen Ländern deutscher Zunge, der sich die Stärkung alten Volkstums und seine wissenschaftliche Bearbeitung zur Aufgabe gestellt hat. Prof. Dr. E. Mogk. Prof. Dr. M. Rödiger." Auf dieses Huldigungstelegramm traf am Nachmittage folgende Drahtantwort ans Rominten ein: „Se. Majestät der Kaiser und König nehmen lebhaftes Interesse an den Bestrebungen deutscher Vereine für Volkskunde, erhoffen von der diesjährigen Tagung fruchtbare Anregungen und lassen für den Huldigungsgruß bestens danken. Auf Allerhöchsten Befehl. Der Geheime Kabinetsrat i. V. v. Berg."

Im weiteren Verlauf der geschäftlichen Sitzung wurde beschlossen, der Aufforderung zur Beteiligung an einer internationalen Vereinigung volkskundlicher Verbände, die vom folkloristischen Forscherbunde (F. F.) in Skandinavien ausgegangen ist, insoweit zu entsprechen, daß die Einzelvereine ihre Mitglieder auf die Vorteile der internationalen Vereinigung aufmerksam machen und ihre wissenschaftlich tätigen Mitglieder zum Beitritt auffordern sollen. Ferner wurde beschlossen, daß die vom Verbandstage eingesetzten Ausschüsse zur Bearbeitung irgend welcher Abschnitte der Volkskunde auch nach Beendigung ihrer Sammeltätigkeit bestehen bleiben sollen, um gegebenenfalls jederzeit zur Unterstützung herangezogen werden zu können. An Stelle des 1906 verstorbenen Prof. Strack in Gießen wurde Prof. Max Friedländer als drittes Mitglied in die Volkslieder-Kommission, der Prof. Bolte-Berlin und Prof. I. Meier-Basel angehören, gewählt; auf Antrag des Vorsitzenden Prof. Dr. Mogk beschlossen, Abbildungen und graphische Darstellungen der immer mehr verschwindenden Getreidepuppen zu sammeln, und auf Vorschlag des Dr. Preßler-Hamburg, die geographisch-kartogrophische Niederlegung der Ergebnisse der volkskundlichen Forschung in Angriff zu nehmen. Nachdem dann Geh. Reg.-Rat E. Friedel als Vertreter der „Brandenburgia" eine von dieser Gesellschaft gewidmete Festschrift „Beiträge zur Volkskunde", mit Arbeiten von Friedel, Albrecht, Wienecke, Schulenburg, Weinitz und Mielke, überreicht und Prof. Kahle-Heidelberg mitgeteilt hatte, daß der badishe Verein für Volkskunde sich mit dem badischen Verein für sozial Wohlfahrt auf dem Lande zu einem Vereine „Badische Heimat"

verschmelzen werde, wurde Graz als Ort für die nächste Tagung gewählt und der bisherige Vorstand — Prof. Mogk-Leipzig, Prof. Seyffert-Dresden und Oberlehrer Dr. Dähnhardt-Leipzig — durch Zuruf einstimmig wiedergewählt.

Nach Schluß der geschäftlichen Sitzung hielt Prof. Dr. A. Hauffen aus Prag einen Vortrag über das Volkslied in Österreich und seine vorbereitete Ausgabe, in dem er eine Übersicht über die in Österreich gesungenen Volkslieder nach Inhalt und Mundarten gab und die Sammeltätigkeit in den einzelnen Gebieten schilderte. Es gibt dort meist dieselben Volkslieder wie in Deutschland, nur werden sie in mundartlicher Färbung gesungen, und zwar im südlichen Österreich und in den Alpenländern fast ausschließlich in der heimischen Mundart, unberührt von der Schriftsprache, während im nördlichen Österreich teils mundartlich gefärbte Volkslieder, teils solche in der Schriftsprache vorkommen. Vielfach sind in den Volksliedern auch zwei Mundarten mit einander verschmolzen oder die Schriftsprache mit der Mundart vereint worden. Viele Volkslieder sind bereits gesammelt und im Druck herausgegeben worden, zwar besitzt jedes Kronland eine oder mehrere eigene Sammlungen, aber die meisten dieser Veröffentlichungen enthalten leider keine Singweisen.

Am Sonnabend den 3. nachmittag fand in der Ressource eine öffentliche Versammlung des Verbandes statt, die von dem Vorsitzenden Prof. Dr. Mogk-Leipzig mit einer Ansprache eröffnet wurde, in der er das Verhältnis der Volkskunde zu den einzelnen Wissenschaften charakterisierte. Die wissenschaftliche Volkskunde ist erst einige Jahrzehnte alt und wird von manchem Vertreter der exakten Wissenschaften nicht für gleichberechtigt angesehen, aber diese Anschauung ist einseitig, denn die Volkskunde hat in der kurzen Zeit bereits vieles geleistet, was für die einzelnen Zweige der Wissenschaften von Nutzen ist und zur Klärung und Richtigstellung früherer Ansichten beigetragen hat. So haben die Sammlungen von Götter- und Heldensagen, von Märchen und Fabeln, von Volksliedern und Zaubersprüchen und die darüber angestellten Untersuchungen neues Licht auf den Ursprung vieler religiösen Anschauungen geworfen und der Religionswissenschaft Stoff zu weiteren Forschungen geliefert, so haben die Aufzeichnungen aus dem Gebiete der Volksdichtung, welche die Volkskunde veranlaßt hat, der literargeschichtlichen Forschung große Dienste geleistet und in gleicher Weise hat die Sprachwissenschaft erhebliche Förderung erfahren durch die Sammlung und Aufzeichnung der Liedertexte in den einzelnen Mundarten, durch Aufzeichnung von Personen- und Ortsnamen, von Flurbezeichnungen und von volkstümlichen Benennungen der Tiere, Pflanzen und Gesteine, sowie der Haus- und Wirtschaftsgeräte usw. Die Dialektforschung hat große Fortschritte gemacht, und ihre Ergebnisse sind wiederum vorteilhaft für die Kulturgeschichte und

Landesgeschichte gewesen. An verschiedenen Universitäten sind bereits Lehrstühle für Volkskunde eingerichtet worden, weil man eingesehen hat, daß alle Gebiete der humanistischen Wissenschaften von der Volkskunde Förderung und Bereicherung erfahren können. Gleich den theologischen und philologischen Wissenschaften haben anch die Rechtswissenschaft und die Medizin manches von der Volkskunde gelernt, jene durch die von volkskundlicher Seite veranlaßte Sammlung der Weistümer und alten Rechtsgewohnheiten, diese durch die Beschäftigung mit der Volksmedizin und mit sympathischen und abergläubischen Gebräuchen. Bei der Kunstwissenschaft greift die Volkskunde mehr ins öffentliche Leben ein, hier kann sie durch Hinweis auf die Vorbilder des alten Hausbaus, auf Einrichtungen der Wohnstätte, auf Verzierungen und Inschriften usw. der Baukunst manche Anregung geben und dem deutschen Volke wieder zu einer gemütlichen Behausung, die es vielfach entbehren muß, verhelfen, hier kann sie durch Sammeln und Ausstellen bildlicher Darstellungen aus früherer Zeit dem Kunstgewerbe und der Hauskunst Winke zur Anfertigung einfacher und dem Volke zusagender Kunst- und Gebrauchsgegenstände geben, hier kann sie durch Aufforderung zur Pflege des Volksliedes und der Volksmusik viel Gutes stiften und zur Belebung des Volkssinnes beitragen, zugleich auch der Verödung des Volkslebens vorbeugen. In Wissenschaft, Literatur und Kunst hat die Volkskunde Eingang gefunden, und durch die Ergebnisse ihrer Sammlungen und Forschungen gibt sie dem deutschen Volke das, was sie von ihm empfangen hat, mit Zinsen zurück.

Über Begriff und Ziele der deutschen Volkskunde sprach darauf Prof. Dr. Siebs-Breslau. Er schilderte den Zustand der volkskundlichen Forschung um die Mitte des 19. Jahrhunderts, erinnerte an die Arbeiten der Brüder Grimm, an Mannhardt und Weinhold und bemerkte, daß die Untersuchungen dieser Gelehrten damals wenig ins Volk gedrungen seien. Erst mit der Neubegründung des Dentschen Reichs sei das deutsche Nationalgefühl erstarkt und ein berechtigter Stolz auf deutsche Art und Sitte, auf deutsche Kunst und deutsches Recht, auf Sang und Sage habe sich entwickelt. Nun habe auch die Volkskunde festen Fuß fassen können und unter tätiger Mitwirkung Weinholds sei die Volkskunde und mit ihr die wissenschaftliche Volkskunde in Deutschland begründet und gefestigt worden. Während die Volkskunde auf allen Gebieten, auf denen sich das Volksleben betätigt, sammelt und forscht, will die wissenschaftliche Volkskunde das gesammelte Material sichten und bearbeiten. In dieser Beziehung steht ihr ein weites Arbeitsfeld offen. Da ist zunächst das Gebiet des Volksglaubens und des Aberglaubens, zwei Dinge, die mit dem Leben des Volkes eng verknüpft sind; hier ist eine Fülle von Stoff vorhanden, der bereits gesammelt ist und der Bearbeitung harrt oder der noch verborgen ruht und auf Entdeckung

wartet. Ist auch manches im Laufe der Jahrhunderte verloren gegangen, weil die christliche Kirche gegen die Überlieferung heidnischen Glaubens, gegen den Aberglauben, scharf vorgegangen ist, so hat sich doch wiederum durch die Kirche selbst die Kenntnis von manchen alten Gebräuchen und manchem Aberglauben erhalten, indem die Pfarrer in ihren Predigten diese Dinge als abschreckende Beispiele aufführten. In dieser Hinsicht haben sich die Predigthandschriften des 14. und 15. Jahrhunderts, wie sie beispielsweise in der Breslauer Universitäts-Bibliothek erhalten sind, als reiche Fundgrube erwiesen. In ihnen findet man Angaben über Liebes- und Glücksorakel, über Hausgeister und ihre Verehrung, über Bleigießen und Messen kranker Körperteile, über Schutzbriefe gegen Wasser, Feuer und Waffen, über Alb, Waldfrau und Mahre und ähnliches. Diese Predigtsammlungen haben sich auch als Fundgrube für Märchen und Sagen erwiesen, da diese von den Predigern als Beispiele eingeflochten wurden, und eine Vergleichung dieser aus dem 14. und 15. Jahrhundert überlieferten Fassungen mit Märchen und Sagen in neueren Sammlungen hat manche Aufklärung über die ursprüngliche Form und den Ursprung der Sagen und Märchen gegeben, und manchen Fingerzeig, daß man beim Sammeln und beim Sichten sehr vorsichtig sein muß, wenn man Gekünsteltes vom Natürlichen unterscheiden will. Als bemerkenswerte Beispiele führte der Vortragende die Sagen von Rübezahl und die Ballade vom Glockengießer von Breslau an, die bisher als Schöpfungen des Volksgeistes angesehen wurden, aber erst im 16. bezw. 17. Jahrhundert als Kunstprodukte entstanden sind. Auch auf diesem Gebiete gibt es für die wissenschaftliche Volkskunde noch viel zu tun, und die Brüder Grimm haben der Nachwelt ein gutes Vorbild gegeben, wie man frische und natürlich Erzeugnisse aus dem Volke selbst erhalten kann und sich in der Wiedergabe des Erlangten der kindlichen Auffassung des Volkes anpassen muß. Eine beachtenswerte Aufgabe hat die Volkskunde ferner auf dem Gebiete der altheimischen Bräuche und Sitten zu erledigen. Die Pflege dieser Bräuche verkettet die Volksgenossen mit einander und mit ihrem Heimatlande und erweist sich auch in der Fremde als starkes Bindeglied. Die Volkskunde hat diese Sitten und Gebräuche zu sammeln und für ihre Erhaltung oder ihre Wiedereinführung Sorge zu tragen, die wissenschaftliche Volkskunde hat dem Ursprung der Bräuche nachzuforschen, ihr Vorkommen bei verschiedenen Stämmen und Völkern festzustellen u. dergl. mehr. An einer Reihe von Beispielen zeigte der Vortragende, daß sich bei den deutschen Hochzeitsbräuchen sehr viele uralte Bräuche nachweisen lassen, so der germanische Brautkauf, der Kauftrunk, der Brautlauf, die Tagewählerei, die Übertragung der Herrschaft durch Handschuh und Mantel, das Brautgeleite u. a., daß mithin eine Sammlung und Untersuchung uralter Bräuche sehr wertvoll ist. Vor allem muß die Volkskunde sich die Sammlung und Aufzeichnung

der deutschen Volkslieder angelegen sein lassen, weil in ihnen die Regungen und Empfindungen der Volksseele unverhüllt zum Ausdruck kommen und weil sie alles das enthalten, was das Volk bewegt, was es versteht und was es gutheißt. Auf diesem Gebiete ist infolge der Anregung von allerhöchster Stelle schon viel getan, aber es bleibt noch immer genug zu tun übrig, das Wichtigste ist zunächst eine umfassende, systematisch geordnete Sammlung und Bearbeitung der deutschen Volkslieder. In gleicher Weise muß die Volkskunde auch für die Sammlung und Aufzeichnung älterer Erzeugnisse der deutschen Volkssprache, besonders der Dialektformen tätig sein, ferner für die Sammlung und Erhaltung früherer noch vorhandener Volkstrachten, alter Haus- und Wirtschaftsgeräte und alter Siedlungen und Wohnstätten. Alle diese Dinge sind von Wichtigkeit für die Geschichte und Entwicklung einzelner Stämme, für Untersuchungen über ihre Herkunft und für ihr wirtschaftliches und geistiges Leben. Die Beschäftigung mit der Volkskunde hat einen hohen sozialen Wert. Wer ohne Kenntnis der Eigenart eines Volkes aufwächst, der wird stets ohne Einsicht für die sozialen Forderungen des Volkslebens bleiben; von der Volkskunde kann jeder, selbst der Gebildetste etwas lernen, und darum ist die Beschäftigung mit der Volkskunde jedem zu empfehlen, ja sie ist geradezu eine Pflicht des Einzelnen. Damit aber die Sammlungen, Forschungen und Arbeiten auf dem Gebiete der Volkskunde der Wissenschaft den rechten Nutzen bringen, muß die Leitung aller Bestrebungen in den Händen von Sachverständigen liegen, sie müssen die Freunde der Volkskunde zur Mitarbeit heranziehen, das gewonnene Material sichten und bearbeiten und zur Verbreitung der Ergebnisse der volkskundlichen Forschung beitragen. Dadurch daß die Volkskunde Sache aller Glieder des Volkes wird, können die großen Ziele, die sie sich gesteckt hat, erreicht werden.

Den Beschluß der Tagung bildete ein Festmahl im weißen Saale der Ressource, an dem gegen 250 Personen teilnahmen. Das Hoch auf den deutschen Kaiser als den Förderer volksfreundlicher Bestrebungen brachte Prof. Dr. Mogk aus, darauf dankte Prof. Dr. Rödiger allen, die zum Gelingen der Festversammlung beigetragen hätten, insbesondere den Vertretern der einzelnen Vereine und dem Kultusminister, der einen Vertreter zur Tagung entsandt habe. In seiner Erwiderung betonte Geh. Ober-Reg.-Rat Schmidt, daß das Ministerium den Bestrebungen des Verbandes sympathisch gegenüberstehe und diesen nach Kräften unterstützen werde. Er schilderte dann, was bisher in Deutschland für die Sache der Volkskunde geschehen ist, ermunterte zu weiterem ersprießlichen Arbeiten und Forschen und trat warm für die Wiederbelebung des Volksgesanges ein. Geheimrat Friedel brachte dem Verbande seine Glückwünsche in dreifacher Eigenschaft dar, als Vertreter des Oberbürgermeisters der Stadt Berlin, als Dirigent des Märkischen Provinzial-

museums, das sich seit seiner Gründung in den Dienst der Volkskunde gestellt hat, und als Vorsitzender der „Brandenburgia", Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg, die dem Verbande, wie erwähnt, eine eigene Festschrift gewidmet hat. Im weiteren Verlauf der Tafel dankte Prof. Dr. Seyffert dem Berliner Ortsausschuß in humorvoller Weise für seine Bemühungen, während Prof. Dr. Bolte die Damen feierte, und Prof. Erich Schmidt den auswärtigen Vertretern, besonders denen aus Österreich und der Schweiz Worte des Dankes widmete.

Nach Aufhebung der Tafel fanden volkskundliche Aufführungen statt, an denen sich Frl. Anni Bremer und Herr Hjalmar Arlberg durch Vorträge von alten Volksliedern, der Liederdichter Anton Günther durch Gesänge aus dem Erzgebirge und der „Jodlerkönig" Josef Felder durch Jodler und Heimatlieder beteiligten. Zum Schluß führte der Puppenspieler Ganzauge aus Dresden auf dem Kasperletheater den deutsch-französischen Krieg vor. Im Anschluß an diesen vorzüglichen Bericht lege ich Ihnen einige der zur Volkskunde-Tagung erschienenen Schriften vor.

a) „Mitteilungen aus dem Verein der königlichen Sammlung für deutsche Volkskunde", Bd. III Heft 1, Berlin 1907/08, worin u. a. der volkskundige Direktor der Sammlung, Herr Dr. Karl Brunner, Vortreffliches über die Neuaufstellung der Sammlung in dem bisherigen Lokal Klosterstr. 36 zu berichten weiß. Sehr merkwürdig ist der Kopfziegel, ein Giebelschmuck aus Oberbaden. Herr Hugo von Preen bildet Hohlziegel mit aufgesetztem Menschenkopf ab, die neidkopfartig aussehen, über deren Bedeutung man aber nichts anderes weiß, als daß sie üblich gewesen sind. Sie werden noch jetzt hier und da angefertigt.

Sollte etwas ähnliches bei uns oder sonst in Norddeutschland bekannt sein, so erbitte ich dringend Nachricht darüber.

U. M. Herr Hermann Sökeland berichtet über die dunkelfarbigen Marienbilder, die bekanntlich in Rußland (Heilige Mutter von Kasan) sehr verbreitet sind, aber auch in Deutschland vorkommen.

b) Leitsätze zur Sammlung der Zaubersprüche und Segen des deutschen Sprachgebiets, die ich, weil auch für Brandenburg wichtig, wörtlich abdrucke.

Auf der letzten Tagung des Verbandes volkskundlicher Vereine zu Eisenach wurde eine aus Geh. Hofrat Prof. Dr. A. Dieterich-Heidelberg, Prof. Dr. B. Kahle-Heidelberg und Dr. H. Hepding-Gießen bestehende Kommission zur Vorbereitung einer Sammlung der Zaubersprüche und Segen des deutschen Sprachgebietes bestellt.[1]) Der Tod A. Dieterichs, der den Verband zu diesem Beschlusse angeregt hatte, bedeutete für die Kommission einen harten Schlag. An seine Stelle trat auf Vorschlag

[1]) Mitt. des Verbandes No. 5 (1907) S. 3.

des Verbandsvorsitzenden und mit Zustimmung der beiden Kommissionsmitglieder Prof. Dr. Wünsch-Königsberg. Eine mündliche Besprechung war der Kommission leider nicht möglich, die Mitglieder einigten sich brieflich dahin, dem Verbandstag folgende Punkte zur Prüfung vorzulegen:

1. Das Ziel der Sammlung muß die Zusammenstellung eines deutschen[1]) Corpus cantamentorum magicorum sein, das dann die Grundlage für eine Darstellung der Entwicklung dieser Segen und Zauberformeln bilden wird.[2])

2. Gegenstand der Sammlung sind alle magischen Formeln, die innerhalb des ganzen deutschen Sprachgebiets[3]) im Gebrauch waren oder sind, also z. B. Segen zum Besprechen von Wunden und Krankheiten bei Menschen und Vieh, zur Abwehr von bösem Blick und anderer Zauberei, zum Bannen von Dieben, Geistern, von Feuersbrunst und bösen Wettern, Beschwörungsformeln beim Schneiden von Glücksruten und Heilkräutern, zum Anwünschen von Unglück, Segensformeln bei Viehzucht und Ackerbau, Aufschriften für Amulette, Himmels- und Schutzbriefe, Schutz- und Trutz-Zettel, Leibeslänge Jesu Christi oder Mariä, Tobiassegen, sieben Himmelsriegel usw. (Auch die Art ihrer Verwendung und die etwa dazugehörigen Handlungen müssen beachtet werden.)

3. Eine bloße Registrierung des in den einzelnen volkskundlichen Archiven vorhandenen und des schon gedruckten Materials, wie sie auf der Eisenacher Tagung für die Verzettelung der Volkslieder beschlossen worden ist, ist wegen der großen Ähnlichkeit oder Gleichheit der Anfänge der verschiedenartigsten Segensformeln zwecklos. Nur vollständige, treue Abschriften sind hier zu brauchen. Ebenso ist eine Beschränkung auf die neuere Zeit unmöglich wegen des ja allgemein bekannten hohen Alters eines sehr großen Teils dieser Segen.

4. Der Verband muß sich mit der germanistischen Kommission der der Kgl. Preußischen Akademie der Wissenschaften ins Benehmen setzen, damit bei der von dieser geleiteten Katalogisierung der aus dem Mittelalter auf uns gekommenen deutschen Handschriften zugleich auch die Abschrift der handschriftlich überlieferten lateinischen und deutschen magischen Formeln besorgt würde.

---

[1]) bezw. germanischen, s. Anm. 4.

[2]) Vgl. A. Dieterich, Hess. Blätter f. Volksk. I, 191.

[3]) Erwünscht wäre auch die Hereinbeziehung der Segen der übrigen germanischen Völker, die nicht von den Deutschen getrennt werden können, vgl. z. B. A. Chr. Bang, Norske Hexeformularer og magiske Opskrifter oder Verdam, Over Bezweringsformulieren (Handelingen van de Maatsch. der Nederl. Lett. te Leiden 1900–01). Auch die unter den deutschsprechenden Juden verbreiteten Formeln müssen unbedingt herangezogen werden.

5. Außerhalb des Rahmens der Arbeiten der Berliner Akademie liegt die Ausschöpfung des reichen Materials an Zauberformeln in den Hexenprozeßakten und in den Kirchenvisitationsprotokollen. Vielleicht können für diesen Teil der Arbeit der Gesamtverband der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine und die Organe der Urkundenpflege in den deutschen Staaten gewonnen werden.

6. Unbedingt notwendig ist ferner eine Bibliographie aller Drucke von Zauberbüchern, die volkstümliche magische Formeln enthalten und sehr oft die Quelle für die jüngeren handschriftlichen Sammlungen sind[1]) (z. B. Romanusbüchlein, Geistliche Schild, 6. und 7. Buch Mosis, Albertus Magnus, sowie die gedruckten Himmelsbriefe, gewisse Länge unsers l. Herrn Jesu Christi usw.) Die einzelnen Formeln in diesen Büchern sind zu verzetteln.

7. Ebenso ist natürlich das bereits gedruckte Material von Segensformeln und handschriftlicher oder mündlicher Überlieferung zu verzetteln.

8. Sache der einzelnen volkskundlichen Vereine muß es sein, in ihren Gebieten sowohl alle zugänglichen gedruckten Zauberbücher in allen Ausgaben und möglichst viele handschriftliche Segenssammlungen, Briefe, Amulette usw. (wenn nötig durch Kauf) zu erwerben oder genau abschreiben zu lassen, als auch durch Verbreitung eines noch vom Verbande aufzustellenden, in möglichst grosser Auflage zu druckenden recht eingehenden Fragebogens[2]) in ihrem Vereinsgebiet alle magischen Formeln[3]), die heute noch im Volke leben, in ihrem genauen Wortlauf und mit den nötigen Angaben über die Art ihrer Verwendung zu sammeln. Da gerade diese Reste alter Volksreligion unter dem Einfluß der modernen Kultur, durch Kirche, Schule und Volksaufklärung immer rascher verschwinden werden, muß diese Sammelarbeit eine der wichtigsten Aufgaben der volkskundlichen Vereine für die nächsten Jahre sein.

9. Da den Vereinen kaum zugemutet werden kann, außer der Registrierung der Volkslieder auch die schon in ihren Archiven vorhandenen und die noch in den nächsten Jahren hoffentlich recht zahlreich eingehenden Segensformeln auf ihre Kosten für das geplante Corpus abschreiben zu lassen, da ferner die unter No. 5–7 genannten Arbeiten, sowie der Druck eines Fragebogens (No. 8) ebenfalls erhebliche Kosten verursachen dürften, so muß der Verband dafür jährlich eine bestimmte

[1]) s. z. B. Dieterich, Blätter f. hess. Volksk. II (1900), S. 5 ff.

[2]) Als Muster mögen die von Wossidlo oder der Hess. Vereinigung für Volkskunde herausgegebenen Fragebogen für einzelne Gebiete der Volkskunde dienen.

[3]) Es dürfte sich empfehlen, in dem Fragebogen auch auf die volksmedizinischen Rezepte einzugehen, obwohl sie für das geplante Corpus nur dann in Betracht kommen, wenn eine magische Formel zu der betr. Arznei gehört. In den heute im Volke verbreiteten gedruckten und in den handschriftlichen Zauberbüchern pflegen Rezepte dieser Art und Segen völlig gleichberechtigt in bunter Reihe neben einander zu stehen.

Geldsumme zur Verfügung haben. Bei den derzeitigen Mitgliederbeiträgen ist die Verbandskasse selbst dazu nicht imstande. Deshalb schlägt die Kommission dem Verbande vor, den vorliegenden Plan den deutschen Akademien zur Prüfung und mit der Bitte um Unterstützung des gewiß für die verschiedensten Zweige der Wissenschaft ungeheuer wichtigen Unternehmens vorzulegen.

10. Wenn so oder auf einem anderen Wege die nötigsten Mittel für die nächste Zeit gesichert wären, könnte der Verband einen philologisch und religionswissenschaftlich geschulten Gelehrten als Leiter des Unternehmens gewinnen, der dem Verbandstag jährlich über den Fortgang seiner Arbeiten berichten und über die von ihm gemachten Ausgaben Rechnung ablegen müßte. Sollte es unmöglich sein, Geld für diese Sache flüssig zu machen, so müsste sich der Verband zunächst auf die in No. 8 entwickelten Aufgaben beschränken. Die Kosten für den Fragebogen müßten dann auf die einzelnen Vereine ausgeschlagen werden.

11. Mit Rücksicht auf den S. I Anm. 4 gemachten Vorschlag empfiehlt die Kommission dem Verband, die volkskundlichen Vereine Skandinaviens, Finlands, Belgiens und der Niederlande, sowie die Vereinigung für jüdische Volkskunde zum Anschluß aufzufordern, der auch aus anderen Gründen ungemein erwünscht wäre.

c) Das Volkslied in Österreich. Anleitung zur Sammlung und Aufzeichnung. Fragebogen. Wien, 1908. Zur Beachtung auch für Brandenburg zu empfehlen.

d) Unsere Schrift Beiträge zur Volkskunde. Dem Verbande deutscher Vereine für Volkskunde im Oktober 1908 überreicht vom Vorstand der Brandenburgia, Gesellschaft für Heimatskunde. Da diese Schrift mit der fälligen Nummer unsers Monatsblatts alsbald in Ihre Hände gelangt, brauche ich mich hier nicht ausführlicher zu äußern.

Zu meinem Aufsatz: Über die Notwendigkeit einer persönlichen Volkskunde sind mir inzwischen beistimmende Äußerungen aus Österreich, z. B. von Herrn Geheimen Hofrat Prof. Dr. Schömbach zu Gratz in Steiermark zugegangen. Einer der hervorragendsten Volkkundegelehrten, Professor Dr. Ludwig von Hörmann in Innsbruck, schreibt mir folgendes: Ihre Festschrift hat mich, besonders wegen Ihres anregenden Aufsatzes, in hohem Grade erfreut. Was für eine Fernsicht eröffnet sich in Hinblick auf Ihren Vorschlag für Tirol, wo so viele Volksschichten seit den ältesten Zeiten übereinander liegen, wo die Abgeschlossenheit der Täler, verbunden mit der tiefgewurzelten Sitte, nur Angehörige desselben Tales zu heiraten, wo die verschiedenartigsten örtlichen und klimatischen Verhältnisse und Beschäftigungen etc. etc. im Verlaufe der Jahrhunderte eine ganze Galerie von Talvolkstypen geschaffen, die sich scharf von einander absondern und durch Physiognomie, Haltung, Gang, sowie durch Eigentümlichkeiten jeder Art sofort zu

unterscheiden sind. Ich habe in dieser Hinsicht seit Jahren manches gesammelt, aber es fehlt der Nachwuchs und vor allem die Gründlichkeit und die Gewissenhaftigkeit des Sammelns. Ich werde Ihre fruchtbare Anregung im Auge behalten.

Hierzu füge ich hinzu, daß ich mir mit meinen bisherigen Vorschlägen selbst noch nicht genug getan habe, ich verlange noch die phonographische Aufnahme der Stimmen, da das geschriebene Wort nicht entfernt die Eigentümlichkeit, insbesondere die musikalische leider unnachahmbare besondere Klangfarbe der Mundarten der verschiedenen Volksgruppen wiedergibt.

II. Der besonderen Beachtung unserer Mitglieder wird dringend empfohlen die Ausstellung von Arbeiten der litauischen Hausindustrie im Verein Frauen-Erwerb E. V. („Erda").

Der Verein „Frauen-Erwerb" in Berlin beabsichtigt im November dieses Jahres dortselbst eine Ausstellung von Arbeiten der litauischen Hausindustrie zu veranstalten. Die Ausstellung hat den Zweck, sowohl der häuslichen Frauenarbeit in Litauen durch Verkauf einen entsprechenden pekuniären Entgelt zu verschaffen, als auch speziell die geschmackvollen, farbenreichen, originellen Erzeugnisse der litauischen Weberei und Stickerei weiteren Kreisen bekannt zu geben und so das Fortbestehen und die Weiterentwicklung dieser Art der Hausindustrie in dortiger Gegend, die leider stark im Schwinden begriffen ist, zu fördern. Bisher sind die Litauer nicht gewohnt gewesen, die Produkte ihres Hausfleißes im Handel zu verwerten; jetzt soll ihnen Gelegenheit dazu geboten werden.

Es soll die Ausstellung gleichzeitig ein Kulturbild der eigenartigen litauischen Bevölkerung und ihrer Entwicklung geben. Dazu erscheint es erforderlich, daß einflußreiche Männer und Frauen in ihrer Umgebung unter der litauischen Bevölkerung für eine Beteiligung an der Ausstellung Stimmung machen. Es werden erwünscht Erzeugnisse der Weberei, Strickerei und sonstiger Handfertigkeit, in einzelnen Exemplaren auch Hausinventar, Möbel etc. Nur dann, wenn die Ausstellung reichhaltig ist und die verschiedenartigsten Erzeugnisse aufweist, kann sie den erwünschten Erfolg haben.

Es ergeht die ergebene Bitte, in Ihrer Umgebung in oben angegebenem Sinne gütigst tätig sein zu wollen. Die Ausstellungsgegenstände werden Mitte Oktober von Herrn Dr. Gaigalat-Prökuls in Memel, Heydekrug und Tilsit in Empfang genommen und nach Berlin gesandt werden. Für die Aussteller entstehen keine Transportkosten.

Das Ehren-Comité:

Frau Direktor Besser. Frau Geheimrat Marie Friedel. Frau Dr. Maly Graemer. Exzellenz Frau Staatsminister von Kaltenborn-Stachau. Frau

Grubenbesitzer Koerner. Frau Professor Kurschat. Exzellenz Frau Vize-Admiral von Livonius. Frau Dr. M. Runze. Frau Dr. Marie Schirmer. Mary Gräfin von Schlieben. Frau Gräfin Laura von Schlippenbach. Frau Rittmeister Schroeder, geb. Edle von Burger. Frau E. Vely. Frau Alice Wolff. Dr. Brunner, Direktor des Kgl. Museums für Völkerkunde (Abteilung Volkstrachten). Exzellenz Generalleutnant Freiherr von Dinklage-Campe. Geh. Regierungs- u. Stadtrat E. Friedel. Dr. P. Gaigalat, Mitglied des Hohen Hauses der Abgeordneten. Stadtverordneten-Vorsteher Kaufmann-Charlottenburg. Herr Grubenbesitzer Koerner. Professor Dr. Kurschat-Tilsit, I. Vorsitzender der Litauischen literarischen Vereinigung. Exzellenz Vize-Admiral von Livonius. Bürgermeister Matting-Charlottenburg. Professor Dr. Preuss. Herr Dr. P. Maximilian Runze. Dr. Walter von Rutkowsky. Richard Thassilo Graf von Schlieben.

Ihre Exzellenz Frau Staatsminister von Moltke hat freundlichst das Präsidium des Ehren-Comités übernommen.

III. Aus der Heimat. Halbmonatliche Beilage zur Pflege heimatlicher Interessen. Druck und Verlag von W. Jancke, Eberswalde. Bearbeitet von Rudolf Schmidt daselbst.

Von dieser populärwissenschaftlichen Zeitschrift, die ein ähnliches, sehr beliebtes, aber leider vor Jahren bereits eingegangenes Organ, die Beilage zum Nordhäuser Kurier zu ersetzen geeignet ist, lege ich Ihnen mit bester Empfehlung die Nummern vom 1. Juli bis 15. Oktober d. J. vor. Nach Übereinkunft mit dem Verlag und der Redaktion werden daraus ab und zu Mitteilungen, welche unsern Leserkreis interessieren, im Monatsblatt abgedruckt werden, wie umgekehrt es dem Eberswalder Blatt freisteht, Geeignetes aus unserm Monatsblatt zu veröffentlichen. Beide Teile werden selbstredend allemal die Quelle genau angeben. Sie finden eine Fülle heimatkundlicher Angaben, Berichte, Erzählungen in dem befreundeten Organ, z. B.: Aus unserm heimatlichen Sagenschatz, über die Eberswalder Wröhmänner, über den großen Brand von Brodowin 1848, über eine alte Handelsstraße nach dem Barnim, über die Poesie der verödeten Landstraße u. a. m. Herr Schmidt, der Brandenburgia bereits seit Jahren als trefflicher Erforscher und gewandter Darsteller seiner engern Heimat wohl und vorteilhaft bekannt, versieht die Redaktion des Blattes, welche mit der Eberswalder Zeitung verbunden ist, mit Umsicht und Gewissenhaftigkeit.

IV. Die Redaktion von Frauen-Leben und -Erwerb, Zeitschrift für die Interessen der Frau in Kunst, Industrie, Haus und Familie, sendet uns vom IV. Jahrgang die Nr. 18, Berlin, den 15. September 1908, ein, worin in freundlichster Weise die Besichtigung des Erholungsheims des Vereins Frauen-Erwerb „Erda“ in Borgsdorf a. d. Nordbahn am 1. Sept. 1908 und der Jugendbundgärten in Westend am 16. Sept. 1908 durch die Brandenburgia beschrieben wird. Wir

wünschen der „Erda“ auch fernerhin fröhliches und ersprießliches Gedeihen. Die rastlose Tätigkeit des Vorsitzenden, unsers geschätzten Mitgliedes Thassilo Grafen von Schlieben und seiner verehrten Gemahlin, bürgen uns für den Erfolg der gemeinnützigen Bestrebungen des Erdmütterchens.

V. Zur feierlichen Eröffnung des Passage Kaufhauses (Friedrichstraßen-Passage) zwischen Friedrichstraße und Oranienburger Straße am 28. v. M. waren zahlreiche Mitglieder der Brandenburgia eingeladen. In dem schönen Mittelhof der Passage, welche die Häuser Friedrichstraße 110 bis 112 und Oranienburgerstr. 54 bis 56a umfaßt, hatte sich eine festlich gestimmte Menge Eingeladener versammelt, welche dem Bauwerk aufrichtige Bewunderung zollte. Alsbald bestieg der Vorstand der Gesellschaft Herr Otto Markiewicz die Rednertribüne und führte etwa folgendes aus: Das Passage-Kaufhaus ist eine Vereinigung von Spezialgeschäften. Nach außen hin trete das fast gar nicht in die Erscheinung. 60 Geschäftsinhaber seien Eigentümer und Leiter von etwa 100 getrennten Abteilungen. Das im Hause verkehrende Publikum findet bei Erledigung seiner Käufe keinerlei trennende Linie zwischen den einzelnen Abteilungen. Als ein Spezialgeschäft könne es jeden individuellen Wunsch des Publikums berücksichtigen. Nach einer kurzen Ansprache des Kaiserlichen Baurats Ahrens und des Herrn Engel von der „Berliner Terrain- und Bauaktiengesellschaft“, der Erbauerin des Gebäudes, erfolgte ein Rundgang der Festversammlung durch die neue, stimmungsvolle Passage und die Kaufhäuser.

Ich lege zur Orientierung dieses genossenschaftlichen in seiner Eigenart bislang in Berlin einzig dastehenden Unternehmens eine kleine Schrift betitelt: Eine Neugestaltung des deutschen Detailhandels und ein prächtig illustriertes Werk von Bauausführungen der Berliner Terrain- und Bau-Aktiengesellschaft Passage-Kaufhaus (Friedrichstraßen-Passage) zur Kenntnisnahme vor.

VI. Bericht der Gemeinde-Verwaltung Berlins 1901 bis 1905. Ich lege Ihnen von diesem großen Werk des Magistrats, das unter meiner Redaktion entstanden ist, den III. und gleichzeitig abschließenden Teil vor, welcher sich hauptsächlich mit der Armenpflege und Städtischen Fürsorge beschäftigt. Da ich, wie Ihnen bekannt, vom 1. Februar 1909 ab in den Ruhestand trete, werde ich bei der Herausgabe des nächsten ähnlichen Sammelwerks, das die Jahre 1906 bis 1910 umfassen wird, nicht mehr beteiligt sein.

VII. Das Bücherverzeichnis der Städtischen Volksbücherei zu Charlottenburg. V. Auflage, September 1908, das ich der Güte des Magistrats unserer Nachbarresidenz verdanke, wird Sie durch seine Reichhaltigkeit und die mustergültige Anordnung des ansehnlichen Bücherschatzes interessieren. Bekanntlich sind zwei unserer Mitglieder, die

Herren Felix Lüdicke und Dr. Gustav Albrecht, als Bibliothekare an der Städt. Bücherei zu Charlottenburg tätig.

VIII. Als ein Katalog-Prachtwerk lege ich das mit 94 Lichtdrucktafeln vorzüglich ausgestattete Verzeichnis der Sammlung Emden in Hamburg vor, welche vom 3. bis 7. November im Lepkeschen Auktionshause hierselbst versteigert wird, Preis 12 Mark. Der I. Teil umfaßt in seltener Fülle hauptsächlich Porzellane der beiden ersten Berliner Fabriken Wegeli und später Gotzkowski. Die Fabrik des letzterwähnten „patriotischen Kaufmanns" wurde bekanntlich von Friedrich den Großen übernommen und bildet den Grundstock der hiesigen heutigen Königlichen Porzellan-Manufaktur.

IX. Bedingungen über die Aufnahme von Manuskripten in die Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde. Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart. Eine Abteilung des deutschen Geographentages ist, wie Ihnen erinnerlich, der Heimatkunde gewidmet. Alle zwei Jahre erscheint ein Bericht, der allemal in freundlichster Weise auch der Brandenburgia als heimatkundlicher Gesellschaft ausführlich Erwähnung tut.

1. Laut dem zwischen der Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland und der Verlagsbuchhandlung von J. Engelhorn in Stuttgart abgeschlossenen Vertrag erhalten die Herren Verfasser ein Honorar von 30 Mark für den Druckbogen für die 1. Auflage. Außerdem erhält jeder Verfasser 10 Freiexemplare seiner Arbeit; weitere Exemplare, für die indes die gewerbliche Verwertung ausgeschlossen ist, zum Buchhändler-Nettopreis.

2. Dissertationen können nur ausnahmsweise und nur dann Aufnahme finden, wenn es sich um hervorragende, einen wirklichen Fortschritt bedeutende Arbeiten handelt.

3. Der Verfasser einer in die „Forschungen" aufzunehmenden Dissertation hat dafür Sorge zu tragen, daß der buchhändlerische Vertrieb des betreffenden Heftes durch die an Fakultäten usw. abzuliefernden Exemplare möglichst wenig erschwert wird. Zu diesem Zweck empfiehlt es sich, bei der betreffenden Fakultät den Druck nur eines Teils der Dissertation zu beantragen, während die „Forschungen" das Ganze bringen.

4. Honorar kann für Dissertationen nicht gezahlt werden. Für die Lieferung der an die Fakultät zu gebenden Dissertationsexemplare bezahlen die Herren Verfasser die Selbstkosten für Druck, Papier und Buchbinderarbeiten, sowohl des Textes als der Beilagen.

5. Verlangt der Verfasser die Aufnahme besonders kostspieliger Karten, Tafeln oder anderer Beigaben, so hat er nach vorheriger Vereinbarung mit dem Verleger zu den Kosten der Herstellung beizutragen.

6. Wünscht der Verfasser einer Dissertation den an die Fakultät abzulieferden Teil der Dissertation rasch gedruckt zu sehen, während

die Ausgabe des betreffenden Heftes der „Forschungen“ nach dem Ermessen des Herausgebers und des Verlags erst später erfolgen soll, kann jener Teil vorweg gedruckt werden. Entstehen aber dem Verlag hierdurch besondere Kosten, kann der Verfasser dazu herangesogen werden.

Die bisherigen landeskundlichen Veröffentlichungen der „Forschungen“ sind den Brandenburgia-Mitgliedern als durchweg hervorragende wissenschaftliche Leistungen bekannt. Bei der Wichtigkeit, die sie für die Heimatforschung besitzen, halte ich mich verpflichtet, auf die vorgenannten Bedingungen hinzuweisen. Herr Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Friedrich G. Hahn, Königsberg i. Pr. Mittel-Tragheim 51, eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete, ist Herausgeber.

IX. Aus Deutsch Wilmersdorf meldet man folgendes wenig Angenehme: Die künstlerische Ausgestaltung der Häuser-Fassaden scheint in den Vororten nicht allzuhoch bewertet zu werden. Der Wilmersdorfer Magistrat hatte ebenso wie der Kreis Niederbarnim Prämien für künstlerische Fassadenbauten ausgesetzt, um das Straßenbild reizvoll zu beleben. Diese Bestrebungen haben seitens der Bauherren so wenig Beachtung gefunden, daß die in den Etat als Prämien eingestellten 3000 M. nicht verausgabt werden konnten. Der Magistrat hat nun beschlossen, die Summe auf den nächsten Etat zu übernehmen und die Interessenten unter Hinweis auf die Prämien zu ersuchen, der Kunst im Fassadenbau ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Möchte andere Magistrate diesem nachahmenswerten Beispiel Folge leisten.

B. Persönliches.

X. Herr Verlagsbuchhändler Franz Wunder ist leider zu Anfang dieses Monats verstorben, ein treues Mitglied unserer Brandenburgia.

XI. Der Ehren-Vorsitzende der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte Geheimer Sanitätsrat Professor Dr. Abraham Lissauer ist gestern in Charlottenburg verschieden.

Nachdem Lissauer an den Universitäten Berlin und Wien seine Studien vollendet hatte, ließ er sich in Neidenburg und später in Danzig als Arzt nieder. Seit 1892 wirkte er in Berlin als Bibliothekar und Kustos der Schädelsammlung der Anthropologischen Gesellschaft. Dieser von Virchow begründeten Gesellschaft hat er, als dessen Freund und Mitarbeiter, sein reiches Wissen und seine große Arbeitskraft gewidmet, und ihre Ausgestaltung zu der Bedeutung, die sie jetzt besitzt, ist nicht wenigsten sein Werk. Die umfassende schriftstellerische Tätigkeit des verstorbenen Gelehrten bewegte sich teils auf anthropologischem, teils auf medizinisch-hygienischem Gebiete. Von Schriften der erstgenannten Richtung seien hervorgehoben: „Die prähistorischen Denkmäler Westpreußens“ und „Altertümer der Bronzezeit in der Provinz Westpreußen“,

von seinen medizinisch-hygienischen Schriften seine Studien über die sanitätspolizeiliche Untersuchung der Trinkwässer, über den Alkoholgehalt des Bieres, über Bodenabsorption, über das Eindringen von Kanalgasen in die Wohnräume u. a. m. So bedeutet der Tod des Gelehrten nicht nur für den engeren Kreis seiner Fachgenossen einen empfindlichen Verlust. Der Verstorbene interessierte sich lebhaft für die Sammlungen des Märkischen Museums und die Arbeiten der Brandenburgia auf dem vorgeschichtlichen Gebiet, u. A. verdanken wir ihm eine genaue Untersuchung der menschlichen Reste, die in dem Leichenbrand des Königsgrabes von Seddin, Kreis Ostprignitz, etwa aus der Zeit um 1000 vor Chr. enthalten sind, sowie eines ebenfalls im Märkischen Museum aufbewahrten Schädels von einem Gerippe, das ungefähr Ecke Kloster- und Parochialstraße auf der Baustelle des jetzt nahezu fertig gestellten neuen Stadthauses in der Nähe eines Pferdeskeletts bei Grundlegungsarbeiten mitausgeschachtet wurde. Lissauer hält den Menschen für einen typischen Wenden. Dies war der erste anthropologisch-wendische Fund innerhalb Alt-Berlins.

XII. Von Sr. Exz. dem Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg Herrn von Trott zu Solz ist folgendes Schreiben eingegangen:

Potsdam, den 2. Oktober 1908

Dem geehrten Vorstand danke ich verbindlichst für die mir angebotene Ehrenmitgliedschaft Ihrer um die Förderung der Landes- und Heimatskunde in der Provinz Brandenburg hochverdienten Gesellschaft. Ich werde es als eine besondere Auszeichnung betrachten, künftig der Brandenburgia als Ehrenmitglied anzugehören".

v. Trott zu Solz.

Von dem Königliche Oberpräsidalrat von Winterfeldt ist folgendes Schreiben eingetroffen:

Potsdam, 30. September 1908.

Dem geehrten Vorstande spreche ich meinen aufrichtigsten Dank für die Verleihung der Ehrenmitgliedschaft der Gesellschaft Brandenburgia, die ich als eine hohe und besondere Ehre empfinde, hierdurch sehr ergebenst aus. Die Auszeichnung der Brandenburgia ist mir noch besonders deshalb wertvoll, weil ich in ihr eine Anerkennung für Bestrebungen erblicke, die mir von Kindheit an teuer waren und die ich später amtlich und außeramtlich nicht ohne sichtbare und, wie ich hoffe, bleibende Erfolge pflegen durfte, auch weiter zu fördern jederzeit bemüht sein werde.

Mit wiederholtem herzlichsten Danke zeichne ich mich als der Brandenburgia sehr ergebener Joachim von Winterfeldt-Menkin.

C. Naturkundliches und Technisches.

XIII. Mitteilungen der Brandenburgischen Provinzialkommission für Naturdenkmalpflege. Nr. 1 von 1908 dieser neuen Zeitschrift enthält hauptsächlich einen Bericht über die Bildung der Brandenburgischen Provinzialkommission für Naturdenkmalpflege in Berlin am 17. Februar. Über diese Versammlung, an der viele unserer Mitglieder teilnahmen, ist in der Brandenburgia berichtet worden. Der staatliche Kommissar für Naturdenkmalpflege in Preußen, u. E. M. Herr Professor Dr. Conwentz hielt bei jener Gelegenheit einen von Lichtbildern begleiteten Vortrag über die Naturdenkmalpflege, vornehmlich in der Mark Brandenburg.

Geschäftsführer ist der auch in den Brandenburgia-Kreisen wohlbekannte Herr Direktor Professor W. Wetekamp, Schöneberg, Hohenstaufenstraße 47/48. Selbstverständlich empfehle ich auch am heutigen Abend namens des Vorstandes diese heimatkundlichen Bestrebungen Ihrer Beachtung und Förderung auf das Wärmste.

Vier Fragebogen der Kommission lege ich gleichzeitig vor. Inhalt der Fragebogen I—IV:

I. Naturdenkmäler allgemeiner Art: 1) ursprüngliche, d. h. von Eingreifen der Menschen möglichst unberührte Gebiete, z. B. Wald, Moor, Sumpf, Heide. 2) Aussichtspunkte, von welchen aus man ein Naturdenkmal, d. h. ein ursprüngliches ausgezeichnetes natürliches Landschaftsbild (See, Wald, Berge u. dgl.) erblickt.

II. Naturdenkmäler des Erdbodens. 1) Bodengestaltungen, z. B. Moränenlandschaften: Endmoränen (Blockpackungen),Erratische Blöcke, Pfuhle (Sölle, Gletschertöpfe usw.), Gletscherschrammen, Rundhöcker usw., Dünen im Binnenlande, Höhlen, Schluchten (Klamme). 2) Charakteristische Gewässer u. damit zusammenhangende Bildungen, z. B. Quellen (Mineralquellen usw.), Stromschnellen (Strudel usw.), Wasserfälle, Altwässer, Flußinseln (Sandbänke), Schwimmende Inseln, Seen auch Teiche (verlandende Seen). 3) Ausgezeichnete Bodenarten usw., z. B.: örtliche oder an sich seltene Gesteinarten und Mineralien (auch Erze), Schichten von Diatomeenerde, Waldboden früherer Perioden (Braunkohle, Torf), Ablagerungen fossiler Baumstämme, wichtige Aufschlüsse (Kontaktstellen eruptiver und sedimentärer Gesteine), bezeichnende Profile (Schichtung, Faltung, Verwerfung, Diskordanz). 4) Absonderungs- und Verwitterungsformen, z. B. Säulenförmige Ausbildung von Gesteinen, plattenförmige Ausbildung eruptiver Gesteine, Kugelgranit usw., Erdpyramidenähnliche Bildung, diluviale Sandsteinbildungen, Wackelsteine usw.

III. Naturdenkmäler der Pflanzenwelt. 1) Typische Pflanzengemeinschaften, z. B. Moore (Hoch-, Flach-, unterseeische Moore etc.), Steppen-

flora (sonnige Hügel), Salzflora im Binnenland, Strandflora, Wälder (Waldteile, subfossile Wälder), Sumpfflora. 2) Verbreitungsgrenzen bemerkenswerter Pflanzen. 3) Standorte seltener Pflanzenarten (Wassernuß, Zwergbirke u. a.) Welche Pflanzen werden dort als selten angesehen? 4) Ausgezeichnete Bäume, z. B.: Spielarten, Wuchsformen, durch Größe, Stärke oder Alter ausgezeichnete Bäume.

IV. Naturdenkmäler der Tierwelt. 1) Brutstätten überhaupt oder örtlich seltener Vogelarten, z. B.: Steinadler oder andere Adlerarten, Schwarzstorch, Mandelkrähe, Beutelmeise, Kolkrabe, Uhu, Wasseramsel usw. 2) Seltene Säugetiere z. B.: Nordische Wühlratte, Ziesel, Haselmaus. 3) Seltene Reptilien, Amphibien, z. B. Schildkröte, Haselnatter, Smaragdeidechse, Feuersalamander usw. 4) Seltene Fische. 5) Seltene wirbellose Tiere. 6) Treten im Norden heimische Tiere (Relikte) oder Tiere, die eigentlich marine sind, in den Seen auf. 7) Zieht durch den Bezirk oder in der Nähe desselben die Verbreitungsgrenze einer Tierart?

Hoffentlich bieten Ihnen diese vielen Einzelfragen Gelegenheit wenigstens einige derselben zu beantworten.

XIV. Beiträge zur Naturdenkmalspflege. Herausg. von H. Conwentz. Ich lasse den buchhändlerischen Prospekt über Heft 2 kursieren: Bericht über die Staatliche Naturdenkmalpflege in Preußen im Jahre 1907. Mit 5 Abbildungen. (Verlag von Gebrüder Borntträger in Berlin.) Auf S. 88flg. wird Brandenburg behandelt.

XV. Archiv des Vereins der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg. 62. Jahr (1908) I. Abt. mit 6 Tafeln. Güstrow 1908. Der Redakteur, unser Ehrenmitglied Herr Universitäts-Professor Dr. Eugen Geinitz in Rostock, gibt uns hier eine Landeskunde von Mecklenburg, welche, obwohl nur 93 Seiten lang, in gedrängtester und in vorbildlicher Darstellung alles Wissenswerte unseres westlichen Nachbarlandes auf dem Gebiet der Natur- wie Kultur-Kunde darbietet. Eine Reihe trefflicher Abbildungen erleichtert das Verständnis.

XVI. Mitteilungen der Berliner Elektricitäts-Werke. Das Hebbel-Theater in der Königgrätzer-Straße ist besonders in diesem Heft 10, Oktober 1908 mit schönen Abbildungen hervorzuheben.

D. Kulturgeschichtliches.

XVII. Als ein für die Urgeschichte bedeutsames Werk lege ich Ihnen von dem als Vogel- und Spinnen-Kenner berühmten Herrn Otto Hermann in Budapest seine neuste Arbeit vor: Das Palaeolithicum des Bükkgebirges in Ungarn. (Miskolcz. Das Szinvatal. Die Höhlen). Sonderabdruck aus Bd. XXXVIII der Mitt. der Anthrop. Ges. in Wien, Budapest 1908. — Bis jetzt waren über die Altsteinzeit in Ungarn nur dürftige Angaben vorhanden. Hermann, mit gewohnter

Gründlichkeit, hat das Für und Wider derselben geprüft und mehrere neue Angaben aus den erwähten Oertlichkeiten hinzugefügt. Die Ausstattung mit Tafeln und Textabbildungen ist vorzüglich. Die Funde sind zweifellos diluvial.

XVIII. Dr. Albert Kiekebusch: „Einfluß der römischen Kultur auf die germanische im Spiegel der Hügelgräber des Niederrheins. Nebst einem Anhang: Die absolute Chronologie der Augenfibel". Zur Doktorpromotion Berlin den 29. Februar 1908. — U. M., Schüler u. M.'s Professor Dr. Kossinna, und betraut mit der wissenschaftlichen Ordnung der vorgeschichtlichen Abteilung des Märkischen Museums, hat sich durch diese hervorragende Inaugural-Dissertation bestens in den Reigen der Vorgeschichtler eingeführt. Da die römische kaiserzeitliche Kultur auch für die Provinz Brandenburg mehrere Jahrhunderte hindurch von Wichtigkeit gewesen ist, so springt die Wichtigkeit der umsichtig und kritisch, unter Beherrschung des Materials ausgeführten Untersuchung auch für unsere Provinz in die Augen. Bezüglich der Chronologie sagt Verfasser: Einer verblaßten Hallstattkultur gehören die niederrheinischen Hügelgräber unzweifelhaft an; nur darf man sie nicht etwa alle der ältesten Eisenzeit, der sogenannten jüngeren Hallstattzeit zuweisen wollen, die ja heute ganz allgemein bis zum Jahre 500 v. Chr. gerechnet wird. Ich hoffe beweisen zu können, daß diese Hallstattkultur auch durch die letzten vorchristlichen Jahrhunderte (die La Tène-Zeit) fortwirkte — und zwar bis hinein in die römische Kaiserzeit, daß also die Träger der Hügelgräberkultur auch zur Kaiserzeit noch auf der Stufe der Hallstattkultur standen. — Dieser Beweis scheint auch mir durch K. erbracht.

Tacitus hat bei seiner Schilderung nur die Hügelgräber der Istvaeonen d. h. der Rheingermanen im Sinne gehabt, die kulturell ihren erbitterten Feinden, den Kelten, gegenüber im Rückstande blieben, während unsere Elbgermanen (Hermioner) sich die ganze reiche Eisentechnik der La Tène-Kultur zueigen machten, deshalb auch den römischen Heeren ungleich bessern Widerstand leisteten. (S. 63 u. 64.)

Hinsichtlich der Augenfibeln (Spangen, deren Bügel oben auf der Außenseite ein Augenpaar zeigen), entscheidet K. sich für deren germanischen Ursprung. Auf die späteren Umbildungen scheint die provinzialrömische Kultur nicht ohne Einfluß gewesen zu sein. (S. 75.)

XIX. In dem zirkulierenden Heft 4 der Zeitschrift für Volkskunde, XVIII. 1908, welche der uns befreundete Verein für Volkskunde unter der vortrefflichen Schriftleitung des Herrn Prof. Dr. Johannes Bolte herausgibt, mache ich insbesondere auf zwei Artikel aufmerksam. Luise Gerbing: Die Thüringer Volkstrachten, und den auch für uns wertvollen Aufsatz von Paul Sartori: Das Wasser im Totengebrauch.

XX. Die Karpathen. Halbmonatsschrift für Kultur und Leben. Herausg. Professor Ad. Meschendörfer. Verlag: H. Zeidner in Kronstadt. Preis vierteljährlich 3,50 M.

Auf Wunsch lege ich von dieser einzigen deutschen illustrierten Zeitschrift Ungarns Ihnen gern als Probeheft die Nummer vom 1. Oktober 1908 vor. Was die Gegenwart leistet in Literatur, bildender Kunst, auf dem Gebiete von Musik und Theater, in Kirche und Schule, Wissenschaft, in Volkswirtschaft und in allen sozialen Lebensverhältnissen, was an Kulturschätzen auf dem alten Sachsenboden Siebenbürgens in vergangenen Jahrhunderten geschaffen wurde, das will die neue Zeitschrift zusammenfassen. Besonders weise ich auf den Artikel von Otto Alscher (in Orsova) hin: Der Banat und seine Deutschen.

Ich empfehle das sehr reichhaltige Blatt um so lieber, als sein Vertrieb unseren deutschen Brüdern im fernen Siebenbürgen, wo sie leider um ihre Existenz ringen müssen, zu Gute kommt.

XXI. Der Bericht der Städtischen Kunstdeputation des Berliner Magistrats für das Amtsjahr 1907 enthält folgendes auch für uns Interessante.

1. Gruppe „Am Meeresgrund". Mit Genehmigung der Deputation hatte der Bildhauer Otto Petri das der Stadtgemeinde Berlin überlassene Modell seines Werkes „Am Meeresgrund" auf der Kunstausstellung 1907 in Düsseldorf ausgestellt.

Nach Wiedereingang des Modells ist die Ausführung der Gruppe in $1^1/_2$ facher Größe in Würzburger Kalkstein durch den genannten Künstler in Angriff genommen worden. Diese Steinbildhauerarbeiten waren am Schlusse der Berichtszeit soweit gediehen, daß zu Anfang des neuen Etatsjahres die Fundierungsarbeiten an Ort und Stelle begonnen, und nach deren Vollendung die fertige Gruppe aufgestellt werden konnte.

2. Gobelin für das Märkische Provinzialmuseum. Für den in der Sitzung vom 9. März 1907 für die Halle des neuen Märkischen Museumsbaues bestimmten Gobelin war zu Anfang des Berichtsjahres von Franz Naager ein Karton angefertigt worden, nach welchem der Gobelin in haute lisse-Webetechnik in der Berliner Gobelin-Manufaktur W. Ziesch & Co. angefertigt wurde. Der Gobelin hat an der Stirnwand der Halle seinen Platz erhalten.

3. Einer Anregung der Bildhauervereinigung des Vereins Berliner Künstler folgend beschloß die Deputation für einen Ideenwettbewerb zur Gewinnung von Entwürfen für die Ausschmückung des Pappelplatzes der Bildhauervereinigung den Betrag von 7500 Mark zur Verfügung zu stellen. Der Wettbewerb hat stattgefunden, die Modelle der durch Preise ausgezeichneten Entwürfe wurden eingeliefert.

4. Ausschmückung des Eingangs zum Friedrichshain am Königstor. Nach Vergebung der Erd-, Maurer-, Asphalt-, Eisen- und Steinmetzarbeiten wurden die auf der Baustelle vorhandenen Bäume von der Parkverwaltung entfernt oder umgepflanzt, sowie die Fundamente der Kanäle und Arkadenpfeiler ausgeführt. Auch der Verbindungskanal zu dem abseits gelegenen unterirdischen Pumpenraum, sowie die Umfassungsmauern des Pumpenraumes selbst und die nahezu 1 m starke mit Eiseneinlagen armierte Betonplatte unterhalb des Bassins sind fertiggestellt worden. Die Modelle zu den figürlichen und ornamentalen Teilen werden in den Ateliers der damit betrauten Bildhauer angefertigt.

5. Postament und Bär für die Halle des neuen Stadthauses. Dem Deputationsbeschlusse, als Wahrzeichen der Stadt Berlin in der Halle des neuen Stadthauses einen Bär aus Bronze aufzustellen, haben Magistrat und Stadtverordnetenversammlung zugestimmt. Zur Aufnahme der nicht unbeträchtlichen Last ist unterhalb der Halle die erforderliche Unterkonstruktion bereits fertiggestellt worden. Auch das Hallengewölbe wurde ausgeführt und wird demnächst geputzt werden. Hiernach sollen die Rüstung aus der Halle entfernt und die zum Raum passenden Größenverhältnisse des Bären an Ort und Stelle ausprobiert werden.

6. Auch in diesem Jahre gelangte eine Reihe von Anträgen auf Erwerbung von Kunstwerken an die Deputation, doch wurde keinem derselben entsprochen.

XXII. Das Berliner Andreas-Realgymnasium und seine Vorgeschichte. Festschrift zum 7. Oktober 1908. Von Prof. Dr. Richard Fisch. Berlin 1908. Wie sich die hochangesehene Bildungsanstalt aus der bescheidenen Stralauer Stadtschule seit 75 Jahren entwickelt hat, wird in der für die Berliner Ortsgeschichte bedeutsamen Schrift ausführlich geschildert. Wir fügen hinzu, daß das Jubiläum des Andreas-Realgymnasiums in der Koppenstraße am 10. d. M. in der Aula durch einen Festakt gefeiert wurde, zu dem sich außer dem Lehrerkollegium und den Schülerdeputationen zahlreiche Ehrengäste und viele „Ehemalige“ eingefunden hatten. Der Leiter der Anstalt Prof. Dr. Kiesel hielt die Festrede. Er erwähnte darin die große Anhänglichkeit früherer Schüler. So hat ein in Schanghai lebender ehemaliger Andreasschüler einen silbernen Pokal gestiftet. Ferner ist durch den jetzigen Direktor eine Stiftung im Betrage von 9000 Mark zustande gekommen, deren Zinsen für Abiturienten bestimmt sind. Professor Kiesel gedachte des Hinscheidens von Geheimrat Hinzpeter und Professor Paulsen, und wünschte, daß es dem deutschen Schulwesen auch in Zukunft nicht an solchen Männern fehlen möge. Der eindrucksvollen Festrede folgten die Beglückwünschungen des Provinzialschulrats Professors Klatt, des Pfarrers Dr. Bitthorn, des Stadtschulrats Michaelis, des Direktors Prof. Wüllenweber, des Prof. Lauschke, des Dr. Hanitzsch u. a. Anläßlich des

Jubiläums fand in der Anstalt eine Zeichenausstellung von Schülern statt, die von der vortrefflichen Unterrichtsmethode ein glänzendes Zeugnis ablegt. Am Abend schloß in den Konkordiasälen eine Schülervorstellung mit nachfolgendem Ball die Jubelfeier ab.

XXIII. Heinrich Eduard Kochhann: Aus der großen Zeit 1862–1874. Mit diesem Heft V schließen die Lebenserinnerungen des langjährigen Berliner Stadtverordneten-Vorstehers auf das Würdigste ab. Herr Kaufmann Albert Kochhann, der Sohn des verewigten Verfassers, wird die Handschrift seines Vaters in der Lübeck-Göritz-Bibliothek des Märkischen Museums hinterlegen.

XXIV. Prof. Dr. Ing. Blum-Hannover: Zur Verkehrspolitik der Großstädte mit besonderer Berücksichtigung der Berliner Verhältnisse. (Sonderabdruck aus der Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure, Jahrgang 1908, S. 1083 flg.)

Wegen der speziellen Beziehung zur Reichshauptstadt und da wir vom heimatkundlichen Standpunkt deren verkehrliche Entwicklung gern verfolgen, lege ich Ihnen diese sehr gründliche mit Skizzen bestens unterstützte Arbeit vor.

E. Bildliches.

XXV. Unser der Brandenburgia schon so oft gefällig gewesenes Mitglied Herr Gustav Lackowitz überweist uns wieder eine reiche Folge fesselnder Ansichtspostkarten von Kloster Zinna, das ich am 7. Juni d. J. mit vieler Andacht besucht, von Landsberg a. W. und von unserm Vorort Pankow, dem Wohnsitze unsers freundlichen Donators. Ich überweise diese Aufnahme der Bildersammlung unsers Vereins, deren Pflege fortan u. M. Herr Emil Plack gütigst übernehmen wird und danke herzlich für die Geschenke.

XXVI. Herr Maler Holleck-Weithmann-Groß-Lichterfelde hatte eine wahrhaft künstlerische Folge vortrefflicher Zeichnungen aus dem alten Berlin ausgestellt, welche allseits lobende Anerkennung fanden, und für deren Vorführung die Brandenburgia sehr dankbar ist.

XXVII. Demnächst hielt u. M. Herr Oberlehrer Dr. Albert Kiekebusch (vergl. Nr. XVIII) einen mit wohlgelungenen Lichtbildern ausgestatteten Vortrag: Chronologie der märkischen Vorgeschichte (I. Teil), hauptsächlich mit Benutzung der reichen Sammlung des Märkischen Museums. Die nach Inhalt und Form vollendete Darstellung wurde mit gebührendem Beifall begrüßt. Den II. Teil (Schluß) wird Herr K. uns in der Sitzung am 20. Januar 1909 vortragen.

XXVIII. Die gesellige Vereinigung fand im Berliner Ratskeller statt.

Neuruppinische Leichenpredigten.

Von Amtsgerichtsrat **Arno Bötticher** in Frankfurt a/O.

Verfasser ist in seinen Mußestunden Geneologe, Familiengeschichtsforscher. Er hat noch kurz vor Beginn des neuen Jahrhunderts nach einer Arbeit von fast zwanzig Jahren unter Ausnutzung aller der Familienforschung dienenden Hilfsmittel eine Geschichte seiner, anfangs ihm nur bis zum Großvater hinauf bekannten Familie zusammengebracht und abgeschlossen, die nachweisbar und urkundlich bis zu dem Anfange des 17. Jahrhunderts, also bis über den dreißigjährigen Krieg, diesen verderblichen, gerade für Familienforscher fast unüberbrückbaren Zeiteinschnitt, und mit größter Wahrscheinlichkeit bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts zurückgeht. Er hat durch diese Arbeit Liebe und Interesse für Familienforschung überhaupt gewonnen und behalten, bereits durch einen in der Zeitschrift „Die Woche“ (1902 Nr. 31) unter der fragenden Überschrift „Woher stamme ich?“ veröffentlichten Aufsatz in weitere Kreise zu tragen versucht und zu diesem Zwecke in dem Aufsatze insbesondere auch die Hilfsmittel aufgezählt, mit denen der Familienforscher zu arbeiten hat.

Zu diesen Hilfsmitteln gehören auch die Leichenpredigten. Sie befinden sich — bis vor kurzem fast versteckt — im Privat- und Bibliotheksbesitz. Es war üblich, daß Leichenpredigten gedruckt und unter Verwandte und Bekannte verteilt und namentlich unter den Predigern ausgetauscht wurden, und hauptsächlich die Prediger waren es wohl, die die Leichenpredigten nach und nach sammelten und dann Büchersammlungen, Bibliotheken zuführten. Daher erklärt es sich auch, daß z. B. in der Marienkirchenbibliothek in Frankfurt a. O., das außerdem durch Universität und Messe viele und weitreichende Beziehungen hatte, Leichenpredigten aus den Gegenden von Straßburg und Colmar i. E. bis Königsberg i. Pr., von Stralsund bis Nürnberg und von Hamburg bis Brieg sich befinden. Die bekannteste und wohl auch größte Sammlung von Leichenpredigten haben die fürstlich und gräflich Stolbergschen Bibliotheken und Archive

in Stolberg und Wernigerode; zu ihnen ist aber ein nur handschriftliches Namensverzeichnis an Ort und Stelle vorhanden. Erst 1898 hat Dr. Edmund Lange im Ergänzungsband der Zeitschrift „Baltische Studien“*) ein alphabetisch nach Namen geordnetes sechsundzwanzig Bogen starkes Verzeichnis der in der Universitätsbibliothek in Greifswald befindlichen, unter der Bezeichnung *vitae Pomeranorum*, zu einer Sammlung von 190 Bänden vereinigten Leichenpredigten veröffentlicht; ihm ist 1902 der Gymnasialprofessor Dr. Hermann Nohl gefolgt, der ein ebenso geordnetes Verzeichnis der in der Bibliothek des grauen Klosters in Berlin vorhandenen etwa 2500 Leichenpredigten zunächst im Schulprogramm und dann in der Vierteljahrsschrift des Vereins „Herold“ in Berlin veröffentlicht hat.

Und der Verfaseer dieses Aufsatzes hat ein Verzeichnis zu den etwa 1000 Leichenpredigten (50 Bände) der alten, zum Teil noch aus katholischer Zeit stammenden Ministerialbibliothek der Marienkirche in Frankfurt a. O. angefertigt und in derselben Vierteljahrsschrift (1905) veröffentlicht.

Da Leichenpredigten auch eine Geschichtsquelle sind, eine Quelle nicht nur der Familien- sondern mindestens auch der Ortsgeschichte und nicht weniger der Geschichte des allgemeinen und des theologischen Geschmacks, so ist es vielleicht nicht unangebracht, an dieser Stelle von märkischen Leichenpredigten zu erzählen. Der Verfasser hat aus diesen zahlreichen Leichenpredigten die neuruppinischen herausgegriffen, weil seine Vorfahren in ihren nachweisbar ältesten Zeiten Bürger in Neu-Ruppin waren und diese Stadt infolge der sie betroffenen großen Brandschäden an ortsgeschichtlichen Quellen sehr arm ist.

Zum besseren Verständnis der nachfolgenden Auszüge mögen noch einige Worte über Bedeutung und allgemeinen Inhalt der Leichenpredigten gesagt sein.

Die Leichenpredigten bilden eine eigenartige Literatur aus der Zeit der beiden Jahrhunderte nach der Reformation und sind geradezu eine Errungenschaft der Reformation, die in den Mittelpunkt jeder bis dahin fast ausschließlich liturgisch gestalteten kirchlichen, gottesdienstlichen oder religiösen Feier die erklärende, belehrende und erbauende priesterliche Rede, die Predigt *(praedicare,* öffentlich ausrufen, verkünden, erklären) setzte. In Berlin ist die erste Leichenpredigt 1555 gehalten worden; wenigstens hat Martin Friedrich Seidel in seinem Handexemplar der brandenburgischen Konsistorialordnung von 1573 folgenden Randvermerk gemacht: „Anno 1555 Johann Agricola allhier die erste Leichenpredigt getan und drucken lassen zu Ehren Frau Elisabethen Joachims II.

*) Zu beiden Verzeichnissen sind in „Baltische Studien“ 1905 und in der Vierteljahrsschrift des Herold 1908 Nachträge erschienen.

Frau Mutter. Vor diesen sind dergleichen *curciones* nicht gehalten, weniger gedruckt worden." Es gibt auch katholische Leichenpredigten, sie kommen aber selten vor; insbesondere befinden sich in der Bibliothek des historischen Vereins in Marienwerder einige Leichenpredigten eines Jesuitenpaters Heintze, der um 1720 lebte. Die Leichenpredigten bestehen in der Regel aus Anfangs- und (oder) Schlußgebeten und aus vier verschieden geordneten Teilen: der eigentlichen Predigt, den Personalien des Verstorbenen (*Personalia*, Lebenslauf, *Curriculum vitae*, Ehrengedächtnis, *Memoria-Elogium*, *Commendatio pie-defuncti*, Dank- und Grab-Mahl, *Prosopographia*), der Abdankungsrede (Stand-, Trauer-, Trostrede, *Parentatio*) und den Nachrufen *(Epicedia)*, die den Verstorbenen die Berufsgenossen (bei Professoren und Studenten auch die Tischgenossen), Bekannten, Freunde, Gönner und — meistens an letzter Stelle — die Verwandten in lebenden und alten Sprachen und in dichterischen Formen *(Carmina lugibria)* widmen. Grade der Teil „Personalien" ist es, der die Leichenpredigten für die Familien- und Ortsgeschichte wichtig macht. Die Personalien bringen nicht nur eine Lebensbeschreibung des Verstorbenen, der oft die in der Predigt und den Reden ausdrücklich wiedergegebenen oder zwischen den Zeilen zu lesenden Einzelheiten eine willkommen und unschätzbare Ergänzung und Abrundung erfährt, sondern auch Angaben über seine väterlichen und mütterlichen Voreltern, oft bis zu den Urgroßeltern, bei Adligen manchmal noch weiter hinauf. Eine andere Eigenart der Leichenpredigten hängt mit jener Zeit des Humanismus zusammen, als deutsche Gelehrte aus Italien, wo durch glänzende Höfe und reiche Städte Künste und Wissenschaften gefördert wurden, Liebe und Begeisterung für das künstlerische und wissenschaftliche Altertum nach Deutschland gebracht hatten, und zeigt sich insbesondere in der Überladung mit Zitaten aus alten Schriftstellern und mit altsprachlichen Worten, Ausdrücken und Wendungen und in der Latinisierung und Gräzisierung der Eigennamen, sei es durch Anhängung von Endungen, sei es durch vollständige Übersetzung. In einer Leichenpredigt des Pfarrers und Superintendenten Daniel Fessel(ius) in Cüstrin finden sich z. B. Zitate aus *Plinius, Aeschylus, Nicephorus, Josephus, Tertullianus, Epiphanias, Irenaeus und Augustinus.*

Die nun folgenden Auszüge, bei denen insbesondere die Angaben über Schulen und Reisen, die die Verstorbenen besucht und gemacht hatten, berücksichtigt sind, sind der Zeitfolge der Sterbejahre nach geordnet, und beginnen jedes Mal mit einer Wiedergabe des charakteristisch-schwülstigen Titels der Leichenpredigt. Einzelne Stellen des Inhalts der Leichenpredigt sind wörtlich wiedergegeben, nicht nur wegen des damaligen Stils und der damaligen seltsamen „Rechtschreibung", sondern auch weil das in ihnen Erzählte ohne diese wörtliche Wiedergabe seinen besonderen Eindruck und Reiz verloren hätte. Die älteste und die jüngste

Leichenpredigt sind je aus den Jahren 1604 und 1762. Es stammen die Nummern 1–8 aus der Königlichen Bibliothek in Berlin, die Nummern 9 und 12 aus den *Vitae Pomeranorum* in Greifswald, die Nummern 24 und 25 aus der Marienkirchenbibliothek in Frankfurt a. O. und die übrigen Nummern aus der Bibliothek des grauen Klosters in Berlin.

In jeder Leichenpredigtsammlung haben sich auch Reden und Gedichte, die auch zu anderen Gelegenheiten gehalten und gemacht sind, eingeschlichen, und dieser ist auch in den nachfolgenden Auszügen gedacht.

Hinter der letzten Nummer befindet sich ein Orts-, Personen- und Sachregister.

1. Kurtze und einfaltige Leich-Predigt ſ Bey dem Begräbnis deß weiland Ehrwirdigen ſ Achtbaren vnd Wohlgelahrten Herrn *M. Jonae* Böttichers ſ der Christlichen Kirchen zu Newen Ruppin Pfarrherrn vnd *Superintendenten,* Welcher den 19. *Maji* zu Mittage kurz nach 11 Uhr dieses *1604.* Jahres im HErrn sanfft und selig entschlafen ſ Jm 63. Jahr seines Alters ſ Und folgends den 22. *Maij* vmb 2 Vhr nach Mittage bey ansehnlicher versammlung Ehrlich vnd Christlicher weise in der Pfarrkirchen daselbst in sein Schlaffkämmerlein gesetzet worden ſ Gehalten durch *Thomann* Penckowen ſ Diener am Wort des HErrn daselbst. Gedruckt zu Franckfurt an der Oder ſ bey Andreas Eichhorn. Gewidmet Seiner nachgelassenen Widtwe, Seinen Kindern und Seinen allerseits freundlichen lieben Ohmichen, Gefattern vnd Ohmen.

Der Verstorbene war geboren in Neu-Ruppin am Tage *Matthiae Anno* 1542. Seine Eltern waren der *Scabinus Johannes* Bötticher und Ursula Penckow. 12 Jahre alt kam er auf die Schule in Berlin. Nachdem er auch noch die Schule in Brandenburg besucht hatte, ging er auf die Universität Frankfurt a. O. 21 Jahre alt wurde er 1563 als Schulrektor nach Ruppin berufen. Nach drei Jahren (1566) ging er auf Wunsch des Vaters und auf Rat seines Bruders M. Johannes Bötticher zur Fortsetzung seiner theologischen Studien nach Leipzig. Noch in demselben Jahre ging er der Pest wegen nach Wittenberg und von hier nach Frankfurt, wo er in *Magistrum promoviret.* Nach dem Aufhören der Pest in Wittenberg kehrte er dorthin zurück. 1563 wurde er auf Anfrage des Kirchenministerium in Zerbst bei der Universität Wittenberg nach einem geeigneten Diakon dorthin empfohlen und an die Nicolaikirche berufen. Hier verheiratete er sich am Montag nach Matthei (20. September) 1568 mit Clara Brunsdorf und blieb es acht Jahre. 1575 Ostern wurde er als Pfarrer und Superintendent nach Neu-Ruppin berufen. Hier wurde er der Stifter der noch heute bestehenden Kirchenbibliothek. Als am 18. September 1593 seine Frau starb, verheiratete er sich wieder und zwar am 14. Oktober 1594 mit Gertrud Veilitz. Michaelis 1603 erlitt er

einen Schlaganfall, von dem er sich nicht mehr erholte. Aus seiner mit zehn Kindern gesegneten ersten Ehe hinterließ er fünf Kinder, aus der zweiten Ehe drei Kinder.

Beigegeben sind der Leichenpredigt als Nachrufe einige lateinische Gedichte; nur bei den beiden letzten ist der Verfasser angegeben: M. Joachim Prätorius *Medicinae Candidatus*. —

2. Rahels Kreis vnd Todes Bette. Das ist die trawrige Historie aus *Gen.* 35 von dem kläglichen Tod der heiligen Ertzmutter Rahel *ſ* bey dem Christlichen Leichbegengnis *ſ* der weyland Ehrbaren und Vielehrentugendreichen Frawen Fr. Annä Litzmannin des Ehrnvesten *ſ* Achtbaren vnd Wolgelarten H. Burchardt Palzows *Not. publ.* und *Practici*, auch Schöppen vnd Gerichtsverwandten in Neven Rupin Ehrvielgeliebten Haußfrauwen *ſ* welche den *8. Decembris Anno 1627* in Kindesnöthen sampt ihrer Leibesfrucht kläglich doch selig eingeschlaffen *ſ* vnd den 13. selbigen Monats ehrlich und Christlich zur Erde bestattet worden. Einfeltig außgeführet und erkläret *ſ* jezo aber auf sonderbares begehren in öffentlichen Druck vbergehen von *M. Joachimo Schwartzkopfio* Doselbst Predigern vnd Dienern Gottes. Gedruckt bei Augusto Boreck in Wittenberg *Acad. Typog.* im Jahr MDCXXIIX.

Die Verstorbene war geboren am 9. Juli 1588 in Neuruppin als Kind des Bürgermeisters Johann Litzmann und der Martha Reuchlin. Sie heiratete zuerst vierzehn Tage vor Martini 1609 den Churfürstlich Brandenburgischen Amtsschreiber Caspar Lenthe in Zechlin, dann acht Tage vor *Johannes baptistae* 1621 Burchard Palzow. Bei ihrem Tode lebten von fünf Söhnen erster Ehe nur zwei und aus zweiter Ehe zwei Söhne und eine Tochter, außerdem ihre Mutter; ihr Vater war wenige Wochen vor ihr gestorben, außerdem waren ihr vorangegangen ihre fünf Schwestern bei oder in Folge der Entbindungen, unter ihnen die Frau des *Dr. med. Alberti Bolichii* vnd des *Dr. Petri Rhefeldii jam judicis*.

Beigegeben ist der Leichenpredigt nur ein Nachruf in lateinischen Distichen, unterzeichnet M. I. S. (Mag. Joach. Schwartzkopf).

1675 am 12. November stirbt in Leipzig als Student beider Rechte Andreas Jacob Palzow, der am 4. August 1657 in Lehnin geborene Sohn des Amtmanns der kurbischöflichen Tafel-Stadt Wittstock und der Johanna Kenckel. „Die Großeltern väterlicher Stammlinie könnten zwar weitläuftig aufgeführt werden durch das in der Grafschaft Ruppin und der Priegnitzschen Landschaft wohlbekandtes Geschlecht der Paltzowen mit der neben Linie der Herrn Bürgermeister Schramm und Witte in Wusterhausen und neuen Ruppin."

3. Leichsermon auß den 5. 6. 7. 8. Versen deß 84. Psalmen deß Königlichen Propheten Davids. Bey den ansehnlichen vnd Christlichen

Leichbegengnis der Erbarn vnnd viel Tugendreichen Frawen *Mariam* Musculinn, deß Ehrwirdigen, Achtbarn vnnd Wolgelarten Herrn *M. Ivachimi* Schwartzkopfen, der Kirchen Gottes in Newen Rupin trewen und fleißigen Diacon vnd Seelsorgers, Ehevielgeliebten Hauß-Ehren, Seligen. Welche am 7. Julij selig verschieden ſ vnd folgends am 7. Sontage nach *Trinitatis*, war der 11. *ejusdem* dieses *1630.* Jahres ſ in sehr Volckreicher versamlung ſ in der Pfarrkirchen daselbst ſ Christlich beerdiget worden. Gehalten durch die Ehrwirdigen, Achtbarn vnd Wolgelahrten Herrn *Gabrielem* Wolterstorffen, doselbe Pfarrherrn und Inspectoren. Gedruckt zum Berlin ſ durch Georgs Rungen 1630.

Personalien sind der Leichenpredigt nicht beigegeben. Aus der Leichenpredigt über ihren 1609 gestorbenen Gatten (s. u.) ergiebt sich, daß sie die jüngste Tochter des Bürgermeisters Christian Musculus in Wittstock war und bei der Geburt der Zwillinge Dorothea und Elisabeth gestorben ist.

4. Alter Leute Christlichste ſ Rühmlichste ſ und Nützlichste Arbeit ſ auß dem 71. Psalm des Königs Davids Beym Begräbniß des weylandt Ehrenvesten ſ Achtbarn ſ und Wolweisen *Laurentii* Segers ſ löblichen Rathsverwandten ſ in den Wercken deß Christenthumbs vnd seines Beruffs arbeitsahmen Herrn ſ Welcher am 25. Julij dieses *1630* Jahres ſ an der Peste ſ doch veste im Glauben an Christi Todt, welcher dem Tode vnd Hellen eine Pestilentz worden ſ *Hos.* 13 sehlig eingeschlaffen. Einfältig durchgearbeitet ſ Vnd Auff begehrn *publiciret* durch *M. Christophorum* Liebenbergen ſ Dienern am Worte Gottes zu N. Ruppin ſ Im Jahr: *Qui Jesum Corde gerit, a Jesu vere geritur,* Seelig ist der gewiß, Wer *Jesum* liebt. Gedruckt zum Berlin ſ durch George Rungen ſ im Jahr 1631.

Der Verstorbene war in Neu-Ruppin im Jahre 1569 geboren; seine Eltern waren der Bürger und Tuchmacher Lorenz Seger in Neu-Ruppin und Sophie Böldicke. Sehr früh verlor er die Eltern. Er hatte zwei Brüder, von denen der mittelste Mathias („er hätte Kirchen und Schulen dienen können", hatte also studirt) in der besten Jugend starb und der älteste Joachim hieß. Der Verstorbene lernte das Handwerk des Vaters. Zu dem Zweck ging er auch an andere Orte, insbesondere nach Anklam, wo „das Tuchmacher-Gewerck guten Fortgang gehabt, also daß sich ein Meister davon Ehrlich und reichlich ernehren könne." Früher als er gewollt hatte, kehrte er auf Wunsch des Bruders nach Neu-Ruppin zurück, der ihm bei seiner Niederlassung als Tuchmacher und bei Gründung eines Hausstandes behilflich war. Drei und zwanzig Jahre alt, also 1592, heiratete er Dorothea Möller, Tochter des Ratsverwandten und Tuchmachers Thomas Möller in Neu-Ruppin. Von neun Kindern blieb nur ein Kind leben: Thomas, beim Tode des Vaters Pfarrer in Sentzke.

Die Tochter Dorothea starb am Weihnachtsabend 1626 kurz vor ihrer Verlobung; M. Joachim Schwartzkopff hielt ihr die Leichenpredigt. Er wurde 1608 Gildemeister, 1618 Mitglied des Schöppenstuhls und 1620 Mitglied des Rats und 1624 Vorsteher der Pfarrkirchen. Durch Arbeit und Erbschaft war er ein wohlhabender Mann geworden, der „sich doch dessen nicht stolz überhoben, sondern demüthig vnd milde dabey gewesen." Dem Kirchenministerio vermachte er 100 Gulden, deren 6 Gulden Zinsen jährlich auf *Luciae* verteilt werden sollten.

Der Leichenpredigt sind Nachrufe nicht beigegeben.

5. *Davidis cordolium a cordiale,* Davids Labsall und Trübsall ſ Auß den schmertzlichen Klagworten Davids ſ Psalm 25 v. 17 seqq. Die Angst meines Hertzens ist groß ſ u. s. w. Bey Christlicher Leich-Begängniß des Erbarn vnd Wolgeachten Joachimi Schmiedes, Vornehmen *Patritij* der Stadt Newen Ruppin ſ Welcher den 11. *Augusti* des Morgens frühe zwischen 4. vnd 5. Vhr ſ des *1638.* Jahres ſ im HErrn seelig entschlaffen ſ vnd den 14. *ejusdem* mit Christlichen Ceremonien beerdiget worden, Allen hochgeengsteten Davids-Hertzen ſ derer es bey grafsirender Pest- vnd Sterbensnoth sehr viele gegeben, damals in einem kurtzen Buch-*Sermon expliciret,* vnd im seligen gebrauch *appliciret,* Itzo aber dem hochbetrübten Vater sampt seinen lieben Töchtern zum sonderbahren Trost vnd Hertzsterkung auff sonderbahres Begehren *publiciret* von *M. Joachimo* Schwartzkopff u. s. w. Gedruckt zum Berlin ſ im Jahr 1639.

Der Verstorbene war am ersten Advent 1615 in Neu-Ruppin geboren, also nur 22 Jahre alt geworden, und der Sohn des Bürger und Kaufmann Erdmann Schmidt in Neu-Ruppin und der Anna Hansin; die Großelternpaare waren der Handelsmann Joachim Schmidt und Elisabeth Bossow in Wittstock und der Bürgermeister Thomas Hanß und Sabine Kriele in Neu-Ruppin. Er sollte studieren, wurde dann aber, als sich herausstellte, daß er sich hierzu nicht eigne, vom Vater im Handelshause des Johann Bußmann in Hamburg untergebracht. „Weil aber sein Vater zu seinem weitleufftigen Handel vnd schweren Haußhaltung ihn nicht lange entrathen können ſ hat er ihn wieder zu sich genommen ſ vnd zu seinem Handel gebrauchet ſ worin er sich dann bey Tag und Nacht ſ in vielen gefährlichkeiten Leibes und Lebens ſ willig und unverdrossen erwiesen vnd seine lieben Eltern manchen gang vnd aufstehen ſ in ihrem herzunehmenden Alter benommen." Schwer erkrankt kehrte er von einer Geschäftsreise nach Wittstock zurück und erlag in vierzehn Tagen der damals herrschenden Pest. Außer den Eltern hinterließ er die vier Schwestern Anna, Sabina, Elisabeth und Regina. Nachrufe sind der Leichenpredigt nicht beigegeben.

6. *Exequiae Schmidianae* oder Christliche Leichbestattungen ſ Welche der Ehrenvester und Wohlgeachter Herr Erdmann Schmidt, vornehmer Kauff-Herr der Stadt Newen-Ruppin ſ Seiner hertz-geliebten Haußfrawen und einigem Sohne ſ auß schuldiger Ehelicher und Väterlicher Liebespflicht rühmlich gehalten, deren einer ſ alß dem Sohne ſ den 14. *Augusti*, der Ander aber ſ alß der Haußfrawen ſ den 9. *Octobris* des *1638*. beyde durch die schnell-würgende Peste ſ vber alles Verhoffen weggeraffet, bey derselben Leichbegängniß daselbst nachgehalten ſ Anitzo aber auff Begehren zum öffentlichen Druck außgegeben ſ durch *M. Joachimum* Schwartzkopff ſ *Pastorem & Inspectorem Metropolitanum. Berolino Typis Rungianis ao 1639.*

Die verstorbene Frau Schmidt war die im Oktober 1595 geborene Tochter Anna des Bürgermeisters in Neu-Ruppin Thomas Hanß (Sabina Kriele) und Enkelin des vornehmen, in Rathenow seßhaftigen Herrn Thomas Hanß (Anna v. Bardeleben). Ihre mütterlichen Großeltern waren der Städtekassen-Verordneter und Bürgermeister Joachim Kriele in Neu-Ruppin und Anna Metzmacher. Sie hatte ihren Mann am ersten Advent 1612 geheiratet. Sie starb an der „itzt grassirenden Pestseuche," die sie „Ihrem eigenen Berichte nach von ihren einquartirten Soldaten bekommen." Von 2 Söhnen und 4 Töchtern überlebten die Mutter die Töchter, die aber nicht genannt sind; genannt ist auch nicht weiter der kurz vor der Mutter verstorbene Sohn (Nr. 5), dem „David Schwartzkopf" ein deutsches Trauergedicht in Hexametern widmet. Die Leichenpredigt ist gewidmet der Mutter Sabina Hanß geb. Kriele und anscheinend deren zwei Schwestern Elisabeth Hanß, Frau des Bürgers und Kaufmanns Matthäus Schmidt in Wittstock und Regin Hanß, Frau des „Wol-Ehrenvesten, Vor-Achtbaren, Wolgelahrten und Wolweisen Herrn *Jacobi* Litzmann, Wolbedienten Bürgermeisters der Stadt Newen Ruppin."

7. New-Ruppinscher *Eliakim* in einem Regenten bilde Aus dem Bilde des Jüdischen *Eliakim Esa.* 22 v. 20 *usque ad finem.* Bey der Christlichen *Sepultur* und ansehnlichen Leich-Begängniß des wayland Wohl-Ehrenvesten ſ Groß-Achtbaren ſ Hochweisen ſ Wohlgelahrten und Wolvornehmen Herrn *Jacobi* Lietzmanns Verordneten und *Assessorn* bey der löblichen Landschafft ſ Bürgermeisters der Stadt Newen Rupin, *Directoris* des allgemeinen Kirchenvorstand und vornehmen *ICti Practici*, Als derselbe mit dem Beschluß um Endigung des *1647.* Jahres am 31. *Decembris* des Morgens früh umb 6 Vhr im HErrn selig eyngeschlaffen ſ und folgends *Dom. 1. post Epiphaniam* war der *9. Januarii* des 1648. Jahres in der Pfarr- und Hauptkirchen daselbst mit Christlöblichen *Solenniten* beerdiget worden ſ In dem gehaltenen Leich- und Leib-Sermon vorgestellet, itzo aber auf sonderbahres Begehren zu öffentlichen Abdruck außgestattet durch *M. Joachimum* Schwartzkopff der Stadt Newen Rupin

Pastorn, des gantzen Creyses *Inspectorn* und der Grafschaft *Metropolitanum.* Gedruckt zu Berlin ſ durch Christoph Runge.

Der Verstorbene war geboren am 19. Oktober 1597 als Sohn des Bürgermeisters Johannes Lietzmann „als der dem *Consulat* 45 Jahr vorgestanden hat, denn er das 80. Jahr seines Alters erreicht," und der Margarete Rägelin (Reuchlin), eines sehr alten und wohlbekandten Geschlechts in dieser Stadt ſ so dem *Publico* allhier mit Verwaltungen des *Consulates,* Richter-Ambts ſ und andere guten Verrichtungen ſ lange bedrauet gewesen. Die beiden Großelternpaare waren Hauß Lietzmann, Güldemeister der Tuchmacher-Innung und Vorsteher der Pfarrkirche, und Katharina Wüneken und Hieronymus Reuchlin, Ratsverwandter, und Katharina Berlin. Bis zu seinem 17. Jahre besuchte er die Trivialschule in Ruppin, dann (1614) kam er auf das Gymnasium in Berlin. 1616 ist er „nacher Stettin studierens halber gezogen" (gemeint ist wohl das herzogliche Pädagogium, dessen Direktor damals der berühmte Micrälius war). Nachdem er Hauslehrer bei den Söhnen einer pommerschen Gräfin gewesen war, studierte er seit 1618 in Wittenberg Medizin. Nach einer Reise *peregrinationis gratia* nach Prag kehrte er 1621 nach Haus zurück, wo er unter dem Einfluß des Vaters beschloß, Jurist zu werden. Zu diesem Zwecke ging er 1622 wieder nach Wittenberg. Schon 1623 kehrte er wieder nach Hause zurück, wo er sich „alsobald in *Praxi* geübet, sich vor dem Herrn Häuptmann zu Alten Rupin ſ Herrn Christian von Ballin ſ unnd den Churfürstlichen Gerichten mit gutem *Contento* der Parthe *advocando* gebrauchen lassen. In Ao 1624 hat er sich in *Publicum Notarium* von dem damahligen Herren *Decano Juridicae facultatis* zu Rostock creiren lassen. In Ao 1627 überzogn leider der Kriegs Schwall diese Lande und weill es zum schweren *Contributiono* Werck hinausschlug ſ hat die löbliche Ritterschafft dieses Rupinischen Creyses Verfassung machen ſ und eine *Cassam* anrichten müssen ſ derselben ist der selige *Defunctus* als Eynnehmer vorgesetzet ſ und wohlbedachter löblicher Ritterschafft in sothanem *Officio* und dem *Secretariatu* biß in Anno 1632 bedienet gewesen." Ostern 1628 wurde er zum Gerichtsassessor gewählt und 1629 zum Senator. In demselben Jahre heiratete er Regina Hansen, Tochter des Bürgermeisters in Neu-Ruppin Thomas Hansen; die Ehe war gesegnet mit drei Kindern; der Sohn Jacob starb früh, die Töchter Sabina und Regina wurden groß. Er wurde 1633 Verwalter des kurfürstlichen Gerichts, 1637 zum Konsulat und Bürgeramt berufen, 1643 von den Städten der Mittelmark zum Verordneten der Landschaft zum neuen Biergelde gewählt und vom Kurfürsten bestätigt und endlich 1647 Direktor des Kirchenwerks. Um die Beendigung des Quotisationsstreites zwischen Ritterschaft und Städten und um die gleichmäßige Verteilung der Kriegslasten erwarb er sich großes Verdienst. Seit 1643 kränkelte er, und seinen Tod verschuldete mittelbar eine Reise nach Berlin, wo

er als Verordneter der Landschaft um Martini 1647 zu tun hatte. Die Leichenpredigt ist außer seiner Witwe und seinen zwei Töchtern dem Bürgermeister Johannes Litzmann (seinem Vater?) und dem „vornehmen Bürger und Gewandschneider Joachim Lietzmann“ in Neu-Ruppin gewidmet. Lateinische poetische Nachrufe widmen ihm *D. et Poliater Neoruppinensis Albertus Bulichius;* David Dürberg, Pastor in Mankow; M. Christian Rose, *Mittenwaldensis, Scholae Rupp. Rector;* Wilhelm Kenckel, *p. t. Secretarius Ruppinensis;* David Schwartzkopf, *p. t. Conrector;* Adam Köppen, *Scholae Neo-Rupp. p. t. Cantor; Johannes* Litzmann, *beate defuncti Agnatus* und Jeremias Ludewig, *Scholae Patr. p. t. Tertianus.*

8. Christ-trewer Lehrer und Prediger reicher Segen Für Jhre trewe Dienste und Arbeit *ſ* herrlicher Sieg Jn Jhrem harten Kampff und Streit. Auß dem 7. und 8. Vers. des 84. Psalms: Die Lehrer werden mit viel Segen geschmücket *ſ* u. s. w. Bey Ansehnlicher und Volckreicher Leichbegängnüß des Ehwürdigen, Achtbare und Wolgelahrten Herrn *Thomae* Schönbergen *ſ* Sel. der Kirchen zu Newen Rupin trewfleissigen Archi-Diaconi und *R. Ministerii Seniorn,* Welcher im *Anno* 1651 den 1. *Februarii vigilia Purificationis Mariae* im HErrn selig entschlaffen *ſ* und darauff am Sonntag *Estomihi,* wo der 9. *Februarii ſ* mit Christlöblichen Ceremonien in der Haupt- und Pfarrkirchen beerdigt worden. Jn einem kurtzen Leich-Sermon vorgetragen: Jtzo aber dem Selig verstorbenen zum Christlichen Andencken *ſ* den lieben Seinigen zum Trost auff begehren außgegebn durch *M. Joachimi* Schwartzkopff, Pfarrherrn selbiger Stadt *ſ* des Kreyses *Jnspectorn* und der Grafschaft *Metropolitanum.*

Der Verstorbene war in Neu-Ruppin im April 1590 geboren als Sohn des Bürgers und Grobschmieds Joachim Schönberg und der „aus altem und bekanntem Geschlecht stammenden“ Anna Selle. Er besuchte die *Schola patriae.* 1608 wollte der Vater ihn „zu seiner Hanthierung anweisen“. Die Mutter setzte es aber mit Unterstützung des Diakons Jacob Schramm durch, daß der Sohn „by der Schulen erhalten“ wurde und studirte. Worauff er im selbigen Jahre von seinem Vater nacher Prentzlow in der Schulen gebracht, allda er 2 ganze Jahre von dem damaligen *Rectore M. Matthia* Goedenio mit allen Fleis in den *disciplinis instrumentalibus informiret,* wie auch von dem Hn. *Inspectore M. Johanne* Finckio, welcher eine sonderliche *affection* zu ihm geworffen *ſ* in den *Articulis fidei,* neben andern getrewlich unterrichtet worden *ſ* gestalt er denn in *Anno* 1610 nach geendigtem Osterfest in selbiger Schulen in *praesentia E. E. Ministerii, E. E.* Rahts, seiner *praeceptorum & condiscipulorum* eine *orationem valedictoriam* gehalten *ſ* und sich hiewieder zu seinen Eltern begeben. Jm selbigen Jahre 1610 ist er auf Rath seiner Eltern und Freunde nacher Magdeburg ins Gymnasium gesandt *ſ Rectore*

M Josepho Getzio. *Anno* 1611 den 11. *Februarii* ist er von hier nacher Stettin des Fürstl. *Paedagogium,* welches eben zu der Zeit floriret ſ und sehr berühmt gewesen geschicket ſ woselbst er unterm *Rectore M. Christophoro* Hunnichio in 3 Jahren den *Cursum Philosophiae* glücklich absolviret ſ auch in *Collegiis Philosophicis privatis* sich geübet, auch *publice respondiret* ſ von welchem *Rectore* auch ihm ein *Testimonium* an die Universität Wittenberg erteilet worden". Auch in *Theologicis* übte er sich auf dem Pädagogium. Er studirte in Wittenberg, ging dann nach Stettin, wo er *collegia philosophica privata* hält und ein Jahr lang den erkrankten *D. Friedericus Faber* Sonntags auf der Kanzel vertrat, und wurde zu Ostern 1617 nach Neu-Ruppin als Schulrektor berufen, welche Schule er „gantz wuste und leer ſ auch eine unbändige Jugend vor sich gefunden, die er doch durch Gottes Gnade wieder zu rechte gebracht ſ und darauff den *16. Aprilis* altem Gebrauch nach seine erste Schulpredigt *de S. S. Coena magna frequentia Auditorum* gelesen." Schon am 13. Januar 1618 wurde er zum Diakon berufen und „Montags nach *Reminiscere* zu Franckfurth" an der Oder von Hn *D. Pelargo* auff vorhergehendes *examen* zum heiligen Predigtampte *ordiniret,* behielt aber auch bis Johanni das Schulrektorat und die Vertretung des Conrektors. Noch in demselben Jahre 1618 verheiratete er sich mit Marie Schröder, Tochter des Bürgers Hans Schröder in Stettin. Als diese 1626 starb, wurde am 7. Mai 1627 seine zweite Frau Elisabeth Hecht, und als diese 1638 ein Opfer der Pest wurde, wurde er zum dritten Mal mit Ursula Göttling am Montag nach dem ersten Advent 1639 getraut. Aus seinen drei Ehen hatte er elf Kinder.

Nachrufe sind der Leichenpredigt nicht beigegeben.

9. Glückwunschgedichte in lateinischer und deutscher Sprache an Andreas Westphal in Neu-Ruppin, als er am 14. Oktober *1653* in Greifswald zum Magister *Artium et Doctor Philosophiae* promovirte. Von den Dichtern stammen aus Neu-Ruppin David Schwartzkopff, *Symmasta Neo-Ruppinensis; M. Christianus Rosa;* Johannes Thüssel, Churf. Brand. *Accise*-Meister im Rupp. District; *Johannes* Härtell, *Scholae Neo-Rupp. Conrector; Johannes Fretzdorffius, Neo-Rupp. March. Scholae ibidem p. t. Collega.*

10. Sterbenden Christen Sanftes Häupt- und Schlaff-Küssen ſ Auf welchem sie in ihrem Tode können selig einschlaffen ſ in ihrem Ruhekämmerlein sanft ausruhen und am jüngsten Tage von ihrem Todesschlaff frölich wieder erwachen. Auß dem güldenen Spruch Christi Joh. III v. 16 Also hat Gott die Welt geliebet etc. Bey Volckreicher Begängnis des weiland Ehrenvesten, Wolweisen und Wolvornehmen Herrn Heinrich Dhomschlegers, Sel. Rathsverwandten und vornehmen Kauf-

Herrn in der Stadt Neuen-Ruppin: Welcher in Anno *1659* am Pfingstmontag ſ war der 23. Maji ſ ümb 6 Uhr nach Mittag auff dis Haupt-Küssen sanft und selig eingeschlaffen und darauf *Dominica Trinitatis* war der 29. h *ejusdem*, in der Pfarr- und Haupt-Kirchen auf die fröliche Hoffnung der bald kommenden Auferstehung in seinem Schlaffkämmerlein beygesetzet worden In gehaltenem Leich- und Leid-*Sermon* angefertiget: Itzt aber auf sonderbares begehren ausgefertiget von *Mag. Joachimo* Schwartzkopf, der Stadt Neuen Ruppin *Pastorn* und *Inspectorn*, auch des E. *Ministerii Seniorn*. Gedruckt zu Berlin ſ bey Christoff Runge 1659.

Der Verstorbene war geboren am 24. September 1600 in Hamburg als Sohn des Kauf- und Handelsmannes Heinrich Dohmschleger und der Barbara Weyland (Westland) oder Reinicke. Die Großväter waren der Kauf- und Handelsmann Peter Dohmschleger (Anna Germer) und der Handelsmann und Gewandschneider Reinicke in Hamburg. Er war sehr früh erwaist, wurde 1612 auch Kaufmann und zwar Lehrling bei Clemens Mandelberg sen. und 1621 selbständig. Schon 1622 den 4. Oktober verheiratete er sich mit Anna Metzmacher, Tochter des Kauf- und Handelsmannes Abraham Metzmacher in Neu-Ruppin. Er wurde Güldemeister der Seidenkrämer-Innung und Kirchenvorsteher, hat sich auch „als ein Vier und zwantziger allemal woll und friedlich bezeiget und ist „wegen seiner bekannten Dexterität und Auffrichtigkeit Ostern 1648 in den Schöppenstuhl und Ostern 1649 in den Ratsstand aufgenommen worden. Von zehn Kindern überlebten ihn fünf: Heinrich, Bürger und Handelsmann in Neu-Ruppin, Abraham, Kaufgeselle, Katharina, Frau des vornehmen Bürgers und Handelmannes in Neu-Ruppin Mathias Litzmann, Elisabeth, Frau des Bürgermeisters in Templin Joachim Dietrich, und Anna.

Nachrufe sind der Leichenpredigt nicht beigegeben.

11. Davids Vnd Aller wahren Christ-Schäfelein höhester und bester Ruhm ſ und Ehrenpreiß auch gewissester Trost ſ und vester Glaubensschluß Aus dem 1. *Versici* des XXIII. Psalms. Der Herr ist mein Hirte ſ mir wird Nichts mangeln. Bey ansehnlicher Bestattunge ſ des weyland Edlen ſ Groß-Achtbaren und Hochgelehrten Herren Hn Alberti Bulichii, S. *Medic. Doct.* Vnd der Stadt Neuen-Ruppin gewesenen *Ordinarii Physici;* welcher am 1. Sonntage nach *Trinitatis*, war der 5. Junii des *1659.* Jahres im Herren selig entschlaffen ſ und folgends am Tage Medardi ſ war der 8. desselben Monats Christlöblich beerdiget ſ und in sein Schlaffkämmerlein beygesetzet worden. In gehaltener Leich-Sermon fürgezeiget ſ itzo aber ſ auf sonderbares Begehren ſ zum öffentlichen Abdruck außgerichtet durch *M. Joachimum* Schwartzkopff, Pfarr Herrn

und *Inspectorem* der Stadt N. Ruppin und des dahin gehörigen Cräyses. Berlin, Gedruckt bey Christoff Runge 1660.

Gewidmet ist die Rede der Witwe des Verstorbenen Dorothea geb. Bergmann, den Schwiegersöhnen (Eid-Männern) M. Casper Christian Torben, Pastor und Inspektor in Zehdenick, und Lorenz Gerike, Pfarrer in Krahtz, der Tochter Katharina Bullichens, Frau des Gerichtsassessors und Ratssekretärs Daniel Protzen in Neu-Ruppin, Schwägerin des M. Schwartzkopf, und den beiden Söhnen Ulrich Bullichius, Student der Theologie in Rostock, und Christian Bullichius, Alumnus der Schule in Neustadt Brandenburg.

Der Verstorbene war geboren am 18. April 1585 in Witstock, wo sein aus Westfalen stammender Vater Gosmann Bülch Kauf- und Handelsmann war. Nachdem er die *Schola patria* besucht hatte, verschickete ihn 16 Jahre alt sein Vater in andere vornehme *Trivial*-Schulen. 1605 ging er auf die *Academie* zu Wittenberg, wo er namentlich unter Werenberger Philosophie, von 1607 an auch noch Medizin studirte. 1608 nahm er den Ruf zum Kantor in Witstock an, wo er auch als Arzt praktizirte. 1609 trat er seine „Kavallierreise“ durch Deutschland, Tyrol und Welschland an.*)

In Padua half er dem Dr. Julius *Casserius* in dessen *Theatro anatomico* und in Basel hielt er unter dem Dr. Zwinger ein *Collegium Practicum* und machte er auch seinen *Doctor*. 1610 kehrte er nach Deutschland zurück; er praktizirte in Wismar und Witstock und ließ sich 1612 in Neu-Ruppin nieder, wo er noch in demselben Jahre Katharina Litzmann, Witwe des Bürgermeisters Caspar Witte, heiratete. Von den fünf Kindern dieser Ehe starben drei ganz jung und die jüngste Tochter Sophrosyne als Frau des Pfarrers Gerike in Krahtz. Die älteste Tochter Katharina war die Frau des Stadtschreibers Protzen in Neu-Ruppin. Aus der Ehe mit seiner Witwe Dorothea Bergmann hatte er sieben Kinder, von denen vier in zarter Jugend und die Tochter Dorothea als Witwe des Pfarrers und Inspektors Gabriel Woltersdorf und Frau des Pfarrers und Inspektors Caspar Christian Torben starben. Er war ein guter Christ, hat manche *Scripta Theologica* gelesen und glossiret und über sie seine *meditationes* niedergeschrieben, auch sonsten eine gute Hauszucht und Hauskirche, auch mit seinen Tischgängern gehalten. In seiner *Professione Medicinali* ist er auch sehr fleißig gewesen und in *Theoria* sehr viel geschrieben und in *Praxi* noch mehr observiret. 1624 wurde er *Physicus ordinarius* der Stadt. 1655 wurde in Berlin seine *Paneumathia*

*) In Rom hat er den damaligen Pabst in einer *procession* unter einem dazu aufgerichteten Himmel herumbtragend gesehen, worüber er auch nebst seinen Gefärten erkannt / und bald in Arrest genommen worden wäre, wenn sie sich nicht alsbald davon gemacht hätten.

Literaturae gedruckt. Er studirte auch Astrologie, soweit dies seine Theologie *concediret* und seiner *Medicina* nutzte.

Nachrufe, meistens in lateinischen Hexametern, widmen ihm David Schwartzkopf, *Eccles. Neo-Ruppinensis;* Caspar Lindenberg, Senator *Ruppinensis;* M. Christan Rosa, *Schol. Rup. Rector;* M. Andreas Westphal, *Schol. Neo-Rupp. Conrector;* Gottfried Schwartzkopff, *Schol. patr. Tertianus* und Friedrich Gerike.

12. *David a patre et matre derelictus,* der von Vater und Mutter verlassene David ſ Welcher flehentlich Gott ſ seinen Vormund ſ ümb seiner gnädige Hülffe im 25. *Psalm* v. 7. 8. 9. 10. und 11. ersuchet ſ Bey volckreicher und ansehnlicher Beerdigung des weyland Ehrenvesten, Fürachtbaren und Wollgelahrten Herrn *Petri* Schirrmachers ſ Von Neuen-Ruppin aus der Mark Brandenburg, Vornehmen L. L. *Studiosi,* Alß derselbe nach außgestandener schweren Leibes-Kranckheit den *24. Martii Anno 1660* bey guter Vernunft und Gottseeliger Andacht ſ in seinem Heiland Christo Jesu sannft und selig entschlaffen ſ Und dessen abgelebter Körper am 29. *ejusdem* in S. Marien Stifts Kirchen zu Alten Stettin ſ ehrlich und rühmlich mit christlichen *Ceremonieen* der Erde übergeben ist ſ In einer dabey gehaltenen Leichpredigt ausgeleget von *Joachimo Fabricio,* der Heil. Schrifft *Doctore,* auch deroselben im Königl. *Gymnasio Professore,* an vorerwehnter Kirchen verordnetem *Pastore,* gewesenem des geistlichen *Consistorii Assessore* und *Vice-Superintendente.* Gedruckt zu Alten Stettin bei Georg Götzken, des Königl. *Paedagogii* Buchdrucker. Im Jahre 1660.

Der Verstorbene war geboren in Neu-Ruppin Martini 1634. Seine Eltern waren der Bürger und Wundarzt Jacob Schirrmacher und Elisabeth Wetzel. Noch nicht vier Jahre alt, verlor er seine Eltern, die, aus Neu-Ruppin wegen der „damahlen gantz Teutschland überschwemmenden Krieges-Fluth wie nicht weniger Hunger und Pestilentz“ geflohen, in ihrem Zufluchtsort Rathenow starben. Nach Neu-Ruppin mit seinen Geschwistern zurückgekehrt besuchte er auf Anordnung der Vormünder die Stadtschule, die damals unter M. Christian Rose und David Schwartzkopff als Rektor und Konrektor stand. 12 Jahre alt kam er auf das Gymnasium in Cöln a. d. Spree, wo er zunächst von dem „ihm von der *Soldatesque* noch übrig gelassenem Vatererbe“, dann von einem kurfürstlichen Stipendium und von seinem Verdienst als „Fürsteher von Knaben“ lebte. 1651 wurde er in das unter dem berühmten Micrälius stehende Pädagogium in Stettin aufgenommen. Hier legte er die Grundlagen für seine Studien auf der Julius-Universität in Helmstedt, wohin er 1656 ging und wo er sich hauptsächlich dem Recht und der Politik zuwandte. Diese Studien mußte er abbrechen, weil seine und der Freunde

Mittel erschöpft waren; er wurde Hauslehrer der Söhne des verstorbenen Präsidenten Lilienströhm in Stettin.

Nachrufe sind der Leichenpredigt nicht beigegeben.

13. Davids Unterrichtung ſ von seines Verhaltens in seiner Herzens- und Todes-Angst Verrichtung ſ woraus genommen in der Übung: Rechtgläubiger Christen Beschwerligkeit ſ in ihrer Todes-Gefährlichkeit ſ aus dem XXV. Psalm *vers* 15. 16. 17. 18. 19. 20. gewiesen und bewiesen bey Volckreicher Leichbestattung des weyland Ehrenvesten, Vorachtbarn und Wollgeachten Herrn Friedrichs Tieffenbachs ſ Bürgers ſ Kauff- und Handelsmannes ſ ungleichen auch der Innungen Guldemeisters ſ und vier und zwanzigster allhier in Neuen-Ruppin ſ Welcher am 20. *Februarii* seliglich verschieden ſ und Christlich zur Erden bestattet den 3ten Martij Anno *1667*. Von David Schwartzkopffen ſ *Archidiacono* daselbst ſ und auff der Hinterlassenen Begehren öffentlich in den Druck gegeben ſ zu derselben Trost und Erfreulichkeit ſ unser aller Erbaulichkeit. Cölln an der Spree Druckts Georg Schultze ſ Churfürstl. Brandenb. Buchdrucker auff dem Schlosse daselbst.

Der Verstorbene war geboren am 1. August 1618 in Neu-Ruppin. Seine Eltern waren der Bürger und Handelsmann Balthasar Tieffenbach und Elisabet Boldemann; die Großelternpaare waren der Kaufmann und Seidenkramer Frobin Tieffenbach und Regina Kriele, der Bürger und Kaufmann Zacharias Boldemann und Katharina Fahrenholtz, alle in Neu-Ruppin; die Urgroßeltern waren der Bürger und Handelsmann Curdt Tieffenbach und Frau Walburg, Tochter des Bürgermeisters Johann Ebarfels in Camphausen. Der Vater wollte aus ihm einen studirten Mann machen, starb aber früh, und deswegen brachte ihn die Mutter aus der lateinischen Schule in die Schreib- und Rechenschule. Ostern 1635 kam er beim Bürger und Seidenkramer Joachim Ideler in Wittstock auf drei Jahre in die Lehre; wegen seiner Brauchbarkeit und Tüchtigkeit behielt ihn Ideler aber noch ein Jahr. Nachdem er sich zwei Jahre in der Fremde umgetan, kehrte er 1642 in das väterliche Geschäft nach Neu-Ruppin zurück. Noch in demselben Jahre heiratete er Elisabeth Wagenitz, Witwe des Bürgers und Kürschners Andreas Fretzstorff. Er wurde ein angesehener Bürger, 1652 Vorsteher des Siechenhauses, dann Vier und zwanziger und 1659 Gildemeister der Kramerinnung. Er wurde früh (anscheinend gicht-)leidend, machte aber trotzdem regelmäßig seine Geschäftsreisen. Er hinterließ außer seiner Frau fünf Kinder: eine Tochter Elisabeth und die vier Söhne Johann (*Juris Practicus*, später Mitverordneter der brandenb. Landschaft, Kammergerichtsadvokat und Bürgermeister in Berlin), Friedrich (Student), Zacharias (Kauflehrling) und Frobenius (Schüler). Nachrufe widmen ihm Archidiakonus David Schwartz-

kopff und der Sohn Friedrich, der sich *Gymn. Svevo-Colon:* p. t. *Alumnus* unterschreibt.

14. Krafft-Balsam ſ Für alle schwache und schmächtige Hertzen aus Christi güldenen Worten Joh. III v. 16 Also hat Gott die Welt geliebet ſ daß Er seinen neugebohrnen Sohn gab ſ u. s. w. Als Aus der süssen Gnade und Liebe Gottes des Vaters ſ Aus dem theueren Verdienst Christi unseres Erlösers ſ Und Aus der Hoffnung des seligen ewigen Lebens; Bei Christlicher Sepultur des weyland Wol-Ehrenvesten ſ Groß-Achtbaren ſ Wol-weisen und Wolgelahrten Hn *Thomae* Müllers ſ regierenden Bürgermeisters in der Haupt Stadt Neuen Ruppin ſ Als derselbe *Anno 1668* den *14. Augusti* des Mittags umb 12 Uhr ſ sanfft und selig im Herrn entschlaffen ſ und darauff *Dom. XIV. post Trinit.* war der 23. *ejusdem* in der Pfarr- und Haupt-Kirchen ſ mit Christlichen *Ceremonieen* beerdiget worden ſ *Conficiret* und *appliciret* itzo aber Auf sonderbares Begehren in öffentlichen Abdruck außgegeben von *M. Joachimo* Schwartzkopf, der Stadt Neuen Ruppin *Pastorn* und *Inspectorn*, auch E. E. *Ministerii Seniorem* Franckfurt an der Oder ſ Drucker Christoph Zeitler.

Der Verstorbene war geboren am 21. Januar 1605; seine Eltern und Großeltern waren Peter Müller, Ratsverwandter und Seidenkramer in Neu-Ruppin, und Regina Berlin, Peter Müller Bürger und Tuchmacher in Neu-Ruppin, und Anna Fritzen und Andreas Berlin, Seidenkramer und Bürgermeister in Neu-Ruppin und Margarete Falckenthal, Tochter des Pfarrers Daniel Falckenthal in Ganzer. Er besuchte zunächst die *Schola Patriae.* „Weil aber diese Schule wegen einiger Ursachen nachgehends im abnehmen gerathen" erhielt er auf Rat des Dr. Albert *Bulichius* Unterricht durch *privatos Praeceptores,* durch die er soweit gefördert wurde, daß er 1623 auf die Universität Rostock gehen und *Jura* studiren konnte. Im Februar 1626 wurde er als Konrektor nach Pritzwalk berufen, wo er drei und ein halbes Jahr mit Nutzen wirkte. Am 16. Juni 1634 heiratete er Magdalene Kanckel, Tochter des Pfarrers in Rheinsberg. Ostern 1635 wurde er an Stelle des gestorbenen Andreas Hecht zum Stadtschreiber gewählt, welches „Ampt Er mit grosser Mühe, auch offt mit Lebensgefahr fünf Jahre lang verwaltet. Anno 1638 den 27. *Martii* ist Er zum Gerichts-*Assessoren eligiret,* und von Sr. Churfürstlichen Durchlaucht *confirmiret* worden. Anno 1639 den 16. April ist er im Rathsstande erhoben, und nach ergangener Churfürstl. *Confirmation* gewöhnlich vereydet worden. Anno 1652 ist Er von E. E. Rath allhier zum Stadt-Richter erwählet worden, welches *Officium* Er 8 Jahrelang *administriret* hat, und darauff Anno 1660 ist Er zum Bürgermeister *eligiret.* Wie Ihm dann im folgenden Jahre das *Directorium* der Vorsteher bey dieser Pfarr-Kirchen auffgetragen worden. Bey welchen

seinen Aemptern Er zwar viel Neyder und Mißgönner und heimliche Verfolger gehabt, die Ihm zum Teil bewust; hat sich aber, weil Er rechtmässig dazu erwählet, allemal Gottes Beystandes getröstet und dabey beflißen ein gutes Gewissen zu behalten, das andere hat Er Gott als dem gerechten Richter heimgestellet und es mit Gedult überwunden." Seit dem 11. April 1643, als er auf einer Reise nach Berlin hinter Spandau aus dem Wagen ins Wasser fiel und in Lebensgefahr geriet, kränkelte er; er wurde „mit dreytägigen Fiebern, hitzigen Kranckheiten und der *Colica ventosa* offt beleget" und starb schließlich an der Schwindsucht. Seine Frau war schon vor ihm gestorben. Von acht Kindern (fünf Söhnen und drei Töchtern) überlebten ihn ein Sohn und die drei Töchter: Johann, Ratsverwandter und Apotheker in Fürstenwalde; Gertrud, verheiratet mit dem Apotheker Daniel Wilhelmi in Havelberg, Johanna und Regina.

Nachrufe sind der Leichenpredigt nicht beigegeben.

15. Wahrer Christen höchster Ruhm von ihrem besten Eigenthum/ Welches das natürliche Leibes-Leben von Christo / das geistige Seelen-Leben in Christo / und das ewige Freuden-Leben durch Christum / Über den Spruch Pauli zum Gal. II v. 20. Ich lebe aber / doch nicht ich / sondern Christus lebet in mir u. s. w. In volckreicher Versamlung Bey der Leichbegängniß des weiland Wohlehrwürdigen / Großachtbaren und Hochgelahrten Herrn *M. Joachimi* Schwartzkopffen / gewesenen fünffzehn jährigen *Diaconi,* und mehr als ein und dreißig jährigen wolverdienten *Pastorn* und *Inspectorn* zu Neuen Rupin / Als derselbe im abgewichenen Jahr *1669* Dienstags nachdem XXII *Trinitatis* war der 9. *Novembris,* von der gnädigen Schlagehand Gottes gerühret / und folgendes den 11. *Novembris* am Tage Bischofts Martini frühmorgens umb sieben Uhr / im sieben und siebentzigsten Jahre seines Alters / unter dem Gebät und Thränen der liebsten Seinigen / in Christo sanfft und selig eingeschlaffen / und dessen entseeleter Cörper den XXIV. *Trinit.* war der 21. *Novembris* in unser Pfarrkirchen für dem Altar mit Christüblichen Ceremonien in sein Ruhekämmerlein beygesetzet ward / In einem einfältigen Leich-Sermon abgehandelt / Und nunmehr / auff Begehren zum Druck außgefertiget / Von *M. Andrea* Westphalen, Diener am Worte Gottes zu Neuen Rupin. Zu Berlin / gedruckt bei Christoff Runge / Anno 1670.

Der Verstorbene war geboren am 13. August 1593 in Wusterhausen, wo sein Vater Erdmann Schwartzkopff, nachdem dieser drei und vierzig Jahre Prediger in Wittstock gewesen war, Diakonus war; seine Mutter hieß Anna Winter; die Großelternpaare waren Bürger und Kürschner Stephan Schwartzkopff und Anna Friese (diese „aus Priesterlichem Geschlechte") in Wittstock und der Ratsverwandte Joachim Winter und

Else Mäsen in Wusterhausen. „Nach dem Er in *Schola patria* ein ziemliches *fundament* geleget *ſ* in den *humanioribus* und *rudimentis catecheticis;* hat ihn sein Herr Vater nachher Brandenburg in die Neustadt bey seinem Oheim *ſ* Joachim Bahndicken, gelieffert, der ihn *pro peudagogo* seiner Kinder gebrauchet. Von dannen ist Er Anno 1610 in das Churf. *Gymnasium* zu Joachimsthal geschicket *ſ* und auff *specialen* Befehl *Johannis Sigismundi* Christlöblicher Gedächtniß *ſ* von dem damals weitberühmten *Rectore M. Carolo Baumanno recipiret.*“ Wegen *malo scorbutico* und *febri maligna* (die Gebäude des Gymnasiums lagen zwar auf einer Anhöhe, aber dicht an Sümpfen) kehrte er früher als beabsichtigt nach Hause zurück, wo er „an dem damaligen noch jungen *Medico D. Alberto Bulichio* seliger Gedächtniß glücklich *cuniret* worden.“ Dann (1612) ging er nicht nach Joachimsthal zurück sondern gleich auf die *Academie* nach Frankfurt a. d. Oder, wo er insbesondere den Professor der Theologie Johannes Heydenreich hörte. Von hier vertrieb ihn die Pest. Er wurde durch Vermittelung des *Jurisconsulti Licentiati* Scheplitz *Praeceptor* beim Erbherrn Caspar von Rohr auf Pentzlin, von wo er nach zwei Jahren nach Frankfurt zurückkehrte, aber nur auf kurze Zeit, da er bereits 1615 nach Wittenberg ging. Hier erkrankte er wieder an *febre maligna,* kehrte wiederhergestellt nach Hause zurück, nahm „*Praeceptorat* bey einem vornehmen von Adel in der Alten-Marck an“ und wurde 1618 als Rektor nach Wittstock berufen. „Sofort hat er sich auf väterliches begehren *inter Candidatos Magisterii* zu Wittenberg *praesentiret* und unter 34 *Competitores septimum locum* gehabt.“ Noch in demselben Jahre heiratete er Maria Musculus aus Wittstock (s. o. 1630). 1622 ist er „hierher nach Ruppin *recommendiret,* und zur Probepredigt *invitiret* worden, die Er auch den 19. *Septembris* auß dem 121. Psalm *cum applausu* abgeleget *ſ* worauf er nach Votirung der Principalen mit *Consens* der Gemeine von Herrn Gabriel Wolterstorffen *ſ* damaligen *Inspectore,* und Hn Bürger Thomas Hanßen die *vocation* zum *Diaconat* an M. Wernicken Stelle, der *pro Pastore* nach Templin *vociret,* mündlich überkommen, bald aber den 26. *ejusdem* ist ihm die schrifftliche *Vocation* nach Wittstock nachgeschicket, nebst einem *Praesentation* Schreyben an *D. Pelargum,* damals General *Superintendenten* der Chur und Marck Brandenburg, der Ihn auch zu Frankfurt an der Oder nach dem *Examina* den 28. *Octobris* zum Predigtampte *solenniter ordiniret* und *investiret* hat. Worauff Er von Wittstock abgeholet und den 3. *Novembris* als am Zwanzigsten Sonntage nach *Trinitatis* zum hiesigen *Diaconat installiret* werde.“ Ruppin blieb er auch treu, trotzdem später „höhere Bedienungen an andern Orten ihm mündlich und schriftlich aufgetragen wurden, insbesondere das Pfarramt an St. Marien in Berlin. Er wurde zunächst *Substitutus* des Pastors und Inspektors Gabriel Wolterstorff und in Folge dessen zunehmender Schwachheit auch dessen Nachfolger;

die „*Literae Vocationis* wurde ihm am 15. Februar 1638 von Herrn Bürgermeister Johann Litzmann milder Gedächtnis *solenniter* überreichet." Der Kurfürst selbst hatte sich für seine Wahl zum Inspektor interessirt und ihm dann auch die *Ordination* und Einführung von Kandidaten und Pastoren der Diözese übertragen; trotz „der trübseligen Kriegsläufften und der sehr unsicheren Strassen ist er nach dieser Richtung hin fünfzig Mal tätig gewesen. Große Mühen hatte er auch dadurch, daß vor der Pest auch der Magistrat eine Zeit lang abwesend war. Nachdem seine Frau Marie Musculus am 7. Juli 1630 bei der Geburt von Zwillingen, die ihr bald folgten, gestorben war, heiratete er 7. November 1631 Frau Klara Marie Laurenberg, Witwe des Amtschreibers des Hauses Rheinsberg in Lochow David Schultze. An Kindern hatte er aus erster Ehe Anna (Frau des „wolverordneten Ratskämmerers und erfahrnen *Medicum*" Christian Witten in Neu-Ruppin), Christian (Amtmann des hochadeligen Jungfernklosters in Stepenitz) und Marie (Frau des Kauf- und Handelsmannes Johann Lente, dann des Rechtsgelehrten Johann Ziegler und schließlich des kurfürstlichen Kammergerichtsadvokaten und Ratsverwandten Hermann Quirinus, alle in Neu-Ruppin) und aus zweiter Ehe Joachim (seit 1659 Magister und jetzt (1669) Pastor und Inspektor in Limbal (?) Gottfried (1663 in Neu-Ruppin als Tertianus und Bräutigam der Marie Spiker in Wusterhausen gestorben) und Klara Marie (Frau des Kurfürstlichen Richters und Amtschreibers in Wittstock Bartholomäus Barth). Am 9. Februar 1664 erlitt er einen Schlaganfall, von dem er sich nicht wieder erholte; der Anfall wiederholte sich am Dienstag Morgen den 11. November 1669, als er grade zur Frühpredigt gehen wollte und führte noch an demselben Tage seinen Tod herbei, am vierzehnten Tage nach der großen und gefährlichen Feuersbrunst.

Nachrufe, meistens in lateinischen Distichen widmen ihm Michael Fritzen, Pastor und Inspektor in Putlitz, Johannes Gregorius, Pastor und Inspektor in Lindow, sein Bruder Archidiakonus David Schwartzkopff, M. Andreas Westphal und sein Schwiegersohn Quirinus.

16. Frommer Davids-Hertzen Aengstliche Klage in ihrer Noth ſ Und embsige Bitte zu Gott umb einen seligen Tod ſ über den dreyzehnten Psalm ſ Als einen beweglichen Klage-Psalm ſ einen hertzlichen Bitt- und Bät-Psalm ſ und zugleich auch herrlichen Lob- und Danck-Psalm: Bey der Leichbestattung des weiland Wol-Ehrenvesten ſ Vor-Achtbarn ſ Wolweisen und Wolvornehmen Hn Zachariä Stengers ſ Gewesenen Rathsverwandten und wolversuchten Kauff- und Handelsmannes allhie zu Neuen Ruppin. Nachdem derselbe in diesem itzt laufenden *1670*sten Jahre Sonnabends vor *Cantate,* war der 30. *Aprilis* ſ auff den Abend nach neun Uhr im HErrn selig entschlaffen ſ und folgends *Dominica Rogate,* den 8. *Maji* über desselben beygesetzten Cörper

in der Pfarrkirchen die üblichen Ceremonien gehalten worden: In Ansehnlicher Versammlung Mit einem Leich- und Leid-*Sermon* abgehandelt ſ und auff bittliches ersuchen zum Druck außgestattet ſ Von *M. Andrea* Westphalen ſ Dienern am Worte Gottes in N. Ruppin. Zu Berlin, gedruckt bey Christoff Runge Anno 1670.

Der Verstorbene war am 23. Oktober 1600 in Neu-Ruppin geboren. Seine Eltern und die weiteren Vorfahrenpaare waren: Thomas Stenger, Kauf- und Handelsmann, der Kramer Gildemeister und Mitglied der Vierundzwanzigmänner in Neuruppin und Marie Boldemann; Moyses Stenger, erster Apotheker in Neu-Ruppin, und Catharina Schultze; Bernhard Stenger, Pfarrer „zu Elloebe in der Lengwitz“ und Elisabeth Schade; Zacharias Boldemann, Kauf- und Handelsmann, Gildemeister der Kramer und Vierundzwanziger in Neu-Ruppin und Catharina Fahrenholtz; Lorenz Boldemann und Catharina Helwig. Er besuchte zuerst die Schule in Neu-Ruppin und sollte, da er sich gut anließ, studiren. Er kam 1616 auf die *Schola Salderiana* in Brandenburg a/H., deren Rektor damals M. Jacob Grosse war, nach mehreren Jahren auf die Schule in Halle a/S. (Rektor Evenius) und nach drei Vierteljahren auf die Universität Jena. Hier studirte er zwei Jahre Jura. Nachdem er ein halbes Jahr in Wittenberg gewesen war, sollte er 1624 nach Berlin gehen und beim Bürgermeister und Kammergerichtsadvokaten Richardt *Praxin Juris* erfahren.“ Erkrankung und Tod seines Vaters riefen ihn aber nach Haus. „Da denn die gantze Freundtschafft gerathen ſ weile sein Bruder Moyses von dem lieben Gott dergestallt mit Schwachheit beleget ſ daß er der Mutter in der Wirthschafft und im Handel unn Wandel nicht zur Hand gehen kunte ſ so möchte doch dieser ihr Sohn Zacharias auch bey ihr bleiben ſ und sich ihres Zustandes bester Massen annehmen ſ welches er auch endlich eingegangen ſ hat seine *Studia* in so weit verlassen ſ und acht Jahr mit der Mutter haußgehalten ſ und ihrem Handel bis in Anno 1631, da sie ebenfalls diese Welt gesegnet ſ mit allem möglichen Fleiß treulich und gehorsamlich fürgestanden.“ Dann übernahm er das elterliche Geschäft auf eigene Rechnung. 1632 heiratete er Lucie Buls, Tochter des Sekretärs und Ökonomen des Domkapitels in Havelberg Joachim Buls. Aus dieser Ehe gingen die beiden Söhne Thomas und Joachim, Kauf- und Handelsleute, und die drei Töchter Catharina, Frau des *Juris Practicus* Andreas Müller, Lucie, Frau des Kauf- und Handelsmannes Mathias Bergemann und Marie, Frau des Kauf- und Handelsmann Abraham Thomschläger, sämmtlich in Neu-Ruppin, hervor. Vor Krieg und Pest floh er mit den Seinen 1638 nach Hamburg, wo (in Bergedorf) sein Bruder Thomas Apotheker war und von wo er erst nach dreizehn Jahren 1651 zurückkehrte. Er wurde noch in demselben Jahre in den Schöppenstuhl und 1656 in den Ratsstuhl gewählt und 1661 Kirchenvorsteher. Im Oktober 1669 erlitt er während

einer Ratssitzung einen Schlaganfall, von dem er sich nicht mehr erholte, trotzdem er es an kostbaren und dienlichen *Medicamenten* auf Gutachten seines vielgeliebten Schwagers Herrn *Dr. Laurentii Drejeri* sowohl auch seines Collegen *Christiani* Witten und nachmals auch hiesigen *ordinarii Poliatri* Herrn *Dr. Friederici* Helwigen nicht hat ermangeln lassen."

Der Leichenpredigt ist nur ein Trauergedicht des Diakonen der Stadtkirche in Havelberg Joachim Woltersdorf beigefügt.

17. *Efficacissimum Morientium et Lugentium Solatium.* Der Sterbenden und Leidtragenden Hertzstärkender Trost. Aus dem 22. 23. *vers* 38. *Psalm.* Verlaß mich nicht, Herr mein Gott, sey nicht fern von mir, eile mir beyzustehen, Herr meine Hülfe. Bey der Christlichen und Volckreichen Leichen-Bestattung ſ der Weiland Edlen ſ Groß-Ehr- und Tugendbegabten Frauen ſ Frauen Agnen Hülsikinen, des Edlen, Wolgelahrten und Hochweisen Herrn ſ Herrn Johann Friedrich Litzmann ſ Eines Hochwürdigen Dohm-Capitels zu Havelberg wolbestallten *Secretarii,* Sr Churfürstl. Durchlaucht zu Brandenburg wolverordneten *Quartal*-Gerichts-*Advocati* und fürnehmen *ICti* hertzgeliebten Hauß-Ehren ſ Nachdem dieselbige am 31. *Januarii* des *1687.* Jahres Mittags zwischen 11 und 12 Uhr in warem Glauben an Ihren Erlöser Jesum Christum seelig entschlaffen und den 3. *Februarii* den Leibe nach zu einer fröhlichen Aufferstehung in Ihr Ruhebettlein eingesencket worden ſ Vorgetragen von M. Erdmann Schrödern, Dohm-Predigern zu Havelberg. Stendal druckts Christoff Freytag.

Die Verstorbene war geboren am 19. April 1663 in Havelberg. Die Eltern und Großelternpaare waren Bürgermeister Joachim Häsike und Katharina Albrecht, Ratsverwandter Peter Häsike und Regina Lindenberg und Bürgermeister Martin Albrecht und Marie Raum, sämmtlich in Havelberg. Der Witwer war der Sohn des damals schon verstorbenen Bürgermeisters Johannes Litzmann in Neuruppin und der Sabina ..... Geheiratet hatte er am 24. Januar 1683. Der Ehe entsproßen vier Kinder, von denen beim Tode der Mutter nur zwei lebten: Dietrich Heinrich und Katharina Sabina.

18. Der selige Todes-Wagen ſ Wie solcher müsse 1. Wol an ſ 2. Wol aus ſ 3. Wol eingefahren werden. Aus den Worten in der Hoh. Offenb. S. Joh. Cap. 14, 13. Selig sind die Todten die in dem Herrn sterben von nun an ſ ec. Bey sehr Volckreicher und Ansehnlicher Leichen-Bestattung des Weiland Wohl-Ehrwürdigen ſ Groß-Achtbaren und Wohlgelahrten Herrn M. Samuel Dieterichs, der Kirchen in Neu-Ruppin wohl-verordneten *Pastoris,* auch derselben und deren *incorporirten* Treufleissigen *Inspectoris,* als derselbe am 14. Januar dieses *1697* Jahres an der hitzigen Haupt-Krankheit Abends 9 Uhr in dem Erlöser Jesu Christo

selig verschieden ſ Und darauff am 24. Januar in der Pfarrkirchen vor dem Auftritt des hohen Altares mit grossem Leid-bezeigen der gantzen Gemeine der Erden anvertrauet ward ſ Vorgetragen und gepriesen ſ Auch auff freundliches Begehren zum Abdruck übergeben durch Thomas Bussen, *Archi-Diaconum* und E. E. *Ministerii Seniorem*. Neuen-Ruppin ſ gedruckt bei Christian Mahlern.

Er war geboren am 11. Januar 1657 in Templin als Sohn des Bürgermeisters Joachim Dieterich und der Elisabeth Thomschläger; die Groß- und Urgroßelternpaare waren Samuel Dieterich, Ratsverwandter in Templin (Katharina geb. Wegener), und Paul Dieterich, Bürgermeister in Templin (Dorothea geb. Fehrmann), Heinrich Thomschläger, Ratsverwandter und vornehmer Kauff- und Handelsmann in Neu-Ruppin (Anna geb. Metzmacher) und Heinrich Thomschläger, Kauff- und Handelsmann in Hamburg (Barbara geb. Reinicke oder Wehlland). Vier Jahre alt verlor er den Vater. „Anfänglich ist er zu Templin in die Schule gebracht ſ weil aber selbige schlecht bestallet gewesen ſ ist er bald im achten Jahre nach Ruppin gebracht ſ und bey Hrn Matthias Litzmann in die Kost gethan ſ welcher allewege bey seinen Kindern die besten Schüler gehalten ſ und selber gute Aufsicht auff ihm gehabt ſ und wie sein eigen Kind gehalten ſ daß er auch ihm Vater und die Muhme ſ seiner Mutter Schwester ſ Mutter genannt ſ und ihnen in Schriften vieles dancket.“ 14 Jahre alt erhielt er 1671 beim churfürstlich brandenburgischen Buchdrucker Christof Runge in Berlin ein „freies *hospitium*, wofür er einen Knaben von 6 Jahren zu *informiren* gehabt.“ Drei Vierteljahre später gab er sich bei Herrn *Mag.* Gottfried Weber in die Kost. „Daselbst ist er bald im unterschiedlichen *Actibus Oratoriis exerciret* ſ darüber er Lust zum Predigen bekommen ſ welches er dem Hrn *M.* Webern entdecket ſ der ihm auch *Materiam* an die Hand gegeben ſ die er ausarbeiten müssen ſ und nach dem solches *corrigiret* und *memoriret* ſ hat er solche *Dom.* 17. *Trinitatis* auff dem Dorffe Schildow bey Berlin ſ im 15. Jahr seines Alters gehalten ſ wie er auch noch im selben Jahre bei Templin zu Hindenburg und Rödelin eine gehalten.“ 1674 ging er nach Leipzig auf die Universität, wo er bald *Baccalaureus Philosophiae* wurde, aber weil ihm wegen „der Schwedischen *Invasion*“ von Hause keine Geldmittel geschickt werden konnten, sein Studium durch Annahme einer *Praeceptoratur* beim Pastor Cyriacus Senff in Kitzschere bei Leipzig unterbrechen mußte. 1676 kehrte er nach Leipzig zurück; er ging aber bald nach Wittenberg, wo er am 12. Oktober 1677 „den *Gradus Magisterii* annahm.“ Vom 26. Januar 1678 ab wirkte er drei Jahre lang als Rektor der Stadtschulen in Havelberg. Dann war er Prediger in Aulosen und Deutsch, von wo er 1690 als Inspektor nach Neu-Ruppin kam, nicht ohne Einfluß des Kurfürsten, der ihn am 20. März 1689 gesprochen und kennen gelernt hatte.

Verheiratet hatte er sich am 15. Februar 1681 in Aulose mit Marie Sabine Städer, Tochter des verstorbenen Inspektor Christof Städer in Havelberg. Als diese am 20. Februar 1692 in Neu Ruppin gestorben war,*) heiratete er noch in demselben Jahre am 15. November Anna Bülchen, Tochter des Ratskämmerers Christian Bülchen *(Bulichius)* in Neu-Ruppin. Aus erster Ehe hatte er die fünf Kinder Martin, Achatz Matthias, Elisabeth, Matthias und Dorothea (geboren am 17. Dezember 1681, 22. März 1683, 20. November 1686, Neujahrstag 1689 und 6. November 1691), von denen die beiden ältesten beim Tode des Vaters Studenten waren. Er wurde um Weihnachten 1696 krank, predigte aber noch am Neujahrstage in Neu-Ruppin und Wuthnow, wurde dann aber bettlägerig und auch die Kunst des *Physicus ordinarius* Dr. Heinrich Anhalt konnte ihn nicht retten. Die Trauer- und Dankrede hielt Pastor Lucas Pöpping in Protzen. Als „Kollegen und Freunde" widmeten ihm Nachrufe in lateinischen oder deutschen Distichen oder Hexametern Thomas Busse, Archidiakonus und Sacri Ministerii Senior; Daniel Stockfisch jun. Archi-Diac. Wittstock.; Christian Bulch, Ratsverwandter in Neu-Ruppin; Christian Rubin, *Schol. Neo-Rupp. Rector;* Christof Pritzkow, Conrector; Balthasar Friedr. Wonne, *Sch. Neo-Rupp. Cantor;* Hulderich Bulichius, *Schol. Tertianus;* Michael Schmidt, *Schol. Quint.;* David Arnold Baudringer, *Collabor. & organ.; Martinus Dieterich; Casparus* Schönermarck, p. t. *Schol. Neo-Rupp. Civis;* Achatz Matthias Dietrich; Matthias Dietrich, Caspar Dieterich.

19. Den inneren Schmuck Einer Stillen Kindbetterin ſ Hat Bey Christ-ansehnlicher Beerdigung *(Tit.)* Frau Sophie Margarethe Protzin *(Tit.)* Herrn *Andreae* Rudloffs Kunsterfahrnen Apotheckers der Haupt-Stadt-Neu-Ruppin ſ Liebsten Ehegenossinn ſ Am Dienstag nach dem 2. Sonntag *post Epiphaniam* In der Kloster-Kirchen erkläret ſ Und auf Begehren zum Druck übergeben, *M. Samuel Christian* Teuber, *Pastor & Inspector.* Neuen-Ruppin druckts Wendelin Müller *1703.*

Die Verstorbene war geboren am 16. September 1672 auf dem Gute Horst; ihre Eltern waren der Pfand-Inhaber der Güter Löjow und Grabow Johann Protzen und Dorothea Metzmacher; die Großväter waren der Lehn- und Freischulze Johann Protzen in Hänersdorff hinter Freyberg und der Bürger, Brauer und Ratsverwandte Joachim Metzmacher in Wittstock. Sie heiratete zunächst 1688 den Stadtsekretär und Ratsverwandten Julius August Schütze in Havelberg und Dezember 1699 ihren zweiten Mann Rudloff. Sie starb bei der Geburt ihres dritten Kindes trotz der Bemühungen ihres Arztes des Königl. Preuss. Hoff-*Medicus*

*) Auch auf sie befindet sich in der Biblothek des grauen Klosters eine Leichenpredigt, nach der sie aus Werben stammte, woher ihr Urgroßvater nach Havelberg gekommen war.

Dr. Anhalt. Die drei Kinder hießen Johann Anton Schütz und Florina Sophie Elisabeth und Johann Jacob Rudloff.

Nachrufe sind der Leichenpredigt nicht beigegeben.

20. Am 6. September *1703* stirbt zwölf Jahre alt Marie Elisabeth Döllen, Tochter des Pastors Johannes Döllen in Gumbtau und Grantzin. Die „Trauerrede" ist gedruckt bei Wendelin Müller in Neu-Ruppin.

Bei Wendelin Müller ist auch die Leichenpredigt auf den Schulrektor Elias Johannes Denso in Kyritz gedruckt, der *1717* starb und der Sohn des Stadt- und Klosterpredigers Johannes Denso in Kyritz und der Clara Elisabeth Woltersdorf aus Zehdenick war.

21. Lob- und Trost-Rede / Welche Bey der bethränten *Sepultur* Und höchstbetrübten Leichen-*Procession* des Weiland Wol-Edlen / Groß-achtbahren / Wol-Weisen und Wolgelahrten Herrn / HErrn *Georgii* Hassen / Wolverdienten Raths-Verwandten und Gerichts-*Assessoris* allhier in N. Ruppin / Als dessen selig erblaster Cörper Am 5. Sonntage nach *Trinitatis 1716.* Nemlich den 12. Julii in unserer Haupt- und Marien-Kirchen zu seiner Ruhe beygesetzet wurde / Bey einem ansehnlichen Gefolge gehalten / Und auf Begehren zum Druck befordert Von *Benedicto* Rehefeld / *Archi-Diacono.* Neuen-Ruppin druckts Wendelin Müller.

Der Verstorbene war am 2. Februar 1650 in Perleberg geboren, wo sein Vater Bürgermeister und nebenbei Condirektor der stendalschen Stadtkasse war; die Mutter hieß Margarete Vogel. Die Ahnen waren:

Joachim Hesse, *ICtus*, Bürgermeister in Perleberg.

Andreas Vogel, Apotheker in Perleberg.

Elisabeth Krusemarck, Tochter, Enkelin und Urenkelin der drei Bürgermeister Georg und Johann Kr. in Perleberg und Tidicus Kr. in Osterburg.

Anna Straube, Tochter des Bürgermeisters Jacob Straube und der Anna Riebe in Perleberg.

Matthias H. Ratsverw. und Stadtsekretär, Perleberg. Sohn und Enkel des Ratsverwandten Joachim H. und Bürgermeisters Joachim H. in Havelberg.

Johann Vogel, Ratsapotheker in Lübeck.

Marie Klinge.

Anna Bädin.

„Durch *Privat-* und öffentliche *Praeceptores in Patria*" vorgebildet brachte ihn der Vater 1667 auf das berühmte *Gymnasium Casimirianum* zu Coburg in Francken, wo er das erste Jahr bey dem Herrn *General-Superintendenten D. Seldio,* nachhero aber bey dem *Directori Gymnasii* Herrn *D. Baumanno* im Hause und am Tische gewesen, bey beyden

auch in ihren *Bibliotheken* außer der *Information* jederzeit einen freyen Zutritt gehabt. Als Er daselbst sich 3 Jahre auffgehalten ſ ist er Anno 1670 mit Gutachten und *Consens* Seines *Directoris* nach Jena ſ der anmuhtigsten Universität in Deutschland gezogen ſ hat daselbst Sein *Studium Juris* mit Fleiß *tractiret* ſ und Anno 1674 zu Heidelberg in der Unter-Pfaltz glücklich *absolviret*. Weil er aber wol wußte, daß auch ausser denen Universitäten Weißheit und gelehrte Leute angetroffen würden, hat Er von Heidelberg eine Reise ins Reich gethan ſ Ulm ſ Auspurg ſ Wien ſ die Universität Straßburg und viele andere vornehme Städte besehen ſ und aus Discurſen geschickter Männer, so Er gesprochen, zu *profitiren* gesucht. Trotz dieser Vorbildung mußte er auf Wunsch des Vaters 1675 Landwirt werden, die Administration der Herrschaft Putlitz übernehmen und auf dem Rittergut Nettelbeck wohnen. Dorthin verheiratete er sich im Oktober 1679 mit Katharina Elisabeth Schirmeister, Tochter des Ratsverwandten Johann Schirmeister in Güstrow. Diese starb 1697, und dies veranlaßte, daß er das Landleben aufgab und im Mai 1699 nach Neu-Ruppin zog, wo er noch in demselben Jahre am 21. November Anna Barbara Teuber heiratete, die Tochter des M. Christian Teuber, Inspektors in Neu-Ruppin, späteren Propstes in Berlin. Er lebte still und eingezogen und ließ sich nur in der Kirche und in seinem Hause sehen. Der Magistrat wußte trotzdem ihn zu schätzen, cooptirte ihn als *Assessor judicii* und präsentirte ihn dann auch zum Senator. Er erlag einer asthmatischen Krankheit. Eine lateinische Denkschrift widmete ihm sein Schwager Samuel Christian Teuber, General-Superintendent in Halberstadt; deutsche und lateinische dichterische Nachrufe verfaßten Pastor und Inspektor Christian Gotthelf Birnbaum, Archidiakonus Benediktus Rehefeld und Diakon Gottfried Paltzow, und sein Sohn zweiter Ehe Georg Christian, damals auf dem Königlichen Gymnasium in Berlin. Der Sohn erster Ehe Mathias war Bürgermeister in Wrietzen a. d. Oder.

22. Das Anhangen der Gläubigen an Gott ſ Als die Hoch-Edle ſ Ehr- und Tugend-Hoch-Belobte *Matron* Fr. Magdalena Sabina geb. Tieffenbachin, des Hoch-Edlen und Rechts-Hochgelahrten Herrn ſ Herrn Caspar Litzmann ſ *I. U. Licentiatus* Bürgermeister in Berliu und Churfürstlichen Cammergerichts-*Advocati* nachgelassene Frau Wittib den 1. November *1717* zwischen 12 und 1 Uhr, im 70. Jahr ihres Alters, im HErrn selig entschlaffen, und den 5. *ejusdem* darauf in *St. Marien*-Kirche war beygesetzet worden, In einer Gedächtniß-Predigt den 24. *Trinitatis* in gedachter Kirche bey Volckreicher Versammlung vorgestellt von Johann Porst ſ Königl. Preuß. Consistorial-Rath und Probsten. Berlin, druckts Gotthard Schlichtiger ſ Königl.-*privil.* wie auch der *Societät* der Wissenschaften Buchdrucker.

Die Verstorbene war am 20. August 1648 in Berlin geboren, wo

ihr Vater Johann Tieffenbach Bürgermeister, Kammergerichts-Advokat und Landschafts-Verordneter war. Ihre Großeltern und Urgroßeltern sind unter Nr. 13 angegeben, da der ebenfalls dort genannte Balthasar Tieffenbach in Neu-Ruppin ein Bruder ihres Vaters war. Der Vater und Großvater ihrer Großmutter Regina geb. Kriele war der Bürgermeister Magister Joachim Kriele und der Kurfürstliche Richter Jacob Kriele in Neu-Ruppin; der Vater Joachim Kriele hatte mit seiner Frau Anna Metzmacher, einer ruppinschen Bürgermeisterstochter „den kostbahren Altar in Neuen-Ruppin von seinem Einkommen aus Gütern erbauen lassen, wie die am gedachten Altar befindliche Nachricht ausweiset." Ihren Mann hatte sie 1670 am 6. März geheiratet, nachdem ein Jahr vorher ihre Mutter gestorben war. Im Tode ging ihr nicht nur ihr Mann am 3. November 1695 sondern auch ihr einziger Sohn Johann Joachim Litzmann „Königl. Preuß. Hoff- und Alt-Märckischer *Quartal*-Gerichts-Raht wie auch Bürgermeister in Berlin und Verordneter der Mittel- und Ucker-Märckischen auch der Ruppinischen Städte-*Cassa*", verheiratet mit der ihn und die Schwiegermutter überlebenden Anna Sabine von Ziegler, am 4. März 1712 voraus.

Die Standrede hielt der Verstorbenen Achatius Mathias Diterich, Prediger in St. Marien.

23. Die von gläubigen Christen mit Danck erkannte göttliche Hülffe in der Noht / Wurde Bey Hochansehnlicher Beerdigung der Weyland Hoch-Edlen / Hoch- Ehr- und Tugendreichen Frauen / Frauen Catharina Sabina Litzmannin / des Hoch-Edlen / Hochachtbaren / Hoch- und Wohlgelahrten Herrn / Herrn Joachim Friedrich Schneider, Königl. Preußis. Zollverwalters / Post- und Bürger-Meisters und eines Hoch-Edlen *Magistrats-Directoris*, Liebgewesenen Ehegenossin / In gehaltener Leichen-Predigt Aus dem erwehlten Leichentext *Psalm LXXI v.* 20—23. Am Sonntage *Sexagesimae* war der 31. *Januarii 1723* vorgestellet Und auff Begehren zum Druck gegeben Von George Caspar Francken / Predigern der Stadt-Kirchen zu Havelberg. Neu-Ruppin druckts Wendelin Müller / Kön. Preußis. *priv.* Buchdrucker.

Die Verstorbene war geboren am 27. April 1686 auf dem Dom in Havelberg, wo ihr Vater Johann Friedrich Litzmann Syndikus des Domkapitels war; die Mutter hieß Anna Hüsicke. Die Großeltern- u. s. w. Paare waren:

Johann L. Bürgermeister in Neu-Ruppin.	Johann H. Bürgermeister und Handelsherr in Havelberg.
Sabina Litzmann.	Katharina Albrecht.
Johann L. Bürgermeister in Neu-Ruppin.	Peter H. Ratsherr in Havelberg.
Margarete Bergemann.	Regina Lindenberg.

Jacobus L. *Jure Consultus,* Landschaftsverordneter und Bürgermeister, Neu-Ruppin.
Regina Hansen, Thomas Hansen, Bürgermeisters in N.-R. Tochter.
Martin Albrecht, Bürgermeister in Havelberg.
Marie Rauen.

Die Verstorbene verlor, noch nicht zwei Jahre alt, ihre Mutter. Der 12. Mai 1707 war ihr Hochzeitstag. Sie starb an den Folgen ihrer zwölften Entbindung. Dichterische deutsche Nachrufe widmen ihr außer dem Pastor Francke mehrere Lehrer der Schule in Havelberg.

24. Abriß Eines rühmlich Gebohrenen ſ Glücklich Erzogenen und gnädig Erhöheten Lehrers In der Wehrten Person ſ des Weyland Hoch-Ehrwürdigen und Hochgelahrten Herrn ſ HErrn Christian Gotthelf Birnbaum ſ *S. S. Theologiae Doctoris,* Vormals üm viele andere Gemeinen ſ letztmals aber ſ üm die Evangelisch-Lutherische Gemeine ſ in Neuen Ruppin ſ Hochverdienten *Pastoris* und der zugehörigen *Clerisey* treufleißigen *Inspectoris,* Als Derselbe ſ nach ſ am 15. September *A. C. 1723.* seligst niedergelegten Hirten- und Bischoffs-Stabe ſ am 19. *ejusdem* mit Christ-gewöhnlichen *ceremonien* ſ beerdiget zu dessen preißwürdigen Andencken In gehaltener Stand-Rede ſ Entworfen von *Johanne Julio* Leveken ſ P. der Christl. Gemeine ſ zu Radensleben. Neu-Ruppin ſ druckts Wendelin Müller ſ Königl. Preußis. *privil.* Buchdrucker.

Der Verstorbene war am 29. Mai 1651 in Dresden geboren, wo sein Vater kurfürstlich sächsischer Leibarzt war. Er besuchte die Schulen in Dresden und Torgau, studirte in Jena, in Wittenberg, wo er im Mai 1672 zum Magister oder Doctor promovirte, nach einem Aufenthalte im Kloster Berge bei Magdeburg in Gießen und nach einem Aufenthalte beim D. Philipp Jacob Spener in Frankfurt a. Main in Straßburg, wo er die Professoren Bebel, Faust und Sebastian Schmidt hörte und am 9. September 1681 eine *„solenne disputatio de Efficacia Sacramentorum* hielt, die letzte Evangelische Lutherische, so vor der Frantzösischen *Occupirung* gehalten worden.“ Auf der Rückkehr in die Heimat hielt er sich nochmals bei Dr. Spener auf. Er wurde Diakon in Zwickau. Von 1685 an machte er mit Kurprinzen Johann Georg eine Reise durch Frankreich, England, die Niederlande, Schleswig und Dänemark. Inzwischen war Dr. Spener Oberhofprediger in Dresden geworden. Er selbst kehrte nach Zwickau in sein ihm offen gehaltenes Diakonat zurück. Weihnachten 1687 wurde er Superintendent in Kolditz. 1688 heiratete er die jüngste Tochter Speners. Nachdem er dem Kurfürsten Johann Georg in Morizburg in dessen letzten Lebensmonaten als Beichtvater beigestanden, wurde er Superintendent in Grimma. Dann verstand es der erste König von Preußen durch seine Geheimen Räte v. Schmettau und v. Fuchs ihn nach Preußen zu ziehen. Die Generalsuperintendantur in Stendal lehnte

er ab, ging aber im August 1704 nach Prenzlau und im September 1709 nach Neu-Ruppin, wo ihn als Pastor von Neu-Ruppin und Wutenow und Inspektor der Archidiakonus an der Petri Kirche in Berlin Peter Sigismund Pege als Vertreter des kranken Propstes Schnederbach einführte. 1711 errettete ihn die Kunst des Hofrats und Leibarztes D. Anhalt aus einer schweren asthmatischen Krankheit. 1721 erhielt er den Prediger bei dem Marggräflich Ludwigschen Regimente in Stettin Franz Sigismund Pape als Adjunkten. Er machte sich besonders verdient durch Einrichtung je einer Witwenkasse für Prediger und Schulmeister (Küster). Am Donnerstag vor seinem Tode reichte ihm „sein herzlich liebgewesener *College* und Beichtvater *Tit.* Herr Rehfeld das heilige Abendmahl. Besondern Dank für die Unterstützung seiner Frau in seiner Krankheit glaubte er dem Kantor Berthold Friedrich Balke zu schulden.

Nachrufe sind der Leichenpredigt nicht beigegeben.

25. Am 27. September *1724* stirbt in Bechlin bei Neu-Ruppin Frau Emerentia Arndts geb. Heringen, die im August 1671 geborene Tochter des Pastors Tobias Hering zu Untze, die in erster Ehe mit dem kurfürstlichen Landjäger Hans Siegmund Uhle und seit 1700 mit dem Erbherrn auf Bechlin Leonhard Arendt verheiratet war. Sie erlebte es, daß 1701 Wohnhaus, Hof und alle Erndtevorräte ihres Gatten abbrannte. Die Leichenpredigt hielt ihr der Pastor und Inspektor Frantz Siegmund Pape in Neu-Ruppin.

26. In der Kirchenbibliothek in Neu-Ruppin (Nr. 1) befinden sich als einzige Leichenpredigten je eine auf Joachim und Joachim Sigismund Jahn, die dort 1758 und 1762 gestorben sind.

27. *Sacro Conjugali, Humanissimi nec-non Doctissimi viri-juvenis DN. Ambrosii* Müllers *Musici Poetici, Scholae Ruppinensis Cantoris Sponsi; et dilectissimae ipsius Sponsae; Lectissimae pudicissimae Virginis Annae* Witten *ſ Honestissimi atque integerrimi viri Johannis Witten Senioris, Rei publicae Ruppinensis Senatoris spectatissimi filiae Carmina votiva à Collegis, Adfinibus ac Amicis nuncupata Tempore & Anno, quo Nupt: celebr. ſ Post Cantate Dies nuptialis gratissima res est: es prasto puro perbone Jovatoro. Exscripta Berolini Typis Rungianis.*

Die Gedichte sind alle lateinisch und meistens Distiche. Ihre Verfasser sind: *M. Martinus Thuringus* (Düring?) *Rector Ruppinensis; Matthias* Reinmann, *Bernaviensis March. Scholae ibidem Rector; M. Polycarpus Albinus, Scholae Rupp. Conrector; Balthasar Westphal Gymnas. Sald. (Saldria* in Brandenburg a H.?) *Cantor; Johannes Merian, Scholae Patriae Collega; Andreas* Fritze, *S. J. Theol. Stud.*, sein Nachfolger als *Cantor* in Nauen; *Joachimus* Buntebardt *ſ Nobilium puerorum de* Losen

in Wustrow *Praeceptor; Daniel Rulofius Rupinensis; Levin Christiani Neo-Rup. Theol. Stud.; Johannes Hesychius Neo-Angermünd. Neo Rup. Sch. Alumnus; Johannes* Eckerling, *Gardelegiensis Palaco-March. Sch. Rup. Alumnus; Michael Mittag Bohemensis; Andreas Wernichius Fridelandensis Megapolitanus Sch. Rup. Alumnus* (τροφιμος); *Georgius* Metzmacher *Rupp.-March. f(amulus); Johannes* Häuptmann *Stralsundensis Pomeranus.* Den Schluß machte eine einstimmige Melodie zu dem Verse: Allzeit mein Glück in Gottes Händen, O Jesu Christ nicht von mir wende, dein Geist sey bey mir bis ans Ende.

Eine Jahreszahl ist nicht angegeben, hat auch sonst nicht ermittelt werden können.

Orts-, Personen- und Sachregister.

Die Zahlen bedeuten die Nummern der Leichenpredigten.

Albinus, Polycarp 27.
Albrecht, 17, 23.
Altar 22.
Anhalt, Heinrich 18, 19, 24.
Anklam 4.
Apotheker 16, 19.
Arendt, Bernhard 25.

Bahndicke, Joachim 15.
Balke, Berthold 24.
v. Bardeleben, Anna 6.
Barth, Berthold 15.
Baudinger, David Arnold 18.
v. Bellin 7.
Berge (Kloster) 24.
Bergemann, Margarete 23.
Bergemann, Mathäus 16.
Bergmann, Dorothea 11.
Berlin 13.
Berlin, Andreas 14.
Berlin, Katharina 7.
Berlin, Regina 14.
Birnbaum, Christian Gotthelf 21, 24.
Böldicke, Sophie 4.
Bötticher, Johannes 1, 1.
Bötticher, Jonas 1.
Boldemann 13, 16.
Bossow, Elisabeth 5.
Braunsdorf, Klara 1.
Bülchen 18.
Bülch 11, 18.
Büllich 11.
Bulichius (Bülch, Büllich, Bülchen) Albert 2, 7, 11, 14, 15.
Bulichius, Hulderich 18.
Buls 16.
Buntebardt, Joachim 27.
Busse, Christian 18, 18.
Bußmann, Johann 5.

Camphausen 13.
Christiani, Levin 27.

Denso, Elias Johannes 20.
Dierberg, David 7.
Diet(e)rich 10, 18, 22.
Döllen 20.
Dohmschläger-Thomschläger.
Dreher, Lorenz 16.
Drucker:
  Boreck, August, Wittenberg 2.
  Eichhorn, Andreas, Frankfurt a. O. 1.
  Freytag, Christof, Stendal 17.
  Götzke, Georg, Stettin 12.
  Mahler, Christian, N. Ruppin 18.
  Müller, Wendelin, N. Ruppin 19, 20, 21, 23, 24.
  Runge, Christoph, Berlin 7, 10, 11, 15, 16, 18.
  Runge, Georg, Berlin 3, 4, 6.
  Schlechtiger, Gotthard, Berlin 22.
  Schulze, Georg, Cöln a. d. Spree 13.
  Zeitler, Christof, Frankfurt a. O. 14.
Düring, Martin 27.

Ebarfels, Johann 13.

Fabricius, Joachim 12.
Fahrenholtz, Katharina 13, 16.
Falkenthal 14.
Feuersbrunst 15.

Finck, Johannes 8.
Frankfurt a. O. 1, 8, 14.
Fretzdorf, Andreas 13.
Fretzdorf, Johannes 9.
Friese 15.
Fritze, Andreas 27.
Fritzen 14, 15.
Fürstenwalde 14.
Fuhrmann 18.

Gantzer 14.
Gericht 7, 14, 21.
Gerike 11.
Germer 10.
Gildemeister s. Innungen.
Goeden 8.
Göttling 8.
Gregorius 15.
Güstrow 21.

Hamburg 5, 10, 16, 18.
Hans, Anna 5.
Hans, Elisabeth 6.
Hans, Jacob 7.
Hans, Regina 6, 7, 7, 23.
Hans, Sabina 7.
Hans, Thomas 5, 6, 7, 15, 23.
Hasse 21.
Havelberg 14, 16, 17, 19, 23.
Hecht 8 (Elisabeth), 14 (Andreas).
Helwig 16.
Hering 25.
Hertel 9.
Hülsike 17.
Hüsicke 23.

Jahn 26.
Ideler 13.
Innungen 4, 10, 13, 16, 16.

Kenckel, 2, 7, 14.
Kirchenbibliothek 1, 26.
Klinge, Marie 21.
Köppen 7.
Kratz 11.
Kriele, Jacob 22.
Kriele, Joachim 6, 22.
Kriele, Regina 13, 22.
Kriele, Sabina 5, 6.
Krusemack 21.
Kyritz 20.

Landschaft (Ritterschaft) 7.
Laurenberg, Marie 15.
Lehnin 2.
Lenthe, Lente 2, 15.
Leveke, Joh. Julius 24.
Liebenberg, Christof 4.
Liliensträhm 12.
Lindenberg 11 (Caspar). 17, 23 Regina.
Lindow 15, 15.
Litzmann, Anna 2.
Litzmann, Caspar 22.
Litzmann, Dietrich Heinrich 17.
Litzmann, Hans 7.
Litzmann, Jacob 6, 7, 23.
Litzmann, Joachim 7.
Litzmann, Johann 2, 15, 23.
Litzmann, Johann Friedr. 17, 23.
Litzmann, Johann Joachim 22.
Litzmann, Johannes 7, 7, 7, 17.
Litzmann, Katharina 11.
Litzmann, Katharina Sabina 17, 23.
Litzmann, Mathias 10, 18.
Litzmann, Sabina 17, 23.
Lochow 15.
Ludewig 7.
Lübeck 21.

Mancker 7.
Mandelberg, Clemens 10.
Merian, Johannes 27.
Metzmacher, Abraham 10.
Metzmacher, Anna 6, 10, 18, 22.
Metzmacher, Dorothea 19.
Metzmacher, Georg 27.
Metzmacher, Joachim 19.
Micrälius 7, 12.
Möller 4.
Müller 14, 16 (Andreas). 27 (Ambros.).
Musculus 3, 15.

Nettelbeck 21.

Palzow 2, 2. 21.
Pape 25.
Penckow 1.
Perleberg 21.
Pest 5, 6, 8, 12, 15, 15, 16.
Physikus 11, 18.
Pöpping 18.
Porst 22.
Präceptor 15, 18, 21.
Prätorius, Joachim 1.
Prenzlau 24.

Pritzkow, Christof 18.
Pritzwalk 14.
Protzen 18.
Protzen 11 (Daniel), 19.
Putlitz 15, 21.

Quirinus, Hermann 15.
Quotisationsstreit 7.

Rathenow 6, 12.
Rauen 17 (Marie), 23 (Marie).
Regelin-Reuchlin.
Rehefeld, Benedict 21, 21.
Rehfeld (Peter) 24.
Reinicke 18.
Reisen:
Augsburg 21.
Basel 11.
Dänemark 24.
England 24.
Frankreich 24.
Niederlande 24.
Padua 11.
Prag 7.
Rom 11.
Schleswig 24.
Tyrol 11.
Ulm 21.
Welschland 11.
Wien 21.
Reuchlin, Anna 2.
Reuchlin, Hieronymus 7.
Reuchlin, Margarete 7.
Rheinsberg 14.
Richardt 16.
Ritterschaft 7.
Rose, Christian 7, 9, 11, 12.
Rubin, Christian 18.
Rudloff, Andreas 19.

Schade, Elisabeth 16.
Schildow 18.
Schirrmacher 12.
Schirrmeister 21.
Schmidt 5, 6, 18.
Schneider 23.
Schönberg 8.
Schönermark 18.
Schöppenstuhl 4, 10, 16.
Schramm 2, 8.
Schröder 8, 17.
Schulen:
Berlin 1, 7, 12.
Brandenburg a/H. 1, 11, 15, 16.
Coburg 21.
Dresden 24.
Halle 16.
Havelberg 18, 23.
Joachimsthal 15.
Magdeburg 8.
Neu-Ruppin 7, 7, 8, 8, 9, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 18, 27.
Prenzlau 8.
Stettin 7, 8, 8, 12.
Templin 18.
Torgau 24.
Schütze 19.
Schultze 15, 16.
Schwartzkopff, Anna 15.
Schwartzkopff, Christian 15.
Schwartzkopff, David 6, 7, 9, 11, 12, 13, 13, 15.
Schwartzkopff, Erdmann 15.
Schwartzkopff, Gottfried 11, 15.
Schwartzkopff, Joachim 3—8, 10, 11, 14, 15.
Schwartzkopff, Klara Marie 15.
Schwartzkopff, Stephan 15.
Schwedische Invasion 18.
Seger 4.
Selle, Anna 8.
Siechenhaus 13.
Spener 24.
Spiker 15.
Städer 18.
Stenger 16.
Stepenitz 15.
Stockfisch, Daniel 18.
Straube 21.

Templin 10, 15, 18.
Tauber 19, 21.
Thomschläger, Abraham 16.
Thomschläger, Anna 10.
Thomschläger, Elisabeth 10, 18.
Thomschläger, Heinrich 10, 10, 18.
Thomschläger, Katharine 10.
Thomschläger, Peter 10.
Thüring-Düring.
Thüssel, Johannes 9.
Tiefenbach 13, 22.
Torben, Christian 11.

Uhle, Hans Sigism. 25.

Universitäten:
Frankfurt a. O. 1, 1, 8, 15.
Gießen 24.
Greifswald 9.
Heidelberg 21.
Helmstedt 12.
Jena 16, 21, 24.
Leipzig 1, 18.
Rostock 7, 11, 14.
Straßburg 21, 24.
Wittenberg 1, 7, 8, 11, 15, 16, 18, 24.
Untze 25.

Veilitz (Vielitz), Gertrud 1.
Vierundzwanzigmänner 10, 13, 16, 16.
Vogel 21.

Wagenitz, Elisabeth 13.
Wegener, Katharine, 18.
Wehland, Barbara 10, 18.
Weiß (Albinus) 27.
Werben 18.
Wernicke 15.
Westfalen 11.
Westphal, Andreas 9, 11, 15, 16.
Westphal, Balthasar 27.
Wetzel, Elisabeth 12.
Weyland-Wehland.
Wilhelmi, Daniel 14.
Winter 15.
Wismar 11.
Witte 2.
Witte. Anna 27.
Witte, Caspar 11.
Witte, Christian 15, 16.
Wittstock 2, 3, 5, 6, 11, 11, 13, 15, 18, 19
Witwenkasse 24.
Wolberg, 13.
Woltersdorf, Gabriel 3, 11, 15.
Woltersdorf, Joachim 16.
Woltersdorf, Klara, Elisabeth 20.
Wonne, Balth. Friedr. 18.
Wünicke Katharine 7.
Wuthenow 18.

Zechlin 2.
Zehdenick 11, 20.
Zerbst 1.
Ziegler Johann 15.
v. Ziegler, Anna Sabina 22.

Bücherbesprechungen.

Die Oberflächengestaltung des norddeutschen Flachlandes. Auf geologischer Grundlage dargestellt von Professor Dr. Felix Wahnschaffe, mit 24 Beilagen und 39 Textfiguren, dritte, neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Stuttgart. Verlag von J. Engelhorn 1909.

Das Buch wird schon zum dritten Mal in unsern Monatsheften von dem Unterzeichneten besprochen, und zwar geschah es mit der ersten Auflage im allerersten Heft (1. Jahrg. 1892. S. 39) und mit der zweiten im X. Jahrg. (1901). S. 184. Die Auflagen unterscheiden sich schon durch ihren Umfang, denn die erste besteht aus 166 Seiten, die zweite aus 258 und die dritte aus 405 Seiten, wozu noch der vermehrte Schmuck aus Bildern und Karten kommt. Die schnellen Aufeinanderfolgen der Auflagen ist für das Buch in doppelter Hinsicht wichtig, einmal spricht es für das Buch selbst und dann auch zeugt es von dem Interesse des Publikums für den Gegenstand. Der Zuwachs endlich, den das Buch in den neuen Auflagen erfahren hat, ist ein Zeichen für die rührige Arbeit auf diesem Gebiet.

Die Mitglieder unserer Gesellschaft sind über den Gegenstand durch Vorträge und Demonstrationen in unsern Sitzungen, soweit es sich auf die heimische Provinz bezieht, genügend vertraut. In der Tat werden auch Monatshefte und Archiv an verschiedenen Stellen zitiert.

Das Buch behandelt die Entstehung des Bodens und die Herausbildung der Oberfläche der norddeutschen Tiefebene; deshalb nimmt unsere Provinz einen nicht unerheblichen Teil ein; bildet sie doch nicht bloß örtlich den Mittelpunkt sondern bietet auch vermöge ihrer zahlreichen Aufschlüsse ein besonders dankbares Feld für den Geologen.

In der Behandlung des Stoffes unterscheiden sich die Auflagen nicht von einander. Der Vfr. erblickt seine Hauptaufgabe darin, die Arbeiten der Forscher zu besprechen und ihre Ansichten zu prüfen und abzuschätzen. Es ist somit eine fast unübersehbare Litteratur verarbeitet und kritisch bewertet. Es ergibt sich hieraus allerdings für den gebildeten Laien eine ermüdende Fülle von Ansichten, und oft werden ihm die kleinen Unterschiede in der Auffassung belanglos erscheinen; der Fachmann aber gewinnt daraus die Überzeugung, daß viele Probleme noch lange nicht geklärt sind. Dies gilt z. B. von der Entstehung und dem Verlauf der Endmoränen und den dazu gehörigen Talzügen, von der Abgrenzung zwischen Grund- und Endmoräne gegeneinander, von der Entstehung der Åsar u. a. Einige Probleme werden nur flüchtig gestreift, wie das über die Temperatur zur Zeit der Vereisung, und doch scheint es von Bedeutung zu sein, ob der Boden bis in größere Tiefe hinab gefroren war, wie gegenwärtig im nördlichen Sibirien, oder ob er weich war. Auch diese Auflage steht den Eingriffen durch Schollenbewegung der Erdrinde ablehnend gegenüber, und nur eine einzige Beobachtung, nämlich das Vorkommen des Septarientones nördlich von Freienwalde wird als horstartig bezeichnet, während die großartigen Störungen in der Gegend südlich von Fürstenwalde und in der Umgebung des Scharmützel Sees durch Glazialdruck erklärt werden Seine Ansicht über die Entstehung des mitteldeutschen Löß hat der Vfr. aufgegeben.

In den folgenden Zeilen mögen noch kurz die wichtigsten Punkte aufgeführt werden, in denen das Buch auf unsere Provinz eingeht. In dem ersten Hauptabschnitt werden die Tiefbohrungen behandelt, das Ergebnis ist dies, daß es unmöglich ist, aus ihnen ein Bild des Untergrundes zu gewinnen, nur soviel ist wohl sicher, daß die Aufschüttungen aus Gletschermaterial nivellierend gewirkt haben.

Der zweite Abschnitt beginnt mit den wichtigsten Belegen für eine Vergletscherung, mit den Schrammen auf dem festen Untergrund. Hier ist Rüdersdorf von ganz hesonderer Bedeutung, denn von der Erkenntnis datiert die Theorie von der Vergletscherung der norddeutschen Tiefebene. Leider sind sowohl die Gletscherschrammen als auch die Gletschertöpfe durch die bergbaulichen Arbeiten zerstört worden. Bei dieser Gelegenheit werden auch die Ansichten erörtert über die Herkunft der Geschiebe und über ihre Wege. Bei der Behandlung der Schichtstörungen, die durch Eisdruck hervorgerufen worden sind, werden die Beispiele von Rüdersdorf und Herzfelde durch Illustrationen belegt und ebenso die großartige Störung von Freienwalde. Der nächste Abschnitt behandelt die Grundmoräne und ihre landschaftlichen Formen. An dieser Stelle werden auch die größten erratischen Blöcke der Provinz aufgezählt, z. B. die Rauenschen Steine und die aus der Umgegend von Treuenbrietzen, Die Moränenlandschaft gliedert sich in eine flache und eine kuppige, die erstere ist hauptsächlich auf dem

Barnim-Lebuser-Plateau zu finden und die letztere in der Uckermark, wo sie beachtenswert ist wegen der großen Zahl abflußloser Seen von verschiedener Größe. In diesem Strich macht sich die Tatsache geltend, daß die Decke aus Oberem Geschiebelehm den genauen Abguß der Unterlage aus Unterem Sand darstellt. Eine besondere Behandlung erfahren natürlich die Endmoränen und ihre Landschaftsformen. Hier sind wieder die uckermärkischen und neumärkischen besonders wichtig, auch deswegen, weil von ihnen aus die Ansicht über den Zusammenhang zwischen Endmoränen und Urstromtälern ihren Anfang genommen hat. Der wichtigste Abschnitt der Urstromtäler, nämlich ihr Unterlauf und ihre Vereinigung im unteren Elbtal liegt ebenfalls in unserer Provinz. Diese Täler heißen das Glogau-Baruther, das Berliner und das Thorn-Eberswalder. Es ist hier wohl der Platz mit einigen Worten auf die Übersichtskarte am Schluß des Buches einzugehen. Die Begrenzung des Glogau-Baruther Tales ist allzu schematisch gehalten. Es ist z. B. nicht Rücksicht genommen auf die große Verbreiterung des oberen Spreewaldes, und dann ist in dem gesamten Abschnitt, der von dem Dahmefluß und der Nuthe entwässert wird, ein derartig dichtes Netz von Lüchern vorhanden, daß es ganz unmöglich ist, eine Linie als Hauptlinie aufzustellen, jede andere wäre hier ebenso berechtigt. Weiterhin wird die Frage nach der Zahl der Vergletscherungen erörtert, darin spielen wieder die Aufschlüsse unserer Provinz eine hervorragende Rolle, z. B. die Rixdorfer Säugetierfunde, die Paludinenbank der Berliner Umgegend, die Valvatenmergel von Alt-Geltow, die Konchylienschichten von Rathenow und die Torflager von Klinge bei Cottbus. Der Vfr. steht auf dem Standpunkt, daß eine dreimalige Vergletscherung mit langen eisfreien Zwischenzeiten stattgefunden habe. Auch die Seen gehören zum Inventarium unserer Provinz. Ihre Wasserfläche beträgt 3,1%, und zwar ist der Kreis Angermünde mit 6,7% der wasserreichste. Ihrer Entstehung nach unterscheidet der Vfr. sieben Typen. Auch über das erste Auftreten des Menschen in der norddeutschen Tiefebene werden die wichtigsten Ansichten vorgetragen und die Entscheidung getroffen, daß es sehr fraglich sei, ob der Mensch schon in der letzten Interglazialzeit hier angesiedelt war.

Ein Schlußkapitel endlich beschäftigt sich mit der Postglazialzeit, d. h. mit der Entstehung der jüngsten Gebilde, den Ablagerungen der Flüsse und Seen, der Verlegung der Flußläufe, der Bildung der Moore und Dünen, sowie mit den Veränderungen der Küste. Zache.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.

Über die Stadtfarben und die Flagge Berlins.

Von **Ernst Friedel.**

(Bericht infolge Auftrags des Magistrats-Präsidiums.)

I. Einleitung.

Am 30. Oktober 1861 richtete der Stadtverordnete Professor Dr. Rudolf Virchow an die Stadtverordneten-Versammlung folgenden Antrag:

„Nachdem sich bei den Einholungsfeierlichkeiten[1]) gezeigt hat, daß selbst offizielle Zweifel über die Berliner Stadtfarbe bestehen, indem sowohl rotweiße, als schwarzrotweiße Fahnen auf dem Rathaus angebracht waren, so ersucht die Versammlung den Magistrat,

Nachforschungen über die Stadtfarben anstellen zu lassen, eventualiter die von allen Städten des alten Hansebundes geführte rotweiße Farbe für die offiziellen zu erklären."

Am 7. November 1861 ersuchten die Stadtverordneten den Magistrat um Beratung in gemischter Deputation und deputierten dazu die Stadtverordneten Dr. Virchow, Dr. Gneist, Elster, Bernhardt und Heyl.

Am 13. Dezember 1861 brachte der Magistrat eine Stadtverordneten-Vorlage, worin es auf einen Bericht des Stadt-Archivar Fidicin vom 20. November dess. J. Bezug nehmend heißt:

„Schon bei Gelegenheit der stattgehabten Einzugsfeierlichkeiten sind die in diesem Berichte entwickelten Ansichten der Ansichten der Anfertigung der Stadtfahnen zu Grunde gelegt und, dementsprechend, diese in schwarz, rot und weiß angefertigt worden. Wir erachten diese Farben auch jetzt noch als die richtigen und glauben, daß auch die Stadtverordneten-Versammlung sich jetzt dieser Ansicht anschließen werde, in welchem Falle es einer weiteren Beratung in gemischter Deputation sodann wohl nicht bedürfen würde."

[1]) König Wilhelms I und seiner Gemahlin Augusta.

Am 19. Dezember dess. J. pflichtete die Stadtverordneten-Versammlung dem Beschluß des Magistrats bei.[1])

Seither sind die Farben Schwarz-Rot-Weiß in wagerechter Folge als diejenigen der Stadt Berlin geführt worden.

II. Gegenwärtige Verhältnisse.

Die im Jahre 1861 gewählte Farbenfolge — wagerecht — Schwarz-Rot-Weiß hat sich in keiner Weise bewährt, gibt vielmehr zu Irrungen und Wirrungen, zu Verwechslungen und zu Angriffen gegen die Stadtverwaltung — wie insbesondere dem Herrn Oberbürgermeister bekannt — unausgesetzt Anlaß.

Diese Farbenfolge ist bislang ganz und gar nicht und so wenig in das Bewußtsein der Bürgerschaft eingedrungen, daß nur wenige, meist lediglich solche Personen, die sich mit Wappen- und Flaggenkunde beschäftigen, sie im Kopf haben. Zum Beweise führe ich z. B. an, daß ich während meiner sechsunddreißigjährigen Amtszeit, oft genug von Gebildeten, nicht selten von Mitgliedern der Städtischen Behörden und unserer Beamtenschaft nach den richtigen Berliner Stadtfarben gefragt worden bin.

Im Volke glaubt man häufig, die dritte Farbe sei wohl eigentlich gelb, d. h. die altdeutsche Farbenfolge Schwarz-Rot-Gold gemeint und das Gelb wohl nur in Weiß „ausgeblichen." Noch häufiger hört man, es seien eigentlich die jetzigen Reichsfarben gemeint: Schwarz-Weiß-Rot, nur würden sie von der Stadtverwaltung falsch geordnet. Und auf diese vermeintliche Unkenntnis und Unordnung hin sind die meisten Angriffe gerichtet.

Diese Angriffe sind mindestens insoweit erklärlich, als die im Jahre 1861 ohne zwingenden Anlaß gewählte Farbenfolge: Schwarz-Rot-Weiß recht unpraktisch ist und geeignet erscheint, fortgesetzt zu Verkennungen und zu Verwechslungen mit den deutschen Reichsfarben zu führen.

Das Magistrats-Präsidium hat in richtiger Erkenntnis dieser unleugbaren Übelstände das Kgl. Geheime Staatsarchiv und das Kgl. Heroldsamt am 15. Februar 1908 um Auskunft und Vorschläge ersucht.

Das Staatsarchiv antwortete am 29. Februar 1908, daß die ursprünglichen Farben Berlins entsprechend dem roten Adler im weißen Felde Rot und Weiß waren. Später sei der Bär in das Wappenschild „eingedrungen." — Vergl. hierzu Anlage I.

Das Heroldsamt empfiehlt am 16. Mai 1908, die Berliner Farben mit dem Wappenschild zu wählen. — Vergl. hierzu Anlage II.

---

[1]) Aus Band III (von 1842 bis 1864) des Berliner Städtischen Archivs: Acta Archiv 1. Zu Tagebuchnummer 54. G. B. 1/08.

III. Geschichtliche Würdigung.

Alle meine Nachforschungen haben, im wesentlichen in Übereinstimmung mit Fidicin, dem Staatsarchiv und dem Heroldsamt ergeben, daß die ursprünglichen Farben der Stadt Berlin gleich denen der Mark Brandenburg — Rot und Weiß sind, heraldisch gewöhnlich ausgedrückt durch den roten Adler im weißen (silbernen) Felde.[1]) Alle größeren brandenburgischen Städte führten die Farben Rot und Weiß, ebenso der Markgraf.[2])

Dazu kommt der von Rudolf Virchow bereits am 30. Oktober 1861 vollkommen zutreffend hervorgehobene Umstand, daß die Farben der Hanse Rot und Weiß sind und daß Berlin auch als Hansastadt diese Farben in der Flagge führte. Berlins Schiffahrt ist damals eine sehr ausgedehnte gewesen und u. a. aus den Zollrollen nachzuweisen, daß Berliner Stückgüter und sonstige Waren bis nach Holland und Belgien, also nach den damaligen Niederlanden im weiteren Umfange zunächst bis Hamburg und dann durch Umladung auf seetüchtige Fahrzeuge weiter seewärts verschifft wurden. Die Berliner Schiffe sind weit bis in die Elbmündung unterhalb Hamburg vorgedrungen. Alle Handelsschiffe mußten, um nicht als Piratenschiffe behandelt zu werden, ihre Heimats-Flagge zeigen. Außerdem war es Sitte und Zwang, daß die Handelsschiffe vor allen größeren Plätzen Halt machten und ihre Waren anboten (das sogen. Stapelrecht), wobei sie schon von weitem her sich durch ihre Landes- bezw. Orts-Flagge deutlich kenntlich machen mußten, um sich nicht ernsthaften Feindseligkeiten auszusetzen.[3]) Es ist wahrscheinlich, daß die Flagge den roten Adler im weißen Felde zeigte, vielleicht genügte schon die rot-weiße Flagge, jedenfalls sind Rot und Weiß die berlinischen Schiffahrtsfarben gewesen.

Der schwarze Bär im silbernen Felde ist durch zweierlei Umstände hinzugekommen, einmal durch die Beziehungen des askanischen Markgrafen Albrecht des Bären, unter welchem im Jahre 1150 durch die Eroberung von Brandenburg a. H. die Mark endgültig deutsch und christlich wurde, teils durch die später so beliebten heraldischen Spielereien, insbesondere durch die sogenannten „redenden" Wappen, wodurch der Name Berlin zu dem Wort Bär oder Bärlein in Beziehung gebracht wurde.

---

[1]) Die Farben Weiß und Silber bedeuten dasselbe ebenso wie Gelb und Gold identisch sind.

[2]) Nach dem Allerh. Erlaß vom 16. August 1873 (vgl. Gesetzsammlung) betr. die Abänderung des Königlichen Titels sowie des großen und mittleren Königlichen Wappens führt das Markgrafentum Brandenburg im silbernen Felde einen Adler.

[3]) Das überaus lästige Stapelrecht innerhalb Deutschlands ist erst im Jahre 1815 gelegentlich des Wiener Kongresses durch eine Akte aufgehoben worden, eine der wenigen Freiheiten, die dem gesamten deutschen Volke damals gewährt wurden.

Daß dieser schwarze Bär im silbernen (weißen) Felde den roten Adler aus dem Berliner Wappen verdrängte, ist somit erklärlich. Von der Hohenzollernherrschaft ab mag auch der Umstand, daß Schwarz und Weiß die Farben des Herrscherhauses sind, dazu beigetragen haben, in der Farbe des schwarzen Bären im weißen Felde entsprechende Beziehungen zum Landesherrn zu suchen.

Ich bin also auch meinerseits der Meinung, daß die alten brandenburgischen und berlinischen Farben Rot und Weiß in Verbindung mit unserm Berliner schwarzen Bären im weißen Felde mit der herkömmlichen silbernen Mauerkrone darüber auch weiter zur Anwendung gelangen, jedoch fortan mit der Maßgabe, wie sie in der Hauptsache aus praktischen, bei näherem Nachdenken von selbst in die Augen springenden Gründen unter der folgenden Nummer IV empfohlen wird.

IV. Vorschläge für die Stadtfarben und die Flagge Berlins.

A. Die Stadtfarben Berlins sind — wagerecht — Rot und Weiß.

B. Die Flagge Berlins zu Lande wie zu Wasser ist — wagerecht — Rot und Weiß mit einem durch die herkömmliche fünftürmige Mauerkrone gekennzeichten Schilde darin, welches den üblichen schwarzen Bären im silbernen (weißen) Felde darstellt.[1])

(Selbstverständlich kann für besonders prächtige Dekorationsfahnen oder -Banner statt dieses abgekürzten Wappenschildes auch das größere berlinische Wappen in besonderen Fällen verwendet werden, wie dies beispielsweise bei dem gelegentlich von Aufzügen, Aufbahrungen u. dgl. benutzten kostbar gestickten Stadt-Banner des Magistrats der Fall ist. Dies dürfen aber, wie angedeutet, nur Ausnahmsfälle sein.)

C. Bei Wimpeln (schmalen langen Flaggentüchern, welche entweder spitz oder zackig auslaufen, im Winde gefällig flattern und deshalb als Dekorationsfahnen von besonders freundlicher Wirkung allgemein beliebt sind, wird nur — wagerecht — Rot und Weiß gewählt. (Das Bärenschild läßt sich auf den Wimpeln wegen Platzmangel nicht anbringen.)

D. Als Abzeichen z. B. für Magistratsdiener und Hülfspersonal, für Festordner im Rathaus oder bei Aufzügen pp. sind die Armbinden und Schärpen in Rot und Weiß, aber mit aufgedrucktem oder eingewirktem schwarzweißen Bärenschild, also wie bei den Flaggen (vergl. B) herzustellen.

---

[1]) Nach heraldischer Gepflogenheit müssen die in das Wappen gestellten Embleme im Rahmen eines Schildes erscheinen und diese Anforderung wird im vorliegenden Falle durch Einfügung des schwarzen Bären in das silberne Schild erfüllt.

E. Bei unbeweglichen Sachen (z. B. Pfosten, Ständern, Zäunen, Torwegen, Türen u. dgl.) empfiehlt es sich in der Regel nur die eigentlich Berliner Stadtfarben, also nur — wagerecht — Rot und Weiß anzuwenden. Das Gleiche gilt ganz besonders von beweglichen Sachen aller Art als Schiffen, Kähnen, Wagen, landwirtschaftlichen und sonstigen Geräten. Bei den unter E. gemeinten Gegenständen wird die Anbringung des Bärenschildes sich wegen Raummangel meist verbieten. Selbstredend steht aber nichts im Wege, daß man die Berliner Farben mit dem Bärenschild auch hier gelegentlich verwenden kann, wenn der nötige Raum dazu vorhanden ist. Es ist bei E. zu bemerken, daß es sich hier fast ausschließlich um einen gewöhnlichen (nicht künstlerischen) Ölfarbenanstrich handeln wird.

Ich erlaube mir, die Annahme dieser Vorschläge hierdurch dem Magistrat von Berlin zu unterbreiten.

Berlin, den 21. Januar 1909. Ernst Friedel.

Anlage I.

Das Kgl. Staatsarchiv, unterzeichnet Bailleu, erwiderte dem Magistrat auf eine Anfrage vom 15. Februar am 29. dess. 1908 folgendes:

„Formierte Akten, die geeignet wären, über die gestellte Frage Aufschluß zu geben, besitzt das Geheime Staatsarchiv nicht. Es entzieht sich auch unserer Kenntnis, ob unter den noch nicht abgelieferten Akten-Beständen der staatlichen Zentralbehörden des 19. Jahrhunderts, namentlich des Ministerii des Innern, sich in Betracht kommende Stücke befinden. Die von uns über die hier vorliegenden Verhältnisse ermittelten Angaben lassen erkennen, daß der Brauch, den Fahnen durch längliche oder quergerichtete Farbenstreifen eine bestimmte heraldische Bedeutung zu geben, einer modernen Entwicklung angehört. Unsere Akten zeigen, daß man im 17. und 18. Jahrhundert wohl Wappenschilder und Symbole auf den Fahnen anbrachte, daß man aber da, wo die Fahnen dekorativ wirken sollten, in ungezwungener Weise bunte Farbenzusammenstellungen verwandte."

„So wird anläßlich der Vorbereitungen zum Empfang des 1701 aus Königsberg nach Berlin heimkehrenden Friedrich I. verfügt, daß die drei vorstädtischen Bürger-Kompagnien auf ihren Fahnen „Wappen und Devisen" nach freier Wahl anbringen dürfen. In einem auf die gleiche Angelegenheit bezüglichen Original-Konzept vom 17. Februar 1701 findet sich die allerdings gestrichene, aber doch lehrreiche Stelle, auf jene Bürgerkompagnien „in der ersten Fahne den Schwarzen Adler-Orden, in der anderen den kurfürstlich brandenburgischen Roten Adler, in der dritten aber des Magistrats von Berlin insigne den schwarzen Bären setzen lassen mögen."

„Noch 1803 bittet die Kaufmannschaft von Berlin aus Anlaß der Vorbereitungen zum Einzuge des Bruders des Königs, des Prinzen Wilhelm und seiner Gemahlin um die Erlaubnis, „Fahnen in verschiedenen Farben .... errichten zu dürfen."

„Das Berliner Wappen, welches als maßgebend für die Farbenstreifen der Fahne betrachtet werden muß, zeigte in der ältesten Zeit den brandenburgischen Roten Adler. Später kam als Folge des Wortspiels (Bär-Berlin) der schwarze Bär als Beiwerk (Schildhalter) hinzu. So auf einem Siegel aus dem Ausgang des 18. Jahrhunderts. Allmählich wurde er dann unter Verdrängung des Adlers zum Hauptwappentier. Er bleibt es auch auf dem Siegel von 1709. Demnach waren ursprünglich entsprechend dem roten Adler im weißen Felde die Wappenfarben von Berlin rot-weiß, durch das Eindringen des Bären in den Wappenschild rot-schwarz-weiß, und nach dem Verdrängen des Adlers schwarz-weiß. Der historischen Entwicklung des Stadtwappens entspricht demnach die Farbenzusammenstellung rot-schwarz-weiß, die seit 1861 übliche Aufeinanderfolge schwarz-rot-weiß schließt sich dagegen der späteren Umbildung des Stadtwappens an."

Anlage II.

Das Kgl. Heroldsamt, gezeichnet v. Borrwitz, erwiderte unter dem 16. Mai 1908 auf die gleiche Anfrage des Magistrats folgendes:

„Dem Magistrat erwidern wir .... ergebenst, daß wir über Anwendung und Zusammensetzung von Berliner Stadtfarben aus der Zeit vor 1861 nichts festzustellen vermochten."

„Stadtfarben richten sich im allgemeinen nach den in den städtischen Wappen vorkommenden Farben. Da nun die Zahl der gebräuchlichen Wappenfarben eine sehr beschränkte ist, muß bei Fahnen und Flaggen vielfach die Reihenfolge der Farben zur Unterscheidung der einzelnen Flaggen dienen, wie solches vorliegend bei den Farben des Deutschen Reiches und derjenigen der Stadt Berlin zu konstatieren ist und beispielsweise auch bei den Farben (Flaggen pp.) Rußlands und der Niederlande vorkommt."

„Um unsere Auffassung zur Sache befragt, möchten wir sehr ergebenst anheimgeben, an dem Beschlusse der Gemeindebehörden vom 19. Dezember 1861 festzuhalten."

„Wir glauben nämlich, daß, wenn die nun seit fast fünfzig Jahren gebräuchlichen, aus den Farben des Stadtwappens abgeleiteten Farben bereits zu vielen Irrtümern und häufigen Vorstellungen bei dem Magistrat geführt haben, eine zur besseren (leichteren) Abhebung von den Reichsfarben erfolgende willkürliche Farbenwahl kein anderes Ergebnis zeitigen würde."

„Besser ließe sich unseres Erachtens der erstrebte Zweck dadurch erreichen, die bisherigen städtischen Fahnen und Flaggen (nach dem Beschluß vom 13. Dezember 1861) mit dem Wappen der Stadt Berlin zu belegen."

In der Anfrage des Magistrats vom 15. Februar 1908 heißt es:

„Als am 22. Oktober 1861 König Wilhelm, von der Krönung in Königsberg kommend, in der Residenz festlich empfangen werden sollte und die städtische Verwaltung bei dem Flaggenschmuck in der Feststraße auch Fahnen mit den Farben unserer Stadt anzubringen gedachte, ließ sich aus den Akten nicht ermitteln, ob bei früheren Gelegenheiten bereits Berliner Stadtfarben für Festlichkeiten verwendet und welche Farben überhaupt als die hiesigen Stadtfarben anzusehen seien. Die Frage wurde dann in der Weise erledigt, daß man teils die alte Flagge der Hansa — weiß-rot — wählte, teils die Berliner Farben aus eigenem Ermessen neu bestimmte und zwar als schwarz, rot, weiß. Man ging dabei von dem Wappen der Stadt aus, das einen schwarzen Bären im silbernen Felde zeigt, aber auch den roten brandenburgischen Adler im silbernen Felde in ältester Zeit geführt hat. Dieser Adler ist ja auch in das große, 1709 verliehene Stadtwappen mit aufgenommen."

„Ein Beschluß der Gemeindebehörden vom 19. Dezember 1861 setzte dann diese gelegentlich der Einzugsfeier angenommenen Farben amtlich als die Berliner Stadtfarben fest."

„Die Verfassung des Deutschen Reiches bestimmte 1871 als Farben der Reichsflagge schwarz-weiß-rot, so daß diese Farben sich von denen der Stadt Berlin nur durch die Reihenfolge unterscheiden. Die Ähnlichkeit hat in der Folge zu vielen Irrtümern und zu häufigen Vorstellungen an uns Veranlassung gegeben. Es wäre wünschenswert, wenn man durch anderweitige Regelung der Berliner Farben diesem Verhältnis zu den Reichsfarben abhelfen könnte."

Lausitzer Hochzeitsbräuche.

Von **Wilhelm Wölkerling.**

Immer seltener werden die urwüchsigen Familienfestlichkeiten selbst in den weniger belebten Gegenden unseres Vaterlandes. Sie haben sich ebenfalls den modernen Anschauungen angepaßt. Das gilt auch von den ländlichen Niederlassungen der Lausitz. Nur hin und wieder hört man noch von einer solchen Hochzeit, zu welcher fast die gesamten Dorfbewohner geladen sind.

An einem derartigen Festtage ruht natürlich die Arbeit. An allen Hoftoren prangen frische Birkenzweige im strotzenden Grün, und überall

schmücken Himmelsschlüssel, zartwangige Anemonen oder andere liebliche Kinder Floras die mit sauber gewaschenen, geblümten Gardinen versehenen Fenster. Die auf die Gehöfte führenden, sonst von den Pferden und Rindern zerstampften Wege sind geebnet, und die Fußsteige zu beiden Seiten der Dorfstraße mit Sand oder Sägespänen bestreut. Eggen und Pflüge stehen geordnet im fernen abgelegenen Winkel, und die wohlgenährten Rosse scharren ungeduldig mit den Hufen, der Knechte harrend, welche ihnen sonst zur gewohnten Stunde das Futter schütten.

Die Bauern haben gleich am Morgen ihr bestes Gewand angelegt. Sie schauen über den grüngestrichenen Zaun, tauschen mit den Vorübergehenden Grüße aus, mustern neugierig die ankommenden Fremden und studieren mit sachverständigen Blicken das Wetter, wobei sie mit vollen Backen mächtige Rauchwolken aus der brennenden Pfeife in die Luft blasen. Das Resultat scheint allgemein zu befriedigen. Kein dunkles Wölkchen wird das schöne Fest trüben. Auch die Damen haben ihre Toilette beendet, und mit dem üblichen Rosmarinstrauß begeben sich alle in das Hochzeitshaus.

Es ist hohe Zeit. Schon naht der Bräutigam mit seinem Vertrauten, dem Drauschemann oder Hochzeitsbitter, welcher die Gäste mündlich zur Feier einlud. Aber o weh! Die gastliche Pforte bleibt verschlossen. Nach mehrmaligem Klopfen erkundigt man sich von innen nach ihrem Begehr und schickt dann nach längerem Bitten um die Braut statt der Auserwählten eine alte Frau heraus. Auf diesen Moment hat der Drauschemann längst gewartet. Mit Ungestüm dringt er vor und macht so sich und seinem Begleiter den Weg frei. Nun sind beide in der Stube. Dort sitzt die Braut mit den Drauschken oder Kranzjungfern vor einem Tisch. Erstere wird erst dann von den Eltern freigegeben, wenn der Bräutigam den Drauschken ein größeres Geldgeschenk geopfert hat. Die feierliche Stunde des Abschieds ist gekommen. In wohlgesetzter Rede dankt der Hochzeitsbitter den Eltern für alle Liebe und Güte, die sie bis zum heutigen Tage ihrer Tochter angedeihen ließen, um sich nun einen eigenen Herd zu gründen.

Es ordnet sich der Zug zur Kirche. Die Braut geleiten die beiden Väter, während bei dem Bräutigam die Drauschken diesen Dienst übernommen haben. Allerlei gute Bekannte drängen sich mit verschiedenen Sympathiemittelchen heran. Die Frauen stecken der Braut heimlich Leinsamen in die Tasche, damit es in ihrer Wirtschaft später nie an Flachs fehle, und die Bauern versuchen dem Bräutigam neunerlei Getreidekörner unbemerkt in die Schuhe zu bringen, weil dann Scheuer und Kornboden stets gefüllt sein werden. Unter Musik und Glockengeläut setzt sich der Zug langsam in Bewegung an der Dorfaue vorbei, in deren Teich sich die Gänse tummeln, aber bei dem ungewöhnlichen Schauspiel schleunigst ihr nasses Element verlassen und die Näherkommenden

mit erhobenen Flügeln und lautem Geschnatter begrüßen. Bald sind die Gäste vor dem auf einer kleinen Anhöhe liegenden Gotteshause angelangt. Weihevoller Orgelklang empfängt die Eintretenden. Geräuschlos nehmen alle Platz. Eindringlich und zu Herzen gehend redet der Pastor zu dem Brautpaar, das eng aneinander geschmiegt steht, damit nicht böse Mächte sich zwischen dasselbe drängen. Überall kommen Taschentücher zum Vorschein, um die hervorquellenden Tränen zu trocknen, und bei den Frauen hört man sogar heimliches Schluchzen. Es werden die Ringe gewechselt, der Geistliche erteilt den Segen, und die ernste Feier ist beendet. Vor der Kirche erfolgt nun unter kräftigem Händedruck die übliche Gratulation. Dann rüstet sich alles zum Rückzuge. Jubelnd zieht die festliche Schar heim. Aus alten Büchsen werden Freudenschüsse abgegeben, welche die unsichtbaren Geister von dem jungen Paar verscheuchen sollen. Die Braut darf sich nicht umsehen, weil sie in dem Falle nach einem zweiten Manne Umschau hält und darum bald Witwe werden wird. Plötzlich muß der Zug halten. Übermütige Burschen haben über die Dorfstraße eine Leine gezogen und entfernen diese erst nach Zahlung eines bestimmten Sperrgeldes. Mehrmals wiederholt sich dies bis zum Hochzeitshause, wo darauf die vorgeschriebenen Ehrentänze von der Braut und dem Bräutigam mit den Honoratioren ihre Erledigung finden.

Inzwischen ist das Mahl angerichtet, bei dem größtenteils die Quantität den Ausschlag gibt. Die gelbe Suppe, ein Gemisch von Braunbier und Milch mit Rosinen, Kuchenwürfeln uud Safran, bildet den ersten Gang, dem sich als Zwischengericht Milchreis mit Rosinen anschließt. Besonders beliebt ist in Pfannen gebackener Quark, frischer Weichkäse mit Mehl, Eiern, Butter, Zucker und Rosinen. Das Hauptgericht besteht in gebratenem Schweinefleisch mit dünner Sauce, auch wohl in Rindfleisch mit Meerrettich, außerdem werden noch je nach der Jahreszeit Erbsen, Kalbs- oder Gänsebraten, Schwarzsauer herumgereicht. Die mehr als reichlichen Portionen sind so groß geschnitten, daß selbst die Bauern mit ihrem sonst gesegneten Appetit das Gewehr strecken müssen. Aber sie verstehen sich zu helfen. Die Überbleibsel wandern in mitgebrachte Töpfe, um für später noch ein Mahl zu bilden. Dieses „Essenteilen“ ist jedoch nur auf großen Hochzeiten üblich, weil es bei der Fülle der Speisen nicht so darauf ankommt. Sogar die Armen und Nichtgeladenen bedenkt man mit einer Schüssel, und die Kinder auf der Straße erhalten ein großes Stück Kuchen. Für die nötigen Getränke haben die Gäste gemeinschaftlich zu sorgen, und erfreut sich das süße Lübbener allseitiger Bevorzugung. Beim Hochzeitsmahl überreichen die Gäste auch ihr Geschenk in klingender Münze. Zu dem Zweck verschafft sich ein kleines Mädchen einen Schuh der Braut. Dieser macht an der Tafel die Runde, und jeder legt seine Gabe nach Gutdünken in denselben. Der Bräutigam

kommt zuletzt heran und muß die gesamte Summe bringen, so daß auf diese Weise die Braut oft verschiedene hundert Mark erhält.

Haben alle Teilnehmer zum Schluß noch Wurst und Kuchen nach Bedarf geprobt und sich so gehörig gestärkt und gelabt, dann zieht jung und alt gewöhnlich in den Dorfkrug, wo nun der Tanz in seine Rechte tritt. Da drehen und schwenken sich die Paare unermüdlich, daß bald der Schweiß von der Stirn trieft. Die Tänzerinnen wechseln mehrmals die Garderobe, und die älteren Damen mustern mit Kennerblicken die Güte des Stoffes. Wer Hunger verspürt, geht an die gedeckte Tafel und trifft dort nach persönlichem Geschmack seine Auswahl unter den aufgestellten Gerichten. Allgemein spricht man dem zerschnittenen, gerösteten Rindermagen und dem Kalbsgekröse zu. So vergeht die ganze Nacht, und erst der anbrechende Morgen bringt der tanzlustigen Gesellschaft die nötige Ruhe. Aber bereits am Vormittag ladet die Musik zur Fortsetzung der Feier ein. Zunächst statten die Gäste in den Wohnungen Besuche ab, wobei die Kapelle aufspielt. Dann denkt man wieder an das Mahl, bei dem es die Reste des gestrigen Tages gibt, die auch heute noch vortrefflich munden. Darauf wechseln Tanz und allerlei Kurzweil miteinander ab, und jeder weilt so lange, wie es ihm sein körperlicher Zustand noch gestattet. Der dritte Tag zeigt einen ernsten Charakter. Sämtliche Gäste beteiligen sich an dem Kirchgange des jungen Ehepaares und sitzen nach der Rückkehr vom Gotteshause noch lange bei Speise und Trank gemütlich beisammen, bis schließlich der allgemeine Aufbruch erfolgt.

Neue Sprüche.

Gesammelt in der Mark von **R. Jülicher.**

Von meinen sommerlichen Wandertagen im Spreewald brachte ich außer einer ganzen Zahl Friedhofssprüche auch eine hübsche Auswahl von anderweitigen Versen, allerdings meist an den Wänden der Wirtshausstuben mit, da ja leider im Gegensatz zu Ober- und Niederhessen, das in Fülle von wunderbar reichhaltigen und vielseitigen Haussprüchen strotzt, unsere Mark daran trostlos arm ist.

Recht poetisch fiel mir angenehm auf in dem Dorf Saßleben, 1 Stunde von Calau (das dortige Rittergut mit großem und schönem Park gehört der bekannten Berliner Familie Gilka), daß über der Haustür des Wirtshauses (hart an der Chaussee Vetschau-Calau) ein Freskobild prangt, Mädchen mit Rosenstrauß, umgeben von einem Rosenkranz aus Stuck gefertigt — darüber hingen ein paar frische Rosen, und als Überschrift ist zu lesen:

Ganz in Gottes bewahrender Hand
Wird dieses Haus zur Rose genannt.
Anno 1787.

Diesem guten Geist entsprach auch der Vers auf des Wirtes Wandkalender:

Mag draußen die Welt ihr Wesen treiben,
Mein Haus soll meine Ruhstatt bleiben,

und ähnlich über dem, in einer Dorfkneipe sehr ungewohnten Schreibtisch:

Holder Friede, weile freundlich über diesem Dach.

Recht freundlich lautet in 2 Wirtshäusern jener Gegend die Einladung an den Gast:

Es weht der Wind von Ost nach Westen,
Kommt nur herein, hier ist's am besten.

In Ragow bei Lübbenau, wo ich dieser Aufmunterung zum ersten Mal entsprach, nimmt sich recht drollig aus das auf die Wand gemalte schöne farbige Bild eines auf seinem Giebelnest stehenden Storchs mit der sehr wahren Unterschrift:

Eignes Nest ist das best!

Bleiben wir noch ein wenig im Spreewald.

Als eine der seltenen Hausinschriften — und gleich eine recht lange, führe ich die noch heute erhaltene, auf bunter Tafel unter einem hölzernen Ochsenkopf an der früheren Schlächterherberge zu Lübbenau mit noch deutlich lesbarer Schrift (sie ist durch ein kleines Schutzdach geschirmt). Der Ochs redet selbst:

Ich trug den kühlen Wein
Aus meinem Vaterland,
Ich mein' aus Ungarland,
Für Könige von Stralsund.
Daselbst ward ich verkauft
Nach Lübbenau am Strande.
Mein Fleisch war schön und fettt
Und jedermann gesund,
Man nannte mich Husar,
Ich wog auf 60 Steine;
Vor 40 Thaler Geld
Gab mich mein Herr nicht weg.
Es sagte jedermann,
Ich war gewiß nicht kleine,
Man sehe auch an mir
Nicht einen Tadel Fleck.

Ein Tausend Sieben Hundert und Fünfzehn ist's gescheh'n,
Da man mich vor Stralsund in Pommern hat geseh'n.

Die bekannte Pohlenzschenke im Spreewald läßt uns auf der Wand ihrer Sommer-Speisehalle mehrere hübsche Verse lesen, z. B.:

Manch Land hat eine schönere Natur,
Doch gibt's auf der Welt einen Spreewald nur.

Dann den hübschen Spruch:

Silbern Band durch grünes Land,
Das sind die Zeichen (Farben) vom Spreewaldstrand.

Etwas voll ist der Mund mit den Worten:

Glaubt mir's, ich ruf's aus voller Lunge,
Viel schöner ist's im Spreewald,
Als bei dir, mein lieber Junge.

Ein Selbstbekenntnis legt der Wirt ab in diesen Worten:

Mit Kunst und Wissenschaft
Trink' ich gern Brüderschaft.

Fast dithyrambisch lautet der Toast:

Heil dem Land und auch der Rebe,
Grausam Haar und Rosenmund,
Alles Gute, Schöne lebe
Auf dem weiten Erdenrund.

Der bekannte Pflegevater deutscher Maler, Herr August Richter „zum fröhlichen Hecht" in Lehde, empfängt die Ankommenden über der Tür seines Wirtshauses mit dem hübschen Horaz'schen Vers, den Göthe auf der Dornburg in so schönes deutsches Sprachgewand kleidete:

Freudig trete hinein,
Und froh entferne dich wieder,
Ziehst du als Wandrer vorbei,
Segne die Pfade dir Gott!

Herr Oberpfarrer Pfannschmidt, der liebenswürdige Begründer und Pfleger des hübschen Spreewald-Museums in Lübbenau zeigte mir aus seiner Privatsammlung ein reizend mit geschmackvollen Farben verziertes Osterei, das als ersten schüchternen „Postillon d'amour" in schönster Schreibschrift (mit Wachs ausgespart) das Verschen zeigt:

Ich schenke dir dies Ei,
Brich es nicht entzwei,
Laß es auch nicht fallen,
Ich liebe dich vor allen. (Bravo!)

In dem nahen kleinen Nachbarort von Lübbenau, Stennewitz, hat der höchst originelle Wirt, Onkel Franz Ronkel (ein zugewanderter

Schlesier) für seine Gäste folgende drollige Mahnung auf einer Papptafel ausgehängt:

Achtung!
Sintemal und alldieweil
Spätes Kneipen ist ein Greu'l,
Darum, lieber Gast, gib acht,
Wenn sich die Uhr bemerkbar macht,
Sei auf Zahlen gleich bedacht,
Eh' gesagt wird: Gute Nacht.

Ganz ähnlich heißt es im Lindenhof zu Lübben:

Sobald es schlägt die Mitternacht,
Wird diese Kneipe zugemacht.

Vorher aber befolge man die Mahnung an gleicher Stelle:

Zuerst versorge deinen Magen,
Dann trink', so viel du kannst vertragen.

An einem Wirtschaftsgebäude der großen Heilanstalt zu Lübben fand ich den schönen Spruch:

Bäume pflanzen, Wiesen hegen,
Acker pflügen, Tiere pflegen,
Das bringt Wohlstand, Glück und Segen.

In dem bekannten Buchanschen Gasthof im idyllischen Leipe hängt am Schenktisch der bekannte freundliche Spruch:

Die Rose blüht, der Dorn, der sticht,
Wer gleich bezahlt, vergißt es nicht.

Von des Wirtes nationaler Gesinnung aber zeugt der über der Tür hängende Spruch des alten Bismarck:

Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts in der Welt.

Beim Gastwirt Fittbogen in Vetschau steht an einem Balken der Decke das urkräftige und sehr berechtigte Wort zu lesen:

Ein Schweinehund, ein schlechter Knochen,
Wer weiter trägt, was hier gesprochen.

Milder klingt das nicht minder wahre Verschen, das seinen Wandkalender ziert:

Ein fröhlich Herz, ein friedlich Haus
Machen das Glück des Lebens aus.

Ich kann aber vom Spreewald nicht scheiden, ohne meinem Freunde, dem Wirt Ronkel in Stennewitz bei Lübbenau noch einen Besuch abgestattet zu haben. In den schönen Hundstagen dieses Jahres fand ich bei ihm ein langes Gedicht, das in 4 Strophen die Frage beantwortet: Wann soll der Mensch heiraten? Ich erlaube mir, es in vollem Um-

fange hier herzusetzen, damit man sehe wie einseitig der Dichter (gewiß ein hartgesottener Junggeselle) das weibliche Geschlecht beurteilt:

Heiratet man im Frühling,
Wird's ziemlich mißlich sein;
Da wünscht die Frau natürlich
Die Reise an den Rhein.
Wünscht, daß man täglich Blumen,
Womöglich Rosen schenkt,
Kurz, was man schwer ersparte,
Ist futsch, bevor mans denkt.

Heiratet man im Sommer,
Viel besser ist das nicht,
Da will sie in das Seebad,
Damit man von ihr spricht
Von ihren Toiletten,
Vielleicht auch schon vom Flirt,
Egal, was aus dem Gatten
Und seiner Kasse wird.

Heiratet man im Herbste,
Na, das ist gar verkehrt,
Da will sie nach Italien,
Ob man sich noch so wehrt.
Da kriegt sie Nervenkrämpfe
Und reisen muß man stracks,
Und die Finanzen haben
Auf Lebenszeit 'nen Knacks.

Heiratet man im Winter,
Ist man am schlimmsten dran,
Führt man sie nicht zur Oper,
Gleich ist man ein Tyrann;
Dann Routs, Diners und Bälle,
So lang wie's geht, so geht's —
Kurz, wenn ichs überlege:
Ein Reinfall ist es stets.

Zu Wustermark, dem großen havelländischen Dorf fand ich als Wahlspruch des Wirts eine Tafel mit den schönen Worten:

Fast allezeit in Freud' und Leid.

Ein Schultheiß-Ausschank in der Köpenickerstraße zeigt auf die Wand gemalt die begeisterten Worte:

Wär' Mutterbrust wie dieses Bier so fein.
So mocht' zeitlebens ich ein Jüngling sein.

Wenn wir nun von der Residenz weitere Ausflüge in Stadt und Dorf der Mark machen, so begegnen uns an dem Hause eines Schlächtermeisters zu Mühlenbeck, Kr. Niederbarnim, diese Worte:

Soll dir alles wohlgelingen,
Bau auf Gott vor allen Dingen.

Etwas materialistisch gesinnt, aber in der Weise doch zutreffend, lautet der Vers, der auf die Wand eines großen Kneipsaales in Rauchfangwerder gemalt ist:

Wohl dem, der Wein im Keller hat
Und Speisen auf dem Teller hat
Und Heizstoff auf dem Söller hat
Und Schulden keinen Heller hat.

In der Nähe des Rixdorfer Kaiser-Friedrich-Realgymnasiums prangt seit kurzem an einem Prachtneubau in funkelnden Goldbuchstaben der klassische Spruch:

Quidquid agis, prudenter agas, et respice finem.
(Was du auch tust, handle weise und bedenke das Ende).

(Eine andre ältere Rixdorfer Inschrift sehe man nach unter „Kleine Mitteilungen.)

Leider ist immer noch nicht überflüssig die Mahnung, welche der Wirt der Waldschenke zu Tegel durch einen Anschlag in seinem Garten den Besuchern zuruft:

Verzehr' dein Frühstück mit Vergnügen,
Aber laß das Papier nicht liegen.

Wenn auch im strengen Sinn nicht zu Inschriften gehörend, möchte ich hier im Gegensatz zu der leider oft durch unerträgliches Benehmen des Publikums erst herausgeforderten „Ungastlichkeit" mancher Parkbesitzer nicht den Anschlag des alten — 1907 verstorbenen — guten früheren Ruppiner Landrats, Freiherrn von dem Knesebeck, auf Karwe am Ruppiner See übergehen, der am Eingangstore seines wundervollen Seeparkes angebracht ist.

Es heißt da in echt bürgerfreundlicher, liberaler Weise: Das Betreten dieses Parkes ist jeder anständigen Person erlaubt (die genauen sehr umfangreichen Stunden sind mir nicht mehr erinnerlich — nur Kinderwagen sind wie überall ausgeschlossen). Man bittet, in den Wegen zu bleiben uud das in den Koppeln weidende Vieh nicht zu stören. Preis dem wackern Vater seines Kreises!

Wie ich an der Ockershäuser Allee zu Marburg auf einem neueren Hausgiebel den Spruch fand:

Es wünsch' mir einer, was er will,
So geb' ihm Gott zweimal so viel —

so lautet es ähnlich, aber noch kräftiger in der Hohenstaufenstraße zu Schöneberg:

Gott gebe allen, die mich kennen,
Noch zehnmal mehr als sie mir gönnen.

Ein Gemütsmensch muß der Gastwirt zu Neubrück an der Havel (nahe Stolpe) sein; das schließe ich aus folgender Ankündigung über seinem Schenktisch:

Üb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an des Grabes Rand;
Ich gebe weder Flasche weg
Noch Gläser ohne Pfand.

Ebenfalls in der Havelgegend, wenn auch im Kreise Teltow, liegt das jetzt einsame Jagdhaus des Prinzen Friedrich Karl „Dreilinden." Aus seinen vielen, wuchtig in die Balken eingehauenen Weisheitssprüche teile ich folgende beiden mit:

Hin geht die Zeit, her kommt der Tod,
O Mensch, tu' recht und fürchte Gott.

Eine nette Ausbeute machte ich auch in dem Städtchen Bückow, das mit seinen von Klettenrosen umrankten kleinen Häuschen schon manchem Wanderer eine liebe Erinnerung geworden ist. An einem der ersten Häuser am Bahnhof stadtwärts fand ich auf den Giebel gemalt folgende teils kernige, teils gastfreundschaftliche Sprüche:

Wer Gott vertraut,
Solide baut
Und warten kann,
Der ist ein rechter deutscher Mann.

Gesegnet tritt ein,
Gesegnet geh' aus,
Denn Gottes, nicht mein
Ist Garten und Haus.

Aber auch eine Stätte guten Humors scheint die „Perle der märkischen Schweiz" zu sein, das schließe ich aus einer andern Inschrift, die ihren Platz am Gartengiebel des „Gasthofs zum Kronprinzen" hat. An eiserner Kette gleich einer mittelalterlichen Bibel im Kloster — hängt da zur Linken einer Holztafel ein derber fingerdicker Eisenkeil, ebenso angebracht zur Rechten ein Hammer, und mitten innen heißt es launig auf der Tafel:

Wer sich ein süßes Weib gefreit
Und lebt mit ihr in Einigkeit
Der soll allhier zum Lob der Frau'n
Mit starker Faust sei'n Namen hau'n.

Im Sommer 1907, als ich zweimal dort weilte, wies nur eine schwache Spur den Versuch eines einzigen zufriedenen Ehemannes auf. Sehr betrübend!

Wir sehen, daß, wenn auch nicht gerade überwältigend reich an Zahl, doch der Inhalt der märkischen Sprüche im allgemeinen recht vielseitig ist.

Mit dem aufrichtigem Wunsche, mich mit eingeschlossen, daß bald alle Mitglieder der Brandenburgia in die günstige Lage kommen möchten, ein eignes Landhäuschen erbauen und schmücken zu können, schließe ich, indem ich den, meiner Meinung nach, schönsten Vers von allen dargebotenen aufzeichne, mit welchem der Besitzer der „Villa Anna“ zu Zernsdorf seines Landhäuschens Stirnseite geschmückt hat:

„In froher Hoffnung ist dies Haus gebaut,
Ins Himmelsblau hab' bittend ich geschaut:
Herr, laß mich leben d'rin, daß ich noch hab'
Sehnsucht danach in meinem stillen Grab.“

Bemerkenswerte Inschriften von märkischen Friedhöfen.

Von **Reinhold Jülicher.**

Im Jahre 1906 veröffentlichte ich in der Brandenburgia einen Artikel: „Wanderungen über märkische Friedhöfe“. Diese Sammlungen von Grabschriften setzte ich seitdem fort und möchte nun, da der November ja bei beiden christlichen Bekenntnissen besonders dem Gedanken an die voraufgegangenen Lieben geweiht ist, zu diesen ernsten Tagen aus dem Ergebnis meiner Forschungen hierzu einen Beitrag liefern. Man erlaube mir, zwei Gruppen zu bilden: nach dem Alter der Denkmäler, denn ein größerer Unterschied in Inhalt und Form von Gedächtnisversen für die Toten ist kaum denkbar, als zwischen der Periode von etwa 1760 bis 1850 — und denen der letzten Jahrzehnte.

Ich beginne mit Denkmälern der ersteren Periode, und zwar besuchen wir zu diesem Zweck zuerst den eingegangenen Friedhof des schönen Kirchleins der Seestadt Teupitz. Da befindet sich an der Südseite der Kirche ein sehr gut erhaltenes Sandsteinepitaph (an der Außenwand befestigt), das 2 Bürgerwappen zeigt: links Eberkopf, rechts Pferd mit Stern über dem Rücken. Die Legende lautet:

„Hochedle und tugendbegabte Frau Margarete Westphal, Frau des Oberamtmanns W. zu Berlin, * 1688, verheiratet 1711, in dieser mit 5 Söhnen und 5 Töchtern gesegneten Ehe vergnügt gelebt, † 9. 12. 1725 selig im Herrn entschlafen. Einer gottesfürchtigen Christin, lieben Hauß-

frauen, Sorgfältigen Kindermutter und treuen Gehilfin in Lieb und Leid hat dieses Ehrengedächtnis aus schuldiger Pflicht setzen lassen obbenannter betrübter Wittwer."

Nahe dem Zaun an der Schulstraße steht auf selbigem Platz frei eine teilweis kannelierte Sandsteinsäule, die oben eine Topfurne trägt. Ihre Inschrift lautet: Denkmal des allhier in Teupitz verstorbenen Oberamtmanns Herrn Karl Ludwig Berlin. Er ist nicht mehr, der biedere, treue Gatte und Vater, zu früh für seine hinterlassene Wittwe und 7 unversorgte Kinder, endigte er seine Laufbahn in der Blüte seines 42. Lebensjahres am 19. Juny 1803.

Das dritte, gleichfalls auf längst eingesunkenem Hügel stehende Denkmal ist eine prismatische Säule auf gleichartigem Sockel, wiederum von einer Urne gekrönt. Eine Seite der Säule gibt folgende Personaldaten: Allhier ruhen die Gebeine des Kaufmanns und Servis-Rendanten, auch Kgl.-Ziesemeisters (Accise-Einnehmers) Herrn Wilhelm Gottgetreu zu Teupitz. Er war den 30. Januar 1735 geboren und verheiratete sich den 30. Mai 1761 mit Jungfrau Juliane Wilhelmine Bergemann, zeugte mit derselben 10 Kinder und starb den 1. Mai 1795, nachdem er sein Alter auf 60 Jahre 3 Monate und 8 Tage gebracht hatte. Entgegengesetzte Seite: Urne! Decke die dir anvertrauten Gebeine des verehrungswürdigen Mannes ungestört! Dein Amt war Gerechtigkeit, dein Vergnügen Wissenschaften, dein Umgang Freundschaft, dein Leben Tugend, dein früher Tod, ein sanfter Tod, für alle, die dich kannten, tausendfacher Tod.

Ein schöner Beweis von Dienertreue ist zu finden auf dem idyllisch am Rande eines Wäldchens gelegenen Kirchhof der Stadt Calau, wo auch der bekannte General-Oberst von Wittich seine letzte Ruhestätte gefunden hat.

Hier befindet sich, in dem nachgewachsenen Plänterwalde fast versteckt, ein wiederum mit einer Urne gekröntes Steindenkmal, dessen Inschrift vor längst verfallenem Grabe auf einer Seite lautet:

Rudolf Leopold von Loeben (* 2. 9. 1733, † 23. 10. 1800), Landes-Ober-Steuereinnehmer im Markgraftum Oberlausitz, dem frommen würdigen Greise, dem treuesten Diener des Staates, dem liebevollem Vater sein dankbarer Sohn.

Des Steins andere Seite aber ist die interessantere. Ihre Inschrift lautet: Hier ruht seinem geliebten Herrn zur Seite Christian Schmidt, * 7. 1. 1760, † 10. 11. 1800. Treu bis in den Tod folgte er dem im Tode, dem er sein Leben weihte.

Es wird erlaubt sein, zur Vervollständigung dieser Sammlung zwei Inschriften aus der behandelten Zeit mitzuteilen, deren erstere aus Goslar, die letzte aus dem netten braunschweigischen Städtchen Seesen a/H. stammt. Nahe dem Turm der alten St. Stephanskirche zu Goslar steht,

als letzter Rest des längst eingegangenen, sie früher umgebenden Totenhofs ein altes Denkmal, dessen Inschrift bis auf ein Wort ich noch lesen konnte (8. 8. 03):

. . . Königlich großbritannisch und fürstlich braunschweigischer Kommunions-Oberförster (wegen der Harzbergwerke) Müller (u. Frau, geb. Freyenhagen; sie † 1818).

Ruhet sanft, vom Kampf des Schicksals müde,
Schlummert sanft zum bessern Leben hin,
Hei .... nun für Gruft und stiller Friede
Ström' auf Eure Ruhestätte hin.

Von ganz anderer Art ist die Seesener Grabschrift, der ich noch eine ganze Reihe anderer, ebenso bemerkenswerter Inschriften mitteilen könnte.

Es heißt da auf einem Denkmal:

Hier ruht die irdische Hülle des Partikuliers J. E. Boerwork. Er war geboren 25. 12. 1778 zu Vogelbeck bei Nordheim, und starb 11. 2. 1838 an den Folgen eines unglücklichen Schusses auf der Jagd, nachdem er 38 Jahre fern von seinem Vaterlande manchen Gefahren glücklich entgangen war und die letzten 8 Jahre in unserm Kreise glücklich verlebte.

Wenn ich mich nun zu den Grabschriften neuerer Zeit wende, so beginne ich mit einigen Beispielen solcher aus den schönen sauberen Dörfern des Ost-Havellandes. Da heißt es auf dem Friedhof von Falkenhagen (b/Seegefeld):

Wir sind auf immer nicht getrennt,
Gott, der die Seinen alle kennt,
Wird wieder uns vereinen.

Zweimal fand ich auf dem Friedhof des kleinen stillen Dörfchens Zeestow, nahe der Moosbruchheide, den schönen Vers:

Ich ging zur Heimat ohne Abschiedsworte,
Der Vater rief, ich mußte eilends geh'n,
Doch seid getrost, an einem bessern Orte
Da werden wir uns wiederseh'n.

Ganz besonders rührend erscheint mir die leise Klage der Eltern eines im zarten Alter von fünf Monaten verstorbenen Knäbleins auf dem Totenhof zu Wustermark, wo wir lesen:

Wir freuten uns, dich zu erzieh'n
Und sah'n dich, ach, so schnell verblüh'n.

Eine reiche Zahl schöner Grabsprüche konnte ich aus dem Spreewald heimtragen. So hat mir in diesem Jahre besonders die Stadt Lübbenau, welche ja die umliegenden Dörfer Lehde, Leipe, Boblitz und Stennewitz usw. auf ihrem Friedhof zu Gaste hat, verschiedenes Material geliefert.

Ich teile aus der großen Zahl nur die eigenartigsten Sprüche und Verse mit; sie zeichnen sich vor den sehr uniformen Inschriften der Großstadt vorteilhaft aus, weil sie fast ausnahmslos vom Ortslehrer oder -Prediger verfaßt werden. So heißt es recht glaubenskräftig an einem Grabe:

Niemand meinen Tod beweinen soll,
Ich bin bei Gott, und mir ist wohl.

Einem jungen Mädchen wird nachgerufen:

In des Jugendlebens schönster Blüte
Brach dein Herz voll Freundlichkeit und Güte,
Engel trugen dich zu lichten Höh'n;
Uns umrauscht des Schmerzes Trauerflügel,
Doch um deinen stillen Totenhügel
Grünt der Hoffnung Palme: Wiederseh'n. —

Ebendort klagen die Eltern eines 10jährigen Mädchens:

Sie hat ihr weiches Bettlein,
Das sie so sanft verbarg,
Vertauscht mit hartem Brettlein,
Mit engem, engem Sarg.
Die Mutter will nicht weichen,
Sie küßt den kalten Mund,
Doch ihre Tränen reichen
Nicht mehr zum Herzensgrund.

Schon älter war das Kind, dem die Eltern diese Worte weihen:

Die Stütze brach, die einz'ge Tochter,
Die Hoffnung ruht im Grabe schon.

Einer älteren Person gelten die folgenden Verse:

Aus der Blüte der Jahre,
Der Fülle der Kraft,
Hat der Tod, Gottes Bote,
Dich hingerafft.
Verwelkt ist die Blume,
Die Blüte fiel ab,
Es entsank deinen Händen
Der Wanderstab.
Es entschwand unserm Hause
Der Sonnenschein,
Es sollte so früh, ach! geschieden sein.

Eigenartig klingt folgender Nachruf:

Es zogen Todeswetter
Durch unsre Heimatflur,
Wir suchten bang den Retter
Bei eurer Todesspur.

Doch er ließ sich nicht schauen,
Wie ängstlich wir gespäht,
Euch faßt des Todes Grauen,
Wir haben nichts erfleht.

Eine Mahnung an den Leser der Inschrift, wie besonders im 16. und 17. Jahrh. üblich. Sta, viator (Stehe, Wanderer)! in neuerer Form enthält der Spruch:

Sanft und ruhig war sein Leben,
Sanft und ruhig schlief er ein;
Möchte doch ein jeder streben,
Ihm in beidem gleich zu sein.

In bedeutend verkürzter Form bringe ich hier den Nachruf an einen 27jährigen Junggesellen aus Lehde:

Zur Erde noch nicht reif, doch reif zu jenen Freuden,
Stirbt er, der Eltern liebster Sohn;
Der Erde liefert er den Leib nach kurzen Leiden,
Und seinen Geist vor Gottes Thron.
Zu früh entschlummert er, der Abend seines Lebens
Erscheint euch Eltern allzu früh,
Mit Seufzen ruft ihr ihn, jedoch ihr ruft vergebens,
Denn eure Stimme hört er nie.
Doch wenn in Einsamkeit
Ich oft nach ihm mich sehne,
Besuch' ich wehmutsvoll sein Grab
Und streue Rosen, und weine noch eine Träne
Zu seinem stillen Grab hinab.

Ein kleines Halbstündchen von Lübbenau entfernt liegt das als Kirchdorf schon 964 urkundlich bezeugte, mit dem Nachbardorf Kleeden fast zusammengewachsene Dorf Zerkwitz, dessen Kirche einen uralten romanischen Taufstein noch heute im Gebrauch hat. Hier fand ich auf dem Grabstein eines 10jährigen Mädchens die schönen Worte:

Das kleine Herz hört auf zu pochen,
Die Lilie ist abgebrochen,
Und selig droben eingesenkt —
Empor, empor auf Engelsflügeln
Zu Zions heil'gen Blumenhügeln
Wo Jesus sie auf ewig tränkt.

Von demselben Orte teile ich noch mit:

Ewig wird die Nacht nicht dauern,
Ewig dieser Schlummer nicht,
Hinter deines Grabes Schauern
Dämmert dir ein neues Licht.

Aber bis das Licht dir funkle,
Bis der junge Tag erwacht,
Decke ruhig doch die dunkle,
Stille, kühle Schlummernacht.

Schön lautet dort auch dieser Spruch:

Herzen bleiben ungeschieden,
Liebe läßt von Liebe nicht,
Weiche, stiller Gottesfrieden,
Weich' von dieser Ruhstatt nicht.
Gib, Herr Christus, was wir flehen,
Gib aus Gnaden Wiedersehen.

Einer 79jährigen Greisin rufen auf dem neuen Friedhof zu Saßleben bei Calau die Hinterbliebenen nach:

Du hast mit Gott in deinen Tagen
Des Lebens Last und Müh' getragen;
Nun aber ruft dir Christus zu:
Komm her zu mir, bei mir ist Ruh'.

Ebendort klagt ein Gatte über den Verlust seiner Frau:

Meines Lebens höchste Freude,
Teure Gattin starb mit dir,
Stehe jetzt in tiefstem Leide,
Einsam traure ich allhier,
Bis wir einst in sel'gen Höhen
Bei dem Herrn uns wiedersehen.

Noch einmal kehren wir auf den Friedhof von Lübbenau zurück, wo dem verstorbenem Vater die Kinder nachrufen:

Nach des Lebens Sorgen
Lacht ein gold'ner Morgen,
Dir, o Vater nun.
Nach dem Kampf hienieden
Lacht ein ew'ger Frieden,
Wo die Sel'gen ruh'n.

Um mit Lübbenau zu schließen, folge hier noch die umfangreiche Trauerklage einer hinterlassenen Witwe mit folgendem Wortlaut:

Dies Plätzchen ward zur Ruhe dir gegeben,
Und ohne dich, ach, weil ich einsam nun,
An deiner Seite war mir's wohl im Leben,
Hier sollen einst auch meine Reste ruh'n.
Du schiedst von mir, und ich, ich soll nicht klagen?
Dein treuer Rat, dein Beistand fehlet mir;
Ach! weinend sehn' ich mich so oft nach dir;
Wer hilft mir nun die Last des Lebens tragen?
(Dem besten Gatten aus Liebe geweiht.)

Für neuere Beiträge kehren wir nochmals auf den schon besuchten Friedhof zu Calau zurück; wo wir vom Kreuz eines verstorbenen Kreis-Sekretärs a. D. den Vers Hiob 16, 22 verzeichnen: „Die bestimmten Jahre sind dahin, und ich gehe des Weges, den ich nicht wiederkommen werde."

Seiner mehrere Jahre vor ihm verstorbenen Frau hat er die Worte auf das Denkmal gesetzt:

Glücklich, glücklich nenn' ich den,
Dem des Daseins letzte Stunde
Schlägt in seiner Kinder Mitte;
Solches Scheiden heißt nicht sterben,
Denn er lebt im Angedenken,
Lebt in seiner Kinder Mitte,
Lebt in seiner Enkel Mund.

Einer andern Mutter rufen ihre Kinder nach:

Ach zu früh nach unserm Wissen
Brach der Tod dein Leben ab;
O so nimm zum Sterbekissen
Treue Liebe mit ins Grab.

Auf mit christlichem Sinn getragene Lebensprüfungen lassen die Worte auf eines Bäckermeisters Grabmal schließen, wo der Tote selbst redet:

So vieles litt ich einst,
Das mir so schwer gedeucht,
Doch ohne dieses Leid,
Wo wär' ich jetzt vielleicht?

Die Auferstehung glaubt jene Frau schon in nächster Zukunft — nach ihrem Grabverse:

Es wird nicht zu lange währen,
Denn die Zeichen deuten drauf,
Daß man wird die Stimme hören:
Ihr Verstorb'nen, stehet auf!

Feste Wiedersehenshoffnung tönt aus dieser Strophe:

Die Hoffnung täuscht den Edlen nicht,
Es seh'n sich dort im höheren Licht,
Die hier sich liebten, wieder
Im Engelchor der Brüder.

Die gleiche frohe Hoffnung klingt aus den einem mit 23 Jahren verstorbenen Lehrer gewidmeten Zeilen:

Hoffnungsvolle Blüte, du wardst gebrochen, doch deine Frucht reift in einer besseren Welt.

Wir treten durch das schöne Tor, das aus dem „Hain“ bei Lübben auf den Friedhof führt, mit der sinnigen Aufschrift: „Eingang zur Ruhe“ und treffen dort nebeneinander ruhen: Mutter und Sohn.

Amalie Arndt, geborene von Leyser, † 1803.

Sie hat den schönen Spruch erwählt: Ev. Joh. 17, 24: „Vater, ich will, daß wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast.“ — 33 Jahre hat sie betrauern müssen den Sohn: Bruno Arndt, Kgl. Preuß. Leutnant im 2. Garde-Regt. zu Fuß, zu Lübben * 15. 4. 1847, gefallen in der Siegesschlacht vor Metz 18. August 1870. Sie widmete dem jungen Vaterlandskämpfer diese Strophe:

Gekämpft hast du als mut'ger Krieger,
Zum Himmel voll Vertrau'n geschaut,
Drum hat dir Gott als treuer Sieger
Die ew'ge Heimat aufgebaut.

Fast ebenso jung noch war die gleichfalls dort begrabene (* 1831, † 1855) Klotilde Charlotte, Tochter des Majors a. D. von Rotberg, von der die Eltern auf dem Grabkreuz bezeugen:

Dein Leben gab uns Glück und Freude,
Dein Tod den höchsten Schmerz.

Ihrem Vater rief man nach:

Durch Todesschlummer
Ziehest du zum Frieden ein;
Einst wird nach Trennungskummer
Uns Wiederseh'n erfreu'n.

Hier ist nun noch für die erste Spruchgruppe nachzuholen die Inschrift an einem sarkophagartigen Denkmal aus der Zeit um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts, es steht an dem alten Hospitalkirchlein am Haintor zu Lübben und trägt die (etwas gekürzte) Inschrift: Die Fackel des Erdenlichts senkt der Genius, doch am Strahl des ewigen Lichts entzündet er sie wieder.

Zum Schluß noch 2 Inschriften von dem die Kirche noch umgebenden kleinen Friedhof des großen Dorfes Schlepzig am Unterspreewald.

Da heißt es auf einem Kreuz:

Schlumm're sanft von der Erde Mühen
Zum frohen Erwachen.

Und auf dem Denkmal einer 18jährigen Jungfrau:

In dem Blütenschmuck der Jahre
Starbst du, o geliebtes Herz,
Eltern weinen an der Bahre
Und die Schwester ist voll Schmerz.

Der Verwandten tiefes Wehe
Sucht umsonst hienieden dich;
Herr, dein Wille, der geschehe,
Er ist immer väterlich.

Bücherbesprechungen.

Altmärkischer Sagenschatz, gesammelt vom Lehrerverband der Altmark. Beiträge zur Volks- und Heimatkunde der Altmark. Bd. II. Leipzig und Berlin. Verlag von Julius Klinkhardt. 3,20 M. bz. 3,80 M.

Die Sammlung umfaßt 344 Nummern und ist in dreizehn Abteilungen geteilt, die mit den Göttern und dem Teufel beginnen, über die Helden zu den Burgen, Schlössern, Klöstern, den Fluren, Glocken, Mordkreuzen, Gräbern und den Schätzen bis zu den Kobolden und Hexen hinabsteigen. Ein Teil der Sagen ist gedruckten Quellen entnommen, und der Rest ist neue Ernte Die Kunst des Vortrages spielt bei solchen Geschichten die erste Rolle, und es kann gesagt werden, daß der schlichte Ton des Volkes bei allen sehr gut gewahrt worden ist. Möge das Buch auch diesseits der Elbe sich Freunde erwerben, denn Landschaft, Schicksal und z. T. auch die Geschlechter sind die nämlichen seit alters. Zache.

Das Dorf Schlalach (Kr. Zauch-Belzig), seine Büdner und ihre landwirtschaftlichen Verhältnisse von Konrad Kehre, Leipzig, Verlag von Duncker und Humblot 1908. 150 S. 8 Karten. 5 M.

Das Dorf liegt 7 km nördlich von Treuenbrietzen, schon in der Nieplitz-Niederung. Der Verfasser behandelt sehr ausführlich die Entwicklung des Dorfes von der Gründung an, besonders aber nach der wirtschaftpolitischen Seite hin. Das Buch ist eine wissenschaftliche Dorfchronik im besten Sinne, in der das Material mit größter Sorgfalt und Strenge verarbeitet ist. Zahlreiche Tabellen und 8 Karten gewähren eine leichte Übersicht und in einem besonderen Anhange werden die Details zu diesen Tabellen gebracht. Den größten Teil nimmt natürlich die Darstellung der modernen Wirtschaft ein, und wenn auch der Schwerpunkt auf die Büdner gelegt wird, so werden doch die Bauern und die Kossäten zum Vergleich mit herangezogen. Die Zunahme der Büdner beweist, daß die Liebe zum Landleben in unserem Volke nicht erloschen ist, und daß die Beschäftigung mit Acker und Vieh noch viele Freunde findet. Das interessanteste wirtschaftliche Problem, das sich aus dem Buche ergibt, ist die Bewertung der Viehhaltung, insbesondere wegen der Milchproduktion, die hier in der bruchigen Landschaft durch die Wiesenwirtschaft bedingt ist. Jeder der mit ländlichen Verhältnissen vertraut ist, wird dem Buche viele Anregung und Belehrung entnehmen.

Zache.

Inhalt des XVII. Jahrganges 1908/09.

A. Aufsätze und Vorträge. Seite

Albrecht, Dr. G.: Kinderlieder aus der Zauche 228
Blumberg, Oskar: Überreste gotischer Schnitzaltäre in den Kirchen des Kreises Oberbarnim 312
Boehmer, Dr. phil.: Eine denkwürdige Lutherinschrift auf Burg Rabenstein 280
— Der Rabenstein und seine Geschichte 286
Bötticher: Neuruppinische Leichenpredigten 534
Friedel: Über die Notwendigkeit einer persönlichen Volkskunde 225
„ Über die Stadtfarben und die Flagge Berlins . . . 569
Grabow: Was bedeutet der Name Berlin? 435
Jülicher: Neue Sprüche 578
„ Inschriften auf märkischen Friedhöfen 585
Lemke, E.: Die rote Farbe 193
Mielke, Robert: Das alte und das neue Potsdam 1
„ „ Schimpf- und Scheltworte 249
Paech, Dr. F.: Lehnin, ein Gedenkblatt zum 24. Juni 1907 . 301
Regling, Dr.: Vorläufer unseres Geldes 66
Samter, Dr. M: Märkische Seen in Areal und Maximaltiefe . 422
Waare, Karl: Neue Funde am Burgwall von Wildberg . . . 330
Weineck, Dr. F.: Johannisfeuer 247
„ „ „ Pfingstgebräuche in den Altenburger Holzlanden 246
Wienecke, F.: Sagen aus dem Dorfe Lögow bei Wildberg . 238
„ „ Lebenssprüche aus der Grafschaft Ruppin . . 241
„ „ Beiträge zum Berliner Schulwesen 330
Wilke, Karl: Eene Purte dun 273
Wölkerling: Lausitzer Hochzeitsgebräuche 575
Schulenburg, W. v.: Die Leiper Steine und der liebe Herrgott als kleiner Junge 244

B. Bücherschau.

Seite

Altmärkischer Sagenschatz 593
Bericht der Zentralkommission für wissenschaftl. Landeskunde 43
Giertz, Alex: Chronik der Gemeinde Weißensee 61
Kehre, Konrad: Das Dorf Schlalach 593
Klaatsch: Die Steinwerkzeuge der Australier und Tasmanier . 85
Meerwarth: Lebensbilder aus der Tierwelt 84
Penck, Dr. A.: Das Alter des Menschen 85
Schulz: Naturstudien 84
Spangenberg: Hof- u. Zentralverwaltung d. Provinz Brandenburg 130
Steffens, Wilh.: Hardenberg und die ständische Opposition 1810—11 129
Wahnschaffe: Die Oberflächengestaltung der Norddeutschen Tiefebene 566

C. Abbildungen.

Altberlinische Prospekte . . . . . 479—480
Alt-Landsberg, Stadtkirche . . . . . 485—486
„ Strausberger Tor 488
„ Eiche 488
Alter Pflug 142
Älteste Menschenspuren 56
Berliner Westhafen 496
Chorin, Kloster . . . . . 507—509
Funde vom Burgwall bei Wildberg 448
Germanisches Wohnhaus 94
Gotische Schnitzaltäre . . . . . 314—320
Kanzelstein 105
Karte der Provinz Brandenburg 424
Lehnin, Kloster . . . . . 305—311
Märkisches Provinzial-Museum 169
Näpfchenstein 104
Neuensund 95
Ofenplatten aus Schloß Grunewald 127
Potsdam . . . . . 1—26
Stegen, Johanna, Denkmal 99

D. Register.

Adler, Geh. Ober-Baurat 460.
Affenmensch von Trinil 467.
Ägypten und Syrien, Fundstücke 54.
Albrecht, Dr. Gustav 97, 228.
Allgemeines 39, 81, 97, 116, 457.
Altertümer, Schutz der 477.
Alt-Landsberg, Wanderfahrt 482.
„ Kirchenglocken 489.
Andreas Realgymnasium 533.
Anno 1806 217.
Anthropophytheia 272.
Arbeitgeber und Arbeitnehmer 95.
Archiv für Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg 530.
Arendts, Hermann 117.
Ascherson, Geh. Reg.-Rat 85.
Asselmann, Pastor 162.
Aufruf 26.

Aus der Heimat 624.
Ausschußwahl 98.

Baschin, Dr. 76.
Baumchronik, eine 269.
Bauopfer, ein 408.
Bauwich und Weichbild 324.
Berdrow, Hermann 465.
Berlin, Gemeindeverwaltung 525.
„ Name 435.
Berliners, Lebensalter des 85.
Bildliches 64, 96, 104, 130, 478, 534.
Birke und Weide 275.
Bismarckbild 104.
Bismarck und die Stadt Brandenburg 476.
Blankenhorn, Prof. Dr. 54.
Blumberg, Oskar 312.
Böhl, Wilhelm 489.
Böhmer, Pastor 95, 280.
Börgsdorf und Birkenwerder 409.
Bötticher, Arno 535.
Bolle, Dr. Carl 473.
Brandenburg, Geschichte der Mark 129.
„ Hof- und Zentralverwaltung 130.
Brautgürteltuch 130.
Brendicke, Dr. 96.
Brennabor, Männergesangverein 128.
Breslich, Prof. Dr. 190.
Briefmarkensammler 96.
Brögger, A. W. 118.
Brusina, Spiridon Prof. 462.
Bücher, Desinfektion der 125.
Bücherverzeichnis, Charlottenburg 525.
Butternde Hunde 322.
Buttmann, Frau Dr. 83.

Cervinka, Mus. Kons. 95.
Chorin, Kloster 405.
Conwentz, Prof. Dr. 39, 82, 530.
„ Naturdenkmalspflege 465.
Credner, Prof. Dr. Rudolf 460.

Dahl, Prof. Dr. 52, 102, 470.
Danzig, Prov. Mus. 82.
Dassel, Major v. 462.
Deutsch-Wilmersdorf 527.
Dialektsprache 27, 28.
Diebesopfer 456.
Dinse, Dr. 76.
Dorothea, Kurfürstin 416.
Dönitz, Geh. Med.-Rat Dr. W. 462.
Dreißig Taler als Redensart 408.
Dürer-Fest vor 80 Jahren 108.

Eckstein, Prof. Dr. 473, 505.
Eene Purte dun 273.
Elektrizitäts-Werke, Berliner 84, 85, 102, 125, 473, 530.
Erbrecht, altdeutsches 327.
Esplanade-Hotel 481.

Farbe, die rote 193.
Faselschweine und Fresser 324.
Fastnachtssemmel 217.
Feigenbäume im Freien 328.
Feuerbestattung 475.
Fiebelkorn, Dr. 494.
Finkenkrug 106, 145.
Fischer, Stadtschulrat 28.
Fischer, Prof. Dr. 161.
Fischereiverhältnisse 473.
Förster, August 108.
Fordermeister 223.
Fontane-Denkmal 42.
Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde 526.
Frankfurt a. O., Naturw. Verein 116.
Frauenerwerb, Verein für 409.
Friedel, Geh. Reg.-Rat 34, 39, 72, 76, 81, 97, 116, 126, 145, 158, 169, 220, 223, 225, 260, 264, 271, 321, 322, 324, 409, 416, 457, 481, 497, 509, 511, 569.
Friedhöfe, Inschriften 585.
Friedrich der Große 8, 370, 383.
Friedrichshain, Ausschmückung 533.
Friedrich Wilhelm I. 5, 352
„ „ II. 362.
„ „ III. 417.
„ „ IV. 23, 350.
Fundstätten, vorgesch. 144.

Galland, Prof. Dr. 108.
Garnisonkirche, Brand der 102.

Garnisonschulen, die Berliner 330.
Gebäck, volkstümliches 66.
Gedenktafeln 218.
Geld, Vorläufer unseres 66.
George, Frau Berta 120, 413.
Gericke, Kantor 493.
Geschäftsberichte 98.
Geschiebe in der Mark 481.
Giertz, Alexander, Pastor 61, 483.
Giftpilze 413.
Gizycki, Prof. Dr. P. 101.
Goeke, Prov. Kons. 101.
Golm, hoher 503.
Graabschsteine 222.
Grabow, Dr. 435.
Grab im Bücherladen 219.
Grandke, Dr., Syndikus 97.
Großschiffahrtsweg Berlin-Stettin 321.
Größler, Prof. Dr. H. 91.
Grunewald, Ausflug nach dem 71.
„ , Jagdschloß 126, 322.
Grunewaldkommission 81, 100.

Hahn, Prof. Dr. 43.
„ Karl, Rektor 342.
Hahne, Dr. 55.
Hake, v., Oberst 345.
Handtmann, E., P. e. 455.
Handwerksburschen, märkische 264.
Hardenberg und die ständische Opposition 129.
Hartmann, Tabaksfabrikant 419.
Hase, Der dreibeinige 407.
Hasselkampf, Otto, Photograph 96, 461.
Heerwurm, Der 84, 224.
Heiligengrabe, Sammlung 458.
Heimatmuseum in Dresden 408.
Heimatschutz 42.
Helmsdorfer Fürstengrab 91.
Hermann, Adolf, Ingenieur 461.
Herzberg, v., Minister 365.
Hirschberg, Amtsgerichtsrat 505.
Hirsefund aus der Steinzeit 322.
Hochdeutsch 26.
Hochzeitsgebräuche, Lausitzer 575.
Höhenbestimmung innerhalb Berlins 322.
Holleck-Weithmann, Maler 534.
Hoppe, Schulze 407.
Hünin, neumärkische 263.
Hungerbrot 501.
Hygienisches Untersuchungsamt 33.

Invalidenhaus, Schule des 383.

Jäckedanz 79.
Jaeckel, Prof. Dr. 90.
Johannisfeuer 247.
Johannisstift 497.
Jülicher, R., Schriftsteller 188, 214, 268, 578, 585.

Kanzelstein, Der 105.
Karbe, Dr. Direktor 145.
Karpathen, Halbmonatsschrift 532.
Kavel, Paul, Hofbaurat 126.
Kiekebusch, Dr. Albert 531.
Kietze, Die, und ihre Bedeutung 270.
Kinderlieder aus der Zauche 228.
Kirms, Dr., Pfarrer 102.
Klaatsch, Prof. Dr. 59, 85.
Knauer, Hermann 64, 106, 481.
Kochbüchlein für Jäger 101.
Kochhann, Eduard 534.
Körner, Franz, Grubenbesitzer 83.
Königs-Wusterhausen 126.
Krähen und Pferdehufe 452.
„ als Fischräuber 261, 453.
„ , Spielzeug der 453.
Krause, Prof. Dr. Aurel 82.
„ Max, Komm.-Rat 95.
Krustaceen, neue 85.
Kühnlein, Architekt 29, 186, 220, 271, 480.
Kuhstall, Wirtshaus 271.
Kulturgeschichtliches 61, 102, 126, 474, 530.
Kunstdeputation, städtische 532.
Kunst, primitive 123.
Kunstfeinde, gegen 272.
Kurfürst, d. Gr. 4.

Lackowitz, Gustav 97, 133, 534.
Landeskunde, wissenschaftliche 43.

Lausitzer Hauskalender 476.
Lebensbilder aus der Tierwelt 84.
Lebenssprüche aus der Grafschaft Ruppin 241.
Lehnin, ein Gedenkblatt 301.
Leichenpredigten, neuruppinische 535.
Leichensammelstelle 475.
Leinöl 263.
Leipziger Steine, die 244.
Leistikow, Walter, Maler 464.
Lemke, Elisabeth 66, 193.
Lessing, Direktor des Kunstgewerbe-Museums 83.
Lissauer, Dr. Ahrabam 527.
Lobeck, Sanitätsrat 419.
Löbchau, die Herrschaft 326.
Lögow bei Wildberg, Sagen 238.
Lübben und Schlepzig, Wanderfahrt 158.
Lüdicke, Bibliothekar 106.

Märkisches Museum 130, 169.
Mammutfund in Nordsibirien 469.
Mammutreste des Odertales 120.
Meereskunde, Museum für 76.
Mehring, Feldprediger 376.
Mende, Taschenatlas 125.
Menschen, Alter des 85.
Menschenspuren, älteste 56.
Meyeriade 473.
Mielke, Robert 1, 42, 113, 249.
Mistelbaum b. Forsthaus Bredow 141.
Möbius, Dr. Carl 101.
Möllendorf, General v. 335.
Monke, O., Rektor 80, 81, 84, 106, 130, 146, 168, 186, 222, 264, 270, 415, 419, 456, 492.
Mückenplage in Groß-Berlin 50.
Mulm, Olm 451.
Mulmig? 223.
Mulnier, Johannes, Schriftsteller 481.
Mummenstecher 328.

Nachtmähre 215.
Näpfchen und Näpfchensteine 105, 273, 466.
Naturdenkmäler, Erhaltung d. 41, 529.
Naturgeschichte und Technik 49, 84, 102, 117, 465, 529.
Naturkunden 84, 124.
Naturpflege 39.
Naturwissenschaftl. Unterricht 119.
Neue Kirche, 200jährg. Jubil. 102.
Neuensund, Kr. Prenzlau 64.
Nicht die Bohne 455.
Nickel, Prof. Dr. 120, 466.
Niederlausitzer Gesellschaft 458.
Niendorf, Pastor und Dichter 133.
Niphargus aquilex 85.
Noël, Major z. D. 98.
Nolte, Oberkonsistorialrat 343.
Norwegen, neolithische Funde aus 118.

Oderhandel, Geschichte des 266.
Ofenplatten, gußeiserne 126.
Oppert, Prof. Dr. 82.

Paech, Dr. jur. Fritz 301.
Paläolithische u. neolithische Funde 54.
Passage-Kaufhaus 525.
Patenpfennig 223.
Penck, Geh. Reg. Rat 59, 85.
Persönliches 49, 101, 117, 460, 527.
Petri, Dr. F. 128.
Pfingstbräuche 246.
Philister, der Name 326.
Pflug, plattdeutsche Benennungen 142.
Pfuhl, v., Generalleutnant 363.
Philipps, Pastor 497.
Pichelswerder 81, 185.
Pilze, Zubereitung 120.
Pithecanthropos erectus 55.
Plack, Emil, Ingenieur 71, 76, 78.
Plumber und Plomber 323.
Pniower, Prof. Dr. 42.
Posse, Dr. O. 96.
Potsdam 1, 103, 113.
Pritzstabel, der, zu Spandowe 259.
Proskauer, Geh.-Rat 34.
Pütten, Teerofen 264.
Pütz, W. 186.

Rabenstein, Lutherinschrift 280.
„ Geschichte 286.

Rackwitz-Pichelsdorf 186.
Rademacher, Gerichtsassessor 104.
„ Rektor 493.
Raphia-Stickerei 49.
Rechnei? 324.
Recke, Oberpfarrer 259.
Regimentsschulen, Berliner 352.
Regling, Dr. Curt 66.
Reichhelm, Zahnarzt 82.
Reinhardt, Prof. Dr., Geh. Reg.-R. 49.
Rheinsberg, aus 220.
Richter, Prof. Dr. 160.
Rietwurm, der 216.
Rochow von, Pädagoge 239.
Rödiger, Prof. Dr. M. 463.
Römerschanze 474.
Römische und germanische Kultur 531.
Rönnebeck, E., Schatzmeister 112.
Ruhmann, Dr. 117.
Rutot, August 56, 119.

Sahler, Léon 61.
Samter, Dr. M. 422.
Sauerkohl oder Sauerkraut 61.
Schall, Lehrer 341.
Schatzmeister, Bericht des 110.
Schiedlo, verschwundenes Dorf 262.
Schimpf- und Scheltworte 249.
Schleifsegen und Rillenschliffe 276.
Schlieben, Graf v. 409.
„ Gräfin v. 101.
Schmoller, Geh. Reg.-Rat 463.
Schmidt, Rektor 409, 505.
Schnitzaltäre, gotische 312.
Schönow, aus 270.
Schönwalde, aus 222.
Schuchhardt, Prof. Dr. 474.
Schuckmann, v. 345.
Schulenburg, W. v. 144, 216, 244, 262, 453, 504.
Schwedt a. Oder, Wanderfahrt 415.
Schweinfurth, Prof. Dr. 55.
Seelmann, Prof. Dr. 28.
Seen, märkische 422.
Sibiriens Vergletscherung 325.
Siegel der deutschen Kaiser 96.
Soldatenkinderschulen 329.
Solger, Dr. Friedrich 58, 71, 119, 186, 481.
Sorau, Sammlungen 458.
Spangenberg, Hans 130.
Spanheimgesellschaft in Berlin 128.
Speisepilze 414.
Spinnen und Weben 326.
Sprüche, märkische 578.
Stadtfarben von Berlin 569.
Stadthaus, neues 533.
Städtische Säle, Benutzung 272.
Stechmückenplage 470.
Steffens, Dr. Wilh. 129.
Stegen, Johanna 97, 98, 454.
Stein, gesprengter 106.
Steinwerkzeuge der Australier 85.
Stiegen 275.
Straube, geographisches Institut 463.
Strausberg, unterird. Gänge 449.
Stricker, Frau Klara 82.
Sylvesterbrauch in Berlin N. 221.

Tabakbau 419.
Tabak, märkischer 421.
Telge, Hofjuwelier 81.
Tiere, Sammeln und Konservieren 102.
Totenliste 82, 101.
Trott zu Solz, Oberpräsident 98, 528.
Trudelsteine 277.
Tschirch, Prof. Dr. 104.

Uhles, Frau Clara 101.
Uhrglocken von St. Nicolai in Spandau 29.

Velten, Wanderfahrt 493.
Verein Frauenerwerb (Erda) 523.
Versammlungen 33, 39, 71, 76, 81, 97, 113, 116, 145, 159, 169, 185, 409, 415, 457, 482, 493, 505, 511.
Verworn, Dr. Max 123.
Volksbibliothek, städt. 100.
Volksbildung, Gesellschaft für 81.
Volksglauben, märkischer 188, 214.
Volkslied in Österreich 522.
Volkskunde, persönliche 225, 522.

Volkskunde, Verein für 42, 103, 457, 511, 522.
Volkskunde, Sprichwörter 268.
„ Zeitschrift für 531.

Waase, Karl 446.
Wahnschaffe, Geh. Berg-Rat 566.
Waldeyer, Geh. Reg.-Rat 56.
Waldschutzverein 81.
Wandmalerei der jüngsten Diluvialzeit 468.
Weihnachtsbäume 222.
Weineck, Dr. F., Direktor 246.
Weißensee, Chronick 61.
Wienecke, Friedrich, Rektor 246, 330, 503.
Wildberg, Burgwall 446.
Wilhelms-Gymnasium 128.
Wilke, Karl 273, 420, 456.
Wiesickow, Rittergut 262.
Winterfeldt, v., Oberpräsident 40, 528.
Wippel, Rektor 337.
Witterungsverhältnisse 1907 117.
Wölkerling 575.
Wogkittel, Theodor, Hauptmann a. D. 101.
Wohlfahrtspflege, ländliche 47.
Wolfhard, Lehrer 341.

Zache, Prof. Dr. 568, 593.
Zehngraf, Kunstmaler 49.
Zimmermann, Pastor em. 116, 477.
Züllichau, Verein für Altertumskunde 459.
Zwölften-Gottheit 216.

Druckfehler-Berichtigungen.

Seite 49 Zeile 19 v. o. ließ Konchylien.
„ 58 „ 2 v. o. hinter verstärken ein Komma zu setzen.
„ 71 „ 14 v. u ließ Gendarmen.
„ 118 „ 16 v. o. ließ pullastra.
„ 119 „ 11 v. o. ließ néolithiques.
„ 119 „ 12 v. o. ließ Arbeiter.
„ 119 „ 20 v. o. ließ Furfooz.
„ 129 „ 18 v. u. ließ Freiherr.
„ 132 „ 5 v. u. ließ „oder“ statt „und“.
„ 140 „ 19 v. o. ließ „des“ statt „der“.
„ 237 „ 18 v. o. ließ anatomisch-ethnologischen.
„ 246 „ 15 v. o. ließ 25—30 m hohe statt meterhohe.
„ 277 „ 2 v. u. ließ Bekmann.
„ 324 „ 15 v. u. ließ undeutschen.
„ 326 „ 19 v. u. ließ hinter 1907: ab.
„ 467 „ 9 v. u. ließ mitteldiluvial.
„ 480 unterstes Bild: Blick vom Mühlendamm auf die Lange Brücke.
„ 492 Zeile 19 v. u. ließ Liebenden.

Touristenklub für die Mark Brandenburg • Berlin

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cüstriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.
Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstr. 14.

Universität Potsdam
Universitäts-
bibliothek
Inventarnr.
16003299

